DE GRUYTER

Deutsches Historisches Institut in Rom

QUELLEN UND FORSCHUNGEN AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

2014 · BAND 94

DE G

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/quellenundforsch94tbin

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken

S
3
d.94

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken

Herausgegeben vom
Deutschen Historischen Institut in Rom

2014 · Band 94

4/1/15
BA

DE GRUYTER

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

ISSN 0079-9068
e-ISSN 1865-8865

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2014 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
♾ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhaltsverzeichnis

Jahresbericht 2013 —— VII

Artikel

Thomas Szabó
Bemerkungen zum Schutz der *via publica* und zur Datierung des Pisaner *Constitutum usus* sowie des *Constitutum legis* im Yaler Kodex (12. Jh.) —— 3

Pietro Silanos
„In sede apostolica specula constituti". Procedure curiali per l'approvazione di regole e testi normativi all'alba del IV concilio lateranense —— 33

Jan L. de Jong
De Sepulcro Laurentii Vallae quid veri habeat. Tracing the Tomb Monument of Lorenzo Valla in St. John Lateran, Rome —— 94

Arnold Esch
Fernhandel und früher Protestantismus. Beobachtungen zur Frühgeschichte der lutherischen Gemeinde in Venedig —— 129

Cristina Ciccarelli
Miti di fondazione nelle storie cittadine abruzzesi: Sulmona, Lanciano e Chieti (secc. XVI–XVII) —— 142

Lucio Benedetti
***L'Iter Perusinum anno 1643* di Lukas Holste (Ms. Dresd. F. 191) —— 166**

Rotraud Becker
Die Neubesetzung der kaiserlichen Gesandtschaft in Rom im Jahr 1634. Italienische Fürsten als Gesandte des Heiligen Römischen Reiches —— 219

Massimo Carlo Giannini
Una carriera diplomatica barocca: Cesare Monti arcivescovo di Milano e agente della politica papale (1632–1650) —— 252

Heinz Duchhardt
„Römer" in Mainz. Ein Doppelporträt aus der Frühgeschichte der „neuen" Mainzer Universität —— 292

Gabriele Rigano
Jenseits von „schwarzer und weißer Legende". Eine Diskussion über Pius XII. und die Deportation der römischen Juden —— 311

Martin Baumeister
„Tiber alone ... remains of Rome". Städtischer Wandel, urbanistische Debatten und das Imaginäre der Stadt im Rom der Nachkriegszeit —— 338

Forum

Monica Cioli
A proposito di „Reconstructing the Universe": Guggenheim Museum, New York —— 371

Martin Bauch
Nuove forme di comunicazione per medievisti: Blog scientifici e social media. Annotazioni su un workshop svoltosi presso il DHI Roma —— 380

Tagungen des Instituts

A Europe of Courts, a Europe of Factions/Un'Europa delle corti, un'Europa delle fazioni —— 387

Inszenierte Erinnerung in Rom um 1600. Die Herausforderung des Mittelalters —— 396

Circolo Medievistico Romano 2013 —— 400

Anzeigen und Besprechungen —— 403

Deutsches Historisches Institut Rom

Jahresbericht 2013

Allgemeines
- 125 Jahre DHI Rom
- Traditionen und Profilbildung
- Personalia

Daueraufgaben und Forschung. Forschungsprojekte nach Epochen und Abteilungen

Wissenschaftliche Informationsverarbeitung

Veranstaltungen
- Wissenschaftliche Tagungen und Workshops
- Vortragsveranstaltungen

Publikationen
- Institut
- Institutsmitarbeiter/-innen

Vorträge, Lehre, Mitgliedschaften und Auszeichnungen der Institutsmitarbeiter/-innen

Kooperationen
- Zusammenarbeit innerhalb der Stiftung
- Weitere Kooperationen

Historische und Musikgeschichtliche Bibliothek

Historisches Archiv

Nachwuchsförderung: Praktika und Stipendien
- Haushalt, Drittmittel, Verwaltung
- Informations- und Kommunikationstechnologie

Personal und Gremien
- Personal und Institutsaufgaben
- Wissenschaftlicher Beirat
- Freundeskreis des DHI Rom

Allgemeines

125 Jahre DHI in Rom

2013 konnte das Deutsche Historische Institut in Rom den 125. Jahrestag seiner Gründung im Jahr 1888 sowie den 60. Jahrestag seiner Wiedereröffnung 1953 nach kriegsbedingter zehnjähriger Schließung begehen. Anlässlich des Festakts am 25. November 2013 wurden die Arbeit des Instituts in der historischen Forschung vom Mittelalter bis in die Zeitgeschichte, die Bedeutung der Musikgeschichtlichen Abteilung und die besondere Rolle des Instituts in den deutsch-italienischen Wissenschaftsbeziehungen unter anderem in einem Grußwort des Bundespräsidenten Joachim Gauck und in Grußadressen des Parlamentarischen Staatssekretärs im BMBF Thomas Rachel und des Präsidenten der Max Weber Stiftung Heinz Duchhardt gewürdigt. Der Präfekt des Vatikanischen Geheimarchivs, Bischof Sergio Pagano, betonte die über viele Jahrzehnte gepflegte enge Verbundenheit zwischen dem Institut und dem von ihm geleiteten Archiv, dessen Öffnung Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts den Anlass für die Einrichtung der zunächst „Preußische Historische Station“ genannten

Forschungseinrichtung gebildet hatte. Der Festvortrag des Kirchenhistorikers Hubert Wolf, dessen Forschungen eine starke Ausrichtung auf die Vatikanischen Archive aufweisen, diskutierte, ausgehend von den ersten großen Forschungsinitiativen der Preußischen Station im Bereich der Archiverschließung und der Editionen, Grundfragen der Arbeit von Historikern zwischen quellengestützter Empirie und den Herausforderungen aktueller theoretischer Debatten. Im Rahmen des Festakts wurde eine vom wissenschaftlichen Mitarbeiter Kai-Michael Sprenger kuratierte, reich bebilderte Ausstellung zur wechselvollen Geschichte des Instituts eröffnet.

Traditionen und Profilbildung

Das Jubiläum bot einen Anlass, aus dem Blick auf die Geschichte und die über einen langen Zeitraum gewachsenen Erfahrungen des Instituts heraus Fragen nach seinen traditionellen und aktuellen Aufgaben und Orientierungen zu stellen. Ausgehend von der frühen Ausrichtung auf die Grundlagenforschung, fällt bis heute im Rahmen der Arbeiten des Instituts Langzeitvorhaben mit Bezug auf das Vatikanische Archiv in Form von Repertorien und Editionen ein merkliches Gewicht zu, die es mit Projektforschung im Kontext aktueller Methodendebatten und Fragenhorizonte in möglichst enge fruchtbare Beziehungen zu setzen gilt. An seinem Standort Rom resp. Italien mit einer einmaligen Dichte und Qualität historischer Überlieferungen sowie einer unvergleichlichen Fülle historisch ausgerichteter internationaler Forschungsinstitutionen bietet das Institut als historisches und musikgeschichtliches „Mehrspartenhaus“ mit einem weiten Horizont vom frühen Mittelalter bis in die Zeitgeschichte, gegen alle Trends hoch arbeitsteiliger wissenschaftlicher Spezialisierung, einzigartige Perspektiven Epochen übergreifender, interdisziplinärer Forschung, die durch die Möglichkeiten internationaler Kooperationen, auch auf der Ebene der Partnerinstitute der Max Weber Stiftung, noch erweitert werden. Die Auseinandersetzung mit der langen Geschichte des Instituts, von der Gründung in der wilhelminischen Ära über die Zeit der Weltkriege und Diktaturen, die Wiedereröffnung im Zeichen des demokratischen Neubeginns und der Vorboten der europäischen Integration in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts bis hin zur aktuellen Krise des europäischen Konsenses, sensibilisiert auf besondere Weise für die Einbettung historischen Forschens in sich wandelnde politische Konstellationen und Interessenlagen. Dieser Umstand stellt eine der grundsätzlichen Herausforderungen dar, denen sich das Institut immer wieder von Neuem zu stellen hat. Hier ist auch auf die Mittlerfunktion zwischen der deutschen und italienischen Wissenschaftslandschaft zu verweisen, die das Institut über alle politischen Umbrüche und Wechselfälle hinweg übernommen hat und heutzutage, unter anderem durch eine verstärkte Einbindung und Förderung italienischer Wissenschaftler/-innen in seine Forschungsaktivitäten, ausübt.

Im breiten Spektrum von Themen und Fragestellungen der am Institut betriebenen Forschungen lassen sich bis heute einige länger gewachsene Traditionen und

Schwerpunkte erkennen: Dazu gehören etwa die italienische Regional- und Lokalgeschichte, besonders auch die stadtrömische Geschichte seit dem Mittelalter, die Rolle des Papsttums in den internationalen Beziehungen der frühen Neuzeit, die Geschichte von Faschismus und Zweitem Weltkrieg sowie die Geschichte des Musiktheaters des Barock und des 19. Jahrhunderts. Im Berichtszeitraum wurden die Bemühungen um eine verstärkte Profilbildung unter Beteiligung aller Wissenschaftler/-innen des Hauses deutlich intensiviert. Dazu dienten monatliche Besprechungen zur Koordinierung und Verständigung über laufende und geplante Forschungsaktivitäten. In zwei internen Seminaren in Subiaco und am DHI wurden unter anderem Schlüsseltexte der historischen Mittelmeerforschung und damit verbundene Theorie- und Methodenfragen besprochen sowie aktuelle Projekte von Mitarbeitern/-innen diskutiert. Die sich über mehrere Monate erstreckende Vorbereitung und Durchführung eines Relaunches der Instituts-Webseite durch eine Arbeitsgruppe in Kooperation mit einer Grafikagentur, eine Initiative, die verbunden war mit der Erarbeitung einer neuen Gestaltung des Corporate Design des DHI, dienten der besseren „Sichtbarkeit", der erhöhten Transparenz und Attraktivität des Webauftritts des Instituts und gaben zugleich auch wichtige Impulse für die innere Verständigung über die Selbstdarstellung des Hauses.

Als besondere Schwerpunkte wurden im abgelaufenen Jahr vor allem zwei Bereiche profiliert: Zum einen das Feld der Mittelmeerstudien, das sich im Thema des Seminars in Subiaco, des Jahresvortrags von Nikolas Jaspert im Rahmen der Beiratssitzung sowie in einer Veranstaltungsreihe der Musikabteilung mit dem Rahmenthema „Musik zwischen den Kulturen: der Mittelmeerraum" niederschlug. Der Institutsmitarbeiter Marco Di Branco repräsentiert den Schwerpunkt Mittelmeerforschung mit einem eigenen neuen Projekt sowie einem weiteren, in einer fortgeschrittenen Phase befindlichen Projekt zusammen mit Kordula Wolf und ist unter anderem zuständig für eine Fortentwicklung einschlägiger Aktivitäten wie z. B. eine deutsch-italienische Winterschool. Überschneidungen in Fragestellung und Ansatz hinsichtlich der Arbeit mit Raum- und Kulturkonzepten existieren zu einem weiteren Schwerpunkt im Bereich der europäischen Geschichte. Hier stand im Mittelpunkt ein auch in den Medien besonders beachteter internationaler Kongress zum europäischen Süden in der Nachkriegszeit, der durch die Debatten über einen vorgeblichen neu aufklaffenden europäischen Nord-Süd-Gegensatz Aktualität erhält. An die wissenschaftliche Öffentlichkeit Roms richtete sich eine Reihe von Vorträgen renommierter Fachvertreter, die jeweils von italienischen Kollegen kommentiert wurden: Heinz Schilling zu seiner großen neuen Luther-Biographie, Federico Finchelstein zum Faschismus als transatlantischem Phänomen und Michael Borgolte zu Möglichkeiten und Nutzen globalgeschichtlicher Perspektiven für die Geschichte des Mittelalters. Aufgrund der Epochen übergreifenden, interdisziplinären Fragestellung kam der von der Gastwissenschaftlerin Petra Schulte organisierten Tagung mit dem Titel „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive" besondere Bedeutung zu, deren Key Note Lecture von Ute Frevert zum Thema „Greed and avarice. Feelings about money"

ebenfalls ein weites Publikum ansprach. Aus dem Bereich von Aktivitäten im Rahmen von Kooperationen mit römischen Partnerinstituten sind insbesondere zwei größere interdisziplinär angelegte Tagungen mit starkem Rombezug in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Hertziana hervorzuheben: „Identität und Repräsentation: Die Nationalkirchen in Rom 1450–1650" und „Urbanistik in Rom während des faschistischen Ventennio". Weitere Perspektiven der Kooperation eröffnet das Projekt der seit Herbst 2013 am DHI tätigen Gastwissenschaftlerin Hannelore Putz über „Künstler, Agenten und Sammler in Rom, 1750–1850", die schon bald nach Beginn ihrer Forschungen am Institut zu einem Abendvortrag an der Hertziana im Rahmen einer Tagung zum Thema „Romkünstler im Ottocento. Konstellationsanalysen ästhetischer Praxis" eingeladen wurde. Einen Höhepunkt der Institutsaktivitäten mit Bezug auf die stadtrömische Öffentlichkeit bedeutete eine in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde Roms organisierte Tagung zu den aktuellen Forschungen über die Geschichte der von der deutschen Besatzungsmacht am 16. Oktober 1943 durchgeführten Razzia und die Massendeportationen römischer Juden nach Auschwitz, einem Schlüsseldatum der Shoah in Italien. Eine besondere Geste stellte der Besuch des Instituts von Seiten des römischen Oberrabbiners sowie des Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Roms während der Tagung dar, die in enger Verbindung zu den offiziellen Gedenkveranstaltungen zum 70. Jahrestag der Razzia stand.

Für den zentralen Aufgabenbereich des Instituts der Nachwuchsförderung sind neben dem umfangreichen Stipendienprogramm und den Projekten wissenschaftlicher Mitarbeiter/-innen besonders folgende Aktivitäten zu erwähnen, die ebenfalls zur verstärkten Vernetzung des Instituts mit deutschen und italienischen Universitäten beitragen sollten: der mit Beteiligung von Mitarbeitern/-innen und Stipendiaten/-innen des Hauses durchgeführte Abschlussworkshop des Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation" der Universität Frankfurt a. M., der Universität Innsbruck sowie mehrerer italienischer Universitäten; ein vom DAAD geförderter Workshop der musikgeschichtlichen Abteilung in Kooperation mit der Universität des Saarlandes und der Universität Roma Tre zum Thema „Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus. Deutsch-italienische Perspektiven" mit Studierenden aus Deutschland, Italien, Österreich und der Schweiz. Nach einer großen Auftakttagung des Jahres 2012 fand auch 2013 die nunmehr zweite Tagung des Verbandes der italienischen Deutschlandhistoriker im Bereich der Neuesten Geschichte SISCALT wieder am DHI statt, die der Historiographie zu Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert aus italienischer Sicht gewidmet war. Alle drei Veranstaltungen ermöglichten es, die intensiven Verbindungen des Instituts zur akademischen Welt des Gastlandes, insbesondere zum wissenschaftlichen Nachwuchs, weiter auszubauen und das in Italien gegenwärtig merklich anwachsende Interesse für Deutschland zu fördern. Eine Sondierung in den Archiven in Frankreich und Deutschland hat es Monica Cioli im Berichtsjahr ermöglicht, einen Antrag für ein zweijähriges Forschungsprojekt zum Thema „Der Futurismus und die Avantgarden im Europa der Zwanziger und Dreißiger Jahre: Italien, Frankreich und Deutschland" zu erstellen, das von der Gerda Henkel

Stiftung bewilligt wurde. 2014 und 2015 wird Frau Cioli als Post-Doc-Stipendiatin am DHI tätig sein.

Personalia

Unter den Veränderungen im Bereich des Institutspersonals ist besonders zu nennen die Übernahme der Verwaltungsleitung des Instituts durch Sandra Heisel. Sie wechselte im Sommer von der Bonner Geschäftsstelle der Max Weber Stiftung nach Rom und löste Susan-Antje Neumann, die nach knapp sechs Jahren am DHI an die Zentralverwaltung der Max Planck Gesellschaft nach München zurückkehrte, ab. Mehrere wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen des Instituts können ihren beruflichen Weg erfolgreich in Deutschland weiterführen. Britta Kägler, Mitarbeiterin des MUSICI-Projekts, und Jens Späth, Mitarbeiter im Bereich Neueste Geschichte, wurden nach Ablauf ihres Vertrags in Rom mit dem Forschungsstipendium der Max Weber Stiftung ausgezeichnet und können ihre Habilitationsprojekte auf Assistentenstellen an den Universitäten in München und des Saarlandes zu Ende führen. Kai-Michael Sprenger, Mitarbeiter im Bereich Mittelalterliche Geschichte, übernimmt 2014 die Stelle des Geschäftsführers am Institut für geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz, wo er ebenfalls sein Habilitationsprojekt zu Ende führen wird. Die Gastwissenschaftlerin Petra Schulte trat eine Lehrstuhlvertretung in Frankfurt a. M. an. Allen gratuliert das Institut zu ihren ausgezeichneten Leistungen und ihren beruflichen Erfolgen. 2013 nahmen vier neue wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen ihre Forschungen am Institut auf: im Bereich der Mittelalterlichen Geschichte Martin Bauch von der TU Darmstadt, in der Frühneuzeit Andreea Badea von der Universität Münster sowie, finanziert durch das Marie Curie Programm der Europäischen Kommission, Rubén González Cuerva von der Universidad Autónoma Madrid. Hannelore Putz (LMU München), die zur Neuesten Geschichte arbeitet, übernahm nach dem Weggang von Petra Schulte die Einjahresstelle als Gastwissenschaftlerin.

Daueraufgaben und Forschung

Die institutionellen Daueraufgaben werden zum Großteil von der Gruppe festangestellter Wissenschaftler/-innen getragen, aufgeteilt u. a. nach jeweiligen Epochenzuständigkeiten. Dazu gehören insbesondere die Betreuung der Publikationen des Hauses, die Beratung des wissenschaftlichen Nachwuchses, vor allem der Stipendiaten/-innen und der Praktikanten/-innen, auch in Fragen der Projektfindung und -definition, die Hilfe und Unterstützung bei Forschungen in vatikanischen und italienischen Archiven und Bibliotheken sowie die Organisation wissenschaftlicher Veranstaltungen. Kordula Wolf fällt dabei insbesondere die Verantwortung für die

beiden historischen Schriftenreihen des Instituts sowie für Fragen der Öffentlichkeitsarbeit zu, die im Berichtszeitraum u. a. auch die Koordination des Relaunches der Institutswebseite betrafen. Zusammen mit Marco Di Branco engagierte sie sich in der Profilierung im Bereich der historischen Mittelmeerforschung. Andreas Rehberg ist mit der Koordination der Arbeiten am Repertorium Germanicum betreut; er ist für das historische Institutsarchiv zuständig, in dem während des Berichtzeitraums größere Ordnungs- und Erschließungsarbeiten durchgeführt wurden, und ist beteiligt an der Organisation des Circolo Medievistico Romano. Seine Forschungen konzentrieren sich v. a. auf Fragen der stadtrömischen Geschichte sowie der Heraldik in Rom. In die Zuständigkeit von Alexander Koller als Referenten für Frühe Neuzeit fallen u. a. die Arbeiten an der Edition der frühneuzeitlichen Nuntiaturberichte aus Deutschland, die er zusammen mit der Publikation der päpstlichen Hauptinstruktionen koordiniert. Seine Forschungen richten sich auf den Bereich der Außenbeziehungen des Papstums sowie auf Aspekte der Gelehrtengeschichte in der Frühneuzeit. Daneben fungiert er als Redakteur der Institutszeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken".

Lutz Klinkhammer, der die „Bibliographischen Informationen zur neuesten Geschichte Italiens" am Institut herausgibt, betreut als Referent für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts auch die Edition des Dienstkalenders Benito Mussolinis (1930–1943). Im Umfeld des 70. Jahrestages des Beginns der deutschen Besatzung in Italien entfaltete er als international gefragter Experte im Feld der deutsch-italienischen Zeitgeschichte eine intensive publizistische und Vortragstätigkeit und spielte eine wichtige Mittlerrolle bei Fragen der Umsetzung der Ende 2012 abgegebenen Empfehlungen der deutsch-italienischen Historikerkommission. Weiterhin forschte er zur Geschichte der napoleonischen Zeit in vergleichender Perspektive. Markus Engelhardt leitet die Musikgeschichtliche Abteilung sowie deren Bibliothek. Zusammen mit Sabine Ehrmann-Herfort teilt er sich die Verantwortung für die Publikationsreihen der Musikgeschichtlichen Abteilung. Die Forschungen von Markus Engelhardt richten sich auf die Geschichte der italienischen Oper sowie auf den Funktionswandel italienischer Sakralmusik im 20. Jahrhundert. Sabine Ehrmann-Herfort führte ihre Forschungen zu Georg Friedrich Händel, zum Musiktheater sowie zur musikalischen Begriffsgeschichte fort.

Bis heute prägen aufwendige Langzeitvorhaben der historischen Grundlagenforschung, die zu wichtigen Teilen bereits in der Gründungsphase des Instituts konzipiert und begonnen wurden, eine Rolle im Rahmen der Institutsaktivitäten. Die Arbeiten am *Repertorium Germanicum* wurden im Berichtszeitraum wesentlich von Sven Mahmens in Zusammenarbeit mit einem bewährten Team von Archivaren auf Werkvertragsbasis vorangetrieben. Der wie die Vorgängerbände von Ludwig Schmugge und seinen Mitarbeitern/-innen verantwortete Band 9 des *Repertorium Poenitentiariae Germanicum* (zu Pius III. und Julius II.) befindet sich im Druck, während bereits die Arbeiten am Folgeband zu Leo X. begonnen wurden. Die Arbeiten an der Edition der Nuntiaturberichte aus Deutschland gehen nach der Publikation des Bandes 10

der III. Abteilung (1578–1581) Ende 2012 in eine neue Phase, in der der Abschluss der III. Abteilung (zum Zeitraum 1581–1585) insgesamt anvisiert wird. 2013 erschien außerdem der von Rotraud Becker bearbeitete Bd. 5 der IV. Abteilung (1631–1633).

Forschungsprojekte nach Epochen und Abteilungen

Einen wesentlichen Bestandteil der Forschungen stellen die Projekte wissenschaftlicher Mitarbeiter/-innen mit einer befristeten Tätigkeit am Institut dar. Bei diesen handelt es sich um Nachwuchswissenschaftler/-innen, die sich in der Regel auf eine berufliche Zukunft an deutschen Universitäten orientieren. Überdies bemüht sich das Institut zunehmend Forschungen von Wissenschaftler/-innen aus Italien am Haus anzubinden. Im Folgenden werden, aufgelistet nach Epochen, Einzelprojekte vorgestellt, die die Tätigkeiten im Berichtszeitraum besonders prägten.

Mittelalter

Dr. Martin Bauch
Klima und Mensch in der Krise des Spätmittelalters: Bologna und Siena 1240–1360

Projektbeschreibung:
Das Projekt fragt nach ökonomischen, sozialen und ggf. politisch-kulturellen Konsequenzen des Klimaumschwungs von der hochmittelalterlichen Warmzeit zur Kleinen Eiszeit: Was bedeuteten mehrjährige Schlechtwetterperioden und die daraus resultierenden Extremereignisse wie Fluten und Vereisungen für Ernte, Viehbestand, Wohngebäude, Verkehrsinfrastruktur und Siedlungen? Die etablierte Mediävistik in Italien wie in Deutschland hat sich dafür kaum je interessiert. Der klimatische Faktor wurde bei den klassischen Forschungsschwerpunkten zur Krise des Spätmittelalters, insbesondere bei der Agrargeschichte und der Erforschung von Hungersnöten marginalisiert oder ausgeblendet, nicht zuletzt aus Vorbehalten gegenüber einer deterministischen Argumentation. Fallstudienartig fasst das Forschungsprojekt mit Siena und Bologna zwei konkrete Kommunen ins Auge, deren Auswahl sich (wirtschafts-) geographisch und politisch begründet, aber auch durch die reichen archivalischen Bestände gerade für wirtschafts- und institutionengeschichtliche Fragen. Aufbauend auf der Arbeit einer breiten, teils internationalen Forschercommunity zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Demographiegeschichte beider Städte, die den notwendigen Kontext für die Untersuchung bereitstellt, kann eine plausible Abgrenzung der klimatischen Einflüsse von anderen Faktoren gelingen, wenn die nicht-klimatischen Ursachen von Hungersnöten, Epidemien und Unruhen bereits ausführlich skizziert wurden. Die Faktizität der Aussagen der erzählenden Quellen sowie die schwierig

zu ermessende Tragweite der meteorologischen Extremereignisse können durch den Vergleich mit naturwissenschaftlichen Befunden aus Dendrochronologie, Eisbohrkernforschung und Umweltphysik grundlegend eingeschätzt werden. Die wirtschaftsgeschichtlichen Quellen der genannten Kommunen versprechen darüber hinaus Folgen ans Tageslicht zu bringen, die in den Chroniken nicht oder nur unklar erkennbar sind. Die beiden Detailstudien zu den genannten Kommunen können dabei helfen, die Wirkmächtigkeit der Klimaverschlechterung in ein fundiertes Verhältnis zu anderen Determinanten der sozio-ökonomischen Entwicklung zu setzen. Am heikelsten ist zweifellos die Beweisführung für politisch-kulturelle Effekte, die vermutlich über plausible Indizien nicht hinausgehen wird können. Das Projekt will mehr bieten als eine reine Klimarekonstruktion; vielmehr stellt es einen fundamentalen Aspekt der mittelalterlichen Geschichte in den Fokus der Untersuchung, der einen Beitrag zur Entwicklung einer mediävistischen Umweltgeschichte leisten kann. Darüber hinaus verspricht die Untersuchung Ergebnisse, die auch für die Stadt- und Wirtschaftsgeschichte sowie eine breit verstandene Kulturgeschichte des Mittelalters von Interesse sein können.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Mit der Bearbeitung des Projekts am DHI wurde im November 2013 begonnen. Die ersten Wochen dienten vor allem der vertieften Einarbeitung in die Forschungsliteratur sowie der Vorbereitung von Archivforschungen.

Dr. Marco Di Branco
Byzantiner, Langobarden, Franken und Muslime. Identität und Alterität im vornormannischen Süditalien in mediterraner Perspektive (7. bis 11. Jahrhundert)

Projektbeschreibung:
Im Mittelpunkt des Projekts steht die Untersuchung von Alterität aus der Sicht unterschiedlicher ethnischer/religiöser Gruppen des mittelalterlichen Italien zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert. Mit einer Kombination historischer, anthropologischer und religionsgeschichtlicher Ansätze soll über eine eindimensionale Untersuchung der Wahrnehmung des Anderen hinausgehend eine mehrdimensionale Analyse unterschiedlicher Sichtweisen und kultureller Transfers zwischen den untersuchten Kollektiven durchgeführt werden. Das Projekt dient als Pionierstudie für eine Profilierung von Forschungen am Institut im Bereich der Mittelmeerstudien, sowohl was konzeptionell-methodische Fragen als auch die Vernetzung mit einschlägig arbeitenden Forschungszentren und Wissenschaftlern/-innen betrifft.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
In der Anfangsphase des Projekts wurden vom Bearbeiter zum einen umfassende Forschungen zur Rekonstruktion des historischen Kontextes des vornormannischen Italien, insbesondere in der Bestimmung der Hauptphasen der Präsenz von Muslimen in Süditalien sowohl der Beziehungen zwischen Arabern und Byzantinern bzw. Arabern und Langobarden durchgeführt. Zum andern wurde in Bibliotheken Roms, des Vatikans und in Paris ein umfangreiches Quellenkorpus zusammengestellt, dessen Analyse im Zentrum der zweiten Projektphase stehen wird.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Alla conquista del passato: l'antico Egitto visto dagli Arabi, Internationaler Kongreß „L'Egitto dai faraoni agli Arabi", Università degli Studi di Milano 8. 2.
- Vortrag: Wealth and Poverty in the mirror of Byzantium, Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive", DHI Rom 26. 9.
- Vortrag: Augustus and the Greece in the Arabic Medieval Sources, Mouseio Benaki, Athen 14. 11.
- Vortrag (mit Kordula Wolf): Les musulmans dans l'Italie méridionale à l'époque aghlabide: le cas de l'installation du fleuve Garigliano (883–915 après J. Ch.), International Congress „L'Africa/L'Ifrîqiya et la Méditerranée centrale de l'Antiquité au Moyen Âge: échanges et contacts", Mahdiyya (Tunesien) 13. 12.
- Ismailiti a Bisanzio: immagini e presenze, in: Studia Graeco-Arabica 3 (2013), S. 105-119.
- Alla conquista del passato: la storia dell'antico Egitto vista dagli Arabi, in: S. Bussi (Hg.), Egitto dai faraoni agli Arabi. Atti del Convegno „Egitto: amministrazione, economia, società, cultura dai Faraoni agli Arabi", Pisa 2013 (Studi Ellenistici, Supplementi, s.n.), S. 320–331.

Dr. Marco Di Branco, Dr. Kordula Wolf
Fluider Grenzraum. Das frühmittelalterliche Unteritalien im Spannungsfeld rivalisierender Religionen und politischer Mächte (9.–10. Jahrhundert)

Projektbeschreibung:
Das frühmittelalterliche Unteritalien ist bisher vor allem als ein Grenzraum untersucht worden, in dem sich die Interessensphären unterschiedlicher lateinischer Mächte und des byzantinischen Reichs berührten, überlagerten und immer wieder neu ausgehandelt wurden. Kaum berücksichtigt wurde jedoch, dass sich die 827 eingeleiteten islamischen Eroberungen in Sizilien insofern auch auf das Festland auswirkten, als hier bis zum Vordringen der Normannen während des 11. Jahrhunderts eine unscharfe Grenze zwischen dem „Haus des Islam" (*dār al-Islām*) und dem „Haus des Krieges" (*dār al-ḥarb*) verlief. Über punktuelle Eroberungserfolge, militärische Stützpunkte und die Errichtung eines kurzlebigen Emirats in Bari (ca. 863–871) hinaus

gelang es den Muslimen jedoch nicht, auf der Apenninenhalbinsel Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen von längerer Dauer zu errichten. Das interdisziplinäre Projekt beschäftigt sich mit der muslimischen Präsenz im vornormannischen Unteritalien. Sie gilt es im Zusammenhang mit Grenzraum-Problematiken sowie Fragen der Wahrnehmung und Bewältigung kultureller bzw. religiöser Differenz zu analysieren. Aufgegriffen werden hierbei nicht nur aktuelle Ansätze transkultureller Forschungen; ebenso sind gängige Raum-Kategorien und religiös oder politisch-ideologisch konnotierte Gruppen-Zuschreibungen, die bis heute die relevante Forschungsliteratur prägen, zu hinterfragen. Im Zentrum steht eine Fallstudie zur muslimischen Niederlassung am gaetanisch-capuanischen Grenzfluss Garigliano (883–915), in deren Zusammenhang nicht nur die Territorien der langobardischen Fürstentümer (Benevent, Salerno, Capua) und der benachbarten kampanischen Dukate (Neapel, Gaeta, Amalfi) in den Blick kommen, sondern auch der weitere, mediterrane Kontext während der Aghlabiden-Zeit. Analysiert werden alle relevanten Quellen in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache sowie archäologische Zeugnisse.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Das Projekt befindet sich in der Phase der Ausarbeitung des Manuskripts. Im Mittelpunkt des Berichtsjahres stand die Abfassung erster Kapitel der geplanten Monographie. Intensiv aufgearbeitet werden konnten die Auswirkungen der in Sizilien etablierten aghlabidischen Herrschaft auf das Festland seit den 830er Jahren sowie der weitere Entstehungskontext der Garigliano-Siedlung innerhalb komplexer lokaler und transregionaler Dynamiken. Immer wieder wurden im Detail intensive Nachrecherchen erforderlich, weil bisherige Untersuchungen über die „Sarazenen“ in Süditalien in vielen Punkten sehr problematisch sind. Erste Ergebnisse und Themen, die mit dem Projekt im weiteren Zusammenhang stehen, wurden in Aufsätzen und Vorträgen vorgestellt. Weitere Publikationen sind im Druck und der Abschluss der Monographie für das Jahr 2014 anvisiert. Mit dem Ziel, die genaue Lage der muslimischen Niederlassung am Garigliano zu bestimmen, wurde die seit 2012 bestehende Kooperation mit dem „Ministero per i Beni e le Attività culturali – Soprintendenza per i Beni archeologici del Lazio“ und dem Archäologen Dott. Gianmatteo Matullo weitergeführt, ein ausführlicher Ergebnisbericht auf der Grundlage von Geländebegehungen erstellt und im Rahmen einer Tagung präsentiert. Eine erste kleine Grabungskampagne musste mangels Finanzierung bis auf Weiteres verschoben werden.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag (mit Gianmatteo Matullo): L’insediamento islamico lungo il Garigliano, Tagung „Lazio e Sabina. 10° Incontro di studi“, Rom 6. 6.
- Vortrag (mit Marco Di Branco): Les musulmans dans l’Italie méridionale à l’époque aghlabide: le cas de l’installation du fleuve Garigliano (883-915), Tagung „L’Africa/L’Ifrīqiya et la Méditerranée centrale de l’Antiquité au Moyen Âge: échanges et contacts“, Mahdiyya (Tunesien) 13. 12.

- Fließende Grenzen zwischen Christentum und Islam. Forschungen am Deutschen Historischen Institut in Rom zum vornormannischen Unteritalien im Spannungsfeld rivalisierender Religionen und politischer Mächte, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 2012, hg. von der Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 2013, S. 15–20.

PD Dr. Petra Schulte
Kulturgeschichte des Reichtums im europäischen Mittelalter

Projektbeschreibung:
Das Projekt geht vor der Folie diverser, aufeinander bezogener ethisch-kultureller und sozialökonomischer Konstellationen der Frage nach, welche Wert- und Ordnungsvorstellungen die Legitimation und Repräsentation von Reichtum im Mittelalter prägten, auf welchem Wissen die entsprechenden Ideen beruhten, wer dieses für sich nutzbar zu machen vermochte und an welche Verpflichtungen Reichtum gebunden war.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Im Berichtzeitraum konzentrierten sich die Forschungen auf das Problem der Verteilungsgerechtigkeit und dessen Diskussion im spätmittelalterlichen Florenz. Neben der Einarbeitung in die relevante Forschungsliteratur, insbesondere aus den Bereichen der Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte auf der einen sowie der Geistesgeschichte auf der anderen Seite, wurden Quelleneditionen gesichtet sowie unedierte Reden und humanistische Handschriften in Florentiner Bibliotheken ausgewertet.

Projektrelevante Vorträge:
- Berufungsvortrag: Geld und Gefühl im vormodernen Europa, Technische Universität Chemnitz 12. 1.
- Berufungsvortrag: Geld und Gefühl im europäischen Spätmittelalter, Universität Stuttgart 25. 1.
- Vortrag: Verteilungsgerechtigkeit im Florenz der Renaissance, DHI Rom 19. 6.
- Berufungsvortrag: Verteilungsgerechtigkeit im Florenz der Renaissance, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 29. 6.
- Berufungsvortrag: Verteilungsgerechtigkeit im Florenz der Renaissance, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt 23. 7.
- Konzeption, Organisation sowie Einleitungsvortrag der internationalen Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive“, DHI Rom 25.–26. 9.

Frühneuzeit

Dr. Andreea Badea
Wahrheitsbegriffe im frühneuzeitlichen historischen Diskurs im Kontext von Kanon und Zensur

Projektbeschreibung:
Die Geschichtsschreibung prägte die großen innerkatholischen Auseinandersetzungen des „langen nachtridentinischen Jahrhunderts" (S. Ditchfield) maßgeblich. Ihre sich zunehmend verfeinernden Methoden stellten dabei die bisher unhinterfragte Unterordnung historischer gegenüber der theologischen Wahrheit ständig auf die Probe. Der damit einhergehende Professionalisierungsschub in den Reihen der gelehrten Religiosen beförderte nicht nur die Entwicklung der Geschichte als Disziplin, sondern generierte auch ein wissenschaftliches Selbstbewusstsein, das mit der Theologisierung historischer Wahrheit korrelierte. Gegen die vielfältigen Geschichten reagierte Rom einerseits mit offiziösen Gegengeschichten, andererseits mit Zensur. Das Projekt berücksichtigt alle circa 30 katholischen Geschichtswerke von 21 Autoren, die im Zeitraum zwischen 1675 und 1725 in den römischen Zensurdikasterien verhandelt wurden. Es versteht die einzelnen Verfahren als Arbeit am Kanon katholischen historiographischen Wissens und fragt vor diesem Hintergrund nach den persönlichen Verflechtungen zwischen diversen kurialen Akteuren, den angezeigten Autoren und ihren potentiellen Protektoren, um auf das Schreiben von Geschichte als politische Praxis zu fokussieren. Davon ausgehend sollen die innerhalb des frühneuzeitlichen Katholizismus konkurrierenden Geschichts- und Wahrheitsmodelle mit der Verknüpfung institutionen- und ideengeschichtlicher Aspekte untersucht werden.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Im Berichtsjahr wurde vor allem die Quellenrecherche im Archiv der Glaubenskongregation (ACDF) durchgeführt. Im Mittelpunkt standen dabei das Zensurverfahren und die Argumentationen römischer Standpunkte in den Gutachten und Memoranden der Indexkongregation und Inquisition. Parallel zur intensiveren Lektüre einzelner Werke fokussierte die Literaturrecherche auf diese Einzelfälle sowie allgemein auf historiographiegeschichtliche Fragen.

Projektrelevante Vorträge:
- Projektpräsentation: Sitzung des Beirats des DHI in Rom, 2. 3.
- Vortrag: Politische Handlungsspielräume im Kontext von Historiographie und Zensur, Kolloquium des Frankfurter Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert", DHI Rom 11. 6.
- Ausrichtung der Sektion „Praktiken der römischen Bücherzensur im 17. und 18. Jahrhundert" mit Vortrag „Über Bücher richten oder diskutieren? Die Kardinäle der Indexkongregation zwischen Verfahren und gelehrtem Interesse",

10. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit, LMU München 13. 9.
- Vortrag: Trient in der Geschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts, Tagung der Gesellschaft zur Herausgabe des CC, Freiburg i. Brsg. 19. 9.
- Vortrag: Der Preis der Wissenschaft. Zum Verständnis von Be- und Entlohnung innerhalb der res publica literaria, Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive", DHI Rom 26. 9.
- Projektpräsentation: Internes Seminar am DHI Rom, 4. 10.

Dr. Rubén González Cuerva (Marie Curie Fellowship der Europäischen Kommission)
Die Katholisch-Spanische Partei am Kaiserhof (1556–1659)

Projektbeschreibung:
Die Entwicklung des frühneuzeitlichen Europa und die frühe Globalisierung kann ohne die Herausbildung der diplomatischen Ordnung, innerhalb der die Dynastie der Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert eine tragende Rolle spielte, nicht verstanden werden. Das Haus Habsburg herrschte über zwei der mächtigsten und prestigeträchtigsten Monarchien Europas: Die hegemoniale Monarchie Spaniens, deren Könige an der Spitze des Hauses Habsburg standen, und das Heilige Römische Reich. Die Höfe von Madrid und Wien etablierten eine Achse, die auf familiären Beziehungen und gemeinsamen politischen Strategien basierte. Der führende Zweig in Madrid profitierte von der Dynamik der dynastischen Beziehungen und kämpfte für eine eigene Partei am Hof in Wien, um auf diese Weise eine sanfte Kontrolle auf den anderen Zweig der Familie auszuüben. Das Projekt untersucht, angeregt durch die neuere Geschichte der Höfe sowie die Impulse einer erneuerten Geschichte des Politischen, die „Katholisch-Spanische Partei" am Prager und Wiener Hof des 16. und 17. Jahrhunderts aus zwei unterschiedlichen Perspektiven. Zum einen geht es um die Analyse von Interessen und Dynamiken unterschiedlicher „Faktionen" und „Parteien" am Wiener Hof verbunden mit der Frage nach Bedeutung und Nützlichkeit derartiger Konzepte. Obwohl die Existenz einer organisierten „Katholisch-Spanischen Partei" derzeit angezweifelt wird, steht außer Zweifel, dass die spanische Monarchie und das Papsttum versuchten einen dauerhaften und nachhaltigen Einfluss auf den Kaiserhof des 16. und 17. Jahrhunderts auszuüben. In der Tat stellt diese Verbindung einen der Grundzüge der damaligen österreichischen Politik dar. Vor diesem Hintergrund bildet die Analyse des „dynastischen und konfessionellen Faktors" für die österreichische Politik die zweite Seite der Untersuchung. Dabei ist unabdinglich, sowohl Flandern als auch Italien als die beiden anderen territorialen Interessenschwerpunkte der Habsburger unter spanischer Kontrolle in die Untersuchung mit einzubeziehen. Ein Ziel der Studie ist es, einen Beitrag zu einem neuen Verständnis des europäischen Beziehungsgeflechts in der frühen Neuzeit im Spannungsfeld von Staat, Konfession und Dynastie zu liefern. Im Vordergrund der Untersuchung stehen

Fragen nach der Bildung von Meinungsgruppen innerhalb der politischen Elite am Hof, die am Ursprung moderner Parteien stehen, nach den Erfolgen von Netzwerkbildung sowie nach außer-institutionellen Formen der Entwicklung politischer Agenden.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Geleistet wurde zum einen die Aufarbeitung der Begriffsgeschichte von „Faktion" und „Partei" in Bezug auf die Entwicklung der frühneuzeitlichen europäischen Höfe sowie eine Analyse der dynastischen Beziehungen zwischen Madrid und Wien in der ersten Phase des Untersuchungszeitraums (1556–1576) auf der Grundlage von Archivstudien im Vatikan, in Simancas sowie in Wien und Brünn. Außerdem wurde eine bio-bibliographische Datenbank zur untersuchten Faktion mit bislang 90 Biographien angelegt. Ende 2013 wurde – koordiniert vom Projektbearbeiter in Verbindung mit Prof. Pavel Marek (Universität Pardubice / Tschechien) – ein internationales Forschernetzwerk „The Spanish Faction: the Relations of the House of Austria through informal Groups" unter Beteiligung von 20 Historikern/-innen aus 10 Ländern in Europa und Amerika ins Leben gerufen.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Koordination des Panels: The Endless End of Empires. Challenging the Decline Interpretation in the History of the Ottoman and Spanish Empires, 16th–19th Centuries, und Vortrag: In Search of a New Political Project. From Spanish Monarchy to Catholic Monarchy in the 17th Century, Internationaler Kongress „Empires and Nations from the 18th to the 20th Century", Rom 20. 6.
- Vortrag: ¿Una facción española en Viena? Diplomacia y sociedad cortesana en la corte imperial (1556–1576), „II encuentro de jóvenes investigadores en Historia Moderna", Madrid 1. 7.
- Vortrag: Diplomacy through Factions: the „Spanish Party" at the Imperial Court (1556–1659), Internationaler Kongress „Splendid Encounters: Diplomats and Diplomacy in Europe, 1500–1750", Warschau 20. 9.
- Vortrag: La fazione spagnola alla Corte imperiale 1556–1659, Workshop „Banche dati per la storia moderna", DHI Rom 30. 9.
- Koordination des Panels: Monarquía, Corte y Reinos. El sistema político del Antiguo Régimen (s. XIV al XVIII), und Vortrag: La forma de lo informal: Giacomo Olivieri, agente en Roma del cardenal Dietrichstein, „XIV Jornadas Interescuelas Departamentos de Historia", Mendoza (Argentinien) 3. 10.
- Vortrag: Facciones y partidos: ¿Cómo se alineaban los poderosos de la Edad Moderna?, „Talleres de Metodología de la Facultad de Humanidades", Salta (Argentinien) 7. 10.
- The Most Discreet Favourite: Baltasar de Zúñiga and Early Modern Spanish Statecraft, The Seventeenth Century (2013) S. 1–14 (http://dx.doi.org/10.1080/02681 17X.2013.846872).

- Hg. mit Guillermo Nieva Ocampo, Dossier Señoríos, reinos y monarquías. Gobernar territorios en la Baja Edad Media y la Edad Moderna, in: Revista Escuela de Historia 12 (2013).
- Un agente discreto: Mateo Renzi y el servicio a la Casa de Austria, in: Librosdelacorte.es 6 (2013), S. 50–57.

Neueste und Zeitgeschichte

PD Dr. Hannelore Putz
Künstler, Agenten und Sammler in Rom 1750–1850

Projektbeschreibung:
Rom entwickelte sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Kristallisationspunkt des europäischen Kunstmarktes und -betriebes. Die Ewige Stadt galt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts als Zentrum des Antiken- und Kunsthandels, als Ort der Innovation und der kreativen Aneignung künstlerischer Ideen und technischer Fertigkeiten. Agenten und Käufer erwarben Antiken und Kunstwerke alter Meister, sie vermittelten Aufträge und kauften zeitgenössische Kunst. Künstler kamen von überallher, gaben Ideen weiter und griffen Impulse auf, die sie später in ihrer Heimat weiterzuentwickeln wussten. Das an der Schnittstelle zu kunsthistorischen und altertumswissenschaftlichen Fragestellungen angesiedelte historische Projekt behandelt in einer akteurszentrierten Perspektive deutschsprachige Sammler und Käufer, Künstler und Kunstagenten. Es untersucht die Praktiken und Logiken sowie die europäischen Verflechtungen des Kunstmarktes und -betriebes der Zeit. Im Mittelpunkt stehen die Funktionsweisen des Marktes, das Verhältnis zwischen Kunstschaffenden und Kunstkaufenden und die Aushandlungsprozesse um den Wert und den Preis von Objekten. Darüber hinaus wird auch danach gefragt, an welchen Orten diese Aushandlungsprozesse stattfanden und manifest wurden, insbesondere im Rahmen der Festkultur sowie der Ausstellungen als „Ritualen der Kunstwelt". Schließlich werden Formen des künstlerischen Austauschs sowie der Umgang mit Neuerungen in der Kunst in den Herkunftsländern der Künstler untersucht.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
In den ersten Monaten des römischen Forschungsaufenthaltes standen die Profilierung des Projekts sowie die Konzeption einer internationalen Tagung, die im Herbst 2014 in Kooperation mit der Bibliotheca Hertziana am DHI stattfinden wird, im Mittelpunkt.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Die Kunst- und Kulturpolitik König Ludwigs I. von Bayern am Beispiel der Pfalz, Europäische Stiftung Kaiserdom zu Speyer 26. 9.

- Vortrag: Johann Martin von Wagner vor Ort – Aktionsräume eines mittelstaatlichen Kunstagenten in Rom, Bibliotheca Hertziana Rom 6. 12.
- Für Königtum und Kunst. Die Kunstförderung König Ludwigs I. von Bayern (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte 164), München 2013.
- Konstitutioneller Staat und Zensur im Vormärz – das Königreich Bayern, in: Gabriele B. Clemens (Hg.), Zensur im Vormärz. Pressefreiheit und Informationskontrolle in Europa (Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung 9), Ostfildern 2013, S. 83–103.

Dr. Jens Späth
Antifaschismus in Westeuropa. Politik und Erinnerung deutscher, französischer und italienischer Sozialisten 1945–um 1960

Projektbeschreibung:
Das Forschungsvorhaben geht aus von einem Verständnis von Antifaschismus als historischem Problem. Es untersucht, wie Sozialisten in Deutschland, Frankreich und Italien auf die Herausforderungen des Faschismus reagierten. In dieser Langzeitstudie, die Vor- und Nachkriegszeit zusammenbringt, werden in vergleichender und beziehungsgeschichtlicher Perspektive erstens die konkreten Erfahrungen von Sozialisten vor 1945, zweitens deren Erinnerung an den Faschismus nach dem Zweiten Weltkrieg und drittens die Formen des antifaschistischen Engagements während der Phase politischen Neuanfangs und der beginnenden transnationalen Zusammenarbeit bis in den Kalten Krieg hinein analysiert.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Im Berichtsjahr wurden umfangreiche Literatur- und Quellenrecherchen für den französischen Teil in Paris durchgeführt und die Nachforschungen in italienischen Archiven und Bibliotheken abgeschlossen. Besonders die Recherchen in Frankreich haben dazu geführt, im Projekt noch stärker als ursprünglich vorgesehen die Beziehungen zwischen führenden Sozialisten und ihren Parteien zu berücksichtigen, um den Antifaschismus als transnationale Erinnerungskultur zu charakterisieren.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: The Crisis of 1945: Antifascism and Mobilization of German Social Democrats and Italian Socialists, Crisis and Mobilization since 1789, second HOSAS conference, Amsterdam 24. 2.
- Vortrag: Was heißt Antifaschismus nach 1945? Das Beispiel der italienischen Sozialisten im westeuropäischen Vergleich, Workshop des Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert“, Rom 12. 6.
- Vortrag: L'histoire du mouvement ouvrier en Allemagne et en Italie au XIXe et XXe siècle, Table ronde „Le mouvement ouvrier européen. Son histoire et son actualité“, Paris 27. 6.

- Vortrag: „Antifaschismus in Westeuropa. Politik und Erinnerung deutscher, französischer und italienischer Sozialisten 1945–um 1960", Internes Seminar des DHI Rom, 4. 10.
- Was heißt Antifaschismus nach 1945? Das Beispiel der italienischen Sozialisten in westeuropäischer Perspektive, in: Archiv für Sozialgeschichte 53 (2013), S. 269–304.

Epochenübergreifend

Dr. Kai-Michael Sprenger
Von Fakten und Fiktionen. Metamorphosen italienischer Barbarossabilder (12.–21. Jahrhundert)

Projektbeschreibung:
Das Projekt ist angelegt als eine Epochen übergreifende, interdisziplinäre Untersuchung unterschiedlicher Geschichtsbilder zu Kaiser Friedrich I. Barbarossa in Italien vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit. Angestrebt wird eine Typologie der Erinnerungen und Geschichtsbilder, die zugleich in ihrem Wandel, in ihren Konjunkturen und intendierten bzw. tatsächlichen Wirkungen analysiert werden. In zahlreichen Städten und Regionen Italiens hat man sich seit dem 12. Jahrhundert bis heute immer wieder auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen – historisch begründet oder fiktiv – auf Kaiser Friedrich Barbarossa bezogen und über ihn eine jeweils eigene historische Identität definiert, sei es in Abgrenzung zum tyrannischen Aggressor, gegen den man heroisch das Land verteidigte, sei es in dankbarer Erinnerung an den wohltätigen Kaiser. Doch welche Traditionslinien und funktionalen Parameter, welche Erwartungshaltungen waren hier wann für welches Barbarossabild prägend? In welchem Verhältnis stehen Faktizität und Fiktionen zueinander und welchen Metamorphosen und politischen Kontextualisierungen unterliegt das Feind- bzw. Freundbild Friedrich Barbarossa? Wie viel Identität vermag der gute oder schlechte Kaiser Friedrich wo und wann in Italien zu stiften? Basis der Untersuchung bildet ein heterogenes, nur in einer interdisziplinären Methodik zu erfassendes Quellenmaterial. Die kommunale Historiographie seit dem 12. Jahrhundert oder hagiographische Quellen geraten hier ebenso in den Blick wie genealogische Fälschung vermeintlich vom Staufer privilegierter Familien, lokale Legenden oder die perspektivisch verzerrten Meistererzählungen des Risorgimento. Die Studie fragt aber auch nach der vielfältigen Rezeption in der bildenden Kunst und den literarischen Lesarten der Figur Barbarossas von Dante bis Umberto Eco sowie seinen Interpretationen in Theater und Musik, etwa in den Inszenierungen von Verdis Oper „La battaglia di Legnano" von 1849 bis heute. Schließlich werden Kontexte untersucht, die schon durch ihre gezielte Medialität eine größere Breitenwirkung und Identitätsstiftung für sich in Anspruch nehmen. Neben Schulbüchern zählen hierzu auch die *rievocazioni storiche* Barba-

rossas und seiner Zeit auf diversen Mittelalterfesten im Zuge eines zunehmenden „Medievalismo", vor allem aber aktuelle Instrumentalisierungen des Stauferkaisers in politischem Diskurs und Film als Projektionsfläche fragwürdiger separatistischer Bestrebungen. Auf der Grundlage jüngerer Forschungen zum Kulturellen Gedächtnis werden die unterschiedlichen Befunde zu den italienischen Rezeptionen der Figur Kaiser Friedrich I. Barbarossas schließlich zu einem ergiebigen Untersuchungsgegenstand auch neuer methodischer Instrumentarien und interdisziplinärer Fragestellungen, mit denen sich über eine Typologie oder reine Motivgeschichte hinaus vor allem die spezifische Zeit- und Standortgebundenheit der lokalen, regionalen oder auch nationalen Erinnerungen Italiens an „Federico Barbarossa" erfassen lässt.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Das Projekt befindet sich in seiner Abschlussphase. Zum einen wurden ergänzende Archiv- und Literaturrecherchen in diversen Städten und Regionen Italiens durchgeführt. Daneben wurde die Niederschrift einzelner Kapitel der Arbeit fortgesetzt.

Projektbezogene Vorträge:
- Kurzvorstellung des Projektes: Arbeitstreffen mit der italienischen Forschergruppe „Alteritas", DHI Rom 18. 1.
- Vortrag: Barbarossabilder in Italien (19.–21. Jahrhundert), Tagung zu Barbarossabildern in Altenburg 21. 3.
- Vortrag: Erinnerungsort oder Passepartout – Italienische Barbarossabilder 13.–21. Jh., Historisches Seminar der Universität Zürich 16. 4.
- Vortrag: Barbarossabilder, Jahresmitgliederversammlung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde Rheinland Pfalz, Mainz, Haus am Dom 6. 5.
- Vorstellung des Projekts, Universität Heidelberg, Historisches Seminar 7. 5.
- Projektvorstellung, Wien, Institut für Mittelalterliche Geschichte Österreichs 17. 5.
- Vortrag: Barbarossa versus Garibaldi e la doppia memoria del Barbarossa. Lo strano caso di Lodi, Circolo Medievistico Romano, Rom 13. 6.
- Vortrag: I Nazisti in cerca della loro storia. Curiosità italiane, Jesi, Fondazione Federico II Hohenstaufen 14. 6.
- Eröffnungsvortrag: Böser Kaiser – guter Kaiser: Friedrich I. Barbarossa aus italienischer Sicht in Kunst und Kultur, Rom, Römisches Institut der Görres-Gesellschaft am Campo Santo 26. 10.

Musikgeschichte

Dr. Stephanie Klauk
Italienische Instrumentalmusik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Projektbeschreibung:
Die Musikgeschichtsschreibung sieht die italienische Instrumentalmusik des späteren 18. Jahrhunderts gemeinhin als eine Gattung im Schatten der Oper. Vor allem aus der Perspektive des Auslands wird sie eher gering geschätzt als eine gegenüber der Oper einerseits und der ‚Wiener Klassik' andererseits minderwertige Musik. Dieses Wahrnehmungs- und Beurteilungsmuster hat auch die musikwissenschaftliche Forschung bis heute maßgeblich beeinflusst. Breit angelegte quellengestützte Repertoireuntersuchungen, die derartige Bewertungen hätten bestätigen oder entkräften können, wurden allerdings bislang nicht durchgeführt. Im Rahmen des Projektes steht deshalb neben der zeitgenössischen Musiktheorie und musikalischen Presse sowie der Reiseliteratur das noch weitgehend unerforschte Repertoire selbst im Vordergrund. Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die überwiegend handschriftlich überlieferte Instrumentalmusik in römischen Archiven und Bibliotheken, die unter folgenden Fragestellungen analysiert wird: Wie ist die italienische Instrumentalmusik in der zweiten Hälfte des Settecento im Hinblick auf Theoriebildung, Kompositionslehre und Rezeption zu kontextualisieren und in welchem Austausch stehen in Italien wirkende Komponisten und Musiker mit Wien und anderen europaweit ausstrahlenden Zentren der Instrumentalmusik?

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Die Archivarbeiten zur Sinfonie- und Kammermusik wurden im Archivio Doria-Pamphilj (Rom) abgeschlossen und in der Biblioteca Casanatense (Rom) sowie im Conservatorio di Musica Giuseppe Verdi (Mailand) weitergeführt.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Projektvorstellung: Beiratssitzung des DHI Rom, Rom 2. 3.
- Vortrag: La Corte de Madrid entre Viena, España e Italia. Sinfonías de Brunetti y Boccherini en un contexto europeo, International Colloquium „Instrumental Music in the Iberian World 1760–1820", Lissabon 14. 6.
- Projektpräsentation, Internes Seminar am DHI Rom, 4. 10.
- Vortrag: Streichquartettpflege in Rom in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, International Conference „The String Quartet from 1750 to 1870: From the Private to the Public Sphere", Lucca 30. 11.
- Vortrag: Torrefranca e i suoi scritti sull'origine del quartetto d'archi, Workshop „Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus. Deutsch-italienische Perspektiven", DHI Rom 10. 12.

Dr. Roland Pfeiffer
Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser – Erschließung und Auswertung (DFG-Projekt)

Projektbeschreibung:
Von der musikwissenschaftlichen Forschung zwar wahrgenommen, jedoch nur eingeschränkt zugänglich sind zwei Sammlungen handschriftlicher Opernpartituren in den Privatbibliotheken der römischen Fürstenhäuser Doria Pamphilj und Massimo. Neben einigen Hunderten von Einzelfaszikeln besitzt die erste der beiden 30 vollständige Opernpartituren; bei der zweiten sind es sogar mehr als 130, darunter auch einige Unica. Seit 2008 arbeitet das Forschungsprojekt mit drei Mitarbeitern an einer vollständigen Digitalisierung, Katalogisierung und Auswertung des wertvollen Materials. Der Inhalt der Quellen soll damit vor dem Verfall bewahrt und stärker als bisher möglich der Forschung zugänglich gemacht werden. Das DHI Rom übernimmt die Langzeitarchivierung dieses neuen digitalen Opernarchivs. Für Forschungen zur Musik sind die privaten Adelsarchive unter mehreren Aspekten relevant. Die Sammlung Doria Pamphilj bietet Beispiele für den Standard der Virtuosität im Opernbetrieb um 1760. Die Jahrzehnte um 1800 sind dagegen in der Vergangenheit oft zu Unrecht als bedeutungslose Übergangszeit zwischen Cimarosa und Rossini beschrieben worden. Die Sammlung Massimo schließt hier wichtige Lücken in der Überlieferung, z. B. was den Cimarosa-Zeitgenossen Pietro Alessandro Guglielmi betrifft. Fragen der Gesangskultur um 1800 lassen sich anhand weiterer Quellen erhellen – etwa ausgehend vom Beitrag heute vergessener, aber seinerzeit bedeutsamer Komponisten wie Nicolini, Gnecco oder Zingarelli. Ein anderer Aspekt betrifft Fragen der Musikpflege in den Adelshäusern, die vielerlei Anknüpfungspunkte zum interdisziplinären Austausch mit der Geschichte und Kulturgeschichte bieten, z. B. was die beabsichtigte Außenwirkung und die gesellschaftliche Stellung des Adels betrifft. Die Sammlung Massimo stellt ferner wichtiges Material für die Erhellung des Kopistenwesens bereit. Im Rahmen einer Kooperation des Projektes mit dem Répertoire International des Sources Musicales fließen Informationen zu Manuskripten und Werken sowie Incipits sämtlicher Musiknummern in die RISM-Datenbank http://opac.rism.info/ ein, die die Basisinformationen zu den neu erschlossenen Quellen weltweit online verfügbar macht.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Der Schwerpunkt der Digitalisierung und Katalogisierung lag bei der Großgruppe Cimarosa in der Bibliothek Massimo. Der Projektleiter hat sich darüber hinaus mit Untersuchungen zu wichtigen Einzelwerken des 18. Jahrhunderts befasst.

Projektbezogene Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Opernmanuskripte und Kopistenwesen in Rom (1760–1820), DHI Rom 16. 1.

- Vortrag: Opera manuscripts in Rome – and elsewhere. Erfahrungsbericht und Ausblick nach Europa, Workshop „Schrift, Klang und Performanz. Forschungsperspektiven zur italienischen Oper des langen 18. Jahrhunderts", Mainz, Johannes Gutenberg-Universität 11. 5.
- R. Pfeiffer/C. Flamm (Hg.), Umbruchzeiten in der italienischen Musikgeschichte, Kassel u. a. 2013 (Analecta musicologica 50), 252 S.

Wissenschaftliche Informationsverarbeitung

Der Arbeitsschwerpunkt im Bereich der Wissenschaftlichen Informationsverarbeitung lag im Berichtszeitraum in der Weiterentwicklung des Publikationsframeworks DENQ und dessen Einsatz in verschiedenen Editionsprojekten. Dabei wurde einmal mehr das große Interesse an dieser Form der onlinebasierten Publikation von Primärquellen sowohl innerhalb der Institute der MWS als auch bei kooperierenden Institutionen deutlich. Im Rahmen des Workshops „Datenbanken der Neuzeit", der am 30. September am DHI Rom stattfand, wurden verschiedene hausinterne Datenbankprojekte entwickelt und vorgestellt, so eine Beta-Version zur Brief-Korrespondenz des frühneuzeitlichen Gelehrten Lucas Holstenius und die sich in einer konzeptuellen Phase befindliche, von Amedeo Osti Guerrazzi und von Lutz Klinkhammer bearbeitete Digitale Edition des Audienzkalenders Benito Mussolinis (1931–1942). Die künftige Datenbank, zu der Amedeo Osti Guerrazzi die Rohdaten aufgenommen hat, soll der deutschen wie der internationalen Forschung ein Instrument der Grundlagenforschung zur Verfügung stellen, um die Rolle des Diktators im politischen Entscheidungsprozess intensiver untersuchen zu können.

Im Bereich der historischen Fachinformatik laufen wichtige Kooperationsvorhaben des Instituts, so im Bezug auf zwei vom DHI London verantwortete Projekte: „Pauper Letters and Petitions for Poor Relief in Germany and Great Britain, 1770 – 1914", deren Online-Edition im ersten Halbjahr 2014 freigeschaltet werden soll (http://www.ghil.ac.uk/research/solidarity_and_care/pauper_letters_and_petitions.html), sowie die Online-Edition der Tagebücher des deutschen Botanikers und Äthiopienforschers Georg Heinrich Wilhelm Schimper. Seit 2013 wird zudem die „Kritische Online-Edition der Tagebücher von Michael Kardinal von Faulhaber (1911–1952)", ein Kooperationsprojekt des Instituts für Zeitgeschichte, des Seminars für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der Universität Münster und des Archivs des Erzbistums München und Freising, vom DHI Rom technisch betreut (http://www.ifz-muenchen.de/forschung/editionsprojekte/ea/projekt/kritische-online-edition-der-tagebuecher-von-michael-kardinal-von-faulhaber-1911-1952/). Hierbei konnte vor allem auf die in der Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis entwickelten Datenmodelle zurückgegriffen werden. Das 2013 gestartete HERA-Projekt „MusMig" zur europäischen Musikermigration, das einen starken Italienbezug aufweist, baut auf die im

Rahmen des DFG-ANR-Projekts MUSICI (www.musici.eu) entwickelte und vom DHI Rom betreute Datenbank auf.

Insbesondere über die Arbeitsgruppe „Digital Humanities" der Max Weber Stiftung engagiert sich das DHI Rom in der Koordination mit der Geschäftsstelle. Ziel ist vor allem die Erstellung eines gemeinsamen Online-Publikationskonzeptes, über das alle Institute der Stiftung an den Entwicklungen partizipieren können.

Veranstaltungen

Wissenschaftliche Tagungen und Workshops

13.–16. 2.
Julius II. und Leo X. Renaissancefürsten als Nachfolger Petri
Tagung der Katholischen Akademie in Bayern in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom (München)

4.–5. 3.
Castelli, Cattedrali e Monasteri nella Daunia del XIII e XIV secolo. Il contributo delle ultime ricerche storiche e archeologiche
Tagung organisiert von der Soprintendenza per i Beni Archeologici della Puglia, dem DHI Rom, der Diözese Lucera-Troia und der Gemeinde Biccari, in Kooperation mit der Gemeinde Lucera, der Università degli Studi di Foggia, der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und der Universität Trier (Biccari)

4.–5. 3.
Institutsinternes Seminar (Subiaco)

14.–15. 3.
Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)
Institutsinterner Workshop (DHI Rom)

10.–12. 4.
Framing Anacletus II. (Anti)Pope, 1130–1138
Internationales Symposium organisiert vom Dipartimento di Storia Culture Religioni der Università di Roma „La Sapienza", dem Department of Art History and Studio Art der John Cabot University Rom und dem Dipartimento di Scienze della Comunicazione e Discipline Umanistiche der Università di Urbino Carlo Bo, in Kooperation mit der Jüdischen Gemeinde Roms, dem DHI Rom und der American Academy in Rome (Università di Roma „La Sapienza" und John Cabot University, Rom)

22.–24. 5.
Identität und Repräsentation. Die Nationalkirchen in Rom, 1450–1650
Internationale Tagung der Minerva-Forschungsgruppe „Roma Communis Patria", Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Kooperation mit dem DHI Rom (Bibliotheca Hertziana und DHI Rom)

11.–12. 6.
Workshop des Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert"
DHI Rom in Zusammenarbeit mit den Universitäten Frankfurt am Main, Trient, Bologna, Pavia und Innsbruck (DHI Rom)

13.–14. 6.
Urbanistik in Rom während des faschistischen Ventennio
Studientag des DHI Rom in Kooperation mit der Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte (Bibliotheca Hertziana, Rom)

27.–28. 6.
The South in Post-War Europe: Italy, Greece, Spain and Portugal
Internationale Tagung (DHI Rom)

30. 8.–2. 9.
Narrare le campagne. Fonti, metodi, percorsi
16° Laboratorio internazionale di Storia agraria des Centro di Studi per la storia delle campagne e del lavoro contadino in Kooperation mit dem DHI Rom und den Universitäten Bologna, Florenz, Siena und della Tuscia (Montalcino)

10.–19. 9.
Romkurs 2013
Studienkurs des DHI Rom für fortgeschrittene Studenten und Doktoranden des Faches Geschichte (DHI Rom)

19.–20. 9.
Musik am russischen Hof (1650–1760)
Tagung des DHI Moskau in Zusammenarbeit mit der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom (DHI Moskau)

25.–26. 9.
Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive
Tagung (DHI Rom)

30. 9.
Banche dati per la storia moderna
Workshop (DHI Rom)

17. 11.
La razzia del 16 ottobre 1943. Dimensioni e problemi della ricerca storica a settant'anni di distanza
Tagung der Jüdischen Gemeinde Rom in Kooperation mit dem DHI Rom (DHI Rom)

29.–30. 11.
Nicola Antonio Manfroce und die Musik im Neapel zwischen 18. und 19. Jahrhundert
Internationale Tagung des Istituto di Bibliografia Musicale (IBIMUS) Calabrese in Zusammenarbeit mit der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom (Casa della Cultura, Pami)

10.–11. 12.
Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus. Deutsch-italienische Perspektiven
Workshop für Studierende der Musikwissenschaft (DHI Rom)

12.–13. 12.
Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts: Aspekte der Forschung aus italienischer Perspektive
Internationale Tagung in Kooperation mit der SISCALT (DHI Rom)

13. 12.
L'Europa a Roma. La musica nelle chiese nazionali (fine XVI–XVIII secolo): nuove prospettive di ricerca
Internationale Tagung der Academia Belgica in Kooperation mit dem DHI Rom (Academia Belgica, Rom)

Vortragsveranstaltungen, Konzerte und Buchvorstellungen

7. 2. Heinz Schilling (Humboldt-Universität zu Berlin)
Luther 2017 – Probleme mit seiner Biographie
Vortrag anläßlich der Publikation von: „Martin Luther: Rebell in einer Zeit des Umbruchs"
Kommentar: Irene Fosi (Università degli Studi „Gabriele D'Annunzio" Chieti Pescara)

1. 3. Nikolas Jaspert (Ruhr-Universität Bochum)
Die Grenze Europas? Das Mittelmeer im Mittelalter
Einführung und Kommentar: Roberto Delle Donne (Università degli Studi di Napoli „Federico II")

27. 3. Federico Finchelstein (The New School for Social Research, New York)
Fascism and Populism in Europe and Latin America
Einführung und Kommentar: Paul R. Corner (Università degli Studi di Siena)

6. 4. Francesco Pirani (Università di Macerata)
Wolfgang Hagemann e la storia delle marche nell'età degli Svevi
Fondazione Federico II Hohenstaufen Jesi Onlus in Kooperation mit der Gemeinde Jesi und dem DHI Rom (Jesi, Palazzo Baldeschi Balleani)

22. 4. Die Dreigroschenoper
Konzert des Universitätsorchesters MuSA – Musica Sapienza unter Schirmherrschaft der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Rom und des DHI Rom (Universität La Sapienza, Rom)

14. 5. Markus Engelhardt und Andreas Rehberg (DHI Rom)
Richard Wagners „Rienzi". Eine Einführung in die Oper aus historischer und musikologischer Perspektive

6. 6. Il papato, la curia romana e la corte imperiale. Edizione del carteggio dei nunzi residenti a Praga e Vienna
Vorstellung der Bände:
Nuntiaturberichte aus Deutschland, III. Abteilung: 1572–1585, 10. Bd.: Nuntiaturen des Orazio Malaspina und des Ottavio Santacroce. Interim des Cesare Dell'Arena (1578–1581), hg. von Alexander Koller, Berlin–Boston 201.
Nuntiaturberichte aus Deutschland, IV. Abteilung: 17. Jahrhundert, 5. Bd.: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi (1631–1633), hg. von Rotraud Becker, Berlin–Boston 2013
Moderation: István Fazekas (Wien), Irene Fosi (Chieti-Pescara), Silvano Giordano (Rom)

14. 6. Konzert: „In goldnen Abendschein getauchet"
Kammermusik für Gesang, Viola und Klavier
Christine Streubühr, contralto
Tobias Reichard, viola
Claudio Anguillara, pianoforte

20. 6. Michael Borgolte (Humboldt-Universität zu Berlin)
Karl der Große – Sein Platz in der Globalgeschichte
Einführung und Kommentar: Marco Meriggi (Università degli Studi di Napoli „Federico II")

12. 9. Fabrizio Della Seta (Pavia/Cremona)
Filologia verdiana: bicentenario della nascita e stato dell'arte
Verdi-Jahr 2013

26. 9. Ute Frevert (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin)
Greed and avarice: Feelings about money

29. 10. Johann Herczog
Vorstellung des Bandes „Il perfetto melodramma spirituale. L'oratorio italiano nel suo periodo classico", Rom (IBIMUS) 2013
Ungarische Akademie in Rom in Kooperation mit dem Institut für musikalische Bibliografie, dem Österreichischen Historischen Institut und dem DHI Rom (Accademia d'Ungheria in Roma)

25. 11. Hubert Wolf (Westfälische Wilhelms-Universität Münster)
Eine Station für Entdeckungsreisende. Das Deutsche Historische Institut Rom und die Erforschung des Vatikanischen Geheimarchivs
Festvortrag im Rahmen des 125-jährigen Bestehens des Deutschen Historischen Instituts in Rom

Musicologia oggi, Konferenzzyklus: Musik zwischen den Kulturen – der Mittelmeerraum

14. 2. Walter Brunetto (Accademia Nazionale di Santa Cecilia, Rom)
La musica di tradizione orale italiana nel contesto proprio e in un'esperienza di collaborazione con Luciano Berio

18. 4. Alexander Wolf (Würzburg)
Italien – Romantische Reiseimpressionen: Innenansichten eines deutschen Komponisten

13. 6. Daniela Rota (Martina Franca)
La tela della Taranta: intrecci storici, culturali e musicali fra le civiltà del Mediterraneo

Mittwochsvorträge

16. 1. Roland Pfeiffer
Opernmanuskripte und Kopistenwesen in Rom (1760–1820)

20. 2. Sabine Lauderbach
Katholische Tradition oder moderne Konzeption? Papst Benedikts XV. Europavorstellungen 1914–1922

13. 3. Christian Wiesner
Konzilsrezeption an der Kurie. Die frühe Konzilskongregation und die tridentinische Residenzpflicht

10. 4. Paolo Fonzi
Italiani e tedeschi in Grecia: storia e memoria di un'occupazione (1941–44)

15. 5. Tobias Reichard
Deutsch-italienische Musikbeziehungen unter Hitler und Mussolini

19. 6. Petra Schulte
Verteilungsgerechtigkeit im Florenz der Renaissance

4. 9. Jasper M. Trautsch
Europäisches Bewusstsein und westliche Identität: Die intellektuellen Ursprünge der westlichen Allianz im Kalten Krieg

9. 10. Johann Herczog
Zwischen Spiritualität und politischer Botschaft: Funktion und Entwicklungsebenen des italienischen Oratoriums im 18. Jahrhundert

6. 11. Irina Pawlowsky
Die jesuitische Maynas-Mission im 17. und 18. Jahrhundert – Handlungsräume von Überseemissionaren

11. 12. Luca Demontis
Don Enrique infante di Castiglia e senatore di Roma (1266–1268)

Herbstführungen

28. 9. Andreea Badea
Leseverbote zum Schutz der Gläubigen. Einblicke in die Zensurverfahren von Inquisition und Indexkongregation in der Neuzeit

5. 10. Sven Mahmens
Papst Sixtus IV. (1471–84) und seine Nepoten

12. 10. Jens Späth
Die Nation feiern in der Krise: 150 Jahre italienische Einheit am 17. März 2011

19. 10. Kai-Michael Sprenger
Damnatio Memoriae in Rom

26. 10. Sabine Ehrmann-Herfort
Die römische Accademia dell'Arcadia und ihr Garten am Gianicolo

Publikationen

Institut

2013 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Bd. 92, Berlin-Boston 2012, LX, 796 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 127: G. Braun/G. B. Clemens/L. Klinkhammer/A. Koller (Hg.), Napoleonische Expansionspolitik. Okkupation oder Integration?, Berlin-Boston 2013, 286 S., ISBN 978-3-11-029352-4.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico:
Bd. 9: Documenti latini e greci del conte Ruggero I di Calabria e Sicilia. Edizione critica a cura di J. Becker, Roma 2013, 365 S., ISBN 978-88-8334-747-4.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von J. Petersen, hg. von L. Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 138 (März 2012), 135 S., Nr. 139 (Juli 2012), 132 S., Nr. 140 (November 2012), 116 S., Saarbrücken (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens).

Nuntiaturberichte aus Deutschland:
Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, Abt. IV: Siebzehntes Jahrhundert, Band 5: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi (1631–1633), im Auftrag des DHI Rom bearb. von R. Becker, Berlin-Boston 2013, LIV u. 977 S., ISBN 978-3-11-027966-5.

Analecta musicologica:
Bd. 49: S. Ehrmann-Herfort/S. Leopold (Hg.), Migration und Identität. Wanderbewegungen und Kulturkontakte in der Musikgeschichte, Kassel u. a. 2013, 325 S., ISBN 978-3-7618-2135-0.
Bd. 50: R. Pfeiffer/C. Flamm (Hg.), Umbruchzeiten in der italienischen Musikgeschichte, Kassel u. a. 2013, 252 S., ISBN 978-3-7618-2136-7.

Publikationen außerhalb der Institutsreihen:
U. Israel/M. Matheus (Hg.), Protestanten in Rom und Venedig in der Frühen Neuzeit Berlin 2013 (Studi. Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig 8), VIII u. 310 S., ISBN 978-3-05-005410-0.
Dieser Band ist aus einer gleichnamigen Tagung hervorgegangen, die vom DHI Rom und dem Deutschen Studienzentrum in Venedig in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Gemeinde Venedig und dem Institut für Europäische Geschichte Mainz organisiert worden war (2.–4. 6. 2010, Tagungsort: Venedig).

Online-Publikationen

Datenbanken:
E. J. Nikitsch, Inschriftenkorpus von Santa Maria dell'Anima:
http://www.inschriften.net/santa-maria-dell-anima/einleitung.html.

Perspectivia.net:
Die Retrodigitalisierung der Institutszeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken (QFIAB)" wurde in Zusammenarbeit mit perspectivia.net und der Bayerischen Staatsbibliothek in München wesentlich vorangebracht. Im Berichtsjahr konnten mit Unterstützung durch Dr. Anne-Claire Magniez die Bände 55–80 aufbereitet werden. Ferner wurde nach Ablauf der einjährigen Sperrfrist auch Band 91 zugänglich gemacht: http://www.perspectivia.net/content/publikationen/qfiab.

recensio.net:
QFIAB 91 (2011).

MUSICI:
Seit 2013 ist die Datenbank des DFG-ANR-Projekt MUSICI des DHI Rom und der École Française de Rome online unter www.musici.eu/database abrufbar. Sie sammelt Informationen über „europäische" Musiker, deren Aufenthalt in Venedig, Rom und Neapel für die Zeit zwischen 1650 und 1750 nachgewiesen ist.

Im Druck:
Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 128: L. Geis, Hofkapelle und Kapläne im Königreich Sizilien (1130–1266), Berlin-Boston 2014, ISBN 978-3-11-034479-0.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Alexanders VI. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1492–1503, Bd. IX: Pius III. und Julius II. (1503–1513), hg. von L. Schmugge.

Concentus musicus:
Bd. XIV: P. Ackermann (Hg.), Giovanni Animuccia, Eine Auswahl geistlicher und weltlicher Werke.

In Vorbereitung:
Ricerche dell'Istituto Storico Germanico:
Bd. 10: L. Klinkhammer (Hg.), Promuovere l'„uomo nuovo" fascista: Istituzioni, esperti e tecnocrati alla ricerca della realizzazione di un progetto del regime totalitario.
Bd. 11: A. Rehberg, Il Registro dei benefici ecclesiastici del cardinale Pietro Colonna († 1326) nel Patriarcato di Aquileia e nelle Marche (ASV, Collect. 24).

Nuntiaturberichte aus Deutschland:
Nuntiaturberichte aus Deutschland, III. Abteilung: 1572–1585, 11. Bd.: Nuntiaturen des Giovanni Francesco Bonomi und des Germanico Malaspina (1581–1585), bearb. von A. Koller.
Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, IV. Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert, 5. Bd.: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi, Sendung des P. Alessandro D'Ales (1633–1634), im Auftrag des DHI Rom bearb. von R. Becker.

Hauptinstruktionen (Instructiones Pontificum Romanorum):
Le istruzioni generali di Urbano VIII ai diplomatici pontifici 1623–1644, a cura di S. Giordano OCD.

Repertorium Germanicum:
10. Bd.: Sixtus IV. (1471–1484), bearb. von U. Schwarz, J. Trede, St. Brüdermann, Th. Bardelle, K. Rahn und anderen.

Analecta musicologica:
Bd. 51: G. Rostirolla, La cappella musicale della Basilica di San Pietro. 500 anni della Cappella Giulia (1513–2013): Ricerca, documentazione, commenti.
Bd. 52: A.-M. Goulet/G. zur Nieden (Hg.), Europäische Musiker in Venedig, Rom und Neapel (1650–1750) / Les musiciens européens à Venise, Rome et Naples (1650–1750) / Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750).
Bd. 53: S. Brier, Das italienische Kunstlied der Romantik.

Concentus musicus:
Bd. XV: F. P. Russo (Hg.), Niccolò Piccinni, La buona figliola.

Institutsmitarbeiter/-innen

Martin Bauch
- Einbinden, belohnen, stärken. Über echte und vermeintliche Reliquienschenkungen Karls IV., in: H. Seibert/E. Schlotheuber (Hg.), Soziale Bindungen und gesellschaftliche Strukturen im späten Mittelalter (14.–16. Jahrhundert). Tagungsband der 3. interdisziplinären deutsch-tschechischen Austauschtagung, Göttingen-Bristol, Conn. 2013 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 132), S. 79–111.

Martin Baumeister
- Arenen des Bürgerkriegs? Kollektive Gewalt in Turin und Barcelona 1890 bis 1923, in: Friedrich Lenger (Hg.), Kollektive Gewalt in der Stadt. Europa 1890–1939, München 2013 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 89), S. 123–148.

Marco Di Branco
- Ismailiti a Bisanzio: immagini e presenze, Studia Graeco-Arabica 3 (2013), S. 105–119.
- Alla conquista del passato: la storia dell'antico Egitto vista dagli Arabi, in: S. Bussi (Hg.), Egitto dai faraoni agli Arabi. Atti del Convegno „Egitto: amministrazione, economia, società, cultura dai Faraoni agli Arabi", Pisa 2013 (Studi Ellenistici, Supplementi), S. 320–331.
- (mit K. Wolf) Fließende Grenzen zwischen Christentum und Islam. Forschungen am Deutschen Historischen Institut in Rom zum vornormannischen Unteritalien im Spannungsfeld rivalisierender Religionen und politischer Mächte, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichts-

jahr 2012, hg. von der Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 2013, S. 15–20.
- (mit K. Wolf) Berbers and Arabs in the Maghreb and Europe [Medieval Period], in: The Encyclopedia of Global Human Migration, hg. von Immanuel Ness, Bd. 2: A–Cro, Chichester u. a. 2013, S. 695–702.

Sabine Ehrmann-Herfort
- Experiment, Kontext, Formenvielfalt. Arien in Händels italienischen Werken, in: Händels Arien. Form, Affekt, Kontext. Bericht über die Symposien der Internationalen Händel-Akademie Karlsruhe 2008 bis 2010, hg. von Thomas Seedorf unter Mitarbeit von Christian Schaper, Laaber 2013 (Veröffentlichungen der Internationalen Händel-Akademie Karlsruhe 10), S. 33–46.
- Europäische Stationen einer italienischen Oper. Georg Friedrich Händels Rinaldo in London (1711) und Neapel (1718), in: Händels Arien. Form, Affekt, Kontext. Bericht über die Symposien der Internationalen Händel-Akademie Karlsruhe 2008 bis 2010, hg. von Thomas Seedorf unter Mitarbeit von Christian Schaper, Laaber 2013 (Veröffentlichungen der Internationalen Händel-Akademie Karlsruhe 10), S. 75–88.
- *Rinaldos* Weg von London nach Italien: die Stationen London (1711), Hamburg (1715) und Neapel (1718), in: Händels Weg von Rom nach London. Tagungsbericht Engers 2009. In memoriam Christoph-Hellmut Mahling, hg. von Wolfgang Birtel, Mainz 2012 (Schriften zur Musikwissenschaft 21), S. 249–271.
- „Man muss die Traditionslinien immer wieder verknüpfen". Sabine Ehrmann-Herfort im Gespräch mit Salvatore Sciarrino, in: Die Tonkunst 7/3 (2013), S. 307–316.
- Migration und Madrigal. Musikalische Wanderbewegungen und das Cinquecento-Madrigal in Florenz und Rom, in: Migration und Identität. Wanderbewegungen und Kulturkontakte in der Musikgeschichte, hg. von Sabine Ehrmann-Herfort und Silke Leopold, Kassel 2013 (Analecta musicologica 49), S. 84–98.
- (Hg. mit Silke Leopold) Migration und Identität. Wanderbewegungen und Kulturkontakte in der Musikgeschichte, Kassel 2013 (Analecta musicologica 49).

Markus Engelhardt
- Verdis *Aida*, in: P. den Boer/H. Duchardt/G. Kreis/W. Schmale (Hg.), Europäische Erinnerungsorte 2. Das Haus Europa, München 2012 [2013 erschienen], S. 247–253.
- Austria, Grillparzer, Franz, Schiller, Friedrich [Johann Christoph Friedrich] (von), Spa towns (Italy), Werner, Friedrich Ludwig Zacharias, in: R. Montemorra Marvin (Hg.), The Cambridge Verdi Encyclopedia, Cambridge 2013, S. 34, S. 208, S. 386–387, S. 481–482.
- Santini in Rom, in: P. Schmitz zusammen mit A. Ammendola (Hg.), „Sacrae Musices Cultor et Propagator". Internationale Tagung zum 150. Todesjahr des

Musiksammlers, Komponisten und Bearbeiters Fortunato Santini, Tagungsbericht Münster 14.–16. September 2011, Münster 2013, S. 9–20.
- Due *Domine ad adjuvandum* di Giuseppe Giordani, in: U. Gironacci/F. P. Russo (Hg.), La figura e l'opera di Giuseppe Giordani. Atti del Convegno internazionale Fermo, 3 –5 ottobre 2008, Lucca 2013, S. 297–307.
- Auf den Spuren Johann Sebastian Bachs in Italien im 18. und 19. Jahrhundert, in: Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert, hg. von W. Huschner/E. Bünz/C. Lübke in Verbindung mit S. Kolditz, Leipzig 2013 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 42), S. 805–818.

Rubén González Cuerva
- (Hg. mit G. Nieva Ocampo) Señoríos, reinos y monarquías. Gobernar territorios en la Baja Edad Media y la Edad Moderna, in: Revista Escuela de Historia 12 (2013).
- Un agente discreto: Mateo Renzi y el servicio a la Casa de Austria, in: Librosdelacorte.es 6 (2013), S. 50–57.
- The Most Discreet Favourite: Baltasar de Zúñiga and Early Modern Spanish Statecraft, in: The Seventeenth Century (2013) S. 1–14, (http://dx.doi.org/10.1080/0268117X.2013.846872).

Jan-Peter Grünewälder
- (mit J. Hörnschemeyer) Romana Repertoria – Roman Repertories. Das Datenbankportal des DHI Rom, in: QFIAB 92 (2012), S. 594–604.

Jörg Hörnschemeyer
- (mit J.-P. Grünewälder) Romana Repertoria – Roman Repertories. Das Datenbankportal des DHI Rom, in: QFIAB 92 (2012), S. 594–604.

Stephanie Klauk
- Música en el teatro español del siglo XVI, Revista de musicología 35/2 (2012) [2013 erschienen], S. 337–343.
- Durón y el entorno musical de Mariana de Neoburgo, in: P. Capdepón/J. J. Pastor Comín (Hg.), Sebastián Durón (1660–1716) y la música de su época, Vigo 2013, S. 151–159.
- Contrappunto alla mente, in: G. Massenkeil/M. Zywietz (Hg.), Lexikon der Kirchenmusik, Laaber 2013 (Enzyklopädie der Kirchenmusik 6/1 und 6/2), Bd. 1, S. 273.
- Madrigal, geistliches, in: ebd., Bd. 2, S. 792.
- Marazzoli, Marco, in: ebd., Bd. 2, S. 806 f.
- Motetti Missales, in: ebd., Bd. 2, S. 883.
- Pedrell, Felipe, in: ebd., Bd. 2, S. 1049.
- Pujol, Juan, in: ebd., Bd. 2, S. 1088 f.

- Soler, Antonio, in: ebd., Bd. 2, S. 1255 f.
- Villancico, geistlicher, in: ebd., Bd. 2, S. 1352.

Lutz Klinkhammer

- (Hg. mit G. Braun, G. B. Clemens, A. Koller) Napoleonische Expansionspolitik. Okkupation und Integration?, Berlin-Boston 2013 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 127).
- (mit G. Braun, G. B. Clemens, A. Koller) Napoleonische Expansionspolitik: zu den ambivalenten Auswirkungen von Eroberung und Integration, in: ebd., S. 1–17.
- Kontrolle und Identität. Die Grenzen der Freiheit im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft, in: ebd., S. 120–137.
- Hitlers besetzter Verbündeter. Die italienische „Sozialrepublik" unter nationalsozialistischer Kontrolle 1943–1945, in: W. Storch/K. Ruschkowski (Hg.), Deutschland – Italien. Aufbruch aus Diktatur und Krieg, Dresden 2013, S. 28–33.
- Tra controllo francese e nuova identità. I confini della libertà in Renania e in Piemonte sotto il dominio francese, in: Movimenti e confini. Spazi mobili nell'Italia preunitaria, hg. von M. Meriggi und L. Di Fiore, Roma 2013, S. 109–133.
- Auf dem Weg in die Dritte Republik. Wie Italiens politische Kaste die antifaschistische Kultur instrumentalisiert, Süddeutsche Zeitung, Nr. 54, 5. März 2013, S. 12.
- Die blockierte Demokratie. Ein paar Kandidaten, aber kaum Konsens in Italiens Regierungsbildungskarussell, Süddeutsche Zeitung, Nr. 88, 16. April 2013, S. 12.
- Il fascismo e la II Guerra Mondiale. Vince la propaganda: è il mito del Duce, in: Il Messaggero, 29. 11. 2013 (Sonderausgabe zum 135jährigen Bestehen der Zeitung).

Alexander Koller

- (Hg. mit G. Braun, G. B. Clemens, L. Klinkhammer) Napoleonische Expansionspolitik. Okkupation und Integration?, Berlin-Boston 2013 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 127).
- Fragenkatalog zum Thema Rezension. Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 121 (2013), S. 122.
- Die römischen Nuntien und die Protestanten im Reich um 1600, in: Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert, hg. von W. Huschner/E. Bünz/C. Lübke in Verbindung mit S. Kolditz, Leipzig 2013 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 42), S. 583–598.
- Ninguarda, Feliciano, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 78, Roma 2013, S. 153–156.
- Le nunziature di Girolamo Ragazzoni (1583–1586) e Ranuccio Scotti (1639–1641). Le edizioni di Pierre Blet, Archivum Historiae Pontificiae 48 (2010), S. 41–53.
- (Hg. mit I. Fosi) Papato e impero nel pontificato di Urbano VIII (1623–1644), Città del Vaticano 2013 (Collectanea Archivi Vaticani 89).

- Premessa, in: ebd., S. VII–X.
- La rappresentanza imperiale a Roma intorno a 1600. Una panoramica, in: ebd., S. 105–126.
- Bayern und das Papsttum um 1600. Ein Zweckbündnis mit Folgen, Alois Schmid/Hermann Rumschöttel (Hg.), Wittelsbacher-Studien. Festgabe für Herzog Franz von Bayern zum 80. Geburtstag, S. 331–350.
- Die Freiheit von Wort und Schrift. Zur Edition der Autobiographie und der Korrespondenz des Philologen und politisch-konfessionellen Grenzgängers Kaspar Schoppe (1576–1649), in: QFIAB 93 (2013), S. 363–376.
- Orsini, Vicino, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 79, Roma 2013, S. 710–712.

Hannelore Putz

- Für Königtum und Kunst. Die Kunstförderung König Ludwigs I. von Bayern, München 2013 (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte 164), 336 + LXII S.
- Konstitutioneller Staat und Zensur im Vormärz – das Königreich Bayern, in: Gabriele B. Clemens (Hg.), Zensur im Vormärz. Pressefreiheit und Informationskontrolle in Europa, Ostfildern 2013 (Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung 9), S. 83–103.
- (gemeinsam mit Winfried Müller) Pädagogik und Theater am Kolleg der Jesuiten in München, in: Alois Schmid/Hermann Rumschöttel (Hg.), Wittelsbacher-Studien. Festgabe für Herzog Franz von Bayern zum 80. Geburtstag, München 2013, S. 351–374.

Andreas Rehberg

- Die Kardinäle aus Rom und die Macht der Klientelbeziehungen (1277–1527), in: J. Dendorfer/R. Lützelschwab (Hg.), Die Kardinäle des Mittelalters und der frühen Renaissance, Firenze 2013 (Millennio Medievale 95 = Strumenti e Studi, n. s. 33), S. 55–109.
- L'Ordine di Santo Spirito e le sue filiali dal medioevo al primo Cinquecento, in: A. Esposito/A. Rehberg/M. Davide, Storia di un Priorato dell'Ordine di Santo Spirito: Ospedaletto di Gemona, Udine 2013, S. 41–68
- Le lauree conferite dai conti palatini di nomina papale – prime indagini, in: A. Esposito/U. Longo (Hg.), Lauree. Università e gradi accademici in Italia nel medioevo e nella prima età moderna, Bologna 2013, S. 47–77.

Jens Späth

- Was heißt Antifaschismus nach 1945? Das Beispiel der italienischen Sozialisten in westeuropäischer Perspektive, in: Archiv für Sozialgeschichte 53, 2013, S. 269–304.

- „La religión de la Nación española es y será perpetuamente la católica, apostólica, romana, única verdadera." Liberalismus und Religion in Südeuropa im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel der Verfassung von Cádiz, in: Thies Schulze (Hg.), Grenzüberschreitende Religion: Vergleichs- und Kulturtransferstudien zur neuzeitlichen Geschichte, Göttingen 2013, S. 68–89.
- Der Krieg der Federn: Pressefreiheit und Zensur in Spanien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Gabriele B. Clemens (Hg.), Zensur im Vormärz: Pressefreiheit und Informationskontrolle in Europa, Ostfildern 2013 (Schriftenreihe der Siebenpfeiffer-Stiftung 9), S. 197–218.

Kai-Michael Sprenger
- (Hg. mit A. Esposito, H. Ochs und E. Rettinger) Trier – Mainz – Rom. Stationen, Wirkungsfelder, Netzwerke. Festschrift für Michael Matheus zum 60. Geburtstag, Regensburg 2013.
- 125 Jahre Deutsches Historisches Institut in Rom, in: Weltweit vor Ort. Das Magazin der Max Weber Stiftung 2 (2013), S. 20–23.

Kordula Wolf
- (mit M. Di Branco) Fließende Grenzen zwischen Christentum und Islam. Forschungen am Deutschen Historischen Institut in Rom zum vornormannischen Unteritalien im Spannungsfeld rivalisierender Religionen und politischer Mächte, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 2012, hg. von der Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 2013, S. 15–20.
- (mit M. Di Branco) Berbers and Arabs in the Maghreb and Europe [Medieval Period], in: The Encyclopedia of Global Human Migration, hg. von Immanuel Ness, Bd. 2: A–Cro, Chichester u. a. 2013, S. 695–702.

Vorträge, Lehre, Mitgliedschaften und Auszeichnungen der Institutsmitarbeiter/-innen

Vorträge

Andreea Badea
- Projektvorstellung: Beiratssitzung, DHI Rom 2. 3.
- Politische Handlungsspielräume im Kontext von Historiographie und Zensur: Kolloquium des Frankfurter Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert", DHI Rom 11. 6.
- Sektionsleitung „Praktiken der römischen Bücherzensur im 17. und 18. Jahrhundert" mit Vortrag „Über Bücher richten oder diskutieren? Die Kardinäle der Index-

kongregation zwischen Verfahren und gelehrtem Interesse", 10. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit, LMU München 13. 9.
- Trient in der Geschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts: Kongreß „Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur (1563–2013)", Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum e. V. – Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg, Katholische Akademie, Freiburg im Breisgau 19. 9.
- Der Preis der Wissenschaft. Zum Verständnis von Be- und Entlohnung innerhalb der res publica literaria: Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive", DHI Rom 26. 9.
- Leseverbote zum Schutz der Gläubigen. Einblicke in die Zensurverfahren von Inquisition und Indexkongregation in der Neuzeit: Herbstführungen des DHI Rom 28. 9.
- Projektpräsentation: Internes Seminar, DHI Rom 4. 10.

Martin Baumeister
- Sektionsleitung und Kommentar: Seminario di Studio „Il sovrano pontefice e il suo governo nel XIX secolo", Libera Università Maria SS. Assunta, Rom 10. 1.
- Panel: Tagung „Rezensieren – Kommentieren – Bloggen: Wie kommunizieren Geisteswissenschaftler in der digitalen Zukunft?", Carl Friedrich von Siemens Stiftung, München 31. 1.
- Leitung des institutsinternen Seminars, Subiaco 4.–5. 3.
- Begrüßung: Institutsinterner Workshop „Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)", DHI Rom 14. 3.
- Sektionsleitung: Internationale Tagung „Orte der Zuflucht und personneller Netzwerke: Der Campo Santo Teutonico und der Vatikan 1933-1955" zum 125-jährigen Bestehen des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, Campo Santo Teutonico, Vatikan 21. 3.
- Grußwort: Tagung „Identität und Repräsentation: Die Nationalkirchen in Rom 1450–1650" der Minerva-Forschungsgruppe „Roma Communis Patria", der Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom, in Kooperation mit dem DHI Rom, DHI Rom 23. 5.
- Discussant: Workshop „Cattolicesimo, Nazione e Nazionalismo", Scuola Normale Superiore, Pisa 8. 6.
- Begrüßung: Workshop des Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert", Rom 11. 6.
- Presentazione del libro di Barbara Bracco „La patria ferita. I corpi dei soldati italiani e la Grande guerra", Biblioteca di Storia moderna e contemporanea, Rom 12. 6.
- Saluto und Sektionsleitung: Internationale Tagung der Bibliotheca Hertziana in Kooperation mit dem DHI Rom „L'Urbanistica a Roma durante il Ventennio fascista", Bibliotheca Hertziana, Rom 13. und 14. 6.

- Einleitung, Sektionsleitung, Schlusskommentar: Internationale Konferenz „The South in Post-War Europe. Italy, Greece, Spain and Portugal", DHI Rom 27. und 28. 9.
- Leitung des Romkurses, 10. - 18. 9.
- Begrüßung: Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive", DHI Rom 25. 9.
- Saluto: Workshop „Banche dati per la storia moderna", DHI Rom 30. 9.
- Leitung des institutsinternen Seminars, DHI Rom 4. 10.
- Schlusskommentar: Tagung „A cinquant'anni dal primo centro sinistra. Un bilancio tra specificità italiane e contesto euro-atlantico", Università degli Studi di Bologna 12. 10.
- Saluti und Sektionsleitung: Tagung des DHI Rom in Kooperation mit der Comunità Ebraica di Roma „La razzia del 16 ottobre 1943. Dimensioni e problemi della ricerca storica a settant'anni di distanza", DHI Rom 17. 10.
- Chair und Kommentar zum Panel „Ideologische Ordnungssysteme", Internationale Konferenz „Zusammenbruch, Neukonstitution und Kontinuität von Ordnungen. Das 20. Jahrhundert und der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive", Institut für Zeitgeschichte, München 16. 11.
- Grußworte: Festakt zum 125–jährigen Bestehen des DHI Rom 25. 11.
- Begrüßung: Workshop „Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus. Deutsch-italienische Perspektiven", DHI Rom 10. 12.
- Saluti: Tagung des DHI Rom in Kooperation mit der SISCALT „La storia contemporanea tedesca: aspetti della ricerca dalla prospettiva italiana", DHI Rom 12. 12.

Marco Di Branco

- Alla conquista del passato: l'antico Egitto visto dagli Arabi: Internationaler Kongreß „L'Egitto dai faraoni agli Arabi", Università degli Studi di Milano, 8. 2.
- (mit K. Wolf und G. Matullo) L'insediamento islamico lungo il Garigliano: Tagung „Lazio e Sabina. 10° Incontro di studi", Rom 6. 6.
- Wealth and Poverty in the Mirror of Byzantium: the Divisions sur la maniere des richeces et povretez de ce monde by Theodore Palaiologos and the Dialogue between the Rich and the Poor by Alexios Makrembolites: Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive", DHI Rom 26. 9.
- Augustus and the Greece in the Arabic Medieval Sources: Mouseio Benaki, Athen 14. 11.
- (mit Kordula Wolf) Les musulmans dans l'Italie méridionale à l'époque aghlabide: le cas de l'installation du fleuve Garigliano (883–915 après J. Ch.): International Congress „L'Africa/L'Ifrîqiya et la Méditerranée centrale de l'Antiquité au Moyen Âge: échanges et contacts", Mahdiyya (Tunesien) 13. 12.

Sabine Ehrmann-Herfort

- Il ‚Combattimento di Tancredi e Clorinda' di Claudio Monteverdi. L'originale veneziano e una sua possibile traccia a Roma: Venedig, Deutsches Studienzentrum 25. 2.
- Vorstellung der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom anlässlich des Besuchs einer Studierendengruppe aus Mainz (Musikwissenschaft und Kunstgeschichte), DHI Rom 13. 3.
- Seit wann ist eine Oper eine Oper? Terminologische Untersuchungen zum Opernbegriff: Tagung „Schrift, Klang und Performanz. Forschungsperspektiven zur italienischen Oper des langen 18. Jahrhunderts", veranstaltet vom Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Mainz und dem FWF-Forschungsprojekt „Opera buffa in Wien (1763–1782)", Universität Wien, Universität Mainz 10. 5.
- Prestigeobjekt Oper. Zu den Anfängen der italienischen Oper am russischen Hof: Tagung des DHI Moskau in Zusammenarbeit mit der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom in Moskau zum Thema „Musik am russischen Hof (1650–1760)", DHI Moskau 20. 9.
- Friedensschlüsse und Musik, im Rahmen des geplanten Verbundprojekts „Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa": Internes Seminar, DHI Rom 4. 10.
- Arbeitsgespräch SAW-Antrag Friedensrepräsentationen und Vortrag zum geplanten Teilprojekt „Friedensschlüsse und Musik", Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 9. 10.
- Die römische Accademia dell'Arcadia und ihr Garten am Gianicolo: Herbstführungen des DHI Rom, Bosco Parrasio der Accademia dell'Arcadia, Rom 26. 10.
- Die römische Accademia dell'Arcadia und ihr Garten am Gianicolo: Wiederholung der Führung für Institutsmitglieder, Bosco Parrasio der Accademia dell'Arcadia, Rom 27. 11.

Markus Engelhardt

- Einführung: Vortrag W. Brunetto, „La musica di tradizione orale italiana nel contesto proprio e in un'esperienza di collaborazione con Luciano Berio" (Musicologia oggi 2013/I, Musik zwischen den Kulturen: Der Mittelmeerraum), DHI Rom 14. 2.
- „2013: trent'anni insieme a Giacomo Carissimi". Conversazione con A. Coen, M. Engelhardt, U. Onorati, C. Strinati, Rom, Oratorio del SS.mo Crocifisso, 18. 2.
- Musikalischer Salon 5 [Giuseppe Verdi, *Messa da requiem*], Stuttgart, Internationale Bachakademie, 28. 2.
- 7. Sitzung des Arbeitskreises Bibliotheken der Max Weber Stiftung, Istanbul, Orient-Institut 8. 3.
- Präsentation Musikgeschichtliche Abteilung Studierende Universität Mainz (Leitung: Prof. Dr. E. Oy-Marra/Dr. Berthold Over), DHI Rom 13. 3.
- Buchpräsentation Biancamaria Brumana (Hg.), „‚Caro suono lusinghier...'. Tutti i libretti di Francesco Morlacchi", Perugia, Sala dei Notari, 12. 3.

- Präsentation Musikgeschichtliche Abteilung: Besuch Dr. J. Blüher, B. Bertelsmeier und S. J. Hanke, DHI Rom 10. 4.
- Carissimi maestro dell'Europa musicale: la ricerca carissimiana e la necessità di un coordinamento internazionale: Conversazione „Anniversario della nascita di Carissimi" mit V. de Gregorio, B. Lautenbacher SJ, M. Engelhardt, U. Onorati, A. Ziino, F. Colusso, J. Herczog, Pontificio Istituto di Musica Sacra, Piazza Sant'Agostino, Rom 18. 4.
- Interview WDR (Fernsehdokumentation von G. Brintrup, „Santini's Netzwerk"), DHI Rom 23. 4. (Sendetermin: ARD, 28. 4., 23:15 Uhr)
- Einführung Vortrag A. Wolf, „Italien – Romantische Reiseimpressionen: Innenansichten eines deutschen Komponisten" (Musicologia oggi 2013/II, Musik zwischen den Kulturen: Der Mittelmeerraum), DHI Rom 18. 4.
- Interview Radio Vaticana (Hörfunkdokumentation von C. Cavallaro, „Auguri, papà [Simon] Mayr!"), DHI Rom 25. 5. (Sendetermin: Radio Vaticana 1° canale, 3. 6., 16:30 Uhr, und 5° canale, 21:00 Uhr)
- Konzerteinführung „La via dell'anima: I manoscritti di Santini da Roma a Münster": Santa Maria dell'Anima, Rom 11. 6.
- Einführung Vortrag D. Rota, „La tela della Taranta: intrecci storici, culturali e musicali fra le civiltà del Mediterraneo" (Musicologia oggi 2013/III, Musik zwischen den Kulturen: Der Mittelmeerraum), DHI Rom 13. 6.
- Präsentation Musikgeschichtliche Abteilung Romkurs, 11. 9.
- Einführung Vortrag F. Della Seta, „Filologia verdiana: Lo stato dell'arte nell'anno del bicentenario della nascita di Giuseppe Verdi", DHI Rom 12. 9.
- Führung Romkurs „Rom als Musiktheaterstadt", 13. 9.
- Die Musikgeschichtliche Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Internationale Konferenz „Musik am russischen Hof (1645–1762)", Moskau, DHI Moskau 19.–20. 9.
- Banche dati in collegamento con la Sezione Storia della Musica: Workshop „Banche dati per la storia moderna", DHI Rom 30. 9.
- Buchpräsentation Storia di Parma, vol. X: Musica e teatro: Parma, Teatro Regio, 19. 10.
- Il *Rienzi* di Francesco Maria Piave: Convegno internazionale „Giuseppe Verdi: Dalla musica alla messinscena. In ricordo di Pierluigi Petrobelli", Univ. La Sapienza, Dipartimento di Studi Greco Latini Italiani Scenico Musicali, Rom 25.–26. 10.
- Buchpräsentation J. Herczog, Il perfetto melodramma spirituale: Accademia d'Ungheria in Roma, 29. 10.
- (mit C. M. Mossa) Sull'orlo dei tetti. Il *Trovatore* sui banchi di scuola: Giornata Verdiana „Giuseppe Verdi e la scuola dell'Italia unita", Ministero dell'Istruzione, dell'Università e della Ricerca, Comitato Nazionale per l'Apprendimento pratico della Musica, Direzione Generale per lo Studente, l'Integrazione, la Partecipazione e la Comunicazione, Teatro dell'Opera, Rom 26. 11.

- Sektionsleitung: Convegno internazionale di studi „Nicola Antonio Manfroce e la musica a Napoli tra Sette e Ottocento", Palmi, Casa della cultura L. Rapaci, 29.–30. 11.
- Indirizzo di saluto: Workshop „La musicologia all'epoca del Fascismo. Prospettive italo-tedesche", DHI Rom 10.–11. 12.
- Präsentation Musikgeschichtliche Abteilung: Workshop „La musicologia all'epoca del Fascismo. Prospettive italo-tedesche", DHI Rom 10.–11. 12.
- Einstudierung und Leitung des Institutschores: Weihnachtsfeier, DHI Rom 18. 12.

Rubén González Cuerva
- Koordinator des Panels: The Endless End of Empires. Challenging the Decline Interpretation in the History of the Ottoman and Spanish Empires, 16th–19th Centuries, und Vortrag: In Search of a New Political Project. From Spanish Monarchy to Catholic Monarchy in the 17th Century, Internationaler Kongress „Empires and Nations from the 18th to the 20th Century", Rom 20. 6.
- ¿Una facción española en Viena? Diplomacia y sociedad cortesana en la corte imperial (1556–1576): „II encuentro de jóvenes investigadores en Historia Moderna", Madrid 1. 7.
- Diplomacy through Factions: the „Spanish Party" at the Imperial court (1556–1659): Internationaler Kongress „Splendid Encounters: Diplomats and Diplomacy in Europe, 1500 – 1750", Warschau 20. 9.
- La fazione spagnola alla Corte imperiale 1556–1659: Workshop „Banche dati per la Storia Moderna", DHI Rom 30. 9.
- Koordinator des Panels: Monarquía, Corte y Reinos. El sistema político del Antiguo Régimen (s. XIV al XVIII), und Vortrag: La forma de lo informal: Giacomo Olivieri, agente en Roma del cardenal Dietrichstein, „XIV Jornadas Interescuelas Departamentos de Historia", Mendoza (Argentinien) 3. 10.
- Facciones y partidos: ¿Cómo se alineaban los poderosos de la Edad Moderna?: „Talleres de Metodología de la Facultad de Humanidades", Salta (Argentinien 7. 10.

Jörg Hörnschemeyer
- (mit A. Rehberg), Onlinepublikationen auf der Plattform Romana Repertoria/ Roman Repertories Online RRO: Romkurs, 13. 9.
- Il framework di pubblicazioni online DENQ: Workshop „Datenbanken der Neuzeit", DHI Rom 30. 9.

Stephanie Klauk
- Projektvorstellung: Beiratssitzung, DHI Rom 2. 3.
- La Corte de Madrid entre Viena, España e Italia. Sinfonías de Brunetti y Boccherini en un contexto europeo: International Colloquium „Instrumental Music in the Iberian World 1760–1820", Lissabon 14. 6.

- Projektpräsentation: Internes Seminar am DHI Rom, Rom 4. 10.
- Streichquartettpflege in Rom in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: International Conference „The String Quartet from 1750 to 1870: From the Private to the Public Sphere", Lucca 30. 11.
- Torrefranca e i suoi scritti sull'origine del quartetto d'archi: Workshop „Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus. Deutsch-italienische Perspektiven", DHI Rom 10. 12.

Lutz Klinkhammer

- La resistenza tedesca 1933–1945: Scuola Superiore dell'amministrazione del Ministero degli Interni, Rom 25. 1.
- Gli internati militari italiani, 1943–1945: Deutsches Studienzentrum Venedig 28. 1.
- Gli internati militari italiani: Kommentar zum Iveser-Forschungsprojekt, Deutsches Studienzentrum Venedig 28. 1.
- Zu den Ergebnissen der deutsch-italienischen Historikerkommission: Beiratssitzung, DHI Rom 2. 3.
- The Italian Resistance: Tagung „Les Résistances en Europe 1940–1945: unifications et guerres civiles", IHA/Fondation de la Résistance, Paris 7. 3.
- La giustizia speciale nel nazionalsocialismo: Tagung „Giustizia di transizione", Università degli Studi Catania 11. 3.
- Die Generalstaatsanwälte und die Justiz in den linksrheinischen Departements 1798–1813: Tagung „Franzosen und Deutsche im Zeitalter Napoleons", Saarbrücken 12. 4.
- Präsentation des Berichts der Historikerkommission, Trieste 17. 4.
- Cefalonia: la memoria tedesca: Convegno „Kephalonia", Padua 18. 4.
- Commento nell'ambito della Tavola Rotonda: „Italia e Germania 1943–1945 – Memorie e riconciliazione. Rapporto della Commissione storica italo-tedesca", Università degli Studi „Federico II", Neapel 10. 5.
- Presentazione del libro di Filippo Focardi, „Il bravo italiano e il cattivo tedesco", Istituto di studi filosofici, Neapel 11. 5.
- Presentazione del libro di Eric Gobetti, „Il nemico alleato", Istituto storico della Resistenza in Toscana, Florenz 16. 5.
- Vicende e significato della RSI, tra guerra e Resistenza: Tagung „Il passato che non passa". Fascismo, guerra e resistenza, Pescara 29. 5.
- (mit Chr. Beese und R.-M. Dobler) Introduzione: Convegno „L'Urbanistica a Roma durante il ventennio fascista", DHI/Bibliotheca Hertziana, Rom 13. 6.
- Il Soratte e Roma durante l'occupazione tedesca 1943/44: Sala Comunale, Rignano Flaminio 13. 9.
- The emotional rich? The debate on the protection of property between Enlightenment and Napoleonic Empire: Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive", DHI Rom 26. 9.

- Cefalonia – Storia e memoria: Tagung „Cefalonia", Venedig 27. 9.
- (zusammen mit A. Osti Guerrazzi) Le udienze di Benito Mussolini: Workshop „Datenbanken der Neuzeit", DHI Rom 30. 9.
- La Commissione storica italo-tedesca e il passato bellico italo-tedesco: Florenz, Circolo Vie Nuove, 14. 10.
- Diplomatici e militari tedeschi di fronte alla politica di sterminio nazionalsocialista: Convegno „La razzia del 16 ottobre 1943. Dimensioni e problemi della ricerca storica a settant'anni di distanza", DHI/UCEI, Rom 17. 10.
- Erfahrungen der italienischen Zivilbevölkerung unter deutscher Besatzung: Tagung „Hypotheken der Vergangenheit", Freie Universität, Berlin 22. 10.
- Presentazione del libro di Giorgio Sacerdoti, „Nel caso non ci rivedessimo", Rom 5. 11.
- ‚Una guerra civile' dalla prospettiva tedesca: Seminar „Una guerra civile di Claudio Pavone", Irsifar, Rom 7. 11.
- L'occupazione tedesca dell'Italia e le stragi nazifasciste: Tagung „70° anniversario Eccidio dei Limmari", Pientransieri 16. 11.
- Commento nell'ambito del II Seminario Nazionale di Ricerca SISSCO, „La Violenza politica e sociale nell'Europa del dopoguerra: case studies", Università della Tuscia, Viterbo 21. 11.
- Zur politischen Bedeutung von Zeitgeschichte am DHI Rom: Besuch von Staatssekretär Thomas Rachel (BMBF), DHI Rom 25. 11.
- I tedeschi in Italia. Dall'alleanza all'occupazione: Tagung „70° anniversario della Resistenza all'occupazione nazista di Barletta", Barletta 29. 11.
- Sul ruolo politico della musica nei fascismi: Workshop „Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus. Deutsch-italienische Perspektiven", DHI Rom 10. 12.
- Faschistische Architektur im EUR: Stadtgeschichtliche Führung für die Stipendiaten der Villa Massimo, 16. 12.

Alexander Koller

- Nuntiaturberichte. Bedeutung, Bearbeitung und Perspektiven einer frühmodernen Quellengattung: Buchpräsentation Grazer Nuntiatur, Barocksaal des Priesterseminars, Graz 31. 1.
- Stadtentwicklung Roms vom Spätmittelalter bis zum 20. Jh. am Beispiel des Rione Parione unter besonderer Berücksichtigung des Palazzo della Sapienza (Biblioteca Alessandrina), der deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima sowie der Cancelleria: Historisches Seminar der Universität Potsdam, Rom 26. 2.
- La nunziatura dell'Austria Interiore e l'edizione dei relativi carteggi: Le relazioni dei nunzi pontifici. Edizione e analisi di una fonte archivistica moderna, Incontro di studi, Österreichisches Historisches Institut, Rom 14. 3.
- Buchpräsentation (La corte estense nel primo Seicento, hg. von E. Fumagalli und G. Signorotto; B. Ghelfi, Tra Modena e Roma): Modena capitale del ducato estense: storia, diplomazia e mecenatismo artistico nel secolo XVII, Università, Aula Magna del Rettorato, Modena 11. 4.

- The definition of a new ecclesiastical policy by the papal Curia after the Council of Trent and its reception *in partibus*: Internationaler Workshop „The Papacy and the local churches (16th–20th centuries)" der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der katholischen Péter Pázmány Universität, Palais Károlyi, Budapest 9. 5.
- Wissenschaftliche Einführung: Identità e rappresentazione. Le chiese nazionali a Roma, 1450–1650, Convegno internazionale, Bibliotheca Hertziana, Rom 22. 5.
- Leitung der Sektion II/1 „Räume und Mittel der Identitätsbildung: Die italienischen Nationen" (Referenten: A. Esposito, A. Bortolozzi, A. Spiriti), Identità e rappresentazione. Le chiese nazionali a Roma, 1450–1650, Convegno internazionale, DHI Rom 23. 5.
- Stadtentwicklung Roms vom Spätmittelalter bis zum 20. Jh. am Beispiel des Rione Parione unter besonderer Berücksichtigung von Piazza Navona, Palazzo della Sapienza, der deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima sowie der Cancelleria im Rahmen des Romkurses des DHI, Rom 14. 9.
- Steuerung der Konzilsrezeption über die Nuntiaturen, Kongreß „Das Konzil von Trient und die katholische Konfessionskultur (1563–2013)", Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum e. V. – Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg, Katholische Akademie, Freiburg im Breisgau 20. 9.
- Curia romana e nunziature nella prima età moderna (mit Silvano Giordano), Banche dati per la storia moderna, Workshop, DHI Rom 30. 9.
- Il carteggio Holstenius: Banche dati per la storia moderna, Workshop, DHI Rom 30. 9.
- Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung: 152. Seminar des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung (anläßlich Präsentation der vom DHI hg. Bde. III/10 und IV/5 der Nuntiaturberichte aus Deutschland), Universität Wien 21. 10.
- Die Nuntiatur am Prager Kaiserhof während der ersten fünf Jahre der Regierung Rudolfs II. (1576–1581). Relevanz der Nuntiaturberichte für die böhmischen Länder, Universität Budweis 18. 11.
- Leitung der Sektion III (Referenten: J. Bogdan, T. Kruppa, A. Molnár): Convegno internazionale „Historia triplex. I modelli e le fonti del patriottismo ungherese e croato", Accademia d'Ungheria, Rom 22. 11.
- Sektionsleitung: Impero (Referenten: R. Heyink, J. Steinheuer), L'Europa a Roma. La musica nelle chiese nazionali (fine XVI–XVIII secolo): nuove prospettive di ricerca, Academica Belgica, Rom 13. 12.

Sven Mahmens
Papst Sixtus IV. (1471–84) und seine Nepoten, Herbstführungen des DHI Rom, 5. 10.

Hannelore Putz
- Die Kunst- und Kulturpolitik König Ludwigs I. von Bayern am Beispiel der Pfalz: Europäische Stiftung Kaiserdom zu Speyer 26. 9.
- Katholische Aufklärung – ein Forschungsbericht: Schwabenakademie Irsee, Kloster Irsee 9. 11.
- Projektpräsentation anlässlich des Besuchs des Parlamentarischen Staatssekretärs Thomas Rachel, 25. 11.
- Johann Martin von Wagner vor Ort – Aktionsräume eines mittelstaatlichen Kunstagenten in Rom, Bibliotheca Hertziana, Rom 6. 12.

Andreas Rehberg
- Leitung des Kooperationstreffen mit dem Projekt „Alteritas", DHI Rom 18. 1.
- Die Päpste Julius II., Leo X. und Klemens VII. – eine Bilanz aus Sicht der Römer: „Julius II. und Leo X.", Historische Woche der Katholischen Akademie in Bayern, München 15. 2.
- Leitung des Workshops „Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)", DHI Rom 14.–15. 3.
- Führung in der Benediktinerabtei S. Scolastica und Sacro Speco: Internes Seminar des DHI, Subiaco 4.–5. 5.
- (mit M. Engelhardt) Richard Wagners „Rienzi" – eine Einführung in die Oper aus historischer und musikologischer Perspektive, DHI Rom 14. 5.
- L'avventura di Enrico VII in Italia: le tappe del suo viaggio e l'incoronazione a Roma: Abendveranstaltung des Lions Club Montalcino Valli d'Arbia e d'Orcia „1313 – 2013. 700 anni dalla morte di Arrigo VII a Buonconvento", Buonconvento 18. 5.
- Die „nationalen" Kommunitäten und ihre Kirchen in den römischen Notariatsprotokollen – Eine Einführung (1507 bis 1527): Tagung „Identità e rappresentazione. Le chiese nazionali a Roma, 1450–1650" der Minerva-Forschungsgruppe an der Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte und des DHI, Bibliotheca Hertziana, Rom 23. 5.
- I „Cerretani" e la predica delle indulgenze (contributo): „Incontro di studio per l'allestimento di un Centro di Documentazione sui Cerretani" im Rahmen des „Festival del Cerretano/Ciarlatano", Cerreto di Spoleto 22. 6.
- (mit J. Hörnschemeyer) Onlinepublikationen auf der Plattform Romana Repertoria: Vortrag im Rahmen des Rom-Kurses, DHI Rom 13. 9.
- Führung im Zisterzienserkloster Casamari, Betriebsausflug des DHI, Casamari 27. 9.
- Donne di pietra: immagini, vicende, protagoniste delle sepolture romane del Rinascimento. Aspetti araldici: Tagung „Early Modern Rome 2" des University of California-Rome Study Center, Archivio storico Capitolino, Rom 10. 10.
- L'ordine di Santo Spirito e le sue filiali dal Medioevo al primo Cinquecento: Buchpräsentation „Storia di un Priorato dell'Ordine di Santo Spirito: Ospedaletto di

Gemona", von A. Esposito, A. Rehberg, M. Davide (2013), Ratssaal, Gemona del Friuli 19. 10.
- Da Giulio II a Leone X: speranze e frustrazioni dei cives romani e il ruolo del consiglio comunale di Roma: Tagung „Congiure e Conflitti. L'affermazione della signoria pontificia su Roma nel Rinascimento: politica, economia e cultura" der Associazione „Roma nel Rinascimento", Archivio storico Capitolino, Rom 5. 12.
- Buchpräsentation „Donne del rinascimento a Roma e dintorni", hg. von A. Esposito (2013), Fondazione Besso, Rom 10. 12.

Petra Schulte
- Geld und Gefühl im vormodernen Europa: Technische Universität Chemnitz 12. 1.
- Geld und Gefühl im europäischen Spätmittelalter: Universität Stuttgart 25. 1.
- Leitung der Wissenschaftlichen Exkursion nach Viterbo, 29. 5.
- Verteilungsgerechtigkeit im Florenz der Renaissance: DHI Rom 19. 6.
- Verteilungsgerechtigkeit im Florenz der Renaissance: Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 29. 6.
- Verteilungsgerechtigkeit im Florenz der Renaissance: Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt 23. 7.
- Comme leal sujet doit faire a son prince. Der Gehorsam im franko-burgundischen Spätmittelalter: Nachwuchsworkshop „Burgund um 1400. Hofkultur und Historiographie", Freiburg 25. 7.
- Einführung: Internationale Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive", DHI Rom 25. 9.

Jens Späth
- The Crisis of 1945: Antifascism and Mobilization of German Social Democrats and Italian Socialists: Crisis and Mobilization since 1789: 2nd HOSAS conference, Amsterdam 24. 2.
- Parliamentary Government in Spain: the Model of the Cádiz Cortes and the Ideal of the Moderate Monarchy in Southern Europe: International Conference „The Ideal Parliament. Perception, Interpretation and Memory of Parliaments and Parliamentarianism in Europe", Den Haag 31. 5.
- Was heißt Antifaschismus nach 1945? Das Beispiel der italienischen Sozialisten im westeuropäischen Vergleich: Workshop des Internationalen Graduiertenkollegs Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, DHI Rom 12. 6.
- L'histoire du mouvement ouvrier en Allemagne et en Italie au XIXe et XXe siècle: Table ronde „Le mouvement ouvrier européen. Son histoire et son actualité", Paris 27. 6.

- Antifaschismus in Westeuropa. Politik und Erinnerung deutscher, französischer und italienischer Sozialisten 1945–um 1960: Workshop des DHI Rom 4. 10.
- Die Nation feiern in der Krise: 150 Jahre italienische Einheit am 17. März 2011, Herbstführungen des DHI Rom, 12. 10.

Kai-Michael Sprenger

- Kurzvorstellung des Projektes „Barbarossabilder“: Arbeitstreffen mit der italienischen Forschergruppe „Alteritas“ am DHI Rom, 18. 1.
- „Barbarossabilder in Italien (19.–21. Jahrhundert)“: Tagung zu Barbarossabildern in Altenburg, 21. 3.
- Temporibus Anacleti II papae. L'obbedienza di Anacleto nello specchio della documentazione privata locale: Vortrag auf der internationalen Tagung „Framing Anacletus II, (Anti)Pope, 1130–1138“, Rom 11. 4.
- „Erinnerungsort oder Passepartout – Italienische Barbarossabilder 13.–21. Jh.“: Historisches Seminar der Universität Zürich, 16. 4.
- „Papstrücktritte in der Geschichte“. Vortrag im Rahmen der Reihe „Aktuelles Fenster“ an der Akademie des Bistums Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim, 25. 4.
- „Barbarossabilder“. Vortrag im Haus am Dom in Mainz anlässlich der Jahresmitgliederversammlung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde Rheinland Pfalz in Mainz, 6. 5.
- Vorstellung des Projekts am Historischen Seminar Heidelberg auf Einladung von Prof. Stefan Weinfurter, 7. 5.
- Projektvorstellung am Institut für Mittelalterliche Geschichte Österreichs in Wien auf Einladung von Prof. Ferdinand Opll, 17. 5.
- „Barbarossa versus Garibaldi e la doppia Memoria del Babarossa. Lo strano caso di Lodi.“ Vortrag am Circolo Medievistico di Roma, 13. 6.
- „I Nazisti in cerca della loro storia. Curiosità italianie.“ Vortrag zur Stauferrezeption der Nationalsozialisten auf Einladung der Fondazione Federico II Hohenstaufen di Jesi, 14. 6.
- „Ein englischer Papst vom Trifels ... und ein oströmischer Kaiser von der Lindelbrunn. Überlegungen zum ungewöhnlichen Fund dreier Bleisiegel auf pfälzischen (Reichs)Burgen.“ Festvortrag im Kaisersaal des Trifels anlässlich der Ausstellungseröffnung auf Einladung der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland Pfalz, 3. 7.
- Der blinde Fleck in der Geschichte. Damnatio memoriae in Rom (mit Beispielen von der Antike bis zum 20. Jh.), Herbstführungen des DHI Rom, 19. 10.
- „Böser Kaiser – guter Kaiser: Friedrich I. Barbarossa aus italienischer Sicht in Kunst und Kultur.“ Eröffnungsvortrag zum Akademischen Jahr 2013/2014 beim Römischen Institut der Görres-Gesellschaft am Campo Santo, 26. 10.

Kordula Wolf
- Predrag Matvejevids „Mediterraneo. Un nuovo breviario“: Institutsinternes Seminar, Subiaco 4.–5. 3.
- (mit M. Di Branco und G. Matullo), L'insediamento islamico lungo il Garigliano: Tagung „Lazio e Sabina. 10° Incontro di studi“, Rom 6. 6.
- SS. Quattro Coronati und mittelalterlicher Laterankomplex: Führung Romkurs, 17. 9.
- Leitung der Sektion „Werte und Gefühle im Wandel“ und „Schlusskommentar“, Rom: Tagung „Geld – Macht – Emotionen. Reichtum in historischer Perspektive“, 26. 9.
- (mit M. Di Branco) Les musulmans dans l'Italie méridionale à l'époque aghlabide: le cas de l'installation du fleuve Garigliano (883–915): Tagung „L'Africa/L'Ifrīqiya et la Méditerranée centrale de l'Antiquité au Moyen Âge: échanges et contacts“, Mahdia/Tunesien 13. 11.
- Projektpräsentation anlässlich des Besuchs des Parlamentarischen Staatssekretärs Thomas Rachel, DHI Rom 25. 11.

Lehre von Institutsmitarbeitern/-innen

Marco Di Branco
Seminar (Les Grecs et les Romains dans les sources historiques arabes), École des Hautes Études en Science Sociales Paris (Januar 2013).
Seminar (Constantine and the Christian Empire in the Arabic Medieval Sources), Université Paris IV Sorbonne (November 2013).

Sabine Ehrmann-Herfort
Übung (Stationen und Konzepte des Musiktheaters nach 1945), Universität Mainz (Sommersemester 2013).

Lutz Klinkhammer
Blockseminar (Vom Kabinettskrieg zur Völkerschlacht. Zur Transformation des Krieges im 18. Jahrhundert), Universität Mainz (Sommersemester 2013).

Alexander Koller
Kurs (Geschichtswissenschaftliche Arbeitstechniken und Archivkunde mit besonderer Berücksichtigung italienischer Quellen), Universität Wien (Sommersemester 2013).

Hannelore Putz
Vorlesung (Der Deutsche Bund, 1815–1866 – Mittelstaatliche Handlungsfelder und Gestaltungsspielräume), LMU München (Sommersemester 2013).

Hauptseminar/ Vertiefungskurs im Rahmen des Promotionsprogramms ProArt (Künstler-Szenen. Bürgerliche Zusammenkünfte für die Kunst im 19. Jahrhundert), LMU München (Sommersemester 2013).

Jens Späth
Proseminar (Anpassung, Verfolgung, Widerstand und Exil: Deutsche Sozialdemokraten 1933–1945), Universität des Saarlandes Saarbrücken (Sommersemester 2013).
Proseminar (Europa zwischen Restauration und Revolution 1815–1849), Universität des Saarlandes Saarbrücken (Wintersemester 2013/2014).

Mitgliedschaften und Auszeichnungen

Rubén González Cuerva wurde mit dem Dissertationspreis der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universidad Autónoma Madrid ausgezeichnet.

Lutz Klinkhammer wurde in das „Comitato d'Onore Scientifico e Culturale della Fondazione Museo della Shoah" in Rom sowie in den Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift „Storia & Diplomazia. Rassegna dell'Archivio storico del Ministero degli Affari Esteri" aufgenommen.

Kooperationen

Zusammenarbeit innerhalb der Stiftung

Das römische DHI pflegt vielfältige Kooperationen auf Stiftungsebene, die sich von Forschungsprojekten über Tagungen bis in den Bereich der historischen Fachinformatik erstrecken. In letzterem Bereich spielt eine besondere Rolle das DHI London (s. o.). Weiterhin partizipiert das DHI auf Stiftungsebene an der Publikationsplattform perspectivia.net sowie an diversen Arbeitskreisen, u. a. dem AK Digital Humanities.

Mit dem DHI Paris läuft u. a. eine mehrjährige Zusammenarbeit im Projekt zum „Wüstenkrieg 1940–43", das in Verbindung mit der École Normale Supérieure de Cachan und dem Institut de Recherche sur le Maghreb Contemporain (IMC) organisiert wird und in dessen Rahmen nach einer ersten Tagung in Rom 2013 eine zweite Tagung in Rabat stattfand. Zusammen mit den historischen Auslandsinstituten in London, Moskau, Paris und Warschau beteiligt sich das römische Institut an dem an der FU Berlin angesiedelten Großprojekt „1914–1918 online. International Encyclopedia of the First World War".

Weitere Kooperationen

Kooperationen mit Universitäten, mit Schwerpunkten auf Deutschland und in Italien, sind im Rahmen der Institutsaktivitäten, vor allem auch im Bereich der Nachwuchsförderung, besonders wichtig. Hervorzuheben aus dem Berichtszeitraum sind hier der am römischen DHI organisierte Abschlussworkshop des Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation" der Universitäten Frankfurt a. M., Innsbruck, Pavia, Trento und Bologna sowie die zweite Jahrestagung des Verbandes der italienischen Deutschlandhistoriker im Bereich der Neuesten Geschichte SISCALT, die der Historiographie zu Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert aus italienischer Sicht gewidmet war. Die Musikgeschichtliche Abteilung organisierte zusammen mit den Universitäten des Saarlandes Saarbrücken und Roma Tre einen Nachwuchsworkshop zum Thema „Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus". Auf europäischer Ebene ist sie beteiligt an einem Datenbankprojekt, dem HERA-Projekt MusMiG, das an ein binationales Forschungsvorhaben der Jahre 2009–2011 am DHI, MUSICI, anknüpft.

Die Deutsche Akademie in Rom Villa Massimo überlässt die Werke ihrer Kompositionsstipendiatinnen und -stipendiaten künftig in einem Exemplar der Musikgeschichtlichen Abteilung. Einen ca. 60 Partituren umfassenden Grundstock für den sich sukzessive aufbauenden Sonderbestand Villa Massimo hat der Direktor der Akademie, Dr. J. Blüher, am 5. September 2013 in Begleitung der Komponistin B. Bertelsmeier und des Komponisten S. J. Hanke in den Bibliotheksräumen der Musikgeschichtlichen Abteilung überreicht. Gemeinsam mit C. Hust vom Institut für Musikwissenschaft der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy" in Leipzig realisiert M. Engelhardt seitens der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI eine Online-Publikation von Athanasius Kirchers „Musurgia universalis" (Rom 1650) in einer ersten vollständigen modernen deutschen Übersetzung von Günther Scheibel. Auf Anregung des Wissenschaftlichen Beirates des DHI Rom streben das Orient-Institut Istanbul (OII) und das DHI Rom eine Kooperation auf dem Gebiet musikwissenschaftlicher Forschung an. Als erster Schritt ist eine gemeinsam organisierte Tagung zum Thema „Komponieren heute: Türkei, Italien, Deutschland" geplant. Das DHI Rom sowie das OII beabsichtigen in diesem Rahmen die Einbindung weiterer Institutionen wie der Deutschen Akademie Villa Massimo in Rom und der Villa Tarabya in Istanbul. Das DHI Rom kooperiert über seine Musikgeschichtliche Abteilung mit dem Projekt der Universität Rom Tor Vergata CLORI Archivio della cantata italiana da camera (Leitung: T. M. Gialdroni). Das Institut hat über seine Musikgeschichtliche Abteilung das Patrocinio der neu gegründeten Scuola Superiore di Semiografia e Semiologia Musicale (Leitung: F. Luisi) in Narni übernommen. Mit der Billigung des Abschlussberichts vom 27. 11. 2013 wurde das DFG-geförderte Digitalisierungsprojekt in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Staatsbibliothek München „Retrokonversion und Digitalisierung des Teilbestandes Libretti der Musikgeschichtlichen Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom" offiziell beendet.

Eine enge Zusammenarbeit wird mit der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens gepflegt. Wissenschaftler/-innen des Instituts nahmen Lehraufträge an den Universitäten Mainz (Ehrmann-Herfort, Klinkhammer), des Saarlandes (Späth) und Wien (Koller) wahr. Martin Baumeister war im Berichtszeitraum weiterhin Mitglied des Internationalen Graduiertenkollegs „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" der LMU München und der Karls-Universität Prag.

In Rom pflegen das Institut und seine Mitarbeiter/-innen intensive Kontakte zu den deutschen Partnerinstituten wie überhaupt zu den in der Unione degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte di Roma zusammengeschlossenen Forschungseinrichtungen. Aus dem Spektrum der Aktivitäten des Jahres 2013 sind besonders erwähnenswert zwei in Kooperation mit der Bibliotheca Hertziana durchgeführte Konferenzen: zum Thema Identität und Repräsentation: Die Nationalkirchen in Rom 1450–1650, organisiert von der Minerva-Forschungsgruppe „Roma Communis Patria" an der Bibliotheca Hertziana, sowie zur Urbanistik in Rom während des faschistischen Ventennio.

Eine weitere Vereinbarung wurde mit der Accademia Nazionale dei Lincei abgeschlossen: Inhalt dieser Kooperation ist die Erstellung eines von Andreas Rehberg koordinierten Bandes zu Ikonographie und Geschichtsverständnis des Gründers dieser Akademie, Federico Cesi (1585–1630), mit besonderer Berücksichtigung heraldisch-genealogischer Aspekte.

Historische und Musikgeschichtliche Bibliothek

Die Retrokonversion des Altbestands der Historischen Bibliothek konnte in der Gruppe „Italienische Nationalgeschichte" Ende 2013 im Wesentlichen abgeschlossen werden, im Bereich der italienischen Regional- und Lokalgeschichte ergab sich in den Jahren 2012 und 2013 durch berufs- und krankheitsbedingte Wechsel und Kündigungen der Werkverträge Vakanzzeiten im Gesamtumfang von 11 Monaten. Der Abschluß dieser Gruppe wird im Herbst 2014 angestrebt. Die Historische Bibliothek beteiligte sich am Metakatalog URBS Plus der Unione Romana Biblioteche Scientifiche. Mit Hilfe von Sondermitteln wurde mit einem Ausbau im Bereich der Buchbestände zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts begonnen. Überdies erfolgten erste Planungen zur Modernisierung der Historischen Bibliothek (Lesesaal, Medienraum).

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 2075 (Vorjahr: 2012) Einheiten auf insgesamt 175 343 (173 268) Bände an. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 670. An Buchgeschenken waren 355 Einheiten zu verzeichnen (Vorjahr 530). Die Bibliothek der Musikgeschichtlichen Abteilung wuchs um 1091 auf 59 568 Einheiten; der Zeitschriftenbestand umfasste 446, davon 188 laufende Titel (Vorjahr 443 / 197). Insgesamt konnten 262 (329) Medieneinheiten als Geschenk entgegengenommen werden.

Die beiden Bibliotheken wurden im Berichtszeitraum von 2237 Leserinnen und Lesern (Vorjahr 2267) genutzt. Dabei entfielen auf die Musikgeschichtliche Bibliothek 867 (971).

Historisches Archiv

Das Historische Archiv birgt umfangreiche Bestände seit den Anfängen der Institutsgeschichte, die eine Bedeutung weit über die Geschichte des Hauses hinaus, insbesondere auch für Fragen der Wissenschaftsgeschichte und der deutsch-italienischen Beziehungen aufweisen. Einige Teile dieser Materialien, darunter Nachlässe von Wissenschaftlern und Journalisten und Sammlungen historischer Fotografien, sind aufgrund sehr beschränkter personeller Ressourcen noch nicht erschlossen oder unterliegen datenrechtlichen Sperrfristen. Im Berichtszeitraum ordnete und erschloss ein auf Werkvertragsbasis beschäftigter Archivar aus der Niedersächsischen Archivverwaltung, Wolfgang Jürries, Fotomaterialien und bildete in einem Fall einen neuen Bestand (Nachlass Hellmut Kämpf, 1935–1939 Mitarbeiter des Instituts) mit großer Relevanz für die Regierungszeit Heinrichs VII. (1308–1313). Im Zuge einer Kooperation mit dem staatlichen Istituto Centrale per il Restauro e la Conservazione del Patrimonio Archivistico e Libraio kamen zwei Praktikantinnen zum Einsatz, Silvia Puteo und Barbara Costantini.

Nachwuchsförderung: Praktika und Stipendien

Das Institut bot im Berichtszeitraum 8 Praktikumsplätze in der Geschichtswissenschaft, 3 Praktikumsplätze in der Musikgeschichte und 1 Praktikumsplatz in der Bibliothek an. Insgesamt gingen an 2 Bewerbungsterminen (15. 10. 2012 und 15. 4. 2013) 18 Bewerbungen für die Bereiche Forschung und Bibliothek ein.

Die individuellen Praktika erstreckten sich über einen Zeitraum von 4 bis zu 6 Wochen. Die Mehrzahl der Praktikanten/-innen erhielt ein DAAD-Kurzzeitstipendium.

In der folgenden Liste sind die Praktikanten/-innen namentlich angeführt mit Angabe ihrer Universität und ihrem Forschungsschwerpunkt:

18. 2.–28. 3. 2013	Annabell Engel	Universität Darmstadt	Mittelalter
18. 2.–28. 3. 2013	Zeynep Tezer	Universität Bonn	Mittelalter
2. 4.–17. 4., 17. 6.–12. 7. 2013	Carlo Moll	Universität München	Zeitgeschichte
13. 5.–21. 6. 2013	Pierre Köckert	Universität Leipzig	Mittelalter

20. 5.–28. 6. 2013	Dorothee Harpain	Hochschule für Musik und Theater Hamburg	Musikgeschichte
12. 7.–2. 8. 2013	Dr. des. Johannes Fülberth	Staatsbibliothek zu Berlin	Historische Bibliothek
26. 8.–4. 10. 2013	Leonard Horsch	Universität München	Mittelalter
26. 8.–4. 10. 2013	Silke Reich	Universität Frankfurt	Musikgeschichte
7. 10.–15. 11. 2013	Danielle Giese	Universität Marburg	Mittelalter
7. 10.–15. 11. 2013	Hannes Pichler	Universität München	Zeitgeschichte
18. 11.–20. 12. 2013	Anne Orschiedt	Universität Heidelberg	Musikgeschichte
18. 11.–20. 12. 2013	Spiridion Thoma	Universität Tübingen	Zeitgeschichte

Das Institut förderte im Rahmen seines Stipendiatenprogramms zahlreiche Doktoranden/-innen sowie Forschungsvorhaben der Habilitations- bzw. Post-Doc-Phase. Dieses Programm erfreute sich auch im Jahr 2013 großer Nachfrage. Die Stipendien wurden zu den Bewerbungsterminen 30. 6. 2012 und 15. 2. 2013 über die Internet-Plattform H-Soz-u-Kult sowie auf der Homepage des DHI Rom ausgeschrieben. Es gingen 36 Bewerbungen ein, davon entfielen 7 Bewerbungen auf italienische Universitäten.

Es wurden 28 Stipendien bewilligt, wovon jedoch 3 zurückgegeben wurden. Von den verbleibenden 25 gingen 2 an Promovierte von italienischen Universitäten. Von den 23 Stipendien an Doktoranden und Post-Docs deutscher Universitäten entfielen 20 auf Promotions- und 3 auf Post-Doc-Projekte.

Im Jahr 2013 standen 145 000 € für Stipendien zur Verfügung. Insgesamt wurden 77 Stipendienmonate vergeben, so dass die durchschnittlich gewährte Stipendiendauer ca. 3 Monate beträgt. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten wurden bei der Vorbereitung und während ihres Aufenthaltes in Italien durch das DHI unterstützt und begleitet. Darüber hinaus wurden ihre Projekte in Mittwochsvorträgen oder Verandagesprächen diskutiert. Letztere sind informelle Vortragsrunden im kleineren Kreis.

Bewilligte Stipendien

Mittelalter

Constanze Beringer (Bochum): Nürnberg und Florenz – Verflechtung, Austausch und Netzwerke im Spätmittelalter

Robert Conrad (Magdeburg): Das Reich im Konflikt mit dem regnum Siciliae. Zur Süditalienpolitik Kaiser Lothars III.

Dr. Luca Demontis (Cagliari): Don Enrique infante di Castiglia e Senatore di Roma (1266–1268)

Dr. Rüdiger Lorenz (Freiburg): Frühe Überlieferungen und Aneignungen gelehrten Lehnsrechts im Reich nördlich der Alpen

Gregor M. Metzig (Berlin): Diplomatie und Gesandschaftswesen Kaiser Maximilians I. (1486–1519)

Veronika Proske (München): Der Romzug Kaiser Sigismunds

Marie Ulrike Schmidt (Leipzig): Die Regierungszeit Manfreds von Sizilien (1250–1266) – Eine Oligarchie

Christine Radtki (Köln): Theoderich der Große – ein gotischer König als römischer Herrscher

Remigius Stachowiak (Berlin): Kirchenkarrieren preußischer Kleriker im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit

Friederike Stöhr (Freiburg): Behinderte, kranke und alte Geistliche im Spätmittelalter

Beate Umann (Jena): Das Neapolitanische Bischofsbuch. Römische und Neapolitanische Geschichtsschreibung im Widerspiel

Frühe Neuzeit

Andreas Fischer (München): Sub ludo: Nicolaus Cusanus und Pascasius Iustus (1463–1561)

Irina Pawlowsky (Tübingen): Die jesuitische Maynas-Mission als lokale Einheit innerhalb ordensinterner Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen

Dr. James Lees (Cambridge): The Ultramontane network of nuncio Giuseppe Garampi and the Counter-Enlightenment

Neueste und Zeitgeschichte

Moritz Buchner (Berlin): Trauerkultur des italienischen Bürgertums, 1860–1915

Andreas M. Eberhard (Braunschweig): Deutungen und Wahrnehmungen von Energie-Ressourcefragen in der italienischen Politik 1945 bis 1962

Dr. Paolo Andrea Fonzi (Neapel): L'occupazione italiana della Grecia 1941–1944: un'analisi della violenza in una società occupata

Claudia Gatzka (Berlin): Demokratie und lokale Lebenswelt in der Bundesrepublik und Italien 1945–1990

Kerstin Heermann (Göttingen): Zurück in die Zukunft. Frauen und Politik in der italienischen Nachkriegszeit

Sabine Lauderbach (Mainz): Verantwortung für Europa – Papst Benedikt XV. zwischen Kriegswirren, Neuordnung und universelles Friedenskonzept

Mirjam Neusius (Jena): Deutsche Kultur im Widerstreit der Interessen: Der Kulturtransfer in der Biblioteca italiana (1815–1830)

Olga Sparschuh (Berlin): Italienische Arbeitsmigration nach Turin und München, 1950er bis 1970er Jahre

Dr. Jasper M. Trautsch (Berlin/Washington): Die Konstruktion kultureller Räume in Europa und Nordamerika nach 1945

Musikgeschichte

Tobias Reichard (Hamburg): Deutsch-italienische Musikbeziehungen unter Hitler und Mussolini

Marie Verstraete (Mainz): Kulturhistorische Studien zur mailändischen Liturgie des späten 15. Jahrhunderts: Kodikologische Studien zu den Handschriften I-Mfd 1 bis 4 und zur Überlieferung von deren Messrepertoire

Haushalt, Drittmittel, Verwaltung

Das Institut erhielt im Berichtsjahr über die Max Weber Stiftung Haushaltsmittel in Höhe von 4585 T€ zur Deckung der Ausgaben, was einer Steigerung von 3,7% gegenüber dem Vorjahr entspricht. Hiervon stellen die Ausgaben für Personal mit 3255 T€ den größten Anteil. Die Ausgaben für Investitionen belaufen sich auf 170 T€; für die Förderung von Nachwuchswissenschaftlern verausgabte das DHI Rom 138 T€.

Für wissenschaftliche Projekte wurden Drittmittel in Höhe von insgesamt 205 T€ (DFG, Europäische Kommission und Fritz Thyssen) ausgegeben.

Der Wechsel in der Verwaltungsleitung führte zu einer Vakanz in den Monaten Juni bis August, die dank des großen Engagements der drei Verwaltungssachbearbeiterinnen gut überbrückt wurde. Auch die designierte Verwaltungsleiterin stand dem Institut bereits vor ihrem Dienstantritt von ihrem vorherigen Arbeitsplatz bei der Max Weber Stiftung aus mit Rat und Tat zur Seite. Mitte März wurde die neu in der Max Weber Stiftung eingeführte Buchhaltungssoftware MACH in der Verwaltung des Instituts geschult und zum Einsatz gebracht. Die Umstellung mitten im Haushaltsjahr brachte eine erhebliche Mehrarbeit mit sich, unter anderem auch weil die alte Buchungssoftware HKR parallel weitergeführt wurde. Neben diversen Instandsetzungs- und Renovierungsarbeiten, u. a. im Vorfeld der 125-Jahr-Feier des Instituts, sowie Maßnahmen zur Beseitigung von Sicherheitsmängeln in der Elektrik fand Anfang Dezember eine Liegenschaftsbegehung mit einem deutschen Architekten statt, um den Zustand der Institutsgebäude und seiner Außenanlagen festzustellen und ein Konzept für ein künftiges Liegenschaftsmanagement zu entwickeln. Zum einen soll somit die Planung des Finanzbedarfs zur Unterhaltung und des Betriebs des Instituts und seines Gartens optimiert werden, zum anderen sollen auf dieser Grundlage größere Baumaßnahmen vorbereitet werden.

Informations- und Kommunikationstechnologie

Das DHI Rom ist seit 2012 über eine dedizierte Punkt-zu-Punkt-Glasfaserverbindung zwischen Institutsgelände und CASPUR-Rechenzentrum (Campus Università La Sapienza, Internetexchange Point NaMex) an das Internet angebunden. Den ersten Arbeitsschwerpunkt stellte die Optimierung des IT-Notfallkonzepts dar. Im Frühjahr

2013 wurde dazu ein Offsite-Backup-Verbund zwischen CINECA (EMC² AVAMAR-System), dem DHI Rom (Projektkoordination) und den Schwesterinstituten in Beirut, London und Washington aufgebaut. Nach Abschluss der Pilotphase Ende 2013 nimmt das DHI Rom den Echtbetrieb auf und sichert seine geschäftskritischen Daten ergänzend zu einer hausinternen Sicherung auf den Remote-Storage-Systemen des CINECA-Verbundes.

Das alte Firewall-System wurde durch ein neues umfassenderes Firewall-Cluster Checkpoint CP 4610 abgelöst. Als Teil einer Pilotgruppe arbeitet das römische Institut seit 2013 an der Realisierung eines stiftungsweit abgestimmten IT-Sicherheitsmanagements mit, um die im November 2012 vom Stiftungsrat beschlossene Sicherheitsleitlinie der Max Weber Stiftung gemäß den Standards des IT-Grundschutzes (Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik) umzusetzen.

Die Überarbeitung des Corporate Designs des DHI Rom und der damit verbundene Website-Relaunch wurde als gemeinsames Projekt der Öffentlichkeitsarbeit, Wissenschaft, Verwaltung und der IT-Abteilung angegangen. Auf der Basis einer Nutzerbefragung beschloss die Redaktionsgruppe eine umfassende strukturelle und inhaltliche Überarbeitung der Website sowie die Implementierung eines Responsive Design-Frameworks, das die Anforderungen und Benutzungskonzepte von Geräteklassen wie Smartphones und Tablet-PCs berücksichtigt. Das neue Internet-Angebot wurde im Rahmen der Feierlichkeiten zum Institutsjubiläum erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt und im Dezember 2013 freigeschaltet.

Das DHI Rom betreibt neben seiner Instituts-Website das Datenbankportal „Romana Repertoria“ sowie eine Reihe projektbezogener Webangebote, mehrheitlich in Kooperation mit externen Partnern. Da sich der singuläre Betrieb der Sites technisch wie wirtschaftlich nicht bewährt hat, wurde 2010 mit dem Aufbau einer zentralen Multidomain-Publikationsumgebung begonnen, die alle Webpräsenzen bündelt. Im Rahmen des Relaunches der Instituts-Website wurde diese Publikationsumgebung an die neuesten technischen Standards angepasst, wovon auch alle anderen Internetangebote des Instituts und seiner Partner profitieren.

Zur Verbesserung und Ausweitung des mobilen Zugriffs auf die komplette PC-Arbeitsumgebung durch Institutsmitarbeiter und Projektpartner wurde mit der Einführung der VMWare Horizon Suite begonnen.

Personal und Gremien

Personal und Institutsaufgaben

Direktor
Prof. Dr. Martin Baumeister

Stellvertretender Direktor
PD Dr. Alexander Koller

Sekretariate
Dott.ssa Monika Kruse (Direktor)
Susanne Wesely (Wissenschaftlicher Dienst)

Informations- und Kommunikationstechnologie
Niklas Bolli
Jan-Peter Grünewälder

Wissenschaftliche Informationsverarbeitung
Jörg Hörnschemeyer

Öffentlichkeitsarbeit
Dipl.-Kulturw. Deborah Scheierl
Dr. Kordula Wolf

Verwaltung
Verwaltungsleiterinnen:
Sandra Heisel (ab 1. 9. 2013)
Susan-Antje Neumann (bis 31. 6. 2013)

Liegenschafts- und Veranstaltungsmanagement,
Allgemeine Verwaltungsaufgaben:
Paola Fiorini
Personalsachbearbeitung:
Sara Marcone
Buchhaltung und Reisekosten:
Elisa Ritzmann

Innerer Dienst:
Alessandra Costantini
Alessandro Silvestri
Giuseppe Tosi
Guido Tufariello

Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)

Bibliothekarinnen:
Dipl.-Bibl. Elisabeth Dunkl
Dipl.-Bibl. Liane Soppa

Bibliotheksmitarbeiter/-innen:
Martina Confalonieri
Antonio La Bernarda

Musikgeschichtliche Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (Stellvertretende Leiterin)

Projekt „Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser: Erschließung und Auswertung“:
Dr. Roland Pfeiffer (Projektleiter)

Digitalisierungsprojekt in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Staatsbibliothek München „Retrokonversion und Digitalisierung des Teilbestandes Libretti der Musikgeschichtlichen Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom“:
Dr. Anne Claire Magniez (bis 28. 2. 2013)

Projekt MUSICI:
Dr. Michela Berti (bis 15. 4. 2013)
Dr. Britta Kägler (bis 31. 5. 2013)

Musikgeschichtliche Bibliothek
Bibliothekarin:
Dipl.-Bibl. Christina Ruggiero

Bibliotheksmitarbeiter/-innen:
Dott.ssa Christine Streubühr
Roberto Versaci

Wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen

Mittelalter:
Dr. Martin Bauch (ab 1. 11. 2013)
Dr. Marco Di Branco
Dr. Andreas Rehberg
Dr. Kai-Michael Sprenger (bis 30. 11. 2013)
Dr. Kordula Wolf

Repertorium Germanicum:
Dr. Sven Mahmens

Frühe Neuzeit:
Dr. Andreea Badea
PD Dr. Alexander Koller

19. und 20. Jahrhundert:
Dr. Lutz Klinkhammer
Dr. Jens Späth (bis 31. 12. 2013)

Musikgeschichte
Dr. Stephanie Klauk

Gastwissenschaftlerinnen:
PD Dr. Hannelore Putz (ab 1. 9. 2013)
PD Dr. Petra Schulte (bis 31. 8. 2013)

Ämter im Personalbereich

Personalrat:
bis 22. 5. 2013:
Dr. Thomas Hofmann (Vorsitz)
Dipl.-Bibl. Christina Ruggiero
Dipl.-Bibl. Liane Soppa
ab 4. 7. 2013:
Dr. Andreea Badea
Jörg Hörnschemeyer (Vorsitz)
Dr. Sven Mahmens

Sprecher/-innen der Wiss. Mitarbeiter/-innen:
Dr. Kordula Wolf
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (Vertreterin)
Dr. Lutz Klinkhammer (Vertreter)

Sprecher der Ortskräfte:
Antonio La Bernarda
Roberto Versaci (Vertreter)

Vertrauensfrau des Instituts:
Susanne Wesely

Publikationen:

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts Rom (De Gruyter), Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma (Viella):
Dr. Kordula Wolf

QFIAB:
Dr. Alexander Koller
Sekretariat: Susanne Wesely

Bibliographische Informationen:
Dr. Lutz Klinkhammer (Gesamtkoordination);
Redaktion: Dott.ssa Eva Grassi, Dr. Gerhard Kuck, Susanne Wesely

Online Publikationen des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Dr. Kordula Wolf

Analecta musicologica:
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort
Dr. Markus Engelhardt

Concentus musicus:
Dr. Markus Engelhardt

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Gabriele B. Clemens (Vorsitzende), Universität des Saarlandes Saarbrücken
Prof. Dr. Birgit Studt (Stellv. Vorsitzende), Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Prof. Dr. Thomas Betzwieser, Goethe Universität Frankfurt am Main

Prof. Dr. Irmgard Fees, Ludwig-Maximilians-Universität München
Prof. Dr. Hubert Houben, Università del Salento Lecce
Prof. Dr. Nikolas Jaspert, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Prof. Dr. Bernd Roeck, Universität Zürich
Prof. Dr. Günther Wassilowsky, Katholisch-Theologische Privatuniversität Linz
Prof. Dr. Clemens Zimmermann, Universität des Saarlandes Saarbrücken

Freundeskreis des DHI

Vorsitzender: Dr. Eberhard J. Nikitsch (Mainz)
Stellvertreterin: Dr. Sara Menzinger di Preussenthal (Rom)
Schatzmeister: Dr. Stephan Kern (Mainz)

Martin Baumeister

Artikel

Thomas Szabó

Bemerkungen zum Schutz der *via publica* und zur Datierung des Pisaner *Constitutum usus* sowie des *Constitutum legis* im Yaler Kodex (12. Jh.)

Mario Ascheri zum 70. Geburtstag

1 Der Schutz der *via publica* in den Statuten
2 Das Kapitel XLIII (= XLIIII) *De viis publicis que in civitate sunt etc.* des *Constitutum usus*
3 Die Datierung des Gesamtmanuskripts und der Korrekturen
4 Genese und Datierung des Haupttextes im Yaler Kodex
5 Die Revision des Haupttextes des *Constitutum legis* und *Constitutum usus* 1185/1186
5.1 Die Reihenfolge der *Constituta*
5.2 Die mehrmalige Durchsicht des Textes
5.3 Die ‚abgewaschenen' Seiten
5.4 Der Umgang mit den überholten Daten
6 Zusammenfassung
7 Ausblick auf ein weiteres Forschungsproblem

Riassunto: Il contributo esamina il *Constitutum legis* e il *Constitutum usus* di Pisa che a partire dal secolo XVIII avevano un certo peso nelle discussioni intorno alla recezione del diritto romano. Essi vennero editi per la prima volta nel 1870 da Bonaini sulla base di un manoscritto del 1233. Negli anni Cinquanta del Novecento è stato riscoperto un manoscritto più antico, denominato codice Yale per il luogo di ritrovamento, e recentemente presentato da Paola Vignoli in un'accurata edizione. La curatrice data il testo al 1186, le revisioni e aggiunte agli anni tra il 1186 e il 1190. La presente analisi si concentra sul capitolo 43 del *Constitutum usus* che, basato su citazioni letterali tratte dal diritto romano, mette le vie pubbliche sotto la tutela del Comune. Viste le revisioni del capitolo che, influenzate anch'esse dal diritto romano, conformavano i contenuti giuridici maggiormente al linguaggio e ai problemi del XII secolo, si pone il problema di quando sia stato compilato il testo principale del codice, e quando siano stati effettuati gli oltre 700 interventi della revisione. Dalle 67 indicazioni di data, presenti nel testo, le quali stabilivano l'entrata in vigore dei rispettivi capitoli, si evince che il corpo principale del *Constitutum usus* è del 1160 e quello del *Constitutum legis* del 1167, mentre tutte le correzioni apportate risalgono, con due eccezioni, al 1186. Infine sorge la questione se i passi tratti dai Digesta del-

la codificazione giustiniana, e segnalati ai margini, non provengano – come sembra probabile – dal codice delle Pandette (oggi Codex florentinus), bottino di guerra fatto nel 1135 dai Pisani ad Amalfi, o non appartengano piuttosto alla tradizione bolognese.

Abstract: This article focuses on the *Constitutum legis* and the *Constitutum usus*, statutory texts of the commune of Pisa. These statutes held some importance in the 18th century during the debate about the influence of Roman law on the legislation of the commune. They were first published in 1870 by Bonaini based on a manuscript of 1233 and have recently been presented in a new edition by Paola Vignoli, using the oldest manuscript of the *Constituta* rediscovered in the 1950s and now in the Yale library. This excellent new edition dates the manuscript to 1186 and its revision to 1186–1190. The present study analyses paragraph 43 of the *Constitutum usus* which, influenced by Roman law, defends the via publica from encroachments by private individuals. The later revision of the paragraph, also influenced by Roman law, but closer to the language and problems of the 12th century, raises questions about the exact time the main text was written and the date of the corrections. A closer examination of 67 dates scattered through the text suggests that the main text of the *Constitutum usus* dates to 1160 and that of the *Constitutum legis* to 1167, and further that the over 700 corrections to the two texts were made in 1186. Finally, the author raises the issue of whether the passages influenced by the Digest of Justinian were drawn from the late antique codex of the Pandecta, taken from Amalfi by the Pisans in 1135 (now the Codex florentinus) or if instead they go back to the Bolognese tradition of Roman law.

1. Die italienischen Kommunen haben seit dem 12. Jahrhundert alle Bereiche des öffentlichen Lebens unter ihre Kontrolle gebracht. Dazu gehörten auch die *viae publicae*,[1] die zwar, wie schon ihr Name besagt, von jeher ein öffentliches Gut waren und deren Nutzung jedem innerhalb allgemein bekannter Regeln freistand, gegen die aber immer wieder verstoßen wurde – nicht nur in der Antike, sondern auch durch das ganze Mittelalter hindurch. Das römische Recht und die Gesetze der Langobarden legen davon ebenso wie die Statuten der italienischen Kommunen ein beredtes Zeugnis ab. Man denke etwa an das Gesetz König Liutprands vom Jahre 735, das die Anlage eines Grabens durch eine *via* unter Strafe stellte[2] – es geht dabei offensichtlich um Kollateralschäden bei der Ziehung neuer Mühlbäche – oder an das

1 Vgl. dazu Th. Szabó, Genesi e sviluppo della viabilità urbana, in: La costruzione della città comunale italiana (secoli XII–inizio XIV). Atti del XXI Convegno Internazionale di Studi (Pistoia, 11–14 maggio 2007), Pistoia 2009, S. 147–166, dort S. 148–153.

2 MGH Leges t. IV, 1868, S. 174, 150. VIII: *Si quis fossatum in viam fecerit, et ipso loco suo provare non potuerit, conponat solidos sex, et ipsum fossatum restaurit; et damnum si in vitis aut in arboris ipsum fossatum cavandum fecit, conponat sicut anterior edictus contenit.*

Kapitel der Statuten von Parma des Jahres 1255, das gegen die *destruentes vias publicas* gerichtet ist,[3] oder auch an die Statuten der kleinen Gemeinde Sambuca in den Pistoieser Apenninen von 1291, in denen es heißt, daß niemand ein Gebäude so errichten dürfe, daß die *via publica* dadurch verengt würde,[4] oder auch an die Statuten von Fucecchio von 1307/1308, der kleinen Gemeinde in der nördlichen Toskana, die bestimmen, daß alle Personen, die etwas *de viis, fossis, carbonariis vel muris castri vel alia publica comunis Fucecchii* besetzen, der Regierung der Kommune angezeigt werden sollten.[5]

Die Bezeugung dieses Verbots, den Bestand von öffentlichen Wegen in irgendeiner Weise zu beeinträchtigen oder zu schädigen, ist in allen Kommunalstatuten in der einen oder anderen Form anzutreffen. Doch wurde der Tatbestand der Schädigung in keinem kommunalen Statut so früh und so klar umrissen definiert wie im *Constitutum usus* von Pisa.

Zur Überlieferung und zur Bedeutung dieses zweifellos bedeutendsten Statuts des 12. Jahrhunderts seien hier zunächst ein paar Bemerkungen zu seiner allgemeinen Einordnung und zur Geschichte seiner Erforschung vorausgeschickt.

In den Jahrzehnten nach dem Konstanzer Vertrag (1183), der als die *magna charta* kommunaler Freiheiten betrachtet wurde,[6] setzte ein ständig breiter werdender Strom von Statuten ein, in denen die Kommunen Nord- und Mittelitaliens die rechtliche und politische Ordnung ihres Gemeinwesens niederlegten. Doch schon in der Zeit vor dem Konstanzer Vertrag haben sich Kommunen Statuten gegeben, wie ein Pistoieser Statutenfragment aus dem Jahre 1117,[7] das Genueser *Breve dei consoli* von 1143[8] oder die seit 1167 überlieferten Piacentiner *Brevia* bezeugen.[9]

Aus dieser Überlieferung des 12. Jahrhunderts ragt das aus Pisa auf uns gekommene Statutenmaterial heraus, von dem sich neben den *Brevia consulum* der Jahre 1162 und 1164 auch ein *Constitutum usus* und ein eng damit verbundenes *Constitutum*

---

3 Statuta communis Parmae digesta anno MCCLV (Monumenta Historica ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia), Parmae 1855, S. 335: *Quid statutum sit contra destruentes vias publicas.*

4 Lo statuto della Sambuca 1291–1340, ed. M. Soffici, presentazione di G. Savino, Ospedaletto 1996, S. 79 c. <LXXXVI.>.

5 Lo Statuto del Comune di Fucecchio (1307–1308), a cura di G. Carmignani, presentazione di G. Cherubini, Firenze 1989, S. 27, I. 5.

6 F. Calasso, Medioevo del diritto. I. Le fonti, Milano 1954, S. 423.

7 Lo Statuto dei consoli del Comune di Pistoia. Frammento del secolo XII, ed. N. Rauty/G. Savino, Pistoia 1977 (Fonti storiche pistoiesi 4); vgl. dazu J.-Cl. Maire Vigueur, Osservazioni sugli statuti pistoiesi del secolo XII, in: Bullettino storico pistoiese 99 (1997), S. 3–12 und N. Rauty, Nuove considerazioni sulla data degli statuti pistoiesi del secolo XII, in: Bullettino storico pistoiese 103 (2001), S. 3–17.

8 Codice Diplomatico della Repubblica di Genova, ed. C. Imperiale di Sant'Angelo, Roma 1936 (Fonti per la Storia d'Italia 77), S. 153–166, Nr. 128.

9 A. Solmi, Le leggi più antiche del comune di Piacenza, in: Archivio storico italiano, Ser. 5, 73/2 (1915), S. 3–81.

legis bewahrt haben. Die beiden *Constituta* übertreffen die genannten Statuten nicht nur an Umfang, sondern vor allem an Inhalt und Systematik. F. Schupfer schrieb in seiner Geschichte des italienischen Rechts kurz nach 1900 über diese beiden *Constituta*, daß kein anderes Statut aus jener Zeit ein so vollständiges Ganzes von Zivilrecht und Handelsrecht und so zweckmäßige und präzise Regeln des Prozeßrechts böte, wie der Pisaner Text. Es würden darin viele Grundsätze aus dem römischen Recht, nach dem die Stadt schon lange gelebt habe, und auch einiges aus dem langobardischen Recht übernommen, wobei gleichzeitig auch die neuen Bedingungen und Gegebenheiten der Zeit berücksichtigt würden.[10]

Die Geschichte der Erforschung der beiden *Constituta* ist nicht ohne Belang, da sie die Gründe für das kontinuierliche Interesse an diesem Text bis in die jüngste Zeit erkennen läßt.

Im Jahre 1722 veröffentlichte der holländische Jurist – Mitglied der Accademia Florentina – H. Brenkman (1681–1736) seine *Historia Pandectarum seu fatum exemplaris florentini*.[11] Brenkman bezweifelte darin die Richtigkeit der literarischen Tradition, nach der die Pisaner das 1135 in Amalfi erbeutete spätantike Exemplar der *Pandecta (Digesta)*[12] – vor dessen Verbringung als Kriegsbeute nach Florenz im Jahre 1406 – in Pisa in höchsten Ehren gehalten hätten.[13] Unter Hinweis auf einen Kodex der Pisaner *Constituta* von 1262 behauptete er vielmehr, daß die *Pandecta*, diese bedeutendste Quelle des römischen Rechts, bei den Pisanern hundert Jahre lang unbeachtet geblieben und weder in der Rechtsprechung noch sonst gebraucht worden seien. Was die Pisaner in ihren *Constituta* im übrigen römisches Recht nannten, stütze sich, so Benkman weiter, nicht auf die *Pandecta*, sondern in Wahrheit auf den *Codex Theodosianus*, auf vorjustinianische Fragmente und auf das *Breviarum* Alarichs.[14]

---

10 F. Schupfer, Manuale di storia del diritto italiano. Le fonti. Leggi e scienza, Città di Castello [4]1908, S. 478; vgl. auch P. S. Leicht, Storia del diritto italiano. Le fonti. Lezioni, Milano 1936, S. 252 und Calasso (wie Anm. 6), S. 423f., Anm. 21. – P. Classen, Kodifikation im 12. Jahrhundert: die Constituta usus et legis von Pisa, in: ders. (Hg.), Recht und Schrift im Mittelalter, Sigmaringen 1977 (Vorträge und Forschungen 23), S. 311–317, dort S. 313 – auch in: ders., Studium und Gesellschaft im Mittelalter, hg. von J. Fried, Stuttgart 1983 (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 29), S. 82–88, dort S. 84.

11 Henrici Brencmanni Jc. & Academici Florentini Historia Pandectarum, seu fatum exemplaris florentini, Trajecti ad Rhenum 1722.

12 Vgl. zur Bezeichnung Digesten bzw. Pandekten die Bemerkung von F. C. von Savigny in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, Bd. 3, [2]1834 [Reprint Darmstadt 1956], S. 443: „Eben so ist bey den Glossatoren der Name Digesta, und noch häufiger Digestum, fast allgemein üblich. Ja sogar bezeichnet bey ihnen Pandectae oder Pandecta gewöhnlich etwas anderes, nämlich die Pisanische (jezt Florentinische) Handschrift der Pandekten, im Gegensatz aller übrigen Handschriften."

13 Brenkman (wie Anm. 11), S. 53: *Pisanos Pandectarum volumina, cum jam tenerent, veneratos esse, ac thesauri loco habuisse, magna religione custodivisse, pro publico denique archetypo in sacrario repositos habuisse, quod perhibent, difficile est, ut mihi persuaderi patiar.*

14 Ebd., S. 55.

Brenkmans *Historia Pandectarum* löste eine weit beachtete Kontroverse aus. In deren Verlauf wehrte man sich von Pisaner Seite gegen drei Behauptungen: zum ersten gegen die Unterstellung, daß ihre gut belegte hohe Verehrung der *Pandecta* – deren Aneignung durch die Florentiner sie auch nach dreihundert Jahren noch schmerzte – eine Legende sei und der ehrwürdige Kodex bei ihnen hundert Jahre lang unbeachtet geblieben sei; zum zweiten wehrte man sich dagegen, daß die *Pandecta* in der Pisaner Rechtsprechung keine Rolle gespielt haben sollten und drittens schließlich, daß ihr Einfluß auf die *Constituta* erst seit dem 13. Jahrhundert zu beobachten sei.

Die erste Erwiderung kam vier Jahre nach dem Erscheinen von Brenkmans Werk, im Jahre 1726, von G. Grandi. Der Mathematiker und Abt des Pisaner Klosters San Michele in Borgo wies in einer schlanken, in Pisa gedruckten *Epistola* darauf hin, daß die Pisaner die Pandekten sehr wohl benutzt hätten, und führte als Beweis einen Pisaner Prozeß von 1193 an, in dem drei Allegationen aus den Pandekten eine Rolle spielten.[15]

1727 meldete sich dann V. Valsechi, Mitglied der Pisaner Akademie, zu Wort.[16] Er zeigte, daß sich verschiedene Passagen der *Constituta* direkt auf die Pandecta stützen und diesen im Wortlaut auch näher stünden als dem *Codex Theodosianus*. Valsechis *Epistola* muß weite Beachtung gefunden haben, denn Chr. G. Hoffmann hat sie 1734 der zweiten Auflage seiner *Historia juris romano-justinianei* angehängt.[17]

Von den weiteren Etappen der Kontroverse[18] seien nur noch zwei Namen genannt: F. C. von Savigny hat eine Abschrift der Pisaner *Constituta* für die Berliner Bibliothek veranlaßt. Auf diese gestützt berichtete dann der Historiker der Hohenstaufer F. von Raumer im Jahre 1827 vor der Berliner Akademie über den bis dahin „noch nie gedruckten pergamentenen Codex pisanischer Gesetze“ aus dem Jahr 1260. Er betonte in seiner Darlegung, daß er „eine nähere Entwicklung oder etwaige Vergleichung des römischen und pisanischen Rechtes“, wofür ihm die Kenntnisse fehlten, ausgeklammert habe.[19] Savigny selbst, der auf die *Constituta* in seiner „Geschichte

15 Guido Grandi in Pisana Academia Matheseos Professoris et S. Michaelis in Burgo Abbatis Epistola de Pandectis ad cl. Virum Josephum Avernarium in eadem Academia Juris Interpretem celeberimum, Pisis 1726, S. 4.

16 Virginii Valsechii casinensis in Academia Pisana sacr. liter. et hist. eccl. professoris epistola De veteribus Pisanae civitatis constitutis Ad clariss. et reverendiss. patrem D. Guidonem Grandi camaldulensem S. Michaelis in Burgo abbatem et in eadem Academia matheseos professorem praestantissimum, Florentiae 1727.

17 Valsechii (wie Anm. 16), in: Christ. Godofr. Hoffmanni Historiae juris romano-justinianei, Lipsiae 1734, S. 185–227.

18 Vgl. etwa noch Borgo dal Borgo, Dissertazione sopra l'istoria de' codici pisani delle Pandette di Giustiniano imperatore, Lucca 1764.

19 Friedrich von Raumer, Über einen ungedruckten Codex pisanischer Stadtgesetze. Abh. der königl. Akad. d. Wissenschaften, gelesen am 15. November 1827, Berlin 1828, S. 1.

des römischen Rechts im Mittelalter" einging, sprach an einer Stelle von ihnen als von den „besonders merkwürdigen Statuten von Pisa".[20]

Savignys Vorsicht und Zurückhaltung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß es in der Gelehrtenkontroverse letztlich um die Frage ging, ob überhaupt, und wenn ja, einen wie weitgehenden Einfluß das römische Recht schon im 12. Jahrhundert auf die Pisaner *Constituta* ausgeübt hat, deren Inkraftsetzung zwar 1160 erfolgt sein soll, die aber bis dahin nur in einer hundert Jahre späteren Redaktion bekannt waren.

Als dann F. Bonaini im Jahre 1870 die beiden *Constituta*, das *Constitutum legis* und *Constitutum usus* im Druck vorlegte, kam man deren erstmaliger Inkraftsetzung ein gutes Stück näher, da sich die Edition auf eine Handschrift des Pisaner Staatsarchivs aus dem Jahre 1233 stützte.[21] Zwei Jahrzehnte nach Bonainis Edition, im Jahre 1894, machte A. Gaudenzi, einem Hinweis L. Bethmanns folgend, auf eine Redaktion des *Constitutum usus* im vatikanischen Archiv aufmerksam, die er auf die Zeit nach 1194[22] und die A. Schaube im Jahr 1897 auf die Zeit zwischen 1193 und 1200 datierte.[23]

P. Classen, der sich am Anfang der siebziger Jahre für den Richter und Gelehrten Burgundio von Pisa (ca. 1110–1193) interessierte, wurde von C. Violante auf einen Kodex der *Constituta* von 1186 aufmerksam gemacht, den im 19. Jahrhundert ein englischer Sammler von einem Londoner Buchhändler erworben hatte und der auf Umwegen 1969 in den Besitz der Beineke Library in Yale gekommen war.[24] Classen hat sich dann während eines Gastsemesters in Princeton mit dem Kodex befaßt und seine Ergebnisse 1977 in einem Aufsatz über die beiden *Constituta* mitgeteilt.[25] Seine späteren Forschungen über das *Constitutum usus* erschienen postum 1983.[26] 1998 schließlich veröffentlichte C. Storti Storchi eine eingehende Untersuchung über die beiden *Constituta*,[27] die schließlich im Jahr 2003 von Paola Vignoli in einer vorzüglichen Edition herausgegeben wurden.[28]

---

20 Savigny (wie Anm. 12), S. 513, Anm. b.

21 Statuti inediti della città di Pisa dal XII al XIV secolo, per cura di Francesco Bonaini, Bd. 2, Firenze 1870, S. 643–1026.

22 A. Gaudenzi, A proposito di un nuovo manoscritto del Costituto pisano, in: Rendiconti della reale Accademia dei Lincei, classe di scienze morali, storiche e filologiche, ser. 5, vol. 3, Roma 1894, S. 690 f.

23 A. Schaube, Zur Entstehungsgeschichte des pisanischen Constitutum usus. in: Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht 46 (1897), S. 1–47, dort S. 10.

24 Classen, Kodifikation (wie Anm. 10), S. 315 mit Anm. 20; Catalogue of Medieval and Renaissance Manuscripts in the Beinecke Library Yale Universiti, vol. II: Mss 251–500, by B. A. Shailor, Binghamton 1987, S. 327–329.

25 Classen, Kodifikation (wie Anm. 10), S. 311–317.

26 Classen, Studium (wie Anm. 10), S. 92–98.

27 C. Storti Storchi, Intorno ai Costituti pisani della legge e dell'uso (secolo XII), Napoli 1998 (Europa mediterranea. Quaderni 11).

28 I Costituti della Legge e dell'Uso di Pisa (sec. XII). Edizione critica integrale del testo tràdito del „Codice Yale" (ms. Beinecke Library 415). Studio introduttivo e testo, con appendici, a cura di P. Vignoli, Roma 2003 (Fonti per la storia dell'Italia medievale. Antiquitates 23).

Im folgenden soll zunächst am Beispiel des eingangs erwähnten Kapitels des *Constitutum usus* gezeigt werden, wie eine der bedeutendsten Kommunen des 12. Jahrhunderts, die Seemacht Pisa, den Schutz der *viae publicae*, gestützt auf das neu aufgeblühte Studium des römischen Rechts, auf eine neue Grundlage stellte. Als nächstes sollen dann die Modifikationen vorgeführt werden, die an den wörtlichen Übernahmen aus dem römischen Recht vorgenommen wurden, um Text und Inhalt dem Verständnis der Gegenwart anzupassen. Und als drittes soll dann versucht werden, den Zeitpunkt zu bestimmen, an dem diese Modifikationen vorgenommen wurden. Die Erörterung dieser Fragen stützt sich auf die Edition von Paola Vignoli, kommt aber in der Datierung der im Yaler Manuskript überlieferten beiden Texte, des *Constitutum legis* und des *Constitutum usus*, zu einem früheren Zeitansatz.

2. Das ältere der beiden *Constituta*, das *Constitutum usus*, wurde im Auftrag der Kommune, die das von jeher in Pisa geltende Gewohnheitsrecht schriftlich fixiert haben wollte, zwischen den Jahren 1155 und 1160 zusammengestellt.[29] In der Präambel dieser am 31. Dezember 1160 öffentlich gemachten, aber erst in der Yaler Handschrift vom Ende des 12. Jahrhunderts überlieferten Kodifizierung verkünden die mit der Redaktion betrauten *Constitutores*, daß die *Pisana civitas* von alters her nach dem römischen Recht gelebt und dabei auch einiges aus dem langobardischen Recht übernommen habe.[30]

Im fünften Kapitel des *Constitutum usus*, in dem die *Constitutores* die diversen Rechtsmaterien und Streitgegenstände auf je einen Rechtsbereich, auf den *usus* oder auf die *leges* verteilen,[31] heißt es zwar, daß sie die *viae publicae et vicinales* der Stadt und ihrer Vorstädte (*que sunt in civitate vel eius burgis*) der Sphäre des Gewohnheitsrechts (des *usus*), alle anderen *viae* hingegen dem Rechtsbereich der *leges* zuweisen,[32] doch greift im letzten Drittel der Kodifikation die Rubrik, die dem entsprechenden Kapitel vorangestellt ist, über diese Ankündigung hinaus: Denn in ihr werden über die Wege der Stadt und der Vorstädte hinaus auch alle Wege des Pisaner Herrschaftsbereichs bzw. Rechtsbezirkes (*districtus*) der Rechtssphäre des *usus* unterstellt.[33] Im betreffenden Kapitel finden sich dann das schon in der Präambel des Gesetzeswerks genannte römische und langobardische Recht nebeneinander – jeweils auf andere Teilprobleme bezogen.

---

29 Zum evtl. Frühansatz – 1155 statt 1156 – vgl. unten S. 21 mit Anm. 85 und 86.

30 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 129, CU Praef.: *vivendo lege romana retentis quibusdam de lege longobarda.*

31 Ebd., S. 147, CU 5: *Que questiones ad usum et que ad leges mittantur.*

32 Ebd., S. 153, CU 5: *Vias publicas et vicinales que sunt in civitate vel in eius burgis ponimus ad usum, ceteras vero vias ponimus ad leges.* Vgl. auch ebd., wenige Zeilen zuvor, über die Gassen *Si de classatello per quod via constituta non est discordia fuerit, ponimus ad leges.*

33 Ebd., S. 287 f., CU 43 (= 44): *De viis publicis que in civitate sunt vel eius burgis vel eius districtu.*

Zunächst heißt es im besagten Kapitel:[34]

> *Decernimus ut in uia publica nulli facere uel mittere liceat ut uia deterior sit uel fiat; hoc est siue ut statim deterior sit uia siue postea. Quedam enim sunt talia ut statim suo facto noceant; quedam enim sunt talia ut in presentiarum non noceant, in futurum autem nocere debeant. Deteriorem autem uiam fieri sic accipiendum est si usus uie ad eundum uel aliquid inde ad ducendum corrumpatur.*

Es folgt ein erläuterndes Beispiel, wie zu verstehen sei, daß die gegenwärtige Behandlung eines Weges in Zukunft schaden könne: Wenn der Boden, auf dem ein Haus, das neu errichtet wird (*si solum in domo que noviter edificatur vel ut ita dicam soccoscia*), so hoch aufgeschüttet werde, daß auch der Weg vor den Nachbarhäusern – die doch nach ihrer neuen Anlage gut errichtet seien (*que bene secundum novam conpositionem instructe sunt*) – aufgeschüttet werden müsse, so werde (durch die Aufschüttung) ein Schaden verursacht.

Dann fährt das Kapitel fort, daß einem jeden erlaubt sei, gegen denjenigen vorzugehen, der etwas gegen die *uia publica* unternehme, wodurch deren Zustand verschlechtert werde (*unde uia deterior sit uel fiat*).

Und das Kapitel endet mit der Verfügung, daß wenn jemand auf einer *strata* oder *uia publica* oder auf einer Weggabelung grabe oder diese verenge und ihm dies von einem anderen im Namen der Pisaner Konsuln untersagt werde, ohne daß er deshalb von seinem Tun ablasse, so solle er 10 *solidi* Strafe zahlen und den Weg wieder in seinen früheren Zustand versetzen.

Der erste Teil des Kapitels, von *decernimus* bis *corrumpatur*, geht beinahe wörtlich auf das römische Recht, und zwar auf zwei Passagen des Titulus *Ne quid in loco publico vel itinere fiat* des 43. Buches der Digesten zurück.[35] Der mittlere Teil orientiert sich an der Intention der Digesten, mit Beispielen zu erläutern, warum eine Schädigung des Weges als Schädigung zu verstehen sei und wie sich der Tatbestand von Schädigungen im einzelnen darstellen konnte. Dabei bringt das *Constitutum* aber ein eigenes, im damaligen Pisaner Bauboom offenbar öfter vorkommendes Beispiel dafür, auf welche

---

34 Bei der Schreibweise von *via*, *vel* etc. folgen wir bei der Quellenwiedergabe dieses Kapitels der Schreibweise des Yaler Manuskripts (Ms. Beinecke Library 415), das zwischen *u* und *v* nicht unterscheidet.

35 Vgl. die beiden Digestenstellen, in denen die in das Kapitel übernommen Worte kursiv gesetzt sind: Dig. 43.8.2.20 (Corpus iuris civilis, vol. 1, ed. Th. Mommsen, ed. stereotypa duodecima, 1911, S. 731 f.): Ait praetor: '*In via publica* itinereve publico *facere* im*mittere* quid, quo ea *via* idve iter *deteri*us *sit fiat*, veto' und Dig. 43.8.2.31–32: Deinde ait praetor: ‚quo ea *via* idve iter *deter*ius *sit fiat*'. *hoc sive statim deterior via sit, sive postea* (...) et*enim quaedam sunt talia, ut statim facto suo noceant, quaedam talia, ut in praesentiarum* quidem nihil *noceant, in futurum autem nocere debeant. Deteriorem autem viam fieri sic accipiendum est, si usus* eius *ad* commeandum *corrumpatur*, hoc est ad eundum vel agendum'.

Weise eine gegenwärtige Aktion zu einer künftigen Schädigung führen konnte: Wenn jemand, wie oben dargelegt, die Fundamente seines neuen Hauses so hoch legte, daß nicht nur er den Weg aufschütten mußte, sondern damit auch seine Nachbarn zu einer Aufschüttung gezwungen wurden, die zuvor keinerlei Probleme mit der Straße hatten. Der Schlußteil des Kapitels hingegen, der die Pflicht zur Wiederherstellung eines beschädigten Weges festlegt, geht zwar letztlich auf das römische Recht, auf die Digesten zurück, in denen es heißt, daß der Schädiger eines Weges diesen auf eigene Kosten in seinen früheren Zustand zurückzuführen habe – *suis sumptibus debet restituere*[36] –, doch griffen die *Constitutores* bei dieser Passage nicht auf das römische, sondern auf das langobardische Recht zurück. Dort heißt es in König Liutprands bereits erwähntem achten Gesetz vom Jahre 735, daß wer in eine *via* einen Graben gräbt, sechs *solidi* Strafe zu zahlen und den Graben wieder zu beseitigen habe.[37]

Die Methode der Ermittlung des *usus*, des Gewohnheitsrechts, durch die *Constitutores* war damit im ersten, dem mittleren und dem Schlußteil des Kapitels jeweils unterschiedlich: Im ersten Teil schöpften sie direkt aus dem römischen Recht, indem sie auf den Wortlaut der Digesten zurückgriffen. Im mittleren Teil orientierten sie sich an der Darlegung des Titulus, wobei sie jedoch statt des dortigen Beispiels ein Beispiel aus dem Pisaner Alltag wählten. Im Schlußteil hingegen wurde in der Tat auf die Praxis des Gewohnheitsrechts rekurriert, dessen Gebot im langobardischen Recht angelegt war.

Der bisher untersuchte Wortlaut des Kapitels XLIII (= XLIIII) ist dem Haupttext der von Paola Vignoli besorgten Edition entnommen, ohne Berücksichtigung der am Kapitel vorgenommenen Änderungen, die im Apparat der Edition vermerkt sind. Diese sind aber ebenso interessant wie der Haupttext, da sie mehrere Korrekturschichten zeigen – mittels deren die wörtlichen Übernahmen aus dem römischen Recht an das im 12. Jahrhundert geläufige Latein angepaßt bzw. die Intention des römischrechtlichen Wortlautes erläutert werden – und damit zur Frage nach der Chronologie der Eingriffe führen.

Der Text des Kapitels XLIII (= XLIIII) präsentiert sich dem Benutzer der Handschrift auf fol. 56v (vgl. Abb. 2) in der nachfolgenden Form, welche Schreibweise, Zeilenumbruch, Streichungen, über den Text geschriebene und neben ihn gesetzte Einfügungen imitiert und Paola Vignolis Transkription übernimmt, ohne ihrer Unterscheidung zwischen u und v zu folgen. Die von der Editorin identifizierten Schreiber sind am Ende des jeweiligen Einschubs in eckigen Klammern vermerkt und die wörtlichen Übernahmen aus dem römischen Recht steil gesetzt.

36 Dig. 43.8.2.43: restituere videtur, qui in pristinum statum reducit (...) ipse suis sumptibus debet restituere.

37 Vgl. oben Anm. 2.

De ius [richtig: *ui<i>s*] *pu*
blicis que in ciuitate sunt vel eius burgis vel eius districtu. XLIII.
Decernimus ut in uia publica *uel co(mmun)ali uel aqueduct(u) public(o) uel co(mmun)al(i)* [a2] *nulli facere vel* i(m)mittere[38]
liceat ut via deteri*o*r sit *vel* fiat. hoc *est* siue *ut* statim
deterior sit uia siue postea. Quedam *enim* sunt talia ut
statim *ipso* ~~suo~~ facto noceant. Quedam *emm* [richtig: *enim*] *sunt* talia ut inpre
sentiarum *nô*n°ceant ~~In futurum autem nocere debeant.~~
~~*§ Deteriorem autem uiam fieri sic accipiendum est si usus ine*~~ [richtig: *uie*]
~~ad eundum uel *aliquo modo ad ducendum* corrumpatur~~
In futurum autem nocere ~~debet~~ *potest*[a2] *quod inpresentiarum circa uiam*
fit. si solum in domo que nouerit[er] [richtig: *nouiter*] *edificatur uel ut ita dicam*
soccoscia ita alte ponitur ut mat(er)iam uiam inpodiandi et uicinis
domibus que bene secundum nouam conpositione(m) instructe sunt
*nocendi occasione(m) prebet. **V**nicuique lib(er)um sit aduersus eum*
qui in uia publica inmittit vel facit unde uia deterior sit uel
fiat agere. dum modo ille in agendo preponatur cui magis
*inter est. **S**i in uillis vel in agris alicui stradam uel uiam pu*
blicam uel co(mmun)ale(m) [b] *uel uie trebium publicu(m) uel co(mmun)ale uel simiteriu(m)* [a2] *cauanti uel restringenti*
prohibitum
fuerit ab aliquo interpellante eum et contradicente sub nomine
consilium uel potestatis pisanorum ne id faciat obhoc facere no dimiserit.
ei penam .x. solidorum componat. et decem treguanis uel pisanis
consulibus pro comuni. § Simili pena etiam teneatur ille qui hoc fa
cere fecit. et ~~in~~uiam insuper ad pristinam bonitatem aptare
cogatur.

Zu *cogatur* Marginalergänzung links:

§ Constituimus ut nulli liceat
habere priuasias extra domum
nec canale aquarium posi
tum sub aquaiolo uel supra,
uulgo dicto, nec alia
instrumenta per que acqua cotidie
in uiam inmittur vel mitti
debeat.[a2]

Zu *debeat* Marginalergänzung rechts:

Et contra eum qui aliquod suprascriptorum
habuerit, de auferendo uel
destruendo agere possit [b]

38 Die Einfügung des i am Wortanfang – vgl. Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 287 Apparat c – in den regulären Textfluß haben wir hier durch Hochstellung gekennzeichnet.

Auf den Kopiervorgang durch den Schreiber soll weiter unten eingegangen werden. Wichtiger ist zunächst der Befund am Haupttext des Kapitels: Bei dessen Abfassung für die Zeilen 3–10 lag den *Constitutores* seinerzeit wahrscheinlich ein Kodex der Digesten vor. Sie hielten aber die Intention des antiken Textes für das Verständnis der Zeit für erläuterungsbedürftig und rahmten ihn mit den Zusätzen und Erläuterungen ein, die oben kursiv wiedergegeben sind. Die nächsten *Constitutores*, die den Haupttext überarbeiteten, waren der Ansicht, daß der Tatbestand der Schädigung einer *via* durch den ausführlicheren Wortlaut der Zeilen 10–14 hinlänglich – und vielleicht auch verständlicher – erläutert sei als durch die Zeilen 7–9 und strichen sie. Außerdem ließen sie durch die Hand [a^2] in den Haupttext des Kapitels zu dessen Verdeutlichung einzelne Worte oder Halbsätze einfügen und eine Bestimmung über Leitungen, durch die Wasser auf die Straße fließe, an den Blattrand setzen. Danach folgte noch ein weiterer Korrekturgang durch eine Hand [b], die in den Haupttext zwei verdeutlichende Worte einfügte und an die Marginalergänzung der Hand [a^2] einen Satz anfügte.

Die drei Textschichten – der Haupttext, die Korrekturen sowie Einfügungen der Hand [a^2] und die Einfügungen der Hand [b] – werfen die Frage nach ihrer zeitlichen Einordnung auf, zu deren Klärung die Ergebnisse der handschriftlichen Untersuchungen der Editorin hier rekapituliert werden.

Das Yaler Manuskript bricht zwölf Seiten nach dem oben zitierten Text auf fol. 62v im Kapitel XLIX (= L) mitten im Wort ab. Der fehlende Schlußteil – der die Publikationsnotiz und die Datierung des Textes enthielt – wurde von Vignoli, gestützt auf eine von ihr neu aufgefundene Florentiner *Constituta*-Handschrift des 15. Jahrhunderts, ergänzt. Aus dem dort überlieferten Schluß des Textes geht hervor, daß die beiden *Constituta* von drei namentlich genannten *Constitutores* korrigiert, ergänzt, verbessert bzw. neu konzipiert, dann vor namentlich genannten Konsuln und Senatoren der Stadt vorgelesen und am 31. Januar des Jahres 1186 promulgiert worden sind.[39]

Der Text des Yaler Manuskriptes wurde, wie die Herausgeberin darlegt, von vier Händen geschrieben, die gut von einander zu unterscheiden sind und die je einen Teil des Manuskriptes erstellten. Die Hand [A] schrieb die Blätter 1v-19v sowie anderthalb Worte in der ersten Zeile von Blatt 20r.[40] Die Hand [B] setzte die Arbeit von [A] unmittelbar fort und schrieb die Blätter 20r-25v sowie 27r-38v.[41] Die Hand [C] schrieb

39 Ebd., S. 325: *Promulgata et lecta ac recitata sunt omnia huius voluminis constituta, tam legis quam usus, correcta et ex novo facta et addita et cancellata a Bernardo de Cascina et Stambo, iuris peritis, et Rodulfo de Parlascio, constitutoribus etc.*

40 Ebd., S. XXIII die Worte [con]*sules iurassent*.

41 Ebd., S. XXIVf.

die anschließenden Blätter bis zum Ende der Handschrift, d. h. fol. 39r-62v.[42] Von der vierten Hand, von [D], stammt schließlich das Blatt 26r-26v,[43] das uns hier nicht weiter interessieren soll.

Am so entstandenen Text wurden durch vier Hände, die die Editorin mit den Sigle [a²], [b], [b²] und [c]=[d][44] bezeichnet, eine ganze Reihe von Veränderungen vorgenommen. Uns sollen an dieser Stelle zunächst nur die Arbeit des Schreibers [C] und die Korrekturen der Hände [a²] und [b] interessieren, die mit dem oben vorgestellten Kapitel über die *viae publicae* unmittelbar zu tun haben.

Der Schreiber [C] hat den Text des Kapitels so, wie er ihn vor Augen hatte bzw. so wie er ihn verstand, abgeschrieben. Kurz, es ist nicht auszumachen, ob die Fehler, die sich in den Text eingeschlichen haben und die von uns kenntlich gemacht wurden, auf die Vorlage oder auf die Arbeit des Kopisten zurückzuführen sind.[45] Denn in der sechsten Zeile schreibt er *emm* statt *enim*, in der achten Zeile *ine* statt *uie* und in der elften Zeile *noverit* statt *noviter*. Aber auch dem Rubrikator der Handschrift unterlief ähnliches – oder er hielt sich sklavisch an seine Vorlage –, denn er schrieb *De ius publicis* statt, wie es heißen müßte, *De uis publicis*, wobei *uis* als der Ablativ Plural *uiis* zu lesen ist. Doch hat man über solche Versehen bei der Zählung der ‚Schäfte' der Buchstaben offensichtlich hinweggelesen, denn bei der Korrektur des Textes ließ man *uis* und *emm* unbeanstandet stehen und korrigierte die Schreibarbeit der Hand [C] nur durch Unterpunkten von *e* und *t* in *noverit* zu *noviter*.[46]

Erheblicher waren die redaktionellen Eingriffe in den Text durch Streichungen und Ergänzungen, die ihrerseits nochmals revidiert wurden.

So wurde in Zeile 3 des Kapitels durch den Schreiber [a²] hinter *uia publica* über dem Zwischenraum *uel co(mmun)ali uel aqueduct(u) public(o) uel co(mmun)al(i)* eingefügt und in Zeile 18 hinter *uel uie trebium* über dem Zwischenraum *publicu(m) uel co(mmun)ale uel simiteriu(m)*. Damit hat man gegen jede enge Auslegung des Begriffs *uia publica* eindeutig festgelegt, daß alle Wege der Kommune einschließlich der kommunalen Wasserleitung und auch jede kommunale Wegkreuzung und sogar der Friedhof (der damit zum öffentliches Areal erklärt wurde) unter die Bestimmungen für die *via publica* fallen.

---

42 Ebd., S. XXV.

43 Ebd., S. XXVII.

44 Vgl. ebd., S. XXVI–XXX, bes. XXVIIIf., wo sie – wie auch auf Tafel 5 – die vierte Hand mit der Sigle [c] bezeichnet. Statt dieser wird die vierte Hand im Editionsapparat irrtümlich mit der Sigle [d] geführt, auf die die für [c] geschilderten Charakteristika (S. XXX: „alcune rare aggiunte al testo") zutreffen. Wir werden die vierte Hand also im folgenden mit [d] zitieren.

45 Vgl. dazu die Beobachtung der Editorin S. XXV, die beim Vergleich der Hände [A] und [C] zur Schrift der letzteren – allerdings nur im Hinblick auf die Graphie – bemerkt: „ma nello stesso tempo evidenzia anche una cultura grafica più ‚moderna' dello scriba [C] rispetto a quella di [A] e [B], a cui però non corrisponde una pari correttezza sotto l'aspetto dell'ortografia."

46 Auf diese Korrektur macht Vignoli, ebd., S. 287 Apparat k aufmerksam.

Im weiteren Text des Kapitels nach Zeile 3, wo es um die Beschädigung einer *via* geht und dies mit einem Beispiel aus dem Pisaner Alltag erläutert wird, stießen sich die Korrektoren daran, daß die Wendung der Zeile 7 *in futurum autem nocere debet* in Zeile 10 wiederkehrt, und nahmen die oben kenntlich gemachten Streichungen vor.[47] Dabei wurde in Zeile 10, der besseren Verständlichkeit halber, durch die Hand [a²] das gestrichene *debet* durch ein über die Zeile gesetztes *potest* ersetzt.

In den Zeilen 14–20, in denen es darum geht, daß ein jeder einen anderen, der im Boden einer Straße (*strada*), *via publica* oder eines Dreiweges (*uie trebium*) grabe oder diese verenge, im Namen der Konsuln auffordern könne, von seinem Tun abzulassen, stand ursprünglich *sub nomine consilium*, was durch Streichung des zweiten *i* in *sub nomine consilum* ‚verbessert' wurde. Wie sich dieser neue Irrtum des Schreibers auch erklären mag, auf jeden Fall war er angewiesen worden, die Stelle im Sinne von *in nomine consulum* zu verbessern und darüber *vel potestatis* einzufügen. In Zeile 23, wo davon die Rede ist, daß auch derjenige, der einen anderen veranlaßt habe, einen Weg zu beschädigen, eine Strafe erhalten und gezwungen werden solle *inuiam ad pristinam bonitatem aptare*, hat man sich an der ursprünglichen Formulierung, die von einer *in-via*,[48] einem ‚Un-Weg' bzw. ‚verdorbenen Weg' sprach, der wiederhergestellt werden solle, gestoßen und das *in* kurzerhand gestrichen, so daß der Satz nun lautete *uiam ad pristinam bonitatem aptare*, womit der Text wieder näher an die Latinität der Digesten gerückt wurde, die von *via* sprechen.

An das Ende des Kapitels fügte der Schreiber [a²] noch eine mit *constituimus* beginnende, von den Digesten inspirierte Bestimmung an, die das von den ersten Constitutores entworfene Kapitel um einen Zusatz ergänzte. Dieser untersagte den Anwohnern, außerhalb ihrer Häuser *priuasias* oder auch einen *canale aquarium* zu haben, durch die täglich Wasser in die Straße fließe (*per que acqua cotidie in uiam immittitur uel mitti debeat*). Schreiber [a²] hat damit eine längere, von den *Constitutores* des Haupttextes der Jahre (1155)/1156–1160[49] übersprungene Digestenpassage über die Schädigung einer *via* in das Kapitel XLIII (= XLIIII) eingefügt. In der seinerzeit übersprungenen Passage (Dig. 43.8.2.26) heißt es nämlich: *Si quis cloacam in viam publicam immitteret exque ea re minus habilis via per cloacam fiat.*

In den Text des Kapitels griff aber auch noch eine weitere, von der Editorin mit [b] bezeichnete Hand ein. Diese hat in Zeile 18 über dem Spatium hinter (uiam pu) *blicam* ein erläuterndes *uel com(mun)ale(m)* eingefügt. Und sie fügte überdies an die 8-zeilige Marginalergänzung der Hand [a²] noch die drei Zeilen *Et contra* bis *agere possit* an. Aus letzterem wird deutlich, daß auf die Revision des Kapitels durch die Hand [a²] eine zweite Revision gefolgt war, die von der Hand [b] vorgenommen wurde.

47 In den Zeilen 7–9 von *In futurum autem* bis *corrumpatur*.

48 Vgl. etwa die Lemmata ‚indoctus', ‚inauditus' etc.

49 Zur eventuellen Einsetzung der ersten *Constitutores* bereits im Jahre 1155 vgl. unten S. 21 mit Anm. 85 f.

3. Bei der Betrachtung der komplizierten Erscheinungsform des soeben behandelten Kapitels und des Yaler Manuskripts überhaupt – das aus einem Haupttext besteht, geschrieben in gotischer Buchminuskel, umrahmt von einer Vielzahl von Ergänzungen in feiner Schrift, die auf vielen Seiten die vier Blattränder bedecken und immer wieder auch in den Interlinearraum vordringen –, stellt sich die Frage, wann der Haupttext des *Constitutum usus* und des *Constitutum legis* entstanden ist und wann die Modifikationen durch die Hände [a²], [b], [b²], [d] daran vorgenommen wurden.

Paola Vignoli, die das überaus komplizierte Manuskript vorzüglich ediert hat, schlug als Datierung für den Haupttext das an dessen Ende in der Publikation genannte Datum 31. Januar 1186 vor.[50] Für die Ergänzungen, die *additiones*, rechnet sie mit einer zeitlichen Schichtung der Eingriffe, die zwischen dem 31. Januar 1186 und dem Jahr 1190 – in dem Pisa erstmals einen Podestà zur Regierung der Kommune gewählt hatte[51] – erfolgt sein dürften.

Nach dieser Sicht der Dinge wäre die Datierung des Haupttextes auf den 31. Januar 1186 durch die Publikationsnotiz am Ende des *Constitutum usus* gesichert. Für die Datierung der Überarbeitungen, der *additiones*, wäre der Bezugspunkt, daß diese zunächst noch mit einer Konsular- später aber, wie die Einfügung *vel potestas* nahelegt, auch mit einer Podestàregierung rechneten, was erst nach der Wahl des ersten Podestà im Jahre 1190 erfolgt sein könnte.[52]

Gegen diese an sich plausible Argumentation sprechen vor allem zwei Beobachtungen, die nahelegen, daß sich die Publikationsnotiz vom 31. Januar 1186 nicht nur auf den Haupttext, sondern – von zwei Ausnahmen abgesehen, auf die wir später eingehen werden – auch auf alle Modifikationen, Streichungen und Ergänzungen bezieht.

Dafür ist als erstes die Beobachtung der Editorin zu nennen, die feststellt, daß die Hand [a²], von der eine große Zahl der Ergänzungen stammen, auf Grund des Vergleichs der Buchstabenformen und des Textflusses sehr wahrscheinlich mit der Hand [A] identisch ist.[53] Danach wäre anzunehmen, daß die Hand [a²] in zeitlicher Nähe zur Hand [A] tätig war.

Als zweites sei auf eine bereits von den *Constitutores* des Jahres 1160 vorgebrachte Rüge an der älteren Gesetzgebungspraxis hingewiesen. Sie bemängeln, daß viele

50 P. Vignoli, Per la datazione del „codice Yale" dei Costituti pisani (ms. Beinecke 415). Preparando l'edizione critica, in: G. Rossetti (a cura di), Legislazione e prassi istituzionale a Pisa (secoli XI–XIII). Una tradizione esemplare, Napoli 2001 (Europa mediterranea. Quaderni 16), S. 53–77, dort S. 63, 77; dies., Costituti (wie Anm. 28), S. LIII–LIV.

51 Dies., Datazione (wie Anm. 50), S. 77; dies., Costituti (wie Anm. 28), S. LXXVII; CVII.

52 Ebd., S. CVIIf. – Vgl. dazu etwa ebd. S. 284 Apparat o: *Ordinamus quod si querimonia consuli vel consulibus facta fuerit*, wozu ebd. Apparat o1 eine der späteren Hände *vel potestati* ergänzt.

53 Ebd., S. XXVIII: „questa mano (sc. [a2]) presenta caratteri analoghi nella forma delle singole lettere, considerate in assoluto ovvero nei loro rapporti con le altre lettere della catena grafica, a quelli della mano indicata come [A], è ipotizzabile che possa trattarsi della stessa mano."

frühere Verfügungen undatiert seien, *multa usus constitua esse sine die vel mense*. Das dürfe aber, so stellen sie fest, niemandem zum Schaden gereichen, weshalb sie bestimmen, daß wenn *constituta* datiert seien, sie von dem angegebenen Datum an gültig sein sollen; seien sie hingegen ohne eine Datierung, so sollen sie ab dem Tag gültig sein, an dem dieser Band publiziert werde, *ex eo die vim constituti habere firmamus ex quo totum hoc volumen per publicationem consulibus tradiderimus confirmatum.*[54] Die *Constitutores* von 1160 fordern damit eindeutig, daß neue Konstitutionen entweder datiert sein müssen – und vom angegebenen Datum an Gültigkeit beanspruchen –, oder vom Datum der Publikation des Gesamtbandes Gesetzeskraft haben sollen.

Dieser Forderung wird im Yaler Manuskript von 1186 augenscheinlich in über 50 Fällen nicht entsprochen. Denn in über 50 Fällen novellieren die *Constitutores* ihre Ergänzungen zwar mit den Worten *statuimus* (15), *constituimus* (13), *ordinamus* (10), *decernimus* (8) oder durch die Benennung ihres Beschlusses als *constitutio* (5), als neues Recht, ohne sie jedoch mit einem Datum des Inkrafttretens zu versehen. Das kann aber nur heißen, daß sie den Inhalt dieser Ergänzungen durch die Zeitangabe der Publikation am Ende des Textes (31. Januar 1186) als datiert betrachtet haben. Und dort verkünden die *Constitutores* auch in der Tat wörtlich, auf den gesamten Text, einschließlich aller Ergänzungen und Streichungen bezogen: *Promulgata et lecta et recitata sunt omnia huius voluminis constituta ... correcta et ex novo facta et addita et cancellata a Bernardo de Cascina et Stambo iuris peritis et Rodulfo de Parlascio constitutoribus ... anno dominice incarnationis MCLXXXVI etc.*[55]

Gegen diese Datierung sprechen auf den ersten Blick die Worte *vel potestas*, die von den korrigierenden Händen gelegentlich, d. h. an etwa fünf Stellen, nach dem Wort *consul* eingefügt wurden – bzw. sich in einer längeren Einfügung finden – und die auf die Regierung Pisas durch einen Podestà hinzuweisen scheinen.[56] Denn damit kommt allem Anschein nach das Jahr 1190 ins Spiel, für das in Pisa zum ersten Male eine Podestà-Regierung nachzuweisen ist.[57]

Doch ist in diesem Zusammenhang zu beachten, worauf schon Paola Vignoli hingewiesen hat, daß in den Verträgen Pisas mit auswärtigen Mächten seit dem Jahr 1169 verschiedentlich auch der Fall ins Auge gefaßt wird, daß Pisa nicht von Konsuln, sondern von einem Rektor, Dominator oder auch Podestà regiert werden würde.[58] In *Constitutum legis* Kapitel [X] *De sacramento calumpnie* werden über dem Passus *in aliis vero (sc. causis) consul quem adversa pars elegerit* über das Wort *consul* die Worte

54 Ebd., S. 131.
55 Ebd., S. 325.
56 Ebd., S. 24 Apparat u und v, S. 283 f. zu Apparat o: o1, o2 und S. 289 Apparat l.
57 Ebd., S. CVIII.
58 Vgl. Vignoli, Datazione (wie Anm. 50), S. 73 die dort in Anm. 61 zusammengestellten Beispiele aus den Jahren 1169, 1171, 1173, 1178 und 1185.

vel potestas qui presens fuerit mit ähnlicher Intention wie in den erwähnten Verträgen eingefügt:[59] Es wird auch die Eventualität vorgesehen, daß die Stadt nicht von Konsuln regiert würde, sondern von einem Podestà (*qui presens fuerit*), an den man sich in diesem Fall zu wenden habe.

Und schließlich muß gegen den möglichen Einwand, daß die Einfügung der Worte *vel potestas* auf das Jahr 1190 hinweise, erwähnt werden, daß die Hand [b], die in den Haupttext über *consul* einmal *vel potestas* einfügt, worauf noch zurückzukommen ist, nachweislich vor dem 31. Januar 1186 tätig war,[60] als die Wahl des Podestà Tedice dei conti Gherardeschi[61] (1190) noch in weiter Ferne lag.

Die Einfügung der Worte *vel potestas* kann also für die Datierung der *additiones* nach dem 31. Januar 1186 nicht als Argument in Anspruch genommen werden.

4. Was den Rechtsinhalt des Yaler Kodexes betrifft, so muß man zwischen dem Haupttext und den an diesem angebrachten Korrekturen unterscheiden.

Den Haupttext haben die von Vignoli identifizierten Hände [A], [B], [C] und [D] von einer älteren Vorlage kopiert.[62] Diese Abschrift diente dann als Grundlage für die von den *Constitutores* durchgeführte und am 31. Januar 1186 abgeschlossene Revision.

In dem Haupttext, zu dem wir auch die unkenntlich gemachten, aber von der Editorin entzifferten Textteile[63] und den vom Florentiner Manuskript überlieferten Schlußteil zählen,[64] finden sich 67 Datumsangaben,[65] deren älteste den 13. Dezember 1140[66] und deren jüngste das Jahr 1194 nennen.[67]

Die Tatsache, daß das jüngste Datum des Haupttextes und damit der kopierten Vorlage – von den in den 1180er Jahren bzw. später erfolgten Eingriffen also abgesehen – der 8. März 1167 ist, legt nahe, daß dem Haupttext nach dem 8. März 1167 20 Jahre lang keine Reform angefügt wurde, d. h. daß er 20 Jahre lang unverändert geblieben ist.

Bei einer genaueren Prüfung, wie sich diese bis 1167 reichenden Daten auf die beiden Teile des Yaler Manuskriptes, die beiden *Constituta*, verteilen, zeigt sich, daß von den 67 Datumsangaben 23 das *Constitutum usus* und 44 das *Constitutum legis* betreffen.

---

59 Vgl. Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 24 Apparat u.
60 Vgl. unten S. 27 und Anm. 116.
61 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. CVIII.
62 Ebd., S. X, XXI und XXIII–XXVI.
63 Ebd., S. XVIIIf., LIII, LXXVIIIf.
64 Ebd., S. LIV.
65 Die römische Kapitelzählung des Manuskriptes sowie der Edition wird im folgenden, der Einfachheit halber, mit arabischen Ziffern wiedergegeben.
66 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 105, CL [39].
67 Ebd., S. 12, 50, CL [2], [17].

Die älteste der 23 Zeitangaben des *Constitutum usus* mit Monat und Tag nennt den 25. Januar 1156[68] und die jüngste den 31. Dezember 1160[69] bzw. den 1. Januar 1161.[70] Damit ist zum Haupttext des *Constitutum usus*, wie ihn das Yaler Manuskript überliefert und Vignoli ihn im Haupttext ihrer Edition vorlegt, nach dem 31. Dezember 1160 kein neues *constitutum*, also keine neue Reform – die ja hätte, wie schon gesagt, datiert sein müssen – hinzugekommen. Somit haben wir im Haupttext des Yaler Manuskriptes – was in der Forschung schon erwogen wurde[71] – eine Kopie der ursprünglichen, am 31. Dezember 1160 promulgierten Fassung des *Constitutum usus* vor uns.

Vergleichbar verhält es sich auch mit dem *Constitutum legis*. Von den 67 Datumsangaben der beiden *Constituta* beziehen sich 44 auf dieses *Constitutum*. Wenn man von den 44 Daten 6 ausklammert[72] – die anläßlich der Redaktion von 1186 bzw. später in den Text gekommen sind –, so haben wir 38 Zeitangaben, deren älteste den 13. Dezember 1140[73] und deren jüngste den 8. März 1167 nennen. Aus der Zeit zwischen den beiden Eckpunkten verdienen die Jahre 1165 und 1167 eine besondere Beachtung.

Der 8. März 1167 wird insgesamt achtmal genannt.[74] Da es sich dabei einmal um die Datierung eines ganzen, d. h. neuen Kapitels,[75] in fünf Fällen um Einschübe[76] oder in zwei Fällen um die Schlußzeile eines Kapitels handelt,[77] dürften wir im Haupttext des *Constitutum legis* dessen letztmalige Redaktion vor uns haben, die am 8. März 1167 publiziert wurde.

Vor dem März 1167 wird einmal der 1. Januar 1166[78] und als nächstjüngstes Datum das Jahr 1165 15 mal genannt.[79] Von diesen Daten sind die Datumsnennungen der Kapitel [27], [32] und [36] besonders interessant. Das Kapitel [27], dessen Bestimmung

---

68 Vgl. ebd., S. 139, CU 3. – Die ebd. auf S. 131 in CU 1 genannte Zeitangabe, die von den *primi constitutores* spricht, *qui fuerunt anno MCLVI* (calc. pis.) ist nicht mit Sicherheit einzuordnen: Das Jahr könnte theoretisch auch als 1155 aufgelöst werden, da CL [32], das am 1. November 1155 in Kraft treten soll, einen Gesetzgebungsakt schon für das Jahr 1155 bezeugt; und von 1155 dürfte auch CL [26] stammen, in dessen Zeitangabe (*MCLVI. VIII. kl oct. Ind. IIII.*) Jahr und Indiktion zwar nicht übereinstimmen, wobei jedoch die Indiktion richtig sein dürfte.

69 Vgl. ebd., S. 129, CU Invocatio und S. 130 Praefatio.

70 Vgl. ebd., S. 131, CU 1: *quę fuerunt anno Domini MCLX, indicitione VIII, usque ad alias sequentes proximas kalendas ianuarii.*

71 Storti Storchi, Costituti pisani (wie Anm. 27), S. 30 bemerkt: „Non possiamo sapere se il testo (sc. del constitutum usus) riportato nel manoscritto Yale corrisponda perfettamente a quello promulgato nel 1160 ovvero se esso ... costituisca a sua volta una revisione posteriore del testo più antico."

72 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 12, 50, 65, 124 also CL [2], [17], 2 × [24], 2 × [54].

73 Vgl. ebd., S. 105, CL [39].

74 Ebd., CL [22], [28], [30], 2 × [32], [35], [38], [52].

75 Ebd., CL [52].

76 Ebd., CL [28], [30], 2 × [32], [35].

77 Ebd., CL [22], [38].

78 Ebd., CL [28].

79 Ebd., CL [16], [18], [19], [22], [27], [28], [32], [34], [36], 2 × [38], [42], 2 × [43], [48].

ursprünglich vom 25. Januar 1156 an Gültigkeit haben sollte, erfuhr eine Ergänzung, die ab dem 1. November 1165 in Kraft trat. Das Kapitel [32], dessen älteste Schicht ab dem 1. November 1155 angewandt wurde, erfuhr eine erste Erweiterung, die ab dem 1. November 1165, und zwei weitere, die ab dem 8. März 1167 Gültigkeit erhielten. Das Kapitel [36] schließlich, dessen älteste Schicht gleichfalls das Datum 25. Januar 1156 nennt, erhielt eine Ergänzung, die ab dem 11. Januar 1159 und dann eine weitere Ergänzung, die ab dem 1. November 1165 zur Anwendung kam.

Die drei Kapitel [27], [32] und [36] legen also nahe, daß es schon vor der Redaktion von 1167, bereits im Jahre 1165, eine promulgierte Redaktion des *Constitutum legis* gab. Die Vermutung wird auch vom *Breve consulum* gestützt, das am Ende des Jahres 1164 die Amtspflichten der Konsuln für das folgende Jahr – 1165 – niederlegte.[80] Damals hatte jeder der Konsuln zu schwören, daß er sich an die *constituta facta et quę fient de legibus* halten werde bzw. an das, was *a tribus legis prudentibus*, die vor dem 6. Januar (1165) gewählt werden würden, *additum vel diminuitum fuerit*.[81] Einen Satz weiter heißt es im *Breve consulum*: *constituta quoque de usibus firma tenebo si huic meo non adversaverit iuramento*.[82] Die beiden einander folgenden Bestimmungen zeigen, daß für das Jahr 1165 nur die Revision des *Constitutum legis* programmiert war, nicht aber das vom *Constitutum usus*, dessen Bestimmungen so, wie sie waren, eingehalten werden sollten, es sei denn, daß das *Breve consulum* selbst etwas anderes vorsah. Die geschilderte Bestimmung wird auch vom oben beschriebenen Befund bestätigt, daß das *Constitutum usus* nach 1160 keine Änderungen mehr erfuhr, in dem *Constitutum legis* hingegen im Jahre 1165 an 15 Stellen interveniert wurde.

Somit gab es bereits im Jahre 1164 eine publizierte Version des *Constitutum legis*. Das schließt allerdings weder eine schon früher publizierte Version aus, noch die Möglichkeit, daß einzelne im Laufe der Redaktionsarbeiten formulierte Kapitel, die nicht in die Kategorie des *usus* fielen, bereits vorweg veröffentlicht und als Gesetz in Kraft gesetzt waren, wie im Nachfolgenden zu zeigen sein wird.

---

80 I Brevi dei consoli del comune di Pisa degli anni 1162 e 1164. Studio introduttivo, testi e note con un'appendice di documenti, ed. O. Banti, Roma 1997 (Fonti per la storia dell'Italia medievale. Antiquitates 7), S. 27.

81 Vgl. Statuti inediti della città di Pisa, ed. F. Bonaini, vol. I, Firenze 1854, S. 31; I Brevi, ed. Banti (wie Anm. 80), S. 85 (22). Vgl. dazu die Ausführungen der folgenden Anm.

82 Statuti I, ed. Bonaini (wie Anm. 81), S. 31; I Brevi, ed. Banti (wie Anm. 80), S. 86 (23). – Ebd., S. 85 (22) hat in die Textzeile des *Breve*, die *Constituta facta et quae fient de legibus firma tenebo* lautet (vgl. Bonaini) – wenn ich richtig sehe – hinter *fient* die über der Zeile stehenden Worte *tam de usibus quam* eingefügt; und auf S. 86 (23) in die Zeile, die *Constituta quoque de usibus firma tenebo* lautet (vgl. Bonaini), hinter *quoque* die dort über der Zeile stehende spätere Ergänzung *facta tam de legibus quam* übernommen. Damit wurde der – irrigen – Meinung eines späteren Korrektors, der den Unterschied zwischen den beiden Satzanfängen übersah und die Ergänzungen machte, Raum gegeben. Vgl. dazu auch Storti Storchi, Costituti (wie Anm. 27), S. 66 mit Anm. 251 f.

5. Den *primi Constitutores*, die mit dem Auftrag eingesetzt wurden, das in Pisa geltende Recht aufzuzeichnen, müssen die Schwierigkeiten, vor die sie gestellt waren, bald klargeworden sein: Nach allgemeiner Überzeugung lebte die Stadt seit ‚weit zurückliegenden Zeiten' (*multis retro temporibus*) nach römischem Recht, zu dem noch weniges aus dem langobardischen Recht beibehalten wurde (*retentis quibusdam de lege longobarda*).[83] Von dieser Gegebenheit ausgehend, werden sie es als ihre Aufgabe betrachtet haben, die römischen und langobardischen Wurzeln ihres Gewohnheitsrechts zu formulieren und in Gesetze zu fassen. Doch müssen sie wie auch alle die folgenden *Constitutores* von den ersten Anfängen ihrer Tätigkeit an das Problem wahrgenommen haben, daß nur ein Teil der von ihnen formulierten Gesetze als strikt von den *consuetudines* abgeleitet betrachtet werden konnte. Entsprechend findet man sie später teils unter den *leges* und teils unter dem *usus* eingeordnet.

Sollten die *primi Constitutores* bereits 1155 eingesetzt worden sein – wofür die zeitliche Nähe der am 24. September[84] bzw. am 1. November 1155[85] in Kraft getretener Kapitel CL [26.] *De donationibus propter nuptias* und CL [32.] *De successionibus ab intestato* zu denjenigen spricht, die ab dem 25. Januar 1156 Gesetzeskraft erlangten – so stellte sich schon damals das Problem, daß eben diese von ihnen neu formulierten Statuten nicht unter die *consuetudines* subsummiert werden konnten. Infolge dessen wurden beide Kapitel später unter die *leges* eingeordnet. Ein ähnliches Bild ergibt sich aber auch, wenn man die Arbeit der *primi Constitutores* mit dem 1. Januar 1156 beginnen läßt: Denn von den von ihnen zunächst formulierten sechs Kapiteln, die am 25. Januar Gesetzeskraft erlangten, konnte später nur eines, CU 3, dem *usus* zugewiesen werden, und die übrigen, CL [1], [23], [26], [27] und [36], wurden Jahre später unter die *leges* eingeordnet. Nur die letzten drei von dieser Kommission erlassenen Gesetze, die mit dem 25. März Gültigkeit erlangten, entsprachen den *consuetudines* und erschienen Ende 1160 als die Kapitel 14, 20 und 51[52] des *Constitutum usus*.[86]

Auch die von den *Constitutores* der Jahre 1157–1159 formulierten Gesetze finden sich später teils unter den *leges* und teils dem *usus*: So wurden dem *Constitutum legis* die auf den 1. und 25. Januar 1157 bzw. den 11. Januar 1159 terminierten Kapitel [30], [25] bzw. [35], [36][87], und dem *Constitutum usus* die auf den 20. März bzw. 30. Dezem-

83 Vgl. oben Anm. 30.

84 Vgl. oben Anm. 68.

85 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 82, CL [32]: *Hoc tamen amodo, id est ab anno Domini MCLVI, a die Omnium Sanctorum etc.*

86 Die Inkraftsetzung von CU 20 im März 1156 ist durch die Jahreszahl (MCLVI), die Indiktion (IIII) und den Monat (marcii), von CU 51 [52] am 25. März 1156 durch die Tages- und Jahresnennung gegeben (post annuntianionem sancte Marie que est anno MCLVII); CU 14 dürfte auf Grund seiner Jahresangabe (MCLVII) und der Nähe zu den beiden vorgenannten Kapiteln gleichfalls dem 25. März zuzuordnen sein.

87 Dieses schon am 25. Januar 1156 publizierte Kapitel – vgl. oben – wurde jetzt in einer überarbeiteten Form nochmals veröffentlicht.

ber 1158 terminierten Kapitel 33 [34] bzw. 11 und die am 31. Dezember 1159 in Kraft tretenden Kapitel 14[88] und 49 [50] zugewiesen.

Alle diese Kapitel wurden nach ihrer Formulierung, noch vor der Inkraftsetzung eines Gesamtkodexes ‚vorweg' publiziert. Daher müssen die von der älteren Forschung aufgestellten Hypothesen – daß es ursprünglich nur einen einheitlichen Text gab, der nachträglich in *Constitutum legis* und *Constitutum usus* geschieden worden sei, oder daß von Anfang an zwei verschiedene Texte vorhanden waren[89] – im Sinne der von Paola Vignoli ins Auge gefaßten Möglichkeit modifiziert werden, daß ursprünglich ein einziger Text, ein *Constitutum* geplant war,[90] im Laufe der Redaktionsarbeit, in statu nascendi jedoch deutlich wurde, daß es ältere Entscheidungen der Kommune oder auch der Gerichte gab, die sich nicht reibungslos unter die der *lex romana* oder *lex longobarda* folgenden *consuetudines* subsumieren ließen und daher nach einer eigenen Kategorie verlangten, deren Gesetze dann, vermutlich erst vier Jahre nach der Publikation des *Constitutum usus*, unter dem Titel *Constitutum legis* veröffentlicht wurden.

5.1. Den drei *Constitutores* lag, als sie sich im Spätsommer 1185 an die Redaktionsarbeit machten – auf dieses Datum kommen wir noch zurück – als Arbeitsexemplar eine Abschrift der beiden *Constituta* vor, die möglicherweise nach und nach kopiert worden ist und die aller Wahrscheinlichkeit nach die Anordnung der Vorlage spiegelte: Vorangestellt war das *Constitutum legis* von 1167, und es folgte, auf einem neuen Blatt, das Rubrikenverzeichnis und unmittelbar darauf der Text des *Constitutum usus*. Warum in der Vorlage nicht der ältere der beiden Texte, das *Constitutum usus* vorangestellt war, ist unklar. Denn das wäre die logische Reihenfolge gewesen, zumal die Priorität des *Constitutum usus* schon durch dessen Eingangsworte deutlich wird.

Denn das *Constitutum usus* beginnt mit einer feierlichen Invocatio, nach der die Intitulatio mit den Worten *liber constituti pisane civitatis incipit* folgt, woran sich die feierliche Präambel anschließt, die erklärt, daß die Stadt zwar seit weit zurückliegenden Zeiten nach römischem Recht lebe – neben dem auch einiges aus dem langobardischen Recht behalten worden sei –, ohne ihr Gewohnheitsrecht aufgezeichnet zu haben. Doch da die gewählten Richter der Stadt bisher, auf Grund unterschiedlicher Bildung und Einsicht, in gleichen oder ähnlichen Fällen im Laufe der Zeit unterschiedliche, ja sogar gegensätzliche Entscheidungen gefällt hätten, sei von den Pisanern beschlossen worden, ihre *consuetudines* aufzuzeichnen. Dafür seien *sapientes* gewählt worden, die die Rechtsfälle der *consuetudines* von denen der *leges* scheiden und schriftlich niederlegen sollten.[91]

88 Dieses seit 25. März 1156 gültige Kapitel trat am 31. Dezember 1159 in modifizierter Form in Kraft.
89 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. LXXIV.
90 Ebd., S. XCI–XCIII.
91 Ebd., S. 130 Praef.

Trotz dieses die ganze weitere Rechtsentwicklung Pisas konstituierenden Anfangs des *Constitutum usus* war ihm, wie oben bemerkt, das *Constitutum legis*, das ohne Invocatio und ohne Präambel direkt mit dem ersten Kapitel beginnt, vermutlich schon in der kopierten Vorlage vorangestellt.

Wann diese Umstellung erfolgt war, läßt sich nur vermuten. Der schlichte Beginn des „Constitutum legis", das nach der Titelzeile *Constitutum de legibus liber incipit* ohne irgendeine einleitende Erklärung und ohne Präambel mit dem unnumerierten ersten Kapitel *De in ius vocando* anfängt, legt nahe, daß die Kapitel des *Consitutum legis* ursprünglich auf jeden Fall dem Schluß des *Constitutum usus* angehängt waren und erst anläßlich ihrer ersten Überarbeitung – aus nicht näher bekannten Überlegungen heraus – dem *Constitutum usus* vorangestellt wurden.

5.2. Die drei *Constitutores* begannen ihre Arbeit an der kopierten Vorlage der beiden *Constituta* mit der Revision des *Constitutum legis* und setzten sie fort mit der Revision des *Constitutum usus*. Ihre Eingriffe in die beiden *Constituta* waren unterschiedlich intensiv: Oft begnügten sie sich mit einer über die Textzeile oder an den Textrand gesetzten knappen Ergänzung, meist aber wurden ganze Textpassagen ungültig gemacht – sei es durch einen Querstrich oder die Einfassung der zu tilgenden Passage zwischen die Silben *va* und *cat*, d. h. *vacat*, oder auch durch Unterstreichung der zu tilgenden Worte und den Eintrag des neuen Textes am Blattrand.

Doch blieb es nicht bei diesem ersten Revisionsgang durch die beiden *Constituta*. Es folgte ein zweiter Arbeitsgang, in dem der Haupttext noch einmal durchgesehen und bei dieser Gelegenheit auch die bereits gemachten Änderungen einer Revision unterzogen wurden. Und schließlich hat man in einem dritten Arbeitsgang den Haupttext und die beiden Schichten von Ergänzungen noch einmal gesichtet und mit kleineren Veränderungen versehen.

Auf manchen Seiten sind auf diese Weise die Blattränder, die Margines, auf beiden Seiten sowie oben und unten mit feiner Schrift dicht vollgeschrieben worden;[92] andere Seiten zeigen auf den Blatträndern kürzere oder längere Einträge,[93] so daß von den 62 Folia des Kodexes letztlich nur sechs Seiten von Eingriffen freigeblieben sind.[94]

Die Unterscheidung der Revisionsdurchgänge wird durch die Beobachtung feiner Unterschiede zwischen den schreibenden Händen möglich. Paola Vignoli, auf deren Analyse wir uns stützen, konnte in ihrer Edition einen großen Teil der Ergänzungen, wie schon bemerkt, vier Händen zuweisen, die sie mit den Sigle [a^2], [b], [b^2] und [c]=[d] bezeichnete.[95]

92 Vgl. die fol. 3v, 4, 4v, 6r, 6b, 7r, 9v, 10r, 10v, 11r, 16r.
93 Vgl. fol. 12r, 13v, 14r, 15r, 16v etc.
94 Vgl. fol. 18v, 19r, 19v (wo nur ein Verweis zu lesen ist), 39r, 51r und 60r.
95 Vgl. oben Anm. 44.

Der erste Korrekturgang durch das ganze Manuskript wurde von der Hand [a²] vorgenommen. Beim nächsten Korrekturgang wurde durch die Hand [b] – die hinter dem Wort *consul* gelegentlich auch *vel potestas* einfügte – sowohl der gesamte Haupttext noch einmal revidiert und mit Streichungen bzw. Ergänzungen versehen als auch die Einfügungen von [a²] durch Streichungen und Ergänzungen überarbeitet. Einen dritten Revisionsdurchgang nahm dann die Hand [b²] vor. Sie korrigierte noch einmal nicht nur den Haupttext und die Eingriffe der Hand [a²], sondern intervenierte bisweilen sogar in die Bearbeitungen der Hand [b]. Ein vierter und damit letzter Korrekturdurchgang wurde von der Hand [d] vorgenommen, die nur noch an wenigen Stellen eingriff.

Um von der Zahl dieser Eingriffe der vier Hände einen Eindruck zu vermitteln, sei gesagt, daß die Hand [a²] etwa 250 mal bei Korrekturen des Haupttextes zu beobachten ist. Die Hand [b] korrigiert den Haupttext sowie die Korrekturen bzw. Ergänzungen von [a²] ihrerseits etwa 370 mal. Die Hand [b²] hingegen, die den vorletzten Korrekturgang durchgeführt hat, griff in den Haupttext über 70 mal, und in die vor ihm von [a²] und [b] vorgenommenen Veränderungen noch je über 20 mal ein. Die Hand [d] schließlich, die etwa 9 mal zu beobachten ist, hat in den Haupttext dreimal,[96] in eine Ergänzung durch [a²] einmal,[97] in die Ergänzung von [b] und [b²] jeweils zweimal[98] und in die Ergänzung einer näher nicht identifizierten Hand einmal eingegriffen.[99]

Im Zuge dieser Revisionsdurchgänge durch den Text der beiden *Constituta*, die von einer großen Sorgfalt der *Constitutores* zeugen, wurden die Bestimmungen der einzelnen Kapitel weiter präzisiert und verfeinert, es wurden aber auch formale Veränderungen vorgenommen. Für beides seien im folgenden noch drei Beispiele angeführt, da sie die Genese des Textes und die Gründe beleuchten, warum der größere Teil von fol. 1r (vgl. Abb. 1) und warum ein Absatz auf fol. 17v ‚abgewaschen' wurden.

5.3. Als die *Constitutores* mit der Revision des *Constitutum legis* fertig waren und dann beim Kapitel III *Quo ordine iudicum distringatur etc.* des *Constitutum usus* angekommen waren, stellten sie fest, daß dessen Bestimmungen eine Reihe von textlichen Überschneidungen mit dem schon revidierten Kapitel [I] *De in ius vocando* des *Constitutum legis* aufwiesen.[100] Das Kapitel *Quo ordine iudicum* wurde darauf auf den neuen

96 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 148 Apparat e, 156 Apparat d und 160 Apparat vvvvv.
97 Ebd., S. 165, Apparat h1.
98 Ebd., S. 8, Apparat ee1b1, 160 Apparat ttttt3 sowie S. 15, Apparat h1a, 133 Apparat m1.
99 Ebd., S. 7, Apparat y2.
100 Vgl. u. a. die folgenden Passagen von CL und CU: *sicut dilatoria* bis *si autem non inceperit* in Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 5 (CL) mit S. 135 f. (CU); *si vero a* [CL: *iudicibus de usu* / CU: *previsoribus de lege*!] bis *litteras nuntient* ebd. S. 5 (CL) mit S. 136 (CU); *postquam nuntiationem* [CL: *usum/ iudicibus per previsores* bzw. CU: *leges ab actore/ previsoribus per iudices*] *bis non vocassent* ebd. S. 5 f. (CL) mit S. 136 f.); *quod si per reum* [CL: *de legibus ad usum a iudicibus* / CU: *de usu ad leges a previso-*

Stand gebracht, indem man Passagen aus *De in ius vocando* – die wohl einer jüngeren Zeitschicht angehörten – hierher übernahm.[101]

Das Problem der somit entstandenen Doppelung von Bestimmungen löste man dadurch, daß – sogleich oder im Zuge einer der weiteren Redaktionsdurchgänge – die auf fol. 1r stehenden Teile des Kapitels *De in ius vocando* samt ihren Korrekturen und den auf den Margines angebrachten Ergänzungen ‚abgewaschen' wurden.[102] Wie man mit diesem Kapitel weiter verfahren wollte, ist unklar und soll uns hier auch nicht weiter interessieren. Es sei nur noch bemerkt, daß man einen Anlauf machte, den Anfang des Kapitels zu korrigieren, den Versuch aber nach 4 Zeilen abbrach,[103] die restlichen Teile des Kapitels auf den fol. 1v und 2r jedoch stehen ließ.

Vielleicht im Zuge des dritten großen Korrekturdurchgangs, der längere Zeit in Anspruch genommen haben wird, wurde am Ende des *Constitutum legis* auf die freigelassene halbe Seite (fol. 17v) die Publikationsnotiz eingetragen und sie dann ein zweites Mal auch an das Ende des *Constitutum usus* gesetzt – wohl nach dem Muster der ursprünglichen Vorlage, in der beide *Constituta* mit je einer eigenen Publikation endeten.

Vermutlich erst bei der letzten Revision der beiden *Constituta*, bei der sich die *Constitutores* der Hand [d] bedienten, wurde ihnen deutlich, daß die Publikationsnotiz am Ende des *Constitutum legis* überflüssig war, da am Ende des Bandes das *Constitutum usus* mit dem identischen Wortlaut schloß. Sie erteilten daher dem Schreiber die Weisung, die Publikation am Ende des *Constitutum legis* zu streichen bzw. ‚abzuwaschen'.

---

ribus] bis *et iudicetur* ebd. S. 6 (CL) und S. 136 f.; *transacto peremptorio* bis *arbitrio iudicum* ebd. S. 6 (CL) mit S. 137 (CU); etc.

101 Vgl. *peremptorium X dierum* [es folgt nicht übernommener Text] *ad eum contra quem reclamatum est* (Vignoli, Costituti [wie Anm. 28], S. 3 Apparat) mit *peremptorium decem dierum ad eum contra quem reclamatum est* (ebd., S. 135 Apparat*); si infra decem dies* bis *in qua questione* (ebd., S. 4 f. mit S. 135 Apparat); *et terminus peremptorii* bis *respondendum habeat* (ebd., S. 5 mit S. 136 Apparat); *postquam nuntiationem* [CL: *usum/iudicibus per previsores* bzw. CU: *leges ab actore/ previsoribus per iudices*] bis *reus non vocasset* (ebd., S. 5 f. mit S. 136 f. Apparat). – Beachtung verdient in diesem Zusammenhang vielleicht die von [a²] geschriebene CL Passage (S. 6) *transacto peremptorii* bis *arbitrio iudicum infra V dies a die dati peremptorii*, die in CU (S. 137 Apparat) bis *arbitrio iudicum* gleich lautet, dann aber fortfährt *nisi paupertatis causa remanserit*. Die Hand [b], die diese Ergänzung überprüfte, vermißte hier die sieben Worte *infra V dies a die dati peremptorii* des CL und setzte sie in CU nach „iudicum" kurzerhand über die Zeile (ebd., S. 137 Apparat k2). Doch der Text – den die Hand [b] abschrieb oder der ihr diktiert wurde – fuhr nach „*nisi* paupertatis causa remanserit" fort *vel nisi causa communis pro communi infra dies V a die peremptorii*. Die Hand [b] bemerkte jetzt, daß es durch ihre Intervention zu einer Doppelung der Worte „infra dies V a die peremptorii" gekommen war und strich sie darauf kurzer Hand (ebd., S. 137 Apparat k4).

102 Vgl. Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. XVIII und S. 3 Apparat b und c.

103 Ebd., S. 3 Apparat Anm. c.

5.4. Im Zuge der Revision waren die *Constitutores* in den beiden *Constituta* mit 58 älteren Zeitangaben konfrontiert. Von diesen 58 Daten der Jahre 1140–1167, die jeweils den Zeitpunkt nannten, ab welchem die betreffenden Bestimmungen Anwendung finden sollten – Daten also, die inzwischen wohl sämtlich überholt waren –, wurden 32 getilgt. Warum aber in den übrigen 26 Fällen die Daten 1146,[104] 1155,[105] 1156,[106] 1157,[107] 1159,[108] 1160,[109] 1161,[110] 1165,[111] und 1167,[112] die ebenfalls überholt waren, stehen blieben, ist in den meisten Fällen unklar.

Es wurde schon oben erwähnt, daß es im Haupttext der beiden Constituta auch in den 1180er Jahren bzw. später erfolgte Eingriffe gab.[113] Der älteste dieser Eingriffe, im letzten Teil des Kapitels XVI des *Constitutum usus*, beginnt mit den Worten *Constituimus ut, si quis contra aliquem sententiam contumacie petierit etc.* und terminiert mit *Hoc locum habeat ab* die Anwendung des entsprechenden Paragraphen ab dem 30. September 1185.[114]

In dieser Verfügung liegt zweifelsohne ein datierter Hinweis auf die Tätigkeit der in der Publikation genannten *Constitutores* vor, die vermutlich im Spätsommer 1185 an ihre Arbeit gingen und hier einen Paragraphen formulierten, der, weil er für das Rechtsleben so bedeutsam war – samt dem älteren Teil des Kapitels XVI – sofort publiziert wurde. Daß sich der neue Paragraph im Haupttext befindet und nicht als Marginalergänzung angebracht wurde, muß so gedeutet werden, daß die *Constitutores* der Hand [B] die Anweisung gaben, ihre Änderungen an diesem Paragraphen bei der Kopierarbeit zu berücksichtigen und mit einem Datum zu versehen.

Diese Arbeitsweise wird vom Vat. lat. 6385 der *Constituta* nahegelegt, wo dieser gleiche Paragraph, aber um einige Präzisierungen erweitert, mit der Terminierung vom 1. Januar 1194 an erscheint.[115] Ähnlich wird es 1185 gegangen sein: der präzisierte Wortlaut wurde unmittelbar in den zu kopierenden Text eingearbeitet und gleich auch mit einem neuen Datum versehen.

Und um eine ähnlich geringfügige Veränderung des Textes dürfte es sich mitten im Kapitel [XXIIII] *Quibus mulieribus permissum sit dotem suo iure probare* des

104 Ebd., CL [24].
105 Ebd., CL [1].
106 Ebd., CL [1], [26], 6x 51 [52].
107 Ebd., CL [30].
108 Ebd., CU 49 [50].
109 Ebd., CU Invocatio, Prefatio, 1.
110 Ebd., CU 50 [51].
111 Ebd., CL [16], [18], [19], [27], [38], [42], [43], [48].
112 Ebd., CL [30], [52].
113 Vgl. oben S. 18.
114 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 191 CU 16.
115 Vgl. den bei Gaudenzi (wie Anm. 22), S. 700 abgedruckten Paragraphen.

Constitutum legis gehandelt haben, das die Terminierung *ab anno* 1186 Januar 31 erhielt.[116]

Beide Daten, jenes von 1185 und dieses letzte von 1186 wurden, da sie durch die Publikationsnotiz am Ende des Kodexes überflüssig waren, im ersten Revisionsdurchgang gestrichen. Bei der zweiten Revision, die die *Constitutores* gestützt auf die Hand [b] durchführten, stießen sie sich an der Streichung des Datums 1186 und ließen durch [b] die Terminierung mit *ab anno etc.* (1186 Januar 31) *sursum* an den Blattrand setzen.[117] Dieser Eintrag ist auch insofern von Interesse, als er bezeugt, daß die Hand [b] – und damit auch die vor ihr korrigierende Hand [a^2] – vor dem 31. Januar 1186, dem Datum der Publikation, aktiv war.

In zwei weiteren Kapiteln des *Constitutum legis*, in Kapitel [II] und [XVII] war der Beginn ihrer Anwendung mit dem 1. Januar 1166[118] bzw. 1186 angegeben. Das zweite Datum lag damit 30 Tage vor der Publikation der beiden *Constituta*. Doch auch diese Daten hat man gestrichen.[119] Acht Jahre später wurde dann in beiden Kapiteln – es ist unklar, aus welchen Gründen – die Jahreszahl 1166 bzw. 1186 in 1194 korrigiert.[120]

Damit blieben im Text von den jüngeren, auf die 1180er Jahre lautenden Zeitangaben nur jene oben erwähnte Datumsangabe der Hand [b] und die beiden Datennennungen der Promulgatio am Ende des *Constitutum usus* stehen.[121]

6. Nach der eingangs gemachten Beobachtung, daß der Schutz der *via publica* in der kommunalen Gesetzgebung in expliziter Form erstmals im Pisaner *Constitutum usus* anzutreffen ist und sich dort auf das römische Recht stützt, wurde der Frage nach der Überlieferung der beiden *Constituta* gestellt.

Die Untersuchung der Daten des unlängst von Paola Vignoli edierten ältesten Textzeugen des Pisaner *Constitutum legis* und *Constitutum usus* hat gezeigt, daß der Text des *Constitutum usus* seit dem 31. Dezember 1160 keine Nachträge mehr erfuhr und daß damit im Haupttext des Yaler Kodex und im Haupttext von Paola Vignolis Edition dessen erste und damit ursprüngliche Fassung vorliegt.

Analog dazu erhielt auch das *Constitutum legis* letztmalig im März 1167 mehrere Nachträge, womit wir im Haupttext des Yaler Kodexes und der Edition dessen am 31. März 1167 publizierte Fassung vor uns haben. Die drei Jahre zuvor im *Breve Consulum* von 1164 erwähnte Fassung des *Constitutum legis* – die, wie wir sahen, im Jahre

116 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 65 CL 24.
117 Ebd., S. 65 Apparat k1.
118 Für das Kapitel [II] wird die Jahreszahl 1166 vermutet. Vgl. dazu Anm. 120.
119 Vignoli, Costituti (wie Anm. 28), S. 12 Apparat c und ebd., S. 50 Apparat aa.
120 Ebd., S. 12 Apparat b: „MCXCII: con – XCIIII rasura probabilmente di – LXVI" und ebd., S. 50 Apparat w.
121 Ebd., S. 323f.; vgl. auch ebd., S. 124 die ‚abgewaschene' Promulgatio am Ende des *Constitutum legis*.

1165 revidiert wurde – war möglicherweise, aber nicht notwendigerweise dessen erste publizierte Fassung.

Das *Constitutum legis*, das vom *Incipit* abgesehen keinerlei feierliches Vorwort hat und ohne besondere Einleitung mit seinem ersten Kapitel beginnt, war ursprünglich dem *Constitutum usus* angehängt, das mit Invocatio, Incipit und Präambel anhebt. Erst im Zuge einer Revision wurde sein Text aus nicht näher bekannten Gründen dem *Constitutum usus* vorangestellt.

Die auf diese Umstellung der *Constituta* zurückzuführenden Doppelungen von Texten hat man durch das ‚Abwaschen' von Textpartien auf fol. 1r und 17v des *Constitutum legis* gelöst.

Die Terminierung der Rechtsverbindlichkeit einer ganzen Reihe von Kapiteln – etwa ab dem Jahre 1155, 1156, 1157 etc. – zeigt, daß diese noch vor ihrer Publikation in einem der *Constituta* vorab veröffentlicht und in Kraft gesetzt worden waren.

Sämtliche am Text des Yaler Manuskripts vorgenommenen Korrekturen und Ergänzungen sind – von zwei Eingriffen aus dem Jahre 1194 abgesehen – nicht zwischen 1186 und 1190 angebracht worden, wie in der Edition vermutet wurde, sondern vor dessen Publikation am 31. Januar 1186. Dies wird nicht nur durch die Bemerkung der *Constitutores* des *Constitutum usus* von 1160 nahegelegt, die indirekt fordern, daß jede neue *Constitutio* mit der Terminierung ihrer Verbindlichkeit versehen werden muß, und nicht nur durch die Feststellung der *Constitutores* in der Publikation vom 31. Januar 1186, daß *omnia huius voluminis constituta* von ihnen *correcta et ex novo facta et addita et cancellata* seien, sondern auch von der Hand [b] gestützt, die eine ihrer Nachträge mit dem Datum der Publikation, mit dem 31. Januar 1186 terminiert.

Die weit über 700 korrigierenden und unterschiedlich weit ergänzenden Eingriffe in die beiden *Constituta*, die in vier Redaktionsdurchgängen erfolgten, zeigen schließlich, daß die seit dem Jahre 1160 bzw. 1167 erfolgte Weiterentwicklung und Verfeinerung der Kategorien der Rechtsprechung nach einer sprachlichen und inhaltlichen Anpassung der beiden Gesetzestexte an die inzwischen erfolgte Rechtsentwicklung verlangte. Und sie zeigen auch, wie die am *Constitutum-usus*-Kapitel XLIII [XLIIII] angebrachten Änderungen deutlich machen, mit welch minutiöser Formulierungs- und Veränderungsarbeit die direkten Übernahmen aus dem römischen Recht in die Rechtssprache der Zeit eingemeindet wurden. Damit war genau das geschehen, was F. Schupfer bezüglich der Pisaner Rechtsentwicklung bemerkt hatte: bei den Übernahmen aus dem römischen bzw. langobardischen Recht wurden die neuen Bedingungen und Gegebenheiten der Zeit berücksichtigt.

7. Ganz unabhängig von unserem Ergebnis, daß der Grundtext des Kodexes – inhaltlich – auf das Jahr 1160 bzw. 1167 und seine Revision auf das Jahr 1186 zurückgehen, stellt sich eine weitere Frage: Die *Constitutores* des *Constitutum usus* bemerkten in ihrer Präambel, daß die *Pisana civitas* seit weit zurückliegenden Zeiten l*ege romana, retentis quibusdam de lege longobarda*, lebe. Angesichts dieser Aussage stellt sich die

Frage, aus welchen Quellen die *Constitutores* schöpften, als sie die Kapitel des *Constitutum usus* und *Constitutum legis* abfaßten.

Zum einen waren es, wie die Forschung schon zu Recht vermutete, die Pisaner Gerichtsbeschlüsse der zurückliegenden Jahre, auf die die *Constitutores* zurückgriffen. Das wird indirekt auch von einer Passage des *Constitutum usus* bestätigt, in der es heißt, daß *omnes sententiae*, die von *arbitri* erlassen wurden, *per usum* zu gelten hätten – sofern sich keine der Parteien der Urteilsverkündung entzogen oder gegen das Urteil Berufung eingelegt hatte.[122] Die gefällten Gerichtsbeschlüsse besaßen somit exemplarischen Charakter und wirkten rechtsbildend. Eine der Quellen der *Constitutores* werden also eben diese Gerichtsurteile der Pisaner *arbitri* gewesen sein.

Eine andere Quelle stellten die Gesetze der Langobarden dar. Claudia Storti Storchi hat in ihrem Buch über die beiden Pisaner *Constituta* auf mehrere Kapitel des *Constitutum legis* hingewiesen, deren Text wörtlich der *Lombarda* entnommen war.[123] Weiter stellte Storti Storchi fest, daß sich etwa ein Drittel des Textes von fol. 11r bis 17r des Yaler Manuskripts direkt auf die Gesetzgebung der Langobarden stützt.[124] Nach dieser Beobachtung wäre zu klären, ob in den beiden *Constituta* nicht auch weitere direkte Entnahmen aus dem langobardischen Recht nachzuweisen sind.

Und schließlich hat Paola Vignoli im Apparat ihrer Edition auch die an den Blattrand des Yaler Kodexes neben eine Vielzahl von Kapitel gesetzten Sigle *C* oder *ff* und die damit verbundenen Incipits in mühsamer Kleinarbeit aufgelöst. Diese Kürzel und Incipits verwiesen den damaligen Benutzer der *Constituta* auf das römische Recht und zeigten ihm an, wo die im betreffenden Kapitel behandelte Rechtsmaterie im Codex Iustinianus bzw. in den Digesten zu finden sei. Zählt man diese Hinweise zusammen, so zeigen 21 Kapitel des *Constitutum legis* und etwa 97 Kapitel des *Constitutum usus* eine Nähe zum römischen Recht.

Am Anfang dieser Untersuchung haben wir die Gelehrtendiskussion des 18. Jahrhunderts erwähnt, die um die Benutzung der in Amalfi 1135 erbeuteten Pandekten (Digesten) durch die Pisaner kreiste; bei der Behandlung des Kapitels XLIII (= XLIIII) des *Constitutum usus* wurden dann die wörtlichen Entnahmen dieses Kapitels aus den Digesten im einzelnen nachgewiesen. Nach diesem Abgleich mit dem römischen Recht wäre es interessant, der Frage nachzugehen, wie weit die wörtlichen Übernahmen aus dem römischen Recht in den übrigen Kapiteln gehen, neben die die zeitgenössische Hand an den Textrand die Sigle *ff* mit den entsprechenden Incipits setzte. Und im Lichte der geschilderten Gelehrtendiskussion wäre gleichfalls von Interesse zu klären, ob die mit *ff* markierten Kapitel – wie es naheläge – direkt aus eben jenem Pandekten-Kodex schöpften, dessen 1135 in Amalfi erbeutetes Exemplar beinahe zwei

122 Ebd., S. 176, CU 11.
123 Storti Storchi, Costituti (wie Anm. 27), S. 45 f.
124 Ebd., S. 45 mit Anm. 156.

Jahrhunderte lang in Pisa aufbewahrt wurde,[125] oder ob sie der Bologneser Tradition des römischen Rechts, der *vulgata*, folgen. Denn die Allegationen im Rechtsgutachten von 1155 – im Prozeß der Domkanoniker von Pisa gegen die Mönche von S. Rossore –, die P. Classen in seiner Edition angemerkt hat,[126] sollen nach E. Conte nicht den Pandecta, sondern der *vulgata* entnommen sein.[127]

125 W. Kaiser, Zum Aufbewahrungsort des Codex Florentinus in Süditalien, in: F. Theisen/W. E. Voss (Hg.), Glosse, Summe, Kommentar. Juristisches und Rhetorisches aus Kanonistik und Legistik, Osnabrück 2000 (Osnabrücker Schriften zur Rechtsgeschichte 2,1), S. 95–124, dort S. 95 und 117 f.

126 Classen, Studium (wie Anm. 10), S. 103–125.

127 E. Conte, Archeologia giuridica medievale. Spolia monumentali e reperti istituzionali nel XII secolo, in: Rechtsgeschichte. Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte 4 (2004), S. 129.

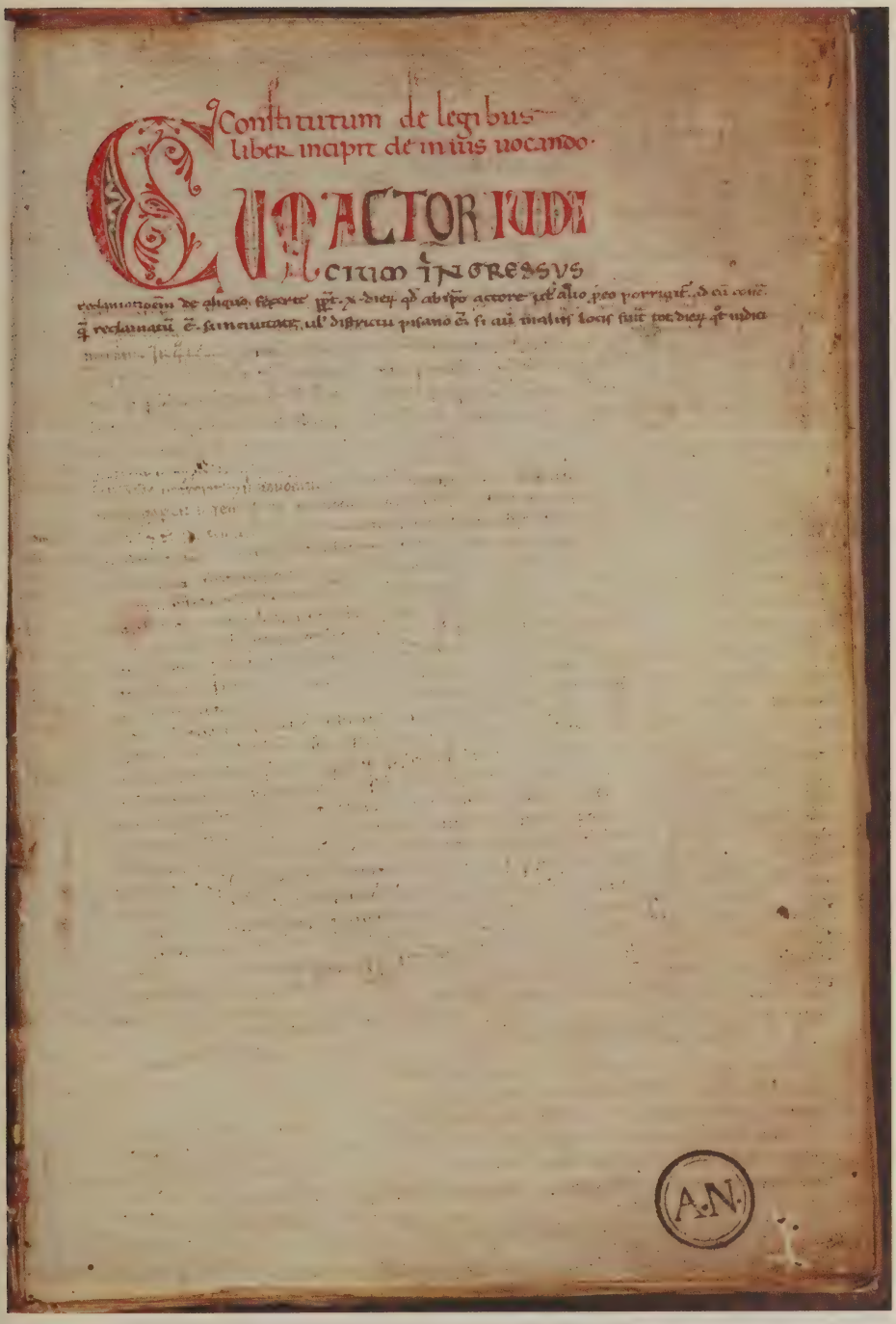


Abb. 1: Constitutum legis, Ms. Beinecke Library 415, fol. 1r (© Yale University Library).

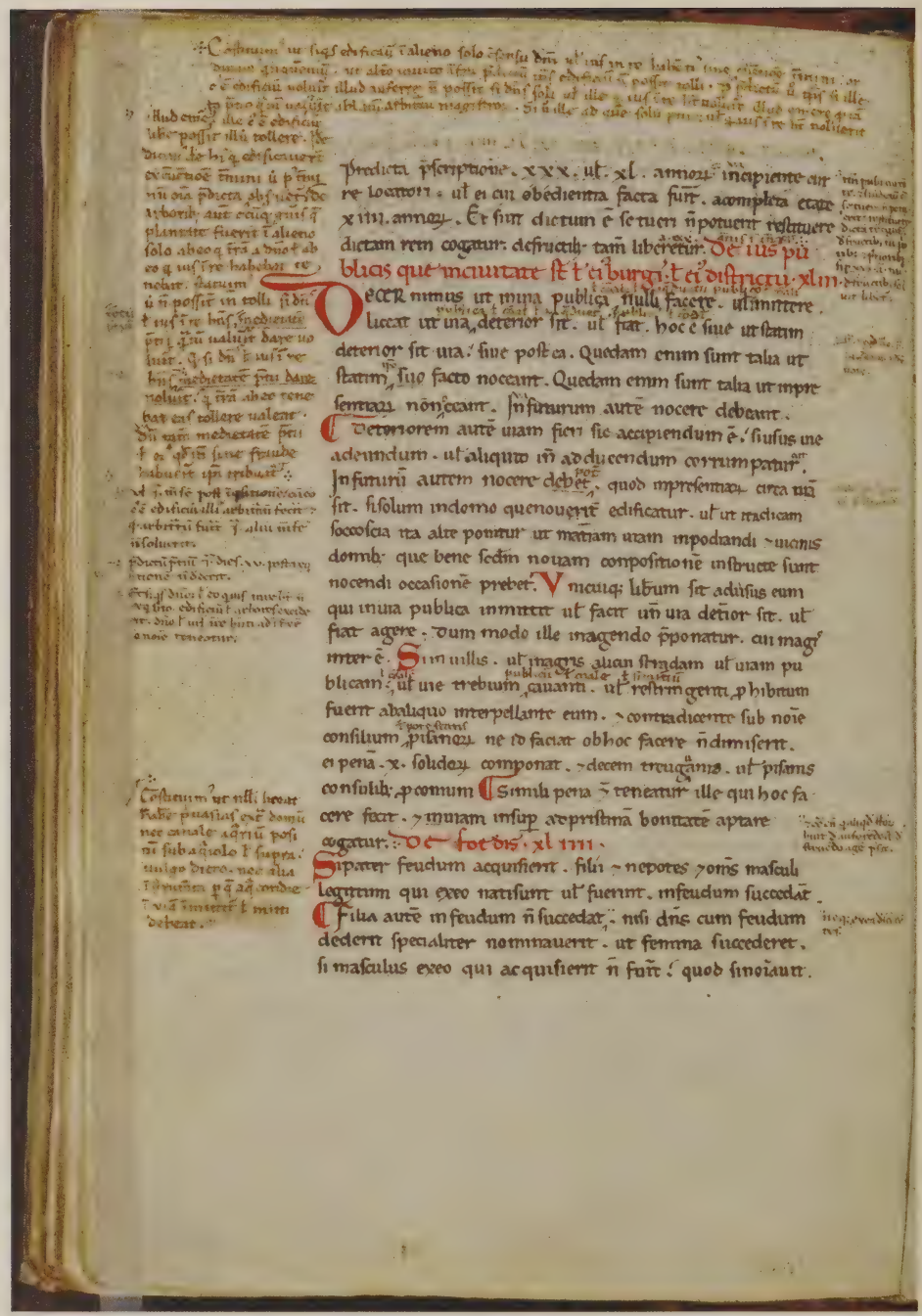


Abb. 2: Constitutum usus, Ms. Beinecke Library 415, fol. 56v (© Yale University Library).

Pietro Silanos

„In sede apostolica specula constituti“

Procedure curiali per l’approvazione di regole e testi normativi all’alba del IV concilio lateranense*

Zusammenfassung: Mit dem 12. Jahrhundert begann die römische Kurie bei der Festlegung der institutionellen Form, die die neuen *religiones* annehmen sollten, eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Insbesondere ging es ihr darum, direkt oder über Delegierte (Bischöfe, Ordensleute, Kardinäle, päpstliche Legaten) die Eignung der normativen Texte, die das tägliche Leben der Kommunitäten regelten und ihr zur Genehmigung vorgelegt wurden, zu überprüfen. Der vorliegende Beitrag knüpft an die historiographischen Anregungen Gert Melvilles und der Dresdner Schule an, die den Ordensregeln der verschiedenen Gemeinschaften, den normativen Grundlagen dieser Texte und der Mitwirkung der Amtskirche an ihrer Entstehung gelten; analysiert werden für den Pontifikat Innozenz' III. vor dem IV. Laterankonzil insbesondere die Verfahren, die bei der Durchsicht, Genehmigung und Bestätigung der Regeln oder *proposita vitae* angewandt wurden. Der Schwerpunkt liegt auf der päpstlichen Anerkennung der Trinitarier, der Humiliaten, der Eremiten der Val de Choux, der Kanoniker von S. Marco in Mantua, der Katholischen Armen und der Versöhnten Lombarden und in diesem Zusammenhang auf den wesentlichen Merkmalen der in den päpstlichen Registern enthaltenen Bestätigungsschreiben. Aus einem solchen Blickwinkel läßt sich nicht nur der genaue Verlauf eines jeden Anerkennungsverfahrens rekonstruieren, sondern es können aus einer vergleichenden Perspektive auch die gemeinsamen regelmäßig wiederkehrenden Aspekte herausgearbeitet werden, die die rechtliche Form des Verfahrens während des 13. Jahrhunderts immer genauer definierte.

Abstract: From the 12th century onwards, the Roman Curia began to play an increasingly important role in the definition of the institutional form of new *religiones*. Spe-

* Il presente saggio affronta un aspetto del tema relativo al rapporto tra le élites ecclesiastiche curiali e la *vita religiosa* all’inizio del XIII secolo su cui ho lavorato nel 2012 durante il mio soggiorno di ricerca presso il Deutsches Historisches Institut in Rom. Sullo stesso argomento ho scritto anche un altro saggio dal titolo „Examinari fecimus diligenter“. Il contributo dei *consiliatores pape* nelle procedure di approvazione di nuove forme di vita regolare all’alba del IV concilio lateranense, in: Les interactions chez les religieux (Antiquité tardive–fin du XIXe siècle). Emprunts, échanges et confrontations. Actes du huitième colloque international du CERCOR, Saint-Étienne, 24–26 octobre 2012, Saint-Étienne, in corso di pubblicazione. Desidero ringraziare coloro che hanno permesso lo svolgimento di questa ricerca, in particolare il personale del Deutsches Historisches Institut in Rom e l’allora direttore, Prof. Dr. Michael Matheus. Ringrazio, inoltre, Maria Pia Alberzoni, Guido Cariboni e Marco Petoletti per i preziosi suggerimenti.

cifically, it began to intervene, directly or through its delegates (bishops, religious, cardinals, Papal legates), to check the suitability of the normative texts disciplining the everyday life of communities, presented to the Curia for approval. Following on from the historiographical suggestions of Gert Melville and the Dresden school on the regulatory texts of the various regular communities, the normative bases of these texts and the role played by the authority in their development, this article specifically examines the procedures introduced for the verification, approval and confirmation of rules or *proposita vitae* during the years of the papacy of Innocent III preceding the IVth Lateran Council. This research – focusing specifically on the papal approval of the Trinitarians, the Humiliati, the hermits of the Val des Choux, the canons of San Marco in Mantua, the Poor Catholics and the Reconciled Lombards – examines the intrinsic features of the letters of grace contained in the papal registers. This observation point makes it possible not only to reconstruct the exact *iter* of each approval but also to identify, in a comparative perspective, common features that return more frequently in each case and that during the 13th century began to take on the form of an increasingly well-defined juridical procedure.

1. Uno dei modi per comprendere la fase genetica di un'esperienza di vita regolare dei secoli centrali del Medioevo e il suo inserirsi nelle strutture ecclesiastiche è considerare il momento d'ideazione e redazione dei testi che fissano in forma scritta gli ideali spirituali della comunità e le norme per la disciplina della vita quotidiana. Tali testi, secondo lo schema sintentizzante proposto da Gert Melville – non sempre applicabile, tuttavia, in modo rigido ad ogni espressione storica della *vita religiosa* –, rientrano nella triade *regulae-consuetudines-statuta*.[1] Se ancora intorno all'XI secolo questo processo di *Verschriftlichung*[2] dei testi normativi era una questione prevalentemente interna al singolo monastero o al *Klosterverband* e gli ordinari diocesani

1 G. Melville, Regeln-Consuetudines-Texte-Statuten. Positionen für eine Typologie des normativen Schrifttums religiöser Gemeinschaften im Mittelalter, in: C. Andenna/G. Melville (a cura di), Regulae – Consuetudines – Statuta. Studi sulle fonti normative degli ordini religiosi nei secoli centrali del Medioevo, Münster 2005 (Vita Regularis. Abhandlungen 25), pp. 5–38. Per un quadro di sintesi relativo al processo evolutivo delle forme istituzionali degli ordini religiosi nei secoli medievali si veda da ultimo Id., Die Welt der mittelalterlichen Klöster. Geschichte und Lebensformen, München 2012. Si veda anche C. Andenna/K. Herbers/G. Melville (a cura di), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, vol. 1: Klöster und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts, Stuttgart 2012 (Aurora. Schriften der Villa Vigoni 1/I).

2 Sull'importanza del processo di scrittura dei testi normativi presso gli ordini religiosi cf. Id., Zur Funktion der Schriftlichkeit im institutionellen Gefüge mittelalterlicher Orden, in: Frühmittelalterliche Studien 25 (1991), pp. 391–417 e K. Schreiner, Verschriftlichung als Faktor monastischer Reform. Funktionen von Schriftlichkeit im Ordenswesen des hohen und späten Mittelalters, in: H. Keller/K. Grubmüller/N. Staubach (a cura di), Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen, München 1992 (Münsterische Mittelalter-Schriften 65), pp. 37–75.

nelle cui circoscrizioni ecclesiastiche tali esperienze si radicavano giocavano semplicemente un ruolo di tutela e controllo della comunità ma non intervenivano sui testi che ne regolavano la vita, nel corso del XII secolo un altro attore ricoprì un ruolo sempre più decisivo nella definizione della forma istituzionale delle nuove *religiones* e degli *scripta* che ne erano espressione, vale a dire la curia romana.[3]

Questo saggio intende esaminare nello specifico le procedure attivate proprio da quest'ultimo attore per la verifica, l'approvazione e la conferma dei testi normativi, in particolare regole o *proposita vitae*. Ciò in relazione a un periodo di straordinaria sperimentazione sia verticale sia orizzontale della *vita religiosa* quale fu il frangente storico del pontificato di Innocenzo III che precedette il IV concilio lateranense e a partire dall'analisi delle fonti curiali.[4] Questo particolare approccio riflette l'orien-

3 Cf. sul tema G. Schreiber, Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert. Studien zur Privilegierung, Verfassung und besonders zum Eigenkirchenwesen der vorfranziskanischen Orden vornehmlich auf Grund der Papsturkunden von Paschalis II. bis auf Lucius III. (1099–1181), 2 voll., Stuttgart 1910 (Kirchenrechtliche Abhandlungen 65–68); J. Dubois, Les Ordres religieux selon la Curie romaine au XIIe siècle, in: Revue Bénédictine 78 (1968), pp. 283–309 ora in Id., Histoire monastique en France au XIIe siècle. Les institutions monastiques et leur évolution, London 1982 (Variorum Collected Studies Series 161), pp. 283–309; M. Maccarrone, Primato romano e monasteri dal principio del secolo XII ad Innocenzo III, in: Id., Romana Ecclesia – cathedra Petri, P. Zerbi/R. Volpini/A. Galuzzi (a cura di), vol. 2, Roma 1991 (Italia sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica 48), pp. 821–927; F. Neiske, Papsttum und Klosterverband, in: H. Keller/F. Neiske (a cura di), Vom Kloster zum Klosterverband. Das Werkzeug der Schriftlichkeit. Akten des Internationalen Kolloquiums des Projects L 2 im SFB 231, 22.–23. Februar 1996, München 1997 (Münsterische Mittelalter-Schriften 74), pp. 252–276; L. Falkenstein, La paupauté et les abbayes françaises aux XIe et XIIe siècles. Exemption et protection apostolique, Paris 1997 (Bibliothèque de l'École des hautes études. Sciences historiques et philologiques 336). Un approccio problematico alla questione del rapporto ordini religiosi-gerarchia ecclesiastica si trova anche in G. Cariboni, Monasteri e ordini religiosi nella struttura ecclesiastica. Osservazioni e problematiche circa la posizione giuridica e i rapporti istituzionali tra metà XI e metà XIII secolo, in: G. Melville/A. Müller (a cura di), Mittelalterliche Orden und Klöster im Vergleich. Methodische Ansätze und Perspektiven, Berlin 2007 (Vita Regularis. Abhandlungen 25), pp. 211–239 ora in G. Cariboni, Il nostro ordine è la Carità. Cistercensi nei secoli XII e XIII, Milano 2011, pp. 33–58, in particolare pp. 38–44. Per una concisa panoramica bibliografica cf. anche O. Guyotjeannin, Les rapports avec les istances supérieures, in: A. Vauchez/C. Caby (a cura di), L'histoire des moines, chanoines et religieux au moyen âge. Guide de recherche et documents, Turnhout 2003 (L'atelier du médiéviste 9), pp. 179–228. Da ultimo si veda C. Andenna/G. Blennemann/K. Herbers/G. Melville (a cura di), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, vol. 2: Zentralität: Papsttum und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts, Stuttgart 2013 (Aurora. Schriften der Villa Vigoni 1/II).

4 Mi limito a segnalare solamente alcuni quadri di sintesi utili per situare il problema nel più generale contesto dei rapporti tra la curia romana e gli ordini religiosi nel periodo a cavaliere tra XII e XIII secolo. Innanzitutto, il contributo fondamentale di H. Grundmann, Movimenti religiosi nel Medioevo. Ricerche sui nessi storici tra l'eresia, gli Ordini mendicanti e il movimento religioso femminile nel XII e XIII secolo e sui presupposti storici della mistica tedesca, Bologna [2]1980, pp. 83–168. Un affresco generale ancora molto utile si trova in F. Dal Pino, I frati Servi di s. Maria dalle origini all'approvazione (1233 ca.–1304), vol. I/2: Storiografia-Fonti-Storia, Louvain 1972 (Université de

tamento metodologico suggerito dall'intervento di Werner Maleczek al convegno assisiate del 1998 intorno al tema „Franziskus, Innocenz III., Honorius III. und die Anfänge des Minoritenordens".[5]

In quell'occasione lo storico austriaco, ritornando sull'annoso problema dell'incontro avvenuto tra Francesco d'Assisi e Innocenzo III nella primavera del 1209, offrì una descrizione sintetica della „tipologia della reazione curiale di fronte ai nuovi movimenti religiosi che desideravano una approvazione dall'istituzione ecclesiastica superiore", proponendo altresì un quadro d'insieme dei *case studies* dei primi anni del pontificato innocenziano per cui sono rintracciabili procedure simili. Inoltre, suggerì anche l'ipotesi che queste non corrispondessero tanto a un *iter* giuridicamente stabilito quanto piuttosto a un *usus*.[6] In effetti, i diversi casi di approvazione e conferma di *formae* di vita religiosa precedenti al IV concilio lateranense – quelli

Louvain. Recueil de travaux d'histoire et de philologie 49), pp. 514–622. Più attenti al pontificato di Innocenzo III sono, invece, gli studi di M. Maccarrone, Riforma e sviluppo della vita religiosa con Innocenzo III, in: Rivista di Storia della Chiesa in Italia 16 (1962), pp. 29–72; Id., Riforme e innovazioni di Innocenzo III nella vita religiosa, in: Id., Studi su Innocenzo III, Padova 1972 (Italia sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica 17), pp. 223–337; Id., Le costituzioni del IV concilio lateranense sui religiosi, in: Id., Nuovi studi su Innocenzo III, R. Lambertini (a cura di), Roma 1995 (Nuovi studi storici 25), pp. 179–228. Cf. anche le ricostruzioni di M. P. Alberzoni, I nuovi Ordini, il IV concilio lateranense e i Mendicanti, in: Domenico di Calaruega e la nascita dell'ordine dei frati predicatori. Atti del XLI Convegno storico internazionale, Todi, 10–12 ottobre 2004, Spoleto 2005 (Atti dei Convegni del Centro Italiano di Studi sul Basso Medioevo-Accademia Tudertina 18), pp. 39–89 e di G. Melville, Vita religiosa e regole al tempo di Francesco d'Assisi, in La regola dei frati minori. Atti del XXXVII Convegno internazionale, Assisi, 8–10 ottobre 2009, Spoleto 2010 (Atti dei Convegni della Società internazionale di studi francescani e del Centro interuniversitario di studi francescani n. s. 20), pp. 3–30. Ulteriore bibliografia si può trovare nella sezione *Il papato e la vita monastica e conventuale*, nella recente rassegna bibliografica curata da A. Paravicini Bagliani, Il papato nel secolo XIII. Cent'anni di bibliografia (1875–2009), Firenze 2010 (Millennio medievale 83; Strumenti e studi 23), pp. 533–536.

5 W. Maleczek, Franziskus, Innocenz III., Honorius III. und die Anfänge des Minoritenordens. Ein neuer Versuch zu einem alten Problem, in: Il papato duecentesco e gli Ordini mendicanti. Atti del XXV Convegno internazionale, Assisi, 13–14 febbraio 1998, Spoleto 1998 (Atti dei Convegni della Società internazionale di studi francescani e del Centro interuniversitario di studi francescani n. s. 8), pp. 23–80 (di cui esiste una traduzione italiana: Francesco, Innocenzo III, Onorio III e gli inizi del'Ordine Minoritico. Una nuova riflessione su una questione antica, in: Frate Francesco 69 (2003), pp. 167–206). È tornato più recentemente sull'argomento anche G. G. Merlo, „Venientes ad apostolicam sedem": incontri romani, in: A. Caciotti/M. Melli (a cura di), Francesco a Roma dal signor papa, Milano 2008 (Biblioteca di frate Francesco 7), pp. 227–243. Il contributo di Merlo, tuttavia, ha posto maggiore attenzione alle fonti cronachistiche e non ha preso in esame le fonti curiali.

6 Maleczek, Franziskus, Innocenz III., Honorius III. (vedi nota 5), pp. 40sg., osserva a tal pro_posito: „Wir [...], sondern fragen zunächst nach der Typologie der kurialen Reaktion auf angestrebte Ordensgründungen und auf die neuartigen religiösen Bewegungen, die an der kirchlichen Zentrale ihre Approbation erstrebten. Es handelt sich dabei nicht um ein kirchenrechtlich fixiertes Verfahren, sondern um einen Usus, der sich seit dem Pontifikatsbeginn Innocenz' III. verfolgen läßt und der trotz einiger Varianten eine überraschende Gleichförmigkeit aufweist". È ritornata recentemente su alcuni

dei Trinitari di Jean di Matha, degli Umiliati, degli eremiti della Val des Choux, dei canonici di S. Marco di Mantova, dei *Pauperes catholici* di Durando di Huesca e dei Poveri riconciliati di Bernardo Prim –, pur nelle loro diversità, ripropongono elementi comuni che fanno pensare a una vera e propria consuetudine.

L'analisi delle procedure attivate dalla curia romana per la verifica e l'approvazione dei testi fondativi di nuove *religiones*, così come emerge dalle fonti curiali, permette inoltre di considerare da un altro punto di osservazione anche le questioni poste da Gert Melville nel suo fondamentale saggio „Regeln–Consuetudines–Texte–Statuten. Positionen für eine Typologie des normativen Schrifttums religiöser Gemeinschaften im Mittelalter". In particolare, delle sei domande poste dallo studioso tedesco per ‚costruire' una struttura tipologica dei testi normativi delle comunità religiose dei secoli medievali si intende prenderne in considerazione almeno tre, utilizzandole quale interlocutore per l'esame delle fonti curiali. Esse sono: 1) chi può scrivere, introdurre e approvare i testi delle regole, delle consuetudini e degli statuti? 2) chi può modificare tali testi, vale a dire toglierne validità? 3) cosa fonda la loro validità normativa?[7]

Alcuni caratteri intrinseci dei documenti papali – in particolare l'*inscriptio*, l'arenga, la *narratio*, la *petitio*, la *dispositio* e le clausole derogatorie – forniscono, infatti, numerosi dati utili per la comprensione della genesi del testo normativo della comunità di religiosi che presentava istanza di riconoscimento presso la curia, testo che nella maggior parte dei casi presi in esame è inserito e tràdito unicamente proprio dallo stesso documento papale.[8]

---

di questi casi M. P. Alberzoni, Il papato e le comunità religiose dell'Italia settentrionale, in: Ordnung der Kommunikation (vedi nota 3), pp. 71–86.

7 Melville, Regeln-Consuetudines-Texte-Statuten (vedi nota 1), pp. 11sg. Le altre domande proposte da Gert Melville sono: „Welche normativen Inhalte werden durch Regeln, *Consuetudines*-Texte, Statuten transportiert? Wie verhält es sich mit dem Bezug zwischen einerseits Regel, *Consuetudines*-Texten, Statuten und andererseits religiösen Verbänden, Orden, Klöstern? Wie ist es um die (systematische und historische) Beziehung zwischen Regeln, *Consuetudines*-Texte, Statuten bestellt?"

8 Un interessante punto di paragone metodologico per lo studio dei casi che si prenderanno in esame è costituito anche dall'analisi documentale della *Solet annuere* del 29 novembre 1223, indirizzata a Francesco d'Assisi e ai frati dell'ordine dei Minori da Onorio III, compiuta da A. Bartoli Langeli, La Solet annuere come documento, in: P. Maranesi/F. Accrocca (a cura di), La regola di frate Francesco. Eredità e sfida, Padova 2012 (Franciscalia 1), pp. 57–94. Per un quadro generale sulla diplomatica pontificia cf. Th. Frenz, I documenti pontifici nel Medioevo e nell'età moderna, a cura di S. Pagano, Città del Vaticano 1998 (Littera Antiqua 6); H. Bresslau, Manuale di diplomatica per la Germania e l'Italia, a cura di A. M. Voci-Roth, Roma 1998 (Pubblicazioni degli archivi di Stato. Sussidi 10) e F. de Lasala/P. Rabikauskas, Il documento medievale e moderno. Panorama storico della diplomatica generale e pontificia, Roma 2003. Sul funzionamento della cancelleria nel XIII secolo cf. P. Herde, Beiträge zum päpstlichen Kanzlei- und Urkundenwesen im dreizehnten Jahrhundert, München 1967 (Münchener historische Studien, Abteilung Geschichtliche Hilfswissenschaften 1).

2. Il primo caso, in ordine cronologico, è quello dei Trinitari di Jean de Matha.[9] Il *propositum* del fondatore dell'ordine dei redentori di *captivi* cristiani fu presentato presso la curia con ogni probabilità tra il gennaio e il maggio del 1198, a pochi mesi dall'elezione di Innocenzo III. Tale ipotesi può essere avanzata tenendo presente che il 16 maggio dello stesso anno, con la lettera *Cum a nobis petitur*,[10] il pontefice concesse la protezione apostolica alla *domus* di Cerfroid nella diocesi di Meaux, prima casa dell'ordine, e ai beni che i primi *fratres* Trinitari possedevano nella regione tra Meaux e Parigi, mostrando di conoscere bene la peculiarità di questa esperienza religiosa.[11]

Questo primo documento, contenuto nel registro del primo anno di pontificato di Innocenzo III, è una normalissima *littera gratiae*, ovvero una lettera con la quale il pontefice, su richiesta (*petitio*) del soggetto interessato e futuro beneficiario, concedeva una grazia, fosse essa un favore o un diritto. Il primo elemento da notare è l'*inscriptio*. La suddetta lettera è indirizzata a „frate Giovanni e agli altri frati della casa della S. Trinità di Cerfroid".[12] Si tratta, dunque, di un'epistola indirizzata innanzitutto a una singola persona, indicata per nome ma non qualificata con un titolo istituzionale. Quando la grazia concessa dal papa era diretta a un'istituzione – abbazia,

---

9 Per un quadro d'insieme sull'ordine dei Trinitari si rimanda alle ricerche di Giulio Cipollone – in particolare la voce enciclopedica G. Cipollone, Trinitari (Fratres Ordinis Sanctae Trinitatis et redemptionis captivorum), in: Dizionario degli Istituti di Perfezione, vol. 9, Roma 1997, coll. 1330–1377 e l'ampia ricerca di id., Cristianità-Islam: cattività e liberazione in nome di Dio. Il tempo di Innocenzo III dopo ‚il 1187', Roma 1992 (Miscellanea historiae pontificiae 60) – e ai diversi saggi contenuti nei convegni M. Forcina/M. P. Rocca (a cura di), Tolleranza e convivenza tra Cristianità ed Islam: l'ordine dei Trinitari (1198–1998). Atti del Convegno di studi per gli ottocento anni di fondazione, Lecce, 30–31 gennaio 1998, Lecce 1999 (Università degli studi di Lecce, Dipartimento di studi storici dal Medioevo all'Età contemporanea. Saggi e ricerche 40) e G. Cipollone (a cura di), La liberazione dei ‚captivi' tra cristianità e Islam. Oltre la crociata e il Ğihād: tolleranza e servizio umanitario. Atti del Congresso interdisciplinare di studi storici, Roma, 16–19 settembre 1998, Città del Vaticano 2000 (Collectanea Archivi Vaticani 46).

10 Città del Vaticano, Archivio Segreto Vaticano (= ASV), Reg. Vat. 4, fol. 62v, <nr. 247>; O. Hageneder/A. Haidacher (Hg.), Die Register Innocenz' III., vol. I/1: Pontifikatsjahr, 1198/1199, Graz-Köln 1964 (Publikationen der Abteilung für historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom 1), pp. 354sg., nr. 252.

11 La lettera papale riferisce, infatti, che la *domus* di Cerfroid era stata concessa dalla contessa Margherita di Borgogna a motivo della sua particolare devozione nei confronti dell'esperienza promossa da Jean de Matha, la cui natura è così descritta: *pro redemptione illorum, qui armatura fidei communiti pro lege Dei se murum defensionis hilariter opponentes ab inimicis crucis Christi sepius detinentur et barbarice captivitatis iugum in fame et siti omnimodisque laboribus pro Christo sustinere letantur* (ibid., p. 354). Tra i primi beni elencati si trovano un terreno e una chiesa a Planels, toponimo di difficile individuazione, donati dal nobile Roberto di Planels e una *domus*, offerta da una certa Maria *Panateria*, a Bourg-la-Reine in diocesi di Parigi. Sulla prima casa dell'ordine dei Trinitari cf. G. Cipollone, Studi intorno a Cerfroid, prima casa dell'Ordine trinitario (1198–1429), Roma 1978 (Ordinis Trinitatis institutum historicum I/1).

12 *Fratri Johanni et aliis fratribus domus sancte Trinitatis Ceruifrigidi*: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), p. 354, nr. 252.

monastero, chiesa particolare – la cancelleria papale normalmente non nominava esplicitamente la persona detentrice del titolo di quell'istituzione cui era indirizzato il documento ma utilizzava i cosiddetti „due punti di riverenza". Questo avveniva soprattutto nel caso in cui la lettera fosse destinata a qualcuno *ratione officii*. Il doppio punto, inoltre, era un modo per garantire validità perpetua al provvedimento, non essendo indirizzato in modo specifico a chi ricopriva al momento della concessione quel determinato incarico. Per la *Cum a nobis petitur* del 16 maggio 1198 si può parlare, dunque, di una lettera *ad personam*.

L'*inscriptio* permette già di fare alcune considerazioni significative sulla procedura attivata per l'approvazione della *religio* dei Trinitari. Innanzitutto, in curia si doveva conoscere bene Jean de Matha – egli era giunto nell'Urbe nei mesi successivi all'incoronazione di Innocenzo III per presentarsi al pontefice per la prima volta, anche se non è da escludere che i due si fossero già conosciuti a Parigi quando entrambi frequentarono le scuole teologiche parigine – e si doveva parimenti apprezzare il suo tentativo che, come ha sottolineato Giulio Cipollone, nel rapporto con l'Islam poneva un'alternativa disarmata e umanitaria a quella fin lì perseguita della crociata.[13] La cancelleria papale sceglieva con precisione le formule dei propri documenti e se non avesse ritenuto necessario specificare un nome avrebbe potuto usare un indirizzo generico, come ad esempio „fratribus domus sancte Trinitatis Ceruifrigidi". L'indirizzo *ad personam*, invece, può significare sia che Jean stesso presentò la *petitio* – il *notarius* della cancelleria papale, infatti, normalmente nel riscrivere il testo della richiesta presentata non faceva altro che trasformare al dativo il soggetto al nominativo della richiesta – sia che, ipotesi da valutare con la prudenza necessaria, in curia si intese sottolineare o almeno riconoscere la presenza di un fondatore della nuova *institutio*.

Il secondo carattere intrinseco del documento da considerare è l'arenga. Quella utilizzata nell'epistola indirizzata a Jean de Matha è una delle arenghe o preamboli per *litterae gratiae* il cui uso si consolida durante il pontificato di Innocenzo III[14] e che, con alcune varianti, può essere così riproposta:

> Quando si domanda a noi qualcosa di giusto ed onesto, tanto la forza dell'equità quanto l'ordine razionale esigono che, per l'ufficio del nostro ministero, essa sia condotta al dovuto termine.[15]

---

13 Cipollone, Cristianità-Islam (vedi nota 9), pp. 393sg.

14 Per la ricorrenza di questa formula cancelleresca durante il pontificato di Innocenzo III cf. Initienverzeichnis zu August Potthast, Regesta pontificum Romanorum (1198–1304), München 1978 (MGH. Hilfsmittel 2), pp. 20–23. Sulla funzione dell'arenga nel documento medievale cf. il fondamentale studio di H. Fichtenau, Arenga. Spätantike und Mittelalter im Spiegel von Urkundenformeln, Graz-Köln 1957 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtforschung. Ergänzungsband 18).

15 *Cum a nobis petitur et cetera usque assensu*: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), p. 354, nr. 252. La formula completa dell'arenga è: *Cum a nobis petitur quod iustum est et honestum tam vigor*

Come osservato da Attilio Bartoli Langeli, durante il pontificato di Innocenzo III almeno altre due arenghe si stabilizzarono negli usi della cancelleria per documenti di concessione di una grazia sollecitata da una *petitio*. Si tratta delle formule *Iustis petentium desideriis* e *Solet annuere*.[16] Se la formula *Solet annuere* mette l'accento più sulla benevolenza del pontefice che viene incontro ai *pia vota* dei petenti,[17] la *Cum a nobis petitur* sottolinea maggiormente invece la bontà e la fondatezza della richiesta avanzata in curia (*quod iustum est et honestum*) che il papa è chiamato a confermare quasi per dovere d'ufficio. Anche in questo caso il formulario utilizzato dalla cancelleria non dovette essere scelto casualmente e potrebbe suggerire – ipotesi anche questa da accogliere con le cautele del caso – il fatto che l'esperienza religiosa per cui fu iniziato un *iter* di riconoscimento nei mesi iniziali del 1198 non solo era ben vista in curia ma soprattutto era ritenuta funzionale a rispondere a un bisogno cogente: la liberazione dei *captivi* cristiani in mano ai saraceni.[18]

Dopo aver concesso la protezione apostolica ai primi beni della neonata comunità, il pontefice concluse l'epistola con la seguente *dispositio*:

> Stabiliamo inoltre che nessuno possa mutare con temeraria presunzione l'ordinamento che, con provvida riflessione, avete fissato per le vostre case presenti e future, vale a dire la redenzione dei prigionieri, e l'osservanza del vostro stile di vita.[19]

Innocenzo III, dunque, stabilì che nessuno osasse mutare l'ordinamento stabilito dai primi *fratres* e lo stile di vita religiosa già praticato nelle case esistenti che egli stesso denominava nella lettera con i termini di *ordo* e *institutio*.[20] Nei primi mesi

---

equitatis quam ordo exigit rationis, ut per sollicitudinem officii nostri ad debitum perducatur effectum. Cf. M. Tangl (a cura di), Die päpstlichen Kanzleiordnungen, von 1200–1500, Innsbruck 1894, p. 255 n. a.

16 Bartoli Langeli, Solet (vedi nota 8), p. 75.

17 La formula completa dell'arenga è: *Solet annuere sedes apostolica piis votis, et honestis petentium desideriis favorem benivolum impertiri*. Si veda, ad esempio, la formula completa della *Solet annuere* del 29 novembre 1223 rilasciata a Francesco d'Assisi e ai suoi compagni, la cosiddetta *Regula bullata*: Assisi, Biblioteca di San Francesco, Cappella delle reliquie. Edizione in J. H. Sbaralea (a cura di), Bullarium franciscanum Romanorum Pontificum, vol. 1, Romae 1759, pp. 15–19, nr. 14, rivista e corretta in C. Eubel (a cura di), Bullarii Franciscani epitome, Ad Claras Aquas 1908, pp. 225–228. L'edizione più recente in C. Paolazzi (a cura di), Francisci Assisiensis Scripta, Grottaferrata 2009 (Spicilegium Bonaventurianum 36), pp. 318–339.

18 Sul problema della cattività e della liberazione dei cristiani e sul suo significato teologico-ideologico al tempo di Innocenzo III si rimanda alla puntuale analisi di Cipollone, Cristianità-Islam (vedi nota 9), pp. 325–391.

19 *Statuimus etiam, ut domus vestre presentes atque future a statu illo, in quo eas deliberatione provida ordinastis, videlicet ad redemptionem captivorum, vel ab observantia vestri ordinis et institutionis nullius presumptione temeraria valeant immutari*: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), p. 355, nr. 252.

20 Sul valore dei termini *institutio* e *ordo* nella vita religiosa cf. J. Dubois, Institutio, in: Dizionario degli Istituti di Perfezione, vol. IV, Roma 1977, coll. 1718–1732 e id., Ordo, in: ibid., vol. VI, Roma 1980, coll. 806–820. Cf. anche G. Melville, Zur Semantik von „ordo" im Religiosentum der ersten

del pontificato innocenziano, perciò, Jean de Matha si recò a Roma per presentare di fronte alla curia romana le *Leitideen* dell'iniziativa promossa a Cerfroid – liberazione dei prigionieri caduti nelle mani dei saraceni e opere di misericordia – e per avanzare l'istanza di un suo riconoscimento da parte della massima autorità della Chiesa.

Dalla lettera di approvazione della regola del 17 dicembre 1198, la *Operante divine dispositionis*, veniamo a conoscenza della procedura che servì per giungere a tale riconoscimento.[21] Anche in questo caso, non sarà inutile soffermarsi su alcuni caratteri intrinseci del documento papale. L'*inscriptio* con cui si apre la lettera contenuta nel registro del primo anno di pontificato di Innocenzo III offre già un'indicazione significativa di un mutamento istituzionale avvenuto tra la primavera e l'inverno del 1198. Il pontefice, infatti, indirizzò la lettera – anche in questo caso ci troviamo di fronte a una *littera gratiae* – al „ministro Giovanni e agli altri frati della S. Trinità".[22]

Come per la *Cum a nobis petitur*, anche per la *Operante divine dispositionis* si può parlare di una lettera inviata *ad personam*. Tuttavia, l'*inscriptio* esplicita un passaggio avvenuto: il riconoscimento del testo normativo da parte della curia sancisce di fatto l'inizio di un nuovo ordine e conferisce validità giuridica a una situazione di fatto. Jean de Matha, infatti, era già il punto di riferimento spirituale e di governo della comunità di Cerfroid e di quelle da essa dipendenti. Ora, tuttavia, anche agli occhi della massima autorità ecclesiastica egli appare come la guida istituzionale (*minister*) di una comunità religiosa che non è più semplicemente quella di Cerfroid ma che ha assunto ormai la dimensione giuridica di un ordine (*fratris sancte Trinitatis*).

La particolare attenzione suscitata in curia dall'iniziativa intrapresa da Jean de Matha può essere colta anche da un altro carattere intrinseco del documento: l'arenga. Così recita quella della *Operante divine dispositionis*:

> Costituiti, per clemenza dell'ordinamento divino, quale vertice nella sede apostolica, noi dobbiamo assecondare i devoti desideri e, quando procedono dalla radice della carità, portarli a compimento; specialmente quando ciò che è richiesto è di Gesù Cristo e antepone l'utilità comune a quella privata.[23]

Hälfte des 12. Jahrhunderts: Lucius II., seine Bulle vom 19. Mai 1144, und der „Orden" der Prämonstratenser, in: I. Crusius/H. Flachenecker (a cura di), Studien zum Prämonstratenserorden, Göttingen 2003 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 185; Studien zur Germania Sacra 25), pp. 201–224.

21 ASV, Reg. Vat. 4, fol. 126v-128r, <nr. 476>. L'edizione critica della lettera papale si trova in: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), pp. 703–708, nr. 481 e in S. Pagano, Il testo della Regola dei Trinitari (1198): redazione, annotazioni diplomatiche, aggiornamenti del secolo XIII, in: Liberazione dei ‚captivi' (vedi nota 9), pp. 51–117, in particolare pp. 72–76.

22 *Johanni ministro et aliis fratribus sancte Trinitatis*: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), p. 703, nr. 481.

23 *Operante divine dispositionis clementia in sedis apostolice specula constituti, piis debemus affectibus suffragari et eos, cum a caritatis radice procedunt, perducere ad effectum; presertim ubi, quod queritur, Jesu Christi est, et private communis utilitas antefertur*: ibid.

Come osservato da Giulio Cipollone e più recentemente anche da Sergio Pagano, il formulario utilizzato per il preambolo di questa lettera rappresenta un vero e proprio *unicum*.[24] Da un raffronto operato con la raccolta di documenti pontifici di August Potthast è emerso che l'arenga scelta per il documento papale del 17 dicembre 1198 fu utilizzata in tutto il Duecento solamente in un'altra occasione[25]: la conferma della regola dei Trinitari da parte di Onorio III datata 9 febbraio 1217.[26]

Nell'arenga Innocenzo III da una parte sottolineò il primato petrino attraverso l'immagine della *specula* – il vertice supremo, la cima – stabilita dal volere divino all'interno della *christianitas*, dalla quale si può *speculari*, vale a dire osservare e sorvegliare meglio i *pii affectus* del popolo cristiano, vagliarli e, „quando procedono dalla radice della carità", portarli a compimento. Nel caso di una comunità religiosa tale compito implicava anche il favorire che essa assumesse una forma istituzionale giuridicamente definita. Dall'altra offrì un giudizio di valore sulla natura dell'esperienza di vita regolare presentata in curia da Jean de Matha. Il pontefice la definì un'opera stessa di Cristo – „quod queritur, Jesu Christi est" – poiché preponeva alla propria utilità quella comune, dunque della Chiesa.

Nella *narratio* il pontefice fece inserire il racconto di come egli stabilì si dovesse „perducere ad effectum" i *pii affectus* dei petenti e dunque come si giunse alla stesura del testo normativo dei Trinitari e alla sua conferma. È la parte di testo più ricca di elementi relativi alla procedura attivata:

> Poiché, dunque, tu, diletto figlio in Cristo, frate Giovanni, ministro, ti presentasti un tempo al nostro cospetto e desiderasti manifestarci umilmente il tuo proposito, che si crede abbia avuto origine da un'ispirazione divina, chiedendo che il tuo intento fosse confermato dall'autorità apostolica, noi, per meglio conoscere il tuo desiderio fondato in Cristo, fuori del quale non può essere posto stabile fondamento, stabilimmo di inviarti con nostre lettere al venerabile nostro fratello ..., vescovo di Parigi, e al diletto figlio ..., abate di San Vittore di Parigi, affinché attraverso di loro, che meglio conoscono il tuo desiderio, informati circa le tue intenzioni e il frutto di tali intenzioni, circa l'istituzione di questo stile di vita religiosa e le sue consuetudini, potessimo con maggiore sicurezza e maggiore efficacia concederti il nostro assenso.[27]

---

24 Cipollone, Cristianità-Islam (vedi nota 9), pp. 403sg; Pagano, Testo (vedi nota 21), pp. 55sg.

25 Initienverzeichnis (vedi nota 14), p. 116.

26 Pagano, Testo (vedi nota 21), pp. 77–81.

27 *Sane, cum tu, dilecte in Christo fili, frater Iohannes minister, ad nostram olim presentiam accesisses et propositum tuum, quod ex inspiratione divina creditur processisse, nobis humiliter significare curasses, intentionem tuam postulans apostolico munimine confirmari, nos, ut desiderium tuum fundatum in Christo, preter quem poni non potest stabile fundamentum, plenius nosceremus, ad venerabilem fratrem nostrum .. episcopum et dilectum filium .. abbatem Sancti Victoris Parisienses, cum nostris te duximus litteris remittendum; ut per eos, utpote qui desiderium tuum perfectius noverant, de intentione tua et intentionis fructu ac institutione ordinis et vivendi modo instructi, assensum nostrum tibi possemus securius et efficatius impertiri*: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), p. 703, nr. 481.

Il pontefice, dopo aver accennato a un precedente incontro in curia con Jean de Matha durante il quale quest'ultimo aveva presentato il proprio intento affinché fosse confermato „apostolico munimine", suggerì dunque, per una maggiore e più attenta valutazione di esso, di presentarlo „cum nostris [...] litteris", ovvero del papa, al vescovo di Parigi, allora Eudes de Sully (1196–1208)[28], e all'abate di S. Vittore, Bernardo, anche se questi, morendo fra il 26 e il 27 maggio 1198, non poté partecipare ai lavori della commissione diocesana e fu sostituito in qualità di delegato del papa dal suo successore, Absalon (1198–1203).

Il papa, perciò, durante il primo incontro indicò a Jean de Matha una commissione diocesana cui richiedere una collaborazione per la stesura scritta del proposito e a cui Jean stesso avrebbe dovuto consegnare alcune lettere nelle quali, probabilmente, oltre all'incarico papale erano già suggerite anche indicazioni in merito al contenuto del testo normativo dei Trinitari. Mi sembra opportuno sottolineare il fatto che il papa non si rivolse al vescovo di Meaux dove si trovava la prima *domus* dei *fratres* e al quale poteva spettare di diritto la cura della fraternità nascente ma a figure di ecclesiastici o religiosi ‚esterni' di cui il papa si fidava e che agirono su sua delega.[29]

La ragione che mosse il papa in tale direzione è esplicitata poco dopo, quando Innocenzo III osserva che „per eos", cioè attraverso la mediazione dei membri della commissione costituita, „qui desiderium tuum perfectius noverant", egli avrebbe potuto concedere il proprio assenso con più sicurezza e con più efficacia. Innocenzo III si affidò a ecclesiastici che lui stesso aveva potuto conoscere a Parigi quando frequentò il circolo di Pietro Cantore e che, essendo stati in rapporto stretto con Jean de Matha prima del 1198, potevano aver conosciuto il suo desiderio di fondare una

28 Sul vescovo di Parigi Eudes de Sully cf. la voce biografica di T. de Morembert, Eudes de Sully, in: Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques, vol. 15, Paris 1963, coll. 1330sg. Nel novembre del 1207 l'ordinario parigino fu coinvolto in qualità di delegato papale in un più ampio progetto di riforma dei religiosi e dei chierici della propria diocesi. Cf. a proposito M. P. Alberzoni, „Redde rationem villicationis tue". L'episcopato di fronte allo strutturarsi della monarchia papale nei secoli XII–XIII, in: Pensiero e sperimentazioni istituzionali nella societas Christiana (1046–1250). Atti della sedicesima Settimana internazionale di studio, Mendola, 26–31 agosto 2004, Milano 2007, pp. 295–370, in particolare pp. 343–345.

29 Il caso del vescovo parigino Eudes de Sully è da questo punto di vista emblematico. Alberzoni, Redde rationem villicationis tue (vedi nota 28), pp. 343–366 e, in particolare, p. 349 n. 155, osserva che „egli [Eudes de Sully] si caratterizza come il ‚vescovo ideale' innocenziano" per il coraggio dimostrato nel 1199 nell'annunciare l'interdetto al re di Francia Filippo II Augusto, che gli costò l'esilio dalla sua diocesi sino al 1200, e per la sua azione riformatrice tramite la sinodo parigina del 1204. Su quest'ultimo aspetto cf. P. Johanek, Die Pariser Statuten des Bischofs Odo von Sully und die Anfänge der kirchlichen Statutengesetzgebung in Deutschland, in: P. Linehan (a cura di), Proceedings of the Seventh International Congress of Medieval Canon Law, Cambridge 23–27 July 1984, Città del Vaticano 1988 (Monumenta iuris canonici. Series C. Subsidia 8), pp. 327–347. Eudes de Sully risulta tra i rappresentanti del clero francese più coinvolti negli affari riguardanti il regno di Francia delegati da Innocenzo III: cf. R. Foreville, Le pape Innocent III et la France, Stuttgart 1992 (Päpste und Papsttum 26), pp. 9sg.

nuova esperienza di vita religiosa. Come ha messo in luce Daniel Le Blévec, infatti, il vescovo di Parigi e l'abate di S. Vittore frequentarono certamente il *magister* provenzale quando questi si formò presso le scuole teologiche parigine e in particolare negli ambienti vittorini tra gli anni Ottanta e Novanta del XII secolo.[30]

La *dispositio* della *Operante divine dispositionis* offre ulteriori elementi a riguardo della procedura messa in atto dalla curia per l'approvazione del proposito dei Trinitari.

> Poiché, come siamo venuti a conoscenza con chiarezza dalle loro lettere, sembra che voi abbiate più a cuore l'interesse di Cristo che il vostro, noi, volendo che vi assista la protezione apostolica, con l'autorità delle presenti lettere, concediamo a voi e ai vostri successori la regola secondo la quale dovete vivere, il cui contenuto il vescovo e l'abate suddetti ci hanno trasmesso allegato alle loro lettere, insieme a quanto, secondo nostre disposizioni e secondo la tua richiesta, o figlio ministro, abbiamo stabilito di aggiungere; e decretiamo che tale regola resti inalterata in perpetuo. Abbiamo disposto che il suo contenuto fosse qui sotto riportato, perché sia riprodotto con maggiore autorità.[31]

Jean de Matha, perciò, tornò presso la curia con le lettere della commissione parigina dalle quali risultava evidente quanto il fondatore dei Trinitari desiderasse il „Christi lucrum" più che il proprio e l'approvazione della sede apostolica. La lettera pontificia, come accennato, è del 17 dicembre 1198. Se il primo viaggio è collocabile cronologicamente prima del maggio dello stesso anno, è presumibile che la commissione avesse lavorato alla redazione scritta del proposito nel periodo estivo-autunnale e che Jean de Matha fosse ritornato in curia tra ottobre e dicembre, dunque a ridosso della conferma.

In questo secondo incontro egli, innanzitutto, espose al papa e presumibilmente ai membri del collegio cardinalizio presenti i risultati dei lavori della commissione, esibendone anche i documenti che erano stati prodotti[32]; in seguito, si procedette a un ulteriore lavoro di messa a punto della regola secondo „dispositione nostra", ovvero del papa e di chi partecipò a tale lavoro, e „petitione tua", ovvero di Jean de Matha stesso. Non tutto quello che risultò dal lavoro della commissione parigina, dunque, fu ritenuto da Innocenzo III e dallo stesso fondatore dei Trinitari corrispondente all'in-

---

30 D. Le Blévec, Le Contexte Parisien et Provençal de la Règle des Trinitaires, in: Liberazione dei ‚captivi' (vedi nota 9), pp. 119–129, in particolare pp. 122sg. Cf. anche J. W. Baldwin, Masters at Paris from 1179, in: R. L. Benson/G. Constable/C. D. Lanham (a cura di), Renaissance and Renewal in the Twelfth Century, Oxford 1985, pp. 138–172, in particolare p. 168.

31 *Quia igitur – sicut ex eorum litteris cognovimus evidenter – Christi lucrum appetere videmini plus quam vestrum, volentes, ut apostolicum assit presidium, regulam, iuxta quam vivere debeatis, cuius tenorem dicti episcopus et abbas suis nobis inclusum litteris transmiserunt, cum hiis, que de dispositione nostra et petitione tua, fili minister, duximus adiungenda, presentium vobis et successoribus vestris auctoritate concedimus et illibata perpetuo manere sancimus; quorum tenorem, ut evidentius exprimatur, inferius iussimus annotari*: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), p. 703, nr. 481.

32 Su quali cardinali poterono discutere il testo normativo dei Trinitari cf. la tabella in Appendice.

tento originario e alle esigenze ecclesiali della curia romana. Perciò si operò un'ulteriore messa a punto del testo normativo cercando di conservare la significativa novità dell'intuizione del *magister* provenzale.

La mediazione avvenuta in curia dovette essere in qualche modo significativa, non foss'altro perché il tema della cattività e della liberazione, come hanno messo in luce le attente ricerche di Giulio Cipollone, ebbero per Innocenzo III un profondo significato teologico oltreché politico. È probabile, ad esempio, che i due temi cardine che costituiscono, insieme a quello dell'*hospitalitas*, il cuore della regola trinitaria – ovvero la redenzione dei prigionieri cristiani in mano ai saraceni e il modello ridistributivo delle entrate delle *domus* definito ‚della *tercia pars*'[33] – siano stati oggetto in curia di un lavoro minuzioso di correzione e definizione che si concluse con l'apporto di aggiunte al testo presentato dalla prima commissione. Innocenzo III, infatti, nel confermare il contenuto delle lettere trasmesse da Parigi asserì di farlo „cum hiis, que de dispositione nostra et petitione tua, fili minister, duximus adiungenda".

Dopo il testo della regola, incorniciato nel formulario della lettera papale, seguono le clausole derogatorie: la *minatio*, o clausola proibitiva, e la *sanctio* con la quale il pontefice vietava di contravvenire a quanto disposto e indicava la punizione nel caso di violazione. Di norma il formulario delle parti più ricorrenti, nel testo delle lettere registrate, è abbreviato. Anche in questo caso gran parte del formulario della *minatio* e della *sanctio* è contratto ma la cancelleria conservò due parole utili a comprendere la natura dell'atto: *concessio* e *constitutio*[34]. La lettera papale si prefigurava dunque come una *pagina* attraverso cui il pontefice concesse una grazia – in questo caso l'approvazione della regola – conferendogli pubblica validità, e decretò che nessuno ne modificasse il contenuto. Per questo motivo il testo normativo fu inserito nella lettera papale stessa, „ut evidentius exprimatur".

Anche la procedura per la registrazione della lettera può fornire elementi utili a capire quali furono le intenzioni della curia nei confronti della neonata comunità religiosa. Normalmente dalla *iussio* del papa con la quale era avviato il procedimento per la redazione del *mundum* alla registrazione poteva passare una settimana circa.[35] In casi particolari tuttavia l'*iter* poteva essere molto lungo. La *Solet annuere* del 29 novembre 1223 con la quale Onorio III confermò la regola dei frati Minori, ad esempio,

---

33 Cipollone, Cristianità-Islam (vedi nota 9), pp. 404–412. Cf. sulla particolare suddivisione delle entrate di ogni singola *domus* dell'ordine anche l'attenta analisi di J. Hernando, La ‚tertia pars' en la regla de los Trinitarios para el rescate de cautivos: una forma de inversión económica, de economía evangélica, in: Liberazione dei ‚captivi' (vedi nota 9), pp. 263–308.

34 *Nulli ergo et cetera nostre concessionis et constitutionis et cetera*: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 10), p. 708, nr. 481. Il testo completo della *minatio* della *Operante divine dispositionis* risulterebbe il seguente: *Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam concessionis et constitutionis infringere vel ei ausu temerario contraire.*

35 Sulla procedura dell'*expeditio per cancellariam* cf. Frenz, Documenti pontifici (vedi nota 8), pp. 75–82.

fu registrata intorno al 20 febbraio 1224, vale a dire a quasi tre mesi di distanza dall'avvio della procedura cancelleresca.[36] Come suggerito da Attilio Bartoli Langeli, il ritardo della registrazione ebbe probabilmente a che fare con il contenuto particolare della lettera. Nel caso della *Operante divine dispositionis*, invece, l'analisi delle date croniche delle epistole che la precedono e che la seguono nel registro papale suggerisce l'ipotesi che la sua registrazione, databile intorno alla fine del dicembre 1198, non dovette incontrare particolari problemi né in curia né in cancelleria. Essa è infatti inserita in una serie di lettere le cui datazioni formano gruppi abbastanza compatti: dalla nr. 460 alla nr. 480 la progressione è dal 5 al 17 dicembre e dalla nr. 482 alla nr. 499 dal 17 di dicembre alla fine del mese.

nr. lettera (edizione)	folio (registro)	data cronica	data topica	nr. lettera (edizione)	folio (registro)	data cronica	data topica
460	124v	8. XII. 1198	Laterani	480	126v	17.XII.1198	Laterani
461	124v	13. XII. 1198	Laterani	**481**	**126v-128r**	**17.XII.1198**	**Laterani**
462	124v	15.XII.1198	Laterani	482	128r	21.XII.1198	Laterani
463	124v	10.XII.1198	Laterani	483	128r	21.XII.1198	Laterani
464	124v-125r	5.XII.1198	Laterani	484	128r-128v	18.XII.1198	Laterani
465	125r	15.XII.1198	Laterani	485	128v-129r	22.XII.1198	Laterani
466	125r	10.XII.1198	Laterani	486	129r	22.XII.1198	Laterani
467	125r	5.XII.1198	Laterani	487	129r	21.XII.1198	Laterani
468	125r	16.XII.1198	Laterani	488	129r-129v	21.XII.1198	Laterani
469	125r	16.XII.1198	Laterani	489	129v	21.XII.1198	Laterani
470	125r	8.XII.1198	Laterani	490	129v	21.XII.1198	Laterani
471	125r-125v	10.XII.1198	Laterani	491	129v	21.XII.1198	Laterani
472	125v	10.XII.1198	Laterani	492	129v	21.XII.1198	Laterani
473	125v	10.XII.1198	Laterani	493	129v-130r	21.XII.1198	Laterani
474	125v	10.XII.1198	Laterani	494	130r	23.XII.1198	Laterani
475	125v	15.XII.1198	Laterani	495	130r	23.XII.1198	Laterani
476	125v-126r	10.XII. 1198	Laterani	496	130r	23.XII.1198	Laterani
477	126r-126v	19.XII.1198	Laterani	497	130r	XII.1198 / I. 1199	Laterani
478	126v	17.XII. 1198	Laterani	498	130v	XII. 1198	Laterani
479	126v	17.XII.1198	Laterani	499	130v	22.XII.1198	Laterani

Durante l'ultimo anno di pontificato di Innocenzo III (1215/1216), inoltre, si procedette a un'ulteriore correzione del testo normativo dei Trinitari. La notizia ci è fornita dal Registro vaticano 8A conservato all'Archivio Segreto Vaticano che contiene le *rubricae litterarum* di alcuni registri del pontificato innocenziano. Al fol. 48r nel primo rigo si legge: „Ministro et fratribus sancte Trinitatis scribitur et eorum regulam in aliquibus

36 ASV, Reg. Vat. 12, fol. 155r-156v, <nr. 261>; P. Pressutti, Regesta Honorii papae III, vol. 2, Hildesheim-New York, p. 177, nr. 4582. L'analisi dei tempi di registrazione della *Solet annuere* si trova in Bartoli Langeli, Solet (vedi nota 8), pp. 86–89.

articulis moderatur".[37] Mancando il testo completo della lettera, non si è in grado purtroppo di verificare in cosa fu modificata la regola. Si può supporre, tuttavia, che i rappresentanti della *religio* dei Trinitari formularono una nuova *petitio* in curia il cui esito fu un documento attestante la correzione/modifica della regola. Il papa, infatti, era l'unico che non era vincolato alla sanzione che lui stesso aveva stabilito nella *Operante divine dispositionis*, secondo cui la norma di vita in essa contenuta avrebbe dovuto „illibata perpetuo manere".

3. Un secondo *dossier* che mostra in modo esplicito questo *usus* invalso in curia per l'approvazione dei testi normativi delle *novae religiones* è quello riguardante i tre ordini degli Umiliati, studiato in modo approfondito negli ultimi decenni da Maria Pia Alberzoni.[38] A partire dal dicembre dell'anno 1200 iniziò presso la sede aposto-

37 ASV, Reg. Vat. 8A, fol. 48r, <nr. 117>.

38 È difficile offrire una panoramica completa degli studi che si sono occupati degli Umiliati. Dopo le ricerche d'inizio Novecento di L. Zanoni, Gli Umiliati nei loro rapporti con l'eresia, l'industria della lana e i comuni nei secoli XII e XIII, Milano 1911, e i brevi cenni nel contributo di G. G. Merlo, Eretici ed eresie medievali, Bologna 1989 (Universale paperbacks 230), pp. 57–61, fondamentale punto di riferimento storiografico è il volume di sintesi e raccolta delle diverse ricerche attivate presso l'Università Cattolica del Sacro Cuore di Milano nel corso degli anni Novanta: M. P. Alberzoni/A. Ambrosioni/A. Lucioni (a cura di), Sulle tracce degli Umiliati, Milano 1997 (Bibliotheca erudita. Studi e documenti di storia e filologia 13). Un quadro dettagliato è offerto anche dalla voce di A. Ambrosioni, Umiliate/Umiliati, in: Dizionario degli Istituti di Perfezione, vol. 6, Roma 1997, coll. 1489–1507 e dalle ricerche di F. Andrews, The Early Humiliati, Cambridge 1999 (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought 43). Degli stessi anni è l'importante saggio di M. P. Alberzoni, Die Humiliaten zwischen Legende und Wirklichkeit, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 107 (1999), pp. 324–353, in appendice al quale si trova l'edizione critica delle due lettere e del privilegio papali di approvazione dei tre ordini degli Umiliati che qui si prenderanno in esame. Negli ultimi anni si deve soprattutto alle ricerche di quest'ultima studiosa un significativo approfondimento della storia istituzionale di questo movimento religioso, in linea con le più aggiornate tendenze della storiografia sugli ordini religiosi, in particolare quelle della scuola di Dresda. Cf. a proposito M. P. Alberzoni, Gli inizi degli Umiliati: una riconsiderazione, in: La conversione alla povertà nell'Italia dei secoli XII–XIV. Atti del XXVII Convegno storico internazionale, Todi, 14–17 ottobre 1990, Spoleto 1991 (Atti dei Convegni dell'Accademia Tudertina e del Centro di studi sulla spiritualità medievale n. s. 4), pp. 187–237; Ead., Umiliati e monachesimo, in: F. G. Trolese (a cura di), Il monachesimo italiano nell'età comunale. Atti del IV Convegno di Studi Storici sull'Italia Benedettina, Abbazia di S. Giacomo Maggiore, 3–6 settembre 1995, Cesena 1998 (Italia benedettina 15), pp. 219–251; M. P. Alberzoni, „Quiddam minus catholicum sapiebat": „consuetudines" and rule among the Humiliati of the Milanese House of the Brera, in: F. Andrews/Ch. Egger/C. M. Rousseau (a cura di), Pope, church and city. Essays in honour of Brenda M. Bolton, Leiden-Boston 2004 (The Medieval Mediterranean 56), pp. 287–308; M. P. Alberzoni, „Dicebant se esse canonicos regulares...". Monaci o canonici? La controversa identità degli Umiliati, in: G. Andenna/H. Houben (a cura di), Mediterraneo, Mezzogiorno, Europa. Studi in onore di Cosimo Damiano Fonseca, vol. 1, Bari 2004, pp. 25–47; M. P. Alberzoni, Gli umiliati. Regole e interventi papali fino alla metà del XIII secolo, in: Regulae – Consuetudines – Statuta (vedi nota 1), pp. 331–374; Ead., „Ex eo quod visitationes nec studiose nec bene observantur magna sequitur dissolutio ordinis". La visita monastica presso gli Umi-

lica l'*iter* di approvazione dei diversi rami di questa *religio*. Il primo documento che attesta l'avvio di tale procedimento è la lettera *Licet multitudini* indirizzata all'inizio del dicembre 1200 ai prepositi di Viboldone e Vialone, Lanfranco e Trancherio, ai capitoli delle *domus* comasca di Rondineto e lodigiana di S. Cristoforo, al capitolo della *domus* milanese di Brera – prima casa della comunità laica che viveva una vita in comune – e al nobile milanese Guido da Porta Orientale, figura di rilievo di quella parte della comunità degli Umiliati composta da uomini e donne coniugati che continuavano a vivere con le loro famiglie.[39]

L'*inscriptio* formulata in cancelleria offre già motivi di riflessione circa la complessità del caso sottoposto all'attenzione del pontefice, restituendo anche la variegata conformazione della realtà degli Umiliati. Questi presentarono un'istanza di riconoscimento in curia incoraggiati probabilmente dalla significativa apertura del papa nei confronti della comunità veronese la quale era stata condannata dall'arcidiacono e assimilata a gruppi eretici.[40] La lunga arenga della lettera rappresenta il carattere intrinseco più significativo di questo documento perché suggerisce più di ogni altro le ragioni ideali che sottostanno all'atteggiamento degli ambienti curiali nei confronti degli Umiliati. Può essere così riproposta:

> Sebbene la moltitudine dei credenti debba essere un cuor solo e un'anima sola, essendo tutti i fedeli, secondo quanto afferma l'Apostolo, un solo corpo in Cristo e per questo è riportato che una sola è la colomba, si dice tuttavia che la Chiesa, non solo a motivo della varietà delle virtù e delle opere ma anche per diversità di funzioni e stati, sia come un esercito ordinato nel quale militano con ordine diverse schiere. Dunque, poiché una tale varietà non partorisce discordia nelle menti ma genera piuttosto una concordia negli animi, non induce alla mancanza di decoro ma alla bellezza, non è da biasimare ma da apprezzare, ugualmente si dice nel salmo: „Alla tua destra sta la regina con il vestito d'oro, ricoperta di una varietà di gemme". In realtà se talvolta la diversità di stati e offici o produce uno scandalo obiettante o impedisce il fiorire dell'esperienza religiosa, allora occorre prudentemente ricondurla o a un unico proposito o piuttosto a un'unità di propo-

liati, in: M. Rossi/G. M. Varanini (a cura di), Chiesa, vita religiosa, società nel Medioevo italiano. Studi offerti a Giuseppina De Sandre Gasparini, Roma 2005 (Italia sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica 80), pp. 17–31. Da ultimo si veda anche il pregievole lavoro di L. Dell'Asta, Documenti e antichi archivi degli Umiliati a Milano, in: Aevum 87/2 (2013), pp. 441–513.

39 *L(anfranco) de Vicobaldono, T(rancherio) de Vigalono prepositis, de Rundenario et Sancti Cristofori de Laude capitulis et omnis fratribus eiusdem professionis, capitulo de Braida et omnibus fratribus eiusdem professionis cum eo, nobili viro Guidoni de Porta Orientali, et omnibus fratribus eius professionis cum ipso salutem et apostolicam benedictionem*: ASV, Reg. Vat. 5, fol. 16v-17r, <nr. 38>; Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), pp. 343–345, nr. 1. L'edizione critica della lettera approntata da Maria Pia Alberzoni riporta significative varianti rispetto al testo della medesima pubblicato dal Migne: cf. Innocentii III Romani Pontificis regestorum sive epistolarum, in: J.-P. Migne (Ed.), Patrologiae cursus completus. Series latina, vol. 214, Parisiis 1855, coll. 921b–922c, nr. 38. Per il commento di questa lettera cf. anche Alberzoni, Gli umiliati. Regole e interventi (vedi nota 38), pp. 344–347.

40 ASV, Reg. Vat. 4, fol. 201r, <nr. 228>; O. Hageneder/W. Maleczek/A. A. Strnad (a cura di), Die Register Innocenz' III., vol. II/1: Pontifikatsjahr, 1199/1200, Rom-Wien 1979 (Publikationen der Abteilung für historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom 2), pp. 424sg., nr. 219.

> sito, affinché si realizzi quello che dice il salmista: „Ecco quanto è buono e quanto è soave che i fratelli vivano insieme", non tanto in riferimento a un luogo quanto piuttosto all'intento, non all'abito quanto alla volontà. E infatti a ragione del fatto che lo scandalo piccolo o grande che sia è da evitare di per sé il Signore dichiarò: „Se qualcuno scandalizzerà uno solo di questi piccoli, sarebbe meglio per lui che gli fosse appesa al collo una macina, e fosse gettato negli abissi del mare"; e l'Apostolo si espresse chiaramente quando disse: „Se mio fratello è stato scandalizzato, non mangerò più carne in eterno".[41]

Come ha messo in luce in modo efficace uno studio di Marco Rainini, il contenuto di questo preambolo offre spunti per formulare l'ipotesi, ragionevolmente fondata, di un influsso del pensiero gioachimita sull'immagine utilizzata dall'estensore della lettera per definire la Chiesa come un „unum corpus in Christo" al suo interno diversamente composito.[42] Tutte le citazioni bibliche adoperate nell'arenga, infatti, hanno lo scopo di sottolineare il tema dell'unità nella diversità, che nel quadro dell'intero documento costituisce la giustificazione teologica e scritturistica per attuare il progetto istituzionale di sottoporre il variegato gruppo degli Umiliati ad un unico „regulare propositum".[43]

---

41 *Licet multitudini credentium debeat esse cor unum et anima una, cum secundum apostolum, omnes fideles sint unum corpus in Christo propter quod una dicitur esse columba, ecclesia tamen non solum propter varietatem virtutum et operum, sed etiam propter diversitatem officiorum et ordinum, dicitur ut castrorum acies ordinata, in qua videlicet diversi ordines militant ordinatim. Sane quia huiusmodi varietas non parit discordiam mentium, sed concordiam magis generat animorum, non deformitatem sed decorem inducit, nec reprehenditur sed potius commendatur, iuxta quod habetur in psalmo: „Astitit regina a destris tuis in vestitu deaurato, circumamicta varietate". Verum si quando talis ordinum et officiorum diversitas vel dissentionis parturit scandalum vel impedit religionis profectum, ad unitatis propositum vel propositi potius unitatem est provide reducenda, ut illud impleatur psalmiste: „Ecce quam bonum et iocundum habitare fratres in unum", non tam locum quam votum, non tam habitum quam affectum. Quantun etenim scandalum sit vitandum per se ipsum, Dominus in evangelio declaravit: „Si quis", inquiens, „scandalizaverit unum ex hiis pusillis, expedit ei ut suspendatur mola asinaria ad collum eius et demergatur in profundum maris"; et apostolus evidenter expressit cum ait: „Si scandalizaretur frater, carnem non comederem in eternum*: Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), pp. 343sg., nr. 1.

42 Cf. M. Rainini, Dall'„ordinamento degli stati" al novus ordo: lo sviluppo dei progetti di Gioacchino da Fiore per una nuova forma di vita religiosa, in: Florensia 15 (2001), pp. 7–45, in particolare pp. 33–44. L'ipotesi era già stata formulata da F. Robb, „Who Hath Chosen the Better Part? (Luke 10,42)". Pope Innocent III and Joachim von Fiore on the Diverse Forms of Religious Life, in: J. Loades (a cura di), Monastic studies. The Continuity of Tradition, vol. 2, Bangor 1990, pp. 157–170, in particolare pp. 157–160. Cf. anche M. Rainini; Disegni dei tempi. Il „Liber Figurarum" e la teologia figurativa di Gioacchino da Fiore, Roma 2006 (Opere di Gioacchino da Fiore: testi e strumenti 18), pp. 179–204 e V. De Fraja, Oltre Cîteaux. Gioacchino da Fiore e l'Ordine florense, Roma 2006 (Opere di Gioacchino da Fiore: testi e strumenti 19), pp. 115–150.

43 Il testo dell'arenga continua infatti sul tema della necessità di giungere a un *unitatis propositum vel propositi potius unitatem* per evitare che la *ordinum et officiorum diversitas* fosse cagione di scandalo e *impedit religionis profectum*: Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), p. 344, nr. 1.

Gioacchino da Fiore, come documentano i passaggi di diverse sue opere, tra la metà degli anni Ottanta del XII secolo e il biennio 1198–1199 aveva provato a costruire un vero e proprio modello di vita regolare – o forse due da una medesima idea – che egli riteneva realizzabile già nel passaggio tra il secondo *status*, ovvero quello del Figlio, e l'imminente terzo *status*, ovvero quello dello Spirito. Soprattutto nella *Concordia Novi ac Veteris Testamenti* il tema dell'unità nella diversità caratterizza in maniera significativa il progetto di una nuova aggregazione religiosa, definita *domus religionis*, composta al suo interno da sette *mansiones* ricoperte da appartenenti agli *ordines monasticus*, *canonicus* e laicale.[44] Innocenzo III pertanto, influenzato probabilmente da riflessioni simili – ipotesi tutt'altro che improbabile se si pensa al ruolo giocato in curia in quegli anni dal monaco cistercense e *socius* di Gioacchino da Fiore, Raniero da Ponza, il quale tra l'altro fu coinvolto dal pontefice in una delle commissioni incaricate di analizzare e correggere i testi normativi degli Umiliati[45] –, costruì un'arenga *ad hoc* nella quale mostrò le ragioni teologiche ed ecclesiologiche del suo atteggiamento aperto e attento alla ‚*quaestio*' umiliata.[46]

La *narratio* della *Licet multitudini* ci informa, infatti, che l'intervento papale prese le mosse dall'iniziativa promossa dagli Umiliati stessi (*petitio*), i quali avevano inviato in curia quali propri rappresentanti i prepositi Giacomo di Rondineto e Lanfranco di Lodi e altri con loro, con lo scopo di trovare una soluzione alla „diversitatem propositorum" che „scandalum in aliquorum posset mentibus suscitari" e di richiedere lettere papali che invitassero tutto il gruppo „ad unitatem".

> Dunque, i diletti figli, i vostri prepositi Giacomo e Lanfranco e altri, che avete inviato volendo evitare che la diversità dei vostri propositi suscitasse scandalo nella mente di qualcuno o impedisse il fiorire dell'esperienza religiosa, giunsero da noi umilmente chiedendoci con tono supplichevole di provvedere con nostre lettere a spronarvi all'unità.[47]

---

44 Rainini, Ordinamento degli stati (vedi nota 42), pp. 9–28. Sulla figura dell'abate calabrese cf. B. McGinn, L'Abate calabrese. Gioacchino da Fiore nella storia del pensiero occidentale, Genova 1990 (Opere di Gioacchino da Fiore 2) e G. L. Potestà, Il tempo dell'Apocalisse. Vita di Gioacchino da Fiore, Roma-Bari 2004 (Collezione storica).

45 Su questa figura molto importante, oltre a H. Grundmann, Zur Biographie Joachims von Fiore und Rainers von Ponza, in: DA 16 (1960), pp. 437–546, ristampato in Id., Ausgewählte Aufsätze, vol. 2: Joachim von Fiore, Stuttgart 1977 (MGH. Schriften 25/II), pp. 255–360. Cf. anche i contributi di Gian Luca Potestà, Maria Pia Alberzoni e Guido Cariboni in: Florensia 11 (1997), rispettivamente alle pp. 69–82, 83–112, 115–135.

46 Non si hanno notizie di altri documenti papali duecenteschi nei quali la cancelleria fece uso di tale arenga: cf. Initienverzeichnis (vedi nota 14), p. 100.

47 *Hoc igitur, dilecti filii, prepositi vestri Iacobus et Lafrancus et alii, quos misistis vitare volentes, ne propter diversitatem propositorum vestrorum scandalum in aliquorum posset mentibus suscitari vel religionis impediri profectus, nos humiliter adierunt suppliciter postulantes, ut vos ad unitatem per nostras curaremus litteras invitare*: Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), p. 344, nr. 1.

Dimostrandosi favorevole a tale *petitio*, affinché „tam mente quam corpore convenientes in unum" – metafora organicistica con la quale probabilmente in curia si intese promuovere l'unità della *religio* nelle strutture di conduzione oltreché nella composizione dei suoi appartenenti –, Innocenzo III suggerì nella *dispositio* la procedura da seguire per giungere alla definizione di un „unum honestum et regulare propositum".[48]

> Noi, dunque, prestando attenzione alla loro gradita petizione vi ammoniamo tutti e vi esortiamo nel Signore e vi ordiniamo, attraverso documenti apostolici, che, convenendo all'unità tanto nella mente quanto nel corpo, adattiate i vostri propositi ad un solo proposito di vita regolare decoroso con il consiglio del nostro venerabile fratello . . vescovo di Vercelli e dei figli diletti . . abate di Lucedio e . . abate di Cerreto, ai quali scriveremo in merito a ciò; che voi figli chierici viviate sotto una sola regola e in unità; che destiniate puntualmente alla sede apostolica, meglio proponendole o notificandole a noi, certe norme o regole stabilite tanto per i laici che vivono con le loro mogli e per le mogli che vivono con i loro mariti, quanto per quegli altri uomini e donne che si ritirano a vivere in disparte preoccupandosi dell'immoralità della vita precedente e detestando le turpitudini, insieme all'uniformità dei vostri propositi o al proposito uniforme, secondo il quale voi chierici, come predetto, proponiate di vivere, redatte per iscritto con i vostri sigilli e quelli dei commissari, affinché noi approviamo ciò che sarà da approvare e correggiamo ciò ci sembrerà da correggere.[49]

---

48 Come osservato da Markus Schürer, il termine usato dalla cancelleria per indicare l'*Absicht*, cioè l'intenzione, che avrebbe dovuto guidare l'esperienza religiosa del movimento è quello di *propositum*. Nella lettera papale, dunque, esso ha un valore semantico piuttosto generale che non è riferibile tanto a un testo normativo. Infatti nella *dispositio* si parla di *certas leges vel regulas* da presentare per iscritto e non di un *propositum*. Cf. M. Schürer, Das Propositum in religiös-asketischen Diskursen. Historisch-semantische Erkundungen zu einem zentralen Begriff der mittelalterlichen vita religiosa, in: S. Barret/G. Melville (a cura di), Oboedientia. Zu Formen und Grenzen von Macht und Unterordnung im mittelalterlichen Religiosentum, Münster 2005 (Vita Regularis. Abhandlungen 25), pp. 99–128, in particolare p. 119. Su questo cf. anche la voce di J. Gribemont/G. Rocca, Propositum, in: Dizionario degli Istituti di Perfezione, vol. 7, Roma 1983, coll. 1000sg.

49 *Nos igitur petitionem eorum favorabilem attendentes universitatem vestram monemus et exhortamus in Domino ac per apostolica scripta mandamus, quatenus tam mente quam corpore convenientes in unum proposita vestra iuxta consilium venerabilis fratris nostri .. Vercellensi episcopi et dilectorum filiorum .. de Locedio et .. de Cerreta abbatum, quibus super hoc scribimus, in unum honestum et regulare propositum conformetis, ut vos filii clerici sub una decetero regula et regulari unitate vivatis, tam laicis qui cum uxoribus suis vivunt, et mulieribus que vivunt cum viris, qua viris et mulieribus aliis, qui vite prioris formidantes deformia et turpes detestantes seorsum vivere referuntur, certas leges vel regulas potius pescribentes vel significantes nobis prescriptas, quas cum uniformitate propositorum vestrorum vel proposito potius uniformi, secundum quod vos clerici, ut prediximus, de cetero vivere proponatis, redactas in scriptis sub vestris et predictorum sigillis ad sedem apostolicam fideliter destinetis, ut approbemus, quod approbandum fuerit, et corrigamus, si quid viderimus corrigendum*: Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), p. 344, nr. 1. Sulle figure del vescovo di Vercelli Alberto e dell'abate cistercense Pietro di Lucedio e sulla loro attività di delegati papali in Italia settentrionale, prova della fiducia di cui godevano presso il papa, cf. Ead., Città, vescovi e papato nella Lombardia dei comuni, Novara 2001 (Interlinea. Studi 26), pp. 91–93, 100–103 e 116–118. Sul loro ruolo nel procedimento di approvazione degli Umiliati cf. Andrews, Early Humiliati (vedi nota 38), pp. 83–89.

I due *prepositi* avrebbero dovuto sottoporre i diversi *proposita* al *consilium* di una commissione composta dal vescovo di Vercelli, Alberto, e da due abati cistercensi, Pietro di Lucedio e Simeone di Cerreto. Una volta operata la prima sistemazione scritta del *propositum*, con l'ausilio della commissione delegata dal papa, i prepositi indicati avrebbero dovuto sia unificare i loro *proposita* sia redigere „certas leges vel regulas redactas in scriptis" per la parte laica del gruppo e inviarle con i loro sigilli e con quelli dei membri della commissione alla sede apostolica che ne avrebbe verificata la consonanza con le linee guida spirituali della curia e con la *lex* canonica, le avrebbe eventualmente corrette e infine approvate.

L'edizione critica della lettera approntata da Maria Pia Alberzoni sulla base del testo contenuto nel Registro vaticano 5 ha permesso di mettere in luce significative varianti rispetto all'edizione curata da Jean Paul Migne nella *Patrologia latina*. Tra queste una in particolare è degna di nota. Ad un certo punto della *dispositio*, Innocenzo III si rivolge ai *clerici* – dunque i rappresentanti del primo ordine degli Umiliati – e non a un generico *dilecti filii*, come nell'edizione del Migne, affinché collaborino insieme alla prima commissione incaricata raccogliendo le diverse consuetudini in uso, mettendole per iscritto e componendo, infine, una normativa unitaria. I rappresentanti del primo ordine, dunque, giocarono fin da subito un ruolo importante per la stesura della normativa dell'intera *religio*.

Questa si prefigurò come la strada più idonea per realizzare lo scopo che Innocenzo III si era prefissato: evitare che la „ordinum et officiorum diversitas" partorisse altri scandali all'interno della Chiesa attraverso il raggiungimento di un'uniformità dei diversi propositi o di un proposito uniforme. Il papa, tuttavia, non aveva intenzione di modellare il gruppo degli Umiliati secondo le tradizionali *institutiones* della vita monastica o canonicale. Infatti, la tensione all'unità tanto auspicata nell'arenga e al principio della *dispositio* doveva riguardare „non tam locum quam votum, non tam habitum quam affectum".

Per far sì che il progetto di *réorganisation* degli Umiliati andasse a buon fine il principale nodo da sciogliere riguardò la regolamentazione della componente laica, in particolare dei coniugati. In conclusione della *dispositio*, perciò, il papa suggerì:

> Nondimeno auspichiamo anche e vi ordiniamo che inviate a noi Guido da Porta Orientale e con lui altri uomini fra voi idonei e riservati, cultori della pietà e della verità e amanti della giustizia, che ci espongano dettagliatamente le vostre intenzioni e che poi, ritornando a voi, siano in grado di illustrare fedelmente la nostra approvazione e correzione, affinché, se resta qualche macchia, a seguito del rinnovarsi della diffidenza nei vostri confronti, sia cancellata dall'autorità del nostro giudizio, e voi, che un tempo foste per alcuni odore di morte per la morte, siate per altri odore di vita per la vita.[50]

50 *Volumus etiam nichilominus et mandamus, ut Widonem de Porta Orientali et cum eo aliquos ex vobis viros idoneos et discretos, cultores religionis et veritatis ac iustitie amatores, ad nos cum vestris litteris destinetis, qui et plenius mentem vestram exponant et vobis postmodum cum redierint approbationem*

I prepositi, dunque, avrebbero dovuto altresì inviare in curia il nobile milanese Guido da Porta Orientale[51] e altri *viri idonei*, accompagnati da lettere – contenenti probabilmente le consuetudini già praticate –, affinché con essi si discutesse direttamente i contenuti del *propositum*, tornassero presso le loro comunità con l'approvazione scritta e spiegassero fedelmente le ragioni delle correzioni al testo approntate in curia. In questo stadio del processo di approvazione Innocenzo III, dunque, credette forse ancora possibile l'unificazione delle diverse compagini degli Umiliati.

Ma le tre lettere del giugno 1201 – non pervenuteci tramite i registri papali mancando l'intero registro del IV anno di pontificato di Innocenzo III ma certamente contenute in esso come attesta il Registro Vaticano 8A – inviate dal pontefice ai tre ordini di Umiliati mostrano come il lavoro della prima commissione locale fornì probabilmente alla curia elementi per accettare con maggiore flessibilità la variegata composizione del movimento. Tali lettere, inoltre, forniscono ulteriori elementi per fotografare la procedura seguita dalla curia per la conferma dei *proposita*.

La prima epistola – la *Incumbit nobis* –, datata 7 giugno 1201, è una *littera gratiae* indirizzata al nobile milanese Guido da Porta Orientale e ad altri *ministri* del terzo ordine degli Umiliati.[52] Nell'arenga la cancelleria papale volle sottolineare il principio secondo cui la conferma dei *pia proposita* spetta al *caput ecclesiae* per dovere d'ufficio; a coloro che avessero voluto seguire un *propositum* di vita religiosa, perciò, cui fosse mancato l'appoggio della sede apostolica sarebbe convenuto desistere, ritornando „ad vomitum", secondo l'immagine tratta dal libro dei Proverbi (Prv 26, 11) e ripresa nella seconda lettera di S. Pietro (2Pt 2,22), intiepidendosi „in bono cepto".

> Grava su di noi per obbligo dell'ufficio pastorale sia il compito di piantare la sacra religione sia di favorirla e, per quanto spetta a noi, di confermare tutti e ogni singolo nel santo proposito, affinché, se saranno abbandonati dal favore della sede apostolica, non proseguano ma anzi desistano, ritornando „al vomito" o intiepidendosi nel progetto iniziato.[53]

---

vel correctionem nostram fidelius valeant explicare, ut ita – si quis contra vos nevus ex suborta suspitione remansit – per auctoritatis nostre iudicium deleatur, sitisque decetero ceteris odor vite in vitam, qui aliquando fuistis aliquibus odor mortis in morte: Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), p. 344, nr. 1.

51 Su Guido di Porta Orientale cf. Ead., Gli umiliati. Regole e interventi (vedi nota 38), p. 346 n. 46sg.

52 *Dilectis filiis G. de porta Origentali, C. Modeciensis, A. Cumanensis, N. Papiensis, G. Brixiensis, I Pergamensis, I. Placentinus, I. Laudensis, R. Cremonensis aliisque ministris eiusolem ordinis, eorumque fratribus et sororibus salutem et apostolicam benedictionem*: il testo originale della *littera* di Innocenzo III conservato in Milano, Biblioteca Nazionale Braidense, AD XVI 1/2 esiste anche in una copia autentica in Milano, Biblioteca Nazionale Braidense, AD XVI 1/1; trascritto da G. Tiraboschi, Vetera Humiliatorum Monumenta, vol. 2, Mediolani 1767, pp. 128–134, in particolare p. 128; cf. anche G. G. Meersseman, Dossier de l'Ordre de la Pénitence au XIIIe siècle, Fribourg 1961 (Spicilegium Friburgense 7), pp. 276–282, nr. 1.

53 *Incumbit nobis ex officii debito pastoralis et plantare sacram religionem et fovere plantatam, et quantum in nobis est, universos et singulos in pio proposito confirmare, ne si favore fuerint apostolico destituti, non proficiant sed deficiant potius et vel ad vomitum redeant, vel in bono cepto tepescant*:

L'approvazione papale si pose, dunque, fin da subito come garanzia della possibilità che l'esperienza di vita religiosa iniziata dagli Umiliati potesse confidare in un futuro. All'inizio della *narratio* Innocenzo III osservò che il *propositum* era stato presentato in curia al cospetto del papa e del collegio cardinalizio ed era stato fatto leggere ed esaminare attentamente e, una volta corretto, era stato approvato.

> Perciò, essendoci stato presentato il vostro proposito, lo facemmo leggere per intero in modo accurato davanti a noi e ai nostri fratelli cardinali e, corrette alcune parti, provvedemmo a vostro favore ad approvarlo e stabilimmo che fosse inserito parola per parola nel presente documento.[54]

Per maggiore cautela il testo del *propositum* confermato fu inserito direttamente nella lettera papale. Come ha mostrato convincentemente Markus Schürer, la scelta terminologica operata dalla cancelleria papale non dovette essere casuale.[55] Essa notificando la conferma del testo normativo di riferimento evitò il termine ‚regola' ed utilizzò quello di ‚proposito'. Se nella *Licet multitudini* tale lemma aveva però un valore semantico generale – riferibile più all'ambito delle intenzioni – nella *Incumbit nobis* è chiaro che esso si riferisce a un testo scritto veicolatore di norme funzionali alla disciplina della vita della comunità. Le ragioni che sottostanno a questa opzione terminologica possono essere ravvisate nella volontà della curia di evitare che il vocabolo ‚regola' potesse essere attribuito a testi che non fossero quelli classici della tradizione monastica o canonicale – le regole di Benedetto, Agostino e Basilio – e per la natura stessa della comunità dei petenti – laici, sposati, che non erano propriamente dei religiosi ma che si trovavano nello stato di *Semireligiosentum*.[56] Non è da escludere che la scelta terminologica stessa sia stata argomento di discussione e che abbia fatto parte di ciò che fu corretto durante il concistoro.

L'esame della *vivendi forma* del terz'ordine, così come è definita nella lettera, passò dunque al vaglio del *considium* del papa e dei cardinali. A tal proposito, anche

---

Tiraboschi, Vetera Humiliatorum Monumenta (vedi nota 52), p. 128. La formula cancelleresca dell'arenga riprende in parte le formulazioni iniziali della IX costituzione del III concilio lateranense: *Cum et plantare sacram religionem et plantatam fovere modis omnibus debeamus, numquam hoc melius exsequemur, quam si nutrire quae recta sunt et corrigere quae profectum veritatis impediunt commissa nobis auctoritate curemus*. Cf. Conciliorum Oecumenicorum Decreta, Bologna 2002 (Strumenti), pp. 215sg.

54 *Unde cum vestrum nobis fuisset propositum presentatum, illud coram nobis et fratribus nostris perlegi fecimus diligenter, et correctis quibusdam illud in favorem vestrum curavimus approbare, quod ad maiorem cautelam de verbo ad verbum presenti pagine duximus inserendum*: Tiraboschi, Vetera Humiliatorum Monumenta (vedi nota 52), p. 128.

55 Schürer, Propositum (vedi nota 48), pp. 121sg.

56 Sul fenomeno del *Semireligiosentum* cf. K. Elm, Vita regularis sine regula. Bedeutung, Rechtsstellung und Selbstverständnis des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Semireligiosentums, in: E. Müller-Luckner/F. Šmahel (a cura di), Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, München 1998, pp. 239–273.

alla luce delle ricerche prosopografiche compiute sul collegio cardinalizio degli anni di pontificato di Innocenzo III, non è inutile verificare chi potè partecipare alle discussioni in curia con il pontefice. Se la *Incumbit nobis* è del 7 giugno 1201 è probabile che il lavoro di disamina e correzione dei testi presentati fosse avvenuto presso la sede apostolica tra l'aprile e il maggio 1201, dunque a ridosso dell'approvazione.

La *Licet multitudini*, infatti, come precedentemente detto, è datata 5 dicembre 1200. I *prepositi* del primo ordine, incaricati dal papa di raccogliere le consuetudini esistenti e di sottoporle all'esame della commissione delegata, così come Guido da Porta Orientale, ebbero a disposizione dunque la fine dell'inverno e l'inizio della primavera per portare a termine il compito loro affidato. È probabile altresì che all'inizio della primavera del 1201 fossero tornati in curia per sottoporre il risultato delle prime consultazioni. Dall'analisi delle sottoscrizioni cardinalizie ai privilegi papali è possibile asserire che dei cardinali facenti parte il collegio cardinalizio ventuno furono presenti in curia tra l'aprile e il maggio 1201.[57] Tra questi spiccano nomi di prim'ordine dell'élite curiale particolarmente sensibili al tema della *réorganisation* della vita regolare e delle *novae religiones*, quali Ugo d'Ostia[58], futuro Gregorio IX, Pietro Capuano[59], membro della commissione curiale istituita da Innocenzo III per l'approvazione della normativa del primo e secondo ordine degli Umiliati, Graziano da Pisa[60], anch'egli membro di quest'ultima commissione, Leone Brancaleoni[61], principale *protector* di quelli che qualche anno dopo saranno definiti *Pauperes catholici*.

Non è possibile stabilire chi fra i membri del collegio cardinalizio ebbe un influsso diretto sulla *vivendi forma* inserta nella *Incumbit nobis* e in quale grado. Tuttavia le tematiche in essa affrontate richiedettero certamente *consiliatores* esperti sia nel campo del diritto canonico che in quello teologico. Due tematiche del testo normativo, in particolare, previdero figure competenti in tali ambiti: la liceità del giuramento e la possibilità per i laici di esercitare l'*exhortatio* apostolica.[62]

---

57 Cf. la tabella in Appendice.

58 Cf. la voce biografica di O. Capitani, Gregorio IX, in: Enciclopedia dei papi, vol. 2, Roma 2000, pp. 363–380.

59 W. Maleczek, Papst und Kardinalskolleg von 1191 bis 1216. Die Kardinäle unter Coelestin III. und Innocenz III., Wien 1984 (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom. I. Abteilung, Abhandlungen 6), pp. 117–124 e Id., Pietro Capuano. Patrizio amalfitano, cardinale, legato alla Quarta Crociata, teologo († 1214), Amalfi 1997 (Biblioteca amalfitana 2).

60 Id., Papst und Kardinalskolleg (vedi nota 59), pp. 71–73. Cf. anche T. di Carpegna Falconieri, Graziano da Pisa, in: DBI, vol. 59, Roma 2003, pp. 7–9.

61 Maleczek, Papst und Kardinalskolleg (vedi nota 59), pp. 137–139. Cf. anche J. M. Bak, Brancaleoni, Leone, in: DBI, vol. 13, Roma 1971, pp. 814–817.

62 Andrews, Early Humiliati (vedi nota 38), pp. 100–105. Si tenga presente che tra i primi Umiliati si era diffusa la prassi del rifiuto di qualsiasi forma di giuramento, una delle ragioni per la quale furono assimilati ai Valdesi e condannati come eretici. Cf. sul problema del rifiuto del giuramento anche M. T. Brolis, „Quibus fuit remissum sacramentum". Il rifiuto di giurare presso gli Umiliati, in: Sulle tracce degli Umiliati (vedi nota 38), pp. 251–265. Sul ruolo degli ambienti di studio parigini, in cui si

Infine, poco prima delle clausole derogative il papa, dopo aver fatto menzione nuovamente al lavoro di correzione e revisione del *propositum* presentato in curia, esortò i destinatari del documento a seguire „de corde puro et coscientia bona et fide non ficta" le indicazioni loro affidate.

> Voi dunque, diletti figli nel Signore, custodite con cuore puro, opportuna consapevolezza e fede sincera, la forma di vita che noi provvedemmo a esaminare diligentemente, a correggere con cautela e ad approvare utilmente, affinché siate degni di ricevere la ricompensa eterna da Colui che premia i meriti e scruta i cuori.[63]

Gli altri due documenti del 1201 offrono ulteriori elementi per comprendere chi e come operò la verifica e la correzione delle regole per gli altri due ordini degli Umiliati. La *Diligentiam pii patris* del 12 giugno 1201, è una *littera gratiae* indirizzata ai prelati – termine utilizzato per indicare i responsabili delle comunità del secondo ordine – delle *domus* umiliate milanesi di Brera e Canova, di quelle comensi di Mariano e Vico, oltreché di quelle di Bergamo, Brescia e Pavia, contenente l'approvazione del *regulare propositum* per il secondo ordine degli Umiliati[64], ovvero quello composto da uomini e donne che vivevano insieme in comunità uno stato di vita religiosa. La lunga arenga della *littera*, incentrata sul tema evangelico della misericordia, attraverso le immagini del figliol prodigo e della pecorella smarrita, – riferimento implicito agli scandali che le comunità umiliate avevano suscitato negli anni precedenti – e sul ruolo dell'autorità ecclesiastica nel recuperare sulla retta via coloro che si trovano nell'errore, rappresenta anch'essa un *unicum*[65]. Nel Duecento fu utilizzata solo un'altra volta per un documento indirizzato da Gregorio IX sempre al secondo ordine degli Umiliati. Anche in questo caso, dunque, la cancelleria papale confezionò un'arenga *ad hoc*.

> Dio stesso nel Vangelo ci raccomanda l'amore del padre misericordioso e la sollecitudine dell'autentico pastore, introducendo noi e tutti i fedeli in tale disposizione innanzitutto con la

---

formò gran parte dell'élite curiale di quegli anni, nel dibattito sulla liceità dell'*exhortatio* apostolica esercitata dai laici cf. Ph. Buc, Vox clamantis in Deserto? Pierre le Chantre et la prédication laïque, in: Revue Mabillon 65 (1993), pp. 5–47.

63 *Vos ergo, dilecti in Domino filii, vivendi formam, quam nos diligenter examinare, prudenter corrigere ac salubriter approbare curavimus de corde puro, et conscientia bona, et fide non ficta servetis, ut ab eo qui meritorum est retributor et cordium perscrutator mercedem mereamini recipere sempiternam*: G. Tiraboschi, Vetera Humiliatorum Monumenta (vedi nota 52), p. 134.

64 *INNOCENTIUS episcopus, servus servorum Dei, dilectis filiis .. de Braida, .. domo nova Mediolanensis, .. Modoeciensi, .. Marlanensi, .. de Vico, .. Zerbetensi, .. domo nova Papiensi, .. Bergamensi, .. Brixiensi, aliisque prelatis eiusdem ordinis et eorum fratribus et sororibus salutem et apostolicam benedictionem*: Milano, Biblioteca Nazionale Braidense, AD.XVI.1, n. 3; trascrizione in Tiraboschi, Vetera Humiliatorum Monumenta (vedi nota 52), pp. 135–138, in particolare p. 135; edizione critica in Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), p. 345–348, nr. 2, in particolare p. 345.

65 Initienverzeichnis (vedi nota 14), p. 56. Gregorio IX la riutilizzò il 30 maggio 1227 per confermare l'approvazione di Innocenzo III: Tiraboschi, Vetera Humiliatorum Monumenta (vedi nota 52), p. 161.

parabola del figliol prodigo al quale il padre, dopo il suo ritorno, donò l'anello e il mantello considerandolo come primo, poi con la parabola della centesima pecora perduta e della dracma ritrovata; perciò qualunque prelato e soprattutto chi è a capo della sede apostolica, a cui in particolar modo sono affidate le pecore di Cristo, è tenuto non solo a confortare nel santo proposito i cattolici, di cui è composta l'unità ecclesiale, ma che alcuni ritengono non seguire in alcuni aspetti la via della verità, fatto salvo che siano corretti in ciò in cui sembrano deviare dalla strada, ma anche richiamare coloro che vagano, poiché il Signore afferma che avrebbe attirato alla conversione non i giusti ma i peccatori. Si deve infatti rimuovere attraverso la correzione apostolica ciò che produce scandalo nella Chiesa e mondare con la pena ecclesiastica ciò che era stato giudicato deviato, affinché eliminato il superfluo emerga alla luce ciò che era nell'oscurità e diventi chiaro ciò che sembrava dubbio.[66]

La *narratio* ripercorre l'*iter* del procedimento già delineato nella precedente lettera. Nella *Diligentiam pii patris* si aggiunge, tuttavia, il riferimento a un ulteriore momento di questa procedura.

Da ciò deriva che, avendo mandato presso di noi certi nunzi per placare e soffocare meglio lo scandalo che era stato sollevato contro di voi da non pochi credenti, vale a dire che non osservavate le direttive ecclesiastiche, stabilimmo che voi, esponendo con i mandati apostolici i vostri propositi al consiglio del venerabile fratello nostro .. vescovo di Vercelli e ai diletti figli .. abate di Lucedio e .. abate di Cerreto, vi conformaste ad un unico proposito regolare. E avendo gli stessi esaminato in modo più accurato e corretto in alcune parti la forma e regola di vita da voi presentata, noi alla fine la facemmo verificare dai diletti figli cardinali Pietro, prete con il titolo di san Marcello, e Graziano, diacono dei santi Cosma e Damiano, e da frate Raniero e in ultimo noi stessi la correggemmo e ci preoccupammo di approvare quella corretta, di cui ci riserviamo per maggiore cautela di conservare una copia presso la sede apostolica.[67]

---

66 *Diligentiam pii patris et pastoris veri sollicitudinem in evangelio Dominus nobis ipse commendat, ad primum parabolam de filio prodigo et a patre post reditum tam anulo quam stolam prima donato, ad secundum de centesima ove perdita et reducta et dragma reperta, tam ad nostram quam omnium fidelium instructionem inducens; unde tenetur quilibet prelatorum et presertim apostolice sedis antistes, cui principaliter sunt oves Christi commisse non solos catholicos, qui in ecclesiastica unitate consistunt, sed ab aliquibus in quibusdam creduntur non plene sequi semitam veritatis, correctis hiis in quibus exorbitare videntur, in pio proposito confovere, sed errantes etiam revocare, quia Dominus non iustos, sed peccatores ad penitentiam se asserit evocasse. Debet enim ea, que scandalum in Ecclesia pariunt, apostolice correctionis moderamine resecare et, quod superstitiosum visum fuerat usque adeo, ecclesiastice districtionis lima polire, ut resecatis superfluis prodeant in lucem obscura et certa fiant que dubia videbantur*: Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), p. 345, nr. 2.

67 *Inde est, quod cum ad sopiendum vel sepeliendum potius scandalum, quod contra vos fuerat suscitatum non paucis credentibus vos constitutiones ecclesiasticas non servare, ad nostram presentiam certos nuntios misissetis, mandatis vos apostolicis exponentes, nos proposita vestra de consilio venerabilis fratris nostri .. Vercellensis episcopi et dilectorum filiorum .. Locediensis et .. bone memorie de Cerreta abbatum mandavimus in unum regulare propositum conformari. Cumque ipsi presentatam sibi a vobis vite vestre formulam et regulam, quam proponitis profiteri, examinassent diligentius et in aliquibus correxissent, nos eam tandem per dilectos filios P(etrum), tituli Sancti Marcelli presbiterum, et G(ratianum), Sanctorum Cosme et Damiani diaconum cardinales, et fratrem Rainerium examinari feci-*

Il papa, infatti, istituì una commissione curiale, composta dai cardinali Pietro Capuano e Graziano da Pisa e dal monaco cistercense di Fossanova, Raniero da Ponza, i quali ebbero il compito di esaminare attentamente e correggere gli *scripta*, esposti dai prepositi citati, che erano a loro volta il risultato delle prime consultazioni svolte in sede locale con la commissione, potremmo dire, di primo grado. La lettera ci informa, inoltre, di un intervento diretto dello stesso papa in questo procedimento di correzione: „et tandem correximus per nos ipsos et correctam curavimus approbare". Una copia del proposito venne conservata presso gli archivi curiali per maggiore sicurezza. Come osservato da Maria Pia Alberzoni, la scelta di non inserire il testo della regola nella lettera papale – come era avvenuto per il terzo ordine degli Umiliati o per i Trinitari – e di tenerne una copia presso la sede apostolica può essere „stata suggerita dal forte carattere sperimentale della nuova legislazione, la quale non doveva essere precedentemente praticata" e sulla quale „il pontefice si riservava di potervi eventualmente apportare modifiche, in relazione anche agli sviluppi dell'ordine".[68]

Nella *dispositio* dell'epistola Innocenzo III si premurò poi di concedere la protezione apostolica ai beni del secondo ordine e di affrontare nello specifico il problema della liceità del giuramento. Come nella *Incumbit nobis*, anche in questa lettera prima delle clausole derogative il papa fece menzione del puntiglioso lavoro di esame e correzione operato in curia sul testo del *propositum*.[69] In ultimo, da notare è la natura di questo documento così come la cancelleria papale la definì nella *sanctio*: una „pagina nostre protectionis et approbationis", dunque, sia di protezione delle comunità del secondo ordine e dei loro beni sia di approvazione delle norme che ne avrebbero regolato la vita quotidiana.[70]

Il terzo documento, la *Non omni spiritui*, del 16 giugno 1201 – che a differenza degli altri due ha la forma di un privilegio solenne al modo di quelli prodotti dalla curia per concedere la protezione apostolica a un monastero o a una comunità regolare – fu indirizzato ai prepositi Giacomo di Rondineto, Lanfranco di Viboldone, Trancherio di Vialone e Lanfranco di Lodi, rappresentanti del primo ordine degli Umiliati.[71] Rispetto all'*inscriptio* della *Licet multitudini* del 1200, quella della *Non omni*

---

mus et tandem correximus per nos ipsos et correctam curavimus approbare, cuius exemplar ad maiorem cautelam apud sedem apostolicam reservamus: ibid., p. 346.

68 Ead., Gli umiliati. Regole e interventi (vedi nota 38), p. 350.

69 *Vos ergo, dilecti in Domino filii, vivendi formam, quam nos diligenter examinare, prudenter corrigere ac salubriter approbare curavimus, de corde puro et conscientia bona et fide non ficta servetis, ut ab eo, qui meritorum est retributor et cordium perscrutator, mercedem mereamini recipere sempiternam*: Ead., Humiliaten (vedi nota 38), p. 347, nr. 2.

70 Ibid., p. 348.

71 *INNOCENTIUS episcopus, servus servorum Dei, dilectis filiis Iacobo de Rondanario, Lanfrancho de Vicobaldono, Tancredo de Mealono et Lafrancho de Laude aliisque prepositis eiusdem ordinis et eorumque fratribus tam presentibus quam futuris regularem vitam professis in perpetuum*: Milano, Biblioteca Nazionale Braidense, AF IX 11, f. 12*r*-16*v*; trascrizione in Tiraboschi, Vetera Humiliatorum

spiritui permette di comprendere quale mutamento costituzionale era avvenuto nel corso del procedimento di approvazione dell'ordine. Infatti, i quattro prepositi – chiamati esplicitamente per nome nel privilegio – dovevano essere stati riconosciuti sia dall'intero gruppo – Innocenzo III aveva più volte sottolineato che Giacomo e Lanfranco erano stati inviati presso la sede apostolica quali nunzi dell'intero gruppo – sia dalla curia come i punti di riferimento per il governo dell'ordine. Non è un caso che il pontefice affidò a loro il compito di visitare „universas domus vestre professionis" e di presiedere ogni anno il capitolo generale cui dovevano partecipare anche prelati del secondo ordine e rappresentanti del terzo ordine.[72]

L'arenga, tematicamente simile a quella della *Diligentiam pii patris*, sottolinea in maniera più marcata il ruolo della sede apostolica quale ultima istanza per definire i confini dell'ortodossia. Le diffidenze dell'episcopato nei confronti degli Umiliati avevano richiesto un intervento deciso di Innocenzo III. Nella lettera *Licet in agro* del 6 dicembre 1199 il papa, ad esempio, aveva chiesto ad Adelardo, vescovo di Verona, nonché cardinale prete di S. Marcello, di riesaminare il caso degli Umiliati della sua diocesi che erano stati condannati di eresia dall'arcidiacono, perseguendo il principio della *distinctio* secondo il quale è meglio salvare dei colpevoli piuttosto che condannare degli innocenti, e qualora non avesse trovato nulla di non conforme all'ortodossia, di riaccoglierli nella comunione ecclesiale.[73] Anche in questo caso sembra che la curia abbia confezionato un'arenga *ad hoc* per il primo ordine degli Umiliati.

> Dal momento che l'angelo di Satana si trasfigura spesso in angelo della luce e che molti, come dice il Vangelo, si presentano a voi in vesti di pecora ma dentro sono lupi rapaci, l'autorità apostolica ci insegna che non bisogna credere ad ogni ispirazione ma provare se le ispirazioni provengono da Dio; da cui è un procedere tanto più ponderato e opportuno, quando separiamo gli agnelli dai capri, a maggior ragione con le pecore che sembrano errare senza pastore, le riconduciamo all'ovile o proviamo che siano veramente dell'ovile di Cristo; quanto frequentemente

---

Monumenta (vedi nota 52), pp. 139–148, in particolare pp. 139–141; edizione critica in Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), pp. 348–353, nr. 3, in particolare p. 349.

72 *Statuimus insuper, ut quatuor sint in ordine vestro prepositi principales, de Rondanario, de Vicobaldono, de Vigalono videlicet et de Laude, quorum singuli annis singulis successive, uno videlicet anno unus, secundo secundus, tertio tertius, quarto quartus, universis domibus vestre professionis officium visitationis impendant et, que statuenda vel corrigenda repererint, statuant et emendent secundum Deum et vestri ordinis instituta per sedem apostolicam approbata, dispositiones et potestatem super minores prepositos obtinentes, sicut in Cisterciensi ordine patres abbates in minoribus consuerunt abbatibus obtinere*: ibid., p. 350. Sull'*officium visitationis* presso gli Umiliati cf. Ead., Ex eo quod visitationes (vedi nota 38), pp. 19–24.

73 *Quia vero non est nostre intentionis innoxios cum nocentibus condempnare, fraternitati tue per apostolica scripta mandamus atque precipimus, quatinus tales ad tuam presentiam convoces et inquiras tam ab aliis de vita et conversatione ipsorum quam ab eis de articulis fidei et aliis, que videris inquirenda: et si nichil senserint, quod sapiat heretica pravitatem, eos catholicos esse denunties et predictam sententiam non teneri*: ASV, Reg. Vat. 4, fol. 201r, <Nr. 228>; Register Innocenz' III., vol. II/1 (vedi nota 40), pp. 424sg., nr. 219.

> siamo ingannati dalla falsa apparenza del giusto e il vizio è cucito con l'inganno al mantello della virtù. Dunque la discrezione del giudice deve valutare attentamente ogni singola cosa e, per quanto il giudizio umano lo permette, scrutare a fondo anche le cose nascoste, affinché o non si condannino i giusti o non si assolvano i colpevoli e non si chiami bene il male o male il bene e si trasformino le tenebre in luce e la luce in tenebre, come i medici che guidano con prudenza la funzione della mano affinché mentre bruciano con il cautere o amputano altrimenti la parte malata non portino via o ledano anche quella sana.[74]

Nella *narratio* la cancelleria papale ripercorse tutte le tappe della procedura seguite fin a quel momento già delineate nei documenti precedentemente analizzati: il primo incontro in curia tra i rappresentanti dell'ordine e il papa cui seguirono le disposizioni contenute nella *Licet multitudini*; le consultazioni tra i prepositi del primo ordine degli Umiliati e la commissione di delegati papali il cui risultato fu la redazione di quella „vite formula et vivendi regula" presentata al cospetto del papa e dei cardinali; la lettura e la correzione da parte di una commissione curiale degli *scripta* inoltrati; il lavoro di correzione del papa stesso e del concistoro sulle normative dei tre ordini.[75] L'esemplare della regola del primo ordine, esito di questo lavoro di disamina, come nel caso della *Incumbit nobis*, fu trattenuto in curia „ad maiorem cautellam".

---

74 *Non omni spiritui credere, sed probare, si ex Deo sunt spiritus, apostolica nos docet auctoritas, cum angelus Satane in angelum lucis se sepius transfiguret et multi veniant ad vos in vestimentis ovium, qui intrinsecus sunt lupi rapaces, secundum evangelicam veritatem; unde tanto est consultius et maturius procedendum, cum agnos separamus ab edis imo cum oves, que sine pastore videbantur errrare, reducimus ad ovile, vel verius de ovile Christi esse testamur, quanto frequentius specie recti decipimur et vicium sepius falso virtutis palio fibulatur. Debet igitur usque adeo subtiliter pensare singula discretio iudicantis et – quantum iudicium permittit humanum – res etiam perscrutari latentes, ne vel iustos damnet vel nocentes absolvat neve bonum malum vel malum bonum ponens tenebras lucem aut lucem tenebras medentium tenens formam, qui prudenter manus moderantur officium, ne dum pars corupta vel cauterio uritur vel aliter amputatur cum ea trahatur vel ledatur etiam pars sincera*: Alberzoni, Humiliaten (vedi nota 38), pp. 348sg.

75 *Quapropter, cum olim dilectos filios Iacobum de Rondanario et Lafranchum de Laude prepositos ad nostram presentiam misissetis, mandatis vos apostolicis exponentes, parati correctionem et approbationem nostram devote recipere receptamque inviolabiliter observare, quantumcumque nobis gaudium huiusmodi devotionis atulisset affectus ad abolendam tamen suspicionis materiam a cordibus infirmorum et scandalum extinguendum, quod contra vos fuerat obortum, vobis dedimus in mandatis ut, de consilio venerabilis <fratris> nostri A(lberti) Vercellensis episcopi et dilectorum filiorum P(etri) Locediensis et bone memorie .. de Cerreto abbatum, quibus eciam super hoc scripsimus, proposita vestra conformaretis in unum propositum regulare; vos autem receptis litteris nostris eisdem Vercellensi episcopo et abbati Locediensi, cum tertius viam esset universe carnis ingressus, vite vestre formulam et vivendi regulam presentastis, quam et ipsi correxerunt in aliquibus et nobis tandem sub eorum et vestris sigillis exhibitam per dilectos filios P(etrum), tituli Sancti Marcelli presbiterum, et G(ratianum) Sanctorum Cosme et Damiani diaconum cardinales, et fratrem Rainerium examinari fecimus diligenter et examinatam per nos ipsos de fratrum nostrorum consilio in aliquibus corrigentes duximus approbandam, cuius exemplar ad maiorem cautellam apud sedem apostolicam fecimus reservari*: ibid., p. 349.

Anche per tale testo lo studio della terminologia usata dalla cancelleria papale è importante per comprendere non solo l'atteggiamento curiale nei confronti dei petenti ma anche l'esito delle trattative. Essa restituisce infatti le differenze che furono conservate tra le diverse anime della *religio*, in particolare tra i primi due ordini – per i quali la curia utilizzò vocaboli quali *regula*, *institutio regularis*, *ordo canonicus* tipici di comunità regolari – e il terzo ordine dei laici coniugati. Come sottolineato da Maria Pia Alberzoni, anche il vocabolario adoperato nei diversi stadi della procedura per definire i testi normativi in uso prima della *petitio* di riconoscimento – *proposita*, *leges* – e poi confermati dalla sede apostolica – *vivendi forma*, *vivendi regula* – evidenzia la trasformazione, o meglio, la precisazione, dello *status* canonico dei tre ordini.[76]

Un ultimo carattere intrinseco di questo privilegio può fornire elementi utili per comprendere elementi della procedura. Si tratta delle sottoscrizioni cardinalizie. Grazie a tale carattere si può dare un volto a coloro che poterono intervenire in curia nella correzione dei testi normativi (*in aliquibus corrigentes*) e che nella *narratio* si celano dietro al consueto formulario cancelleresco „de fratrum nostrorum consilio".[77]

Per il caso degli Umiliati, dunque, la curia adottò un procedimento più complesso rispetto a quello per i Trinitari, che vide coinvolte numerose figure di ecclesiastici e religiosi cui fu delegato il compito di esaminare e correggere attentamente i testi normativi che avrebbero dovuto regolare la vita delle comunità. Il risultato fu un „ordinamento multiplo"[78], soluzione capace allo stesso tempo di corrispondere alla natura originale del gruppo degli Umiliati e di rispettare le norme del diritto canonico. I primi due ordini assunsero, di fatto, la natura di *religiones* vere e proprie anche se con significative differenze: il primo, infatti, fu disciplinato secondo l'*ordo canonicus*, sul modello della congregazione canonicale di Mortara, mentre i *religiosi* del secondo si impegnarono a seguire il *regulare propositum* approvato dalla curia che prevedeva la professione dei tre voti di povertà, castità e obbedienza. Il terzo ordine, invece, si presentò come una semplice comunità di *fratres* e *sorores* che seguivano il *propositum* corretto e approvato dalla curia. Le strutture di governo dell'intero movimento, infine, furono modellate su quelle dell'ordine cistercense; ciò permise all'„ordinamento multiplo" di conseguire in parte quell'*unitatem* tanto auspicata dagli Umiliati stessi e suggerita da Innocenzo III nella *Licet multitudini*.

76 Ead., Gli umiliati. Regole e interventi (vedi nota 38), p. 354.

77 Cf. la tabella in Appendice.

78 Cf. D. Castagnetti, La regola del primo e secondo ordine dall'approvazione alla „Regula Benedicti", in: Sulle tracce degli Umiliati (vedi nota 38), pp. 163–250, in particolare p. 181. Sui differenti testi normativi degli Umiliati approvati dalla curia e sulla terminologia utilizzata dalla cancelleria papale per identificarli cf. anche Schürer, Propositum (vedi nota 48), pp. 118–123.

4. Un altro caso di approvazione di un testo normativo per una nuova comunità religiosa riguarda invece l'esperienza degli eremiti della Val des Choux, nata sul finire del XII secolo in Borgogna e il cui primo testo normativo fu confermato dalla sede apostolica il 10 febbraio 1205 con la *Solet annuere* conservata sia in *mundum* sia nella versione registrata.[79]

La notizia più antica che attesta l'esistenza della comunità eremitica della Val des Choux è una donazione di un moggio di frumento e di alcune vigne nelle terre di Châtillon fatta alla *domus de Valle olerum* nel 1195 dal vescovo di Langres, Garnier de Rochefort, che era stato abate di Clairvaux tra il 1186 e il 1193.[80] Situato nella diocesi di Langres, all'interno della foresta di Villier, il priorato della Val des Choux fu eretto probabilmente tra il 1193 e il 1195 da Oddone III, duca di Borgogna. Nel necrologio pubblicato da Walter De Gray Birch, databile alla fine del XIII secolo, si legge infatti al

---

79 ASV, Reg. Vat. 5, fol. 197r, <nr. 218>; O. Hageneder/A. Sommerlechner/H. Weil (a cura di), Die Register Innocenz' III., vol. VII: Pontifikatsjahr 1204/1205, Wien 1997 (Publikationen der Abteilung für historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom 7), pp. 379–381, nr. 218. L'originale della lettera con bolla plumbea, non segnalato dagli editori austriaci, è conservato presso Yzeure, Archives départementales de l'Allier, série H, 222. Gli studi su questa esperienza eremitica non sono molti. All'inizio del XX secolo Walter de Gray Birch sulla base di due manoscritti (Paris, Bibliothèque Nationale de France, ms. lat. 18047, fol. 1–48 e Yzeure, Archives départementales de l'Allier, série H, 232, fol. 76–124), pubblicò l'*ordinale* della comunità insieme ad altri documenti conservati presso gli Archives départimentales de l'Allier (W. De Gray Birch [a cura di], Ordinale conventus vallis Caulium. The Rule of the Monastic Order of Val-des-Choux in Burgundy, London 1900). Negli stessi anni Otto Pfülf scrisse un breve saggio sulla diffusione dell'ordine in Germania: O. Pfülf, Der Orden von Val-des-Choux (Kauliten) in Deutschland, in: Stimmen aus Maria Laach 59 (1900), pp. 474–477. Un prezioso inventario dei documenti d'archivio riguardanti il monastero borgognone si trova in H. Gautier, Les documents d'archives du Grand Prieuré du Val-des-Choux, au dépôt départemental de Moulins, avec un aperçu des origines légendaires et historique de ce monastère chef d'ordre Trappistes de la règle de Saint Benoît (1188–1764), in: Bulletin de la Société d'émulation du Bourbonnais: lettres, sciences et arts 28 (1925), pp. 20–38. Sul rapporto tra i Cauliti e il modello cistercense cf. P. Vermeer, Cîteaux-Val-des-Choux, in: Collectanea cisterciensia 16 (1954), pp. 35–44, non senza errori. L'evoluzione istituzionale di questa nuova *religio* nel suo primo secolo di vita è stata descritta da R. Folz, Le monastère du Val des Choux au primier siècle de son histoire, in: Bulletin philologique et historique du Comité des Travaux historiques et scientifiques (1959), pp. 91–115. Di recente è tornato sull'argomento Philipp Carl Adamo con due studi, il primo incentrato sui manoscritti contenenti i primi *statuta* dell'ordine e sul dibattito storiografico ad essi legato, mentre il secondo sul rapporto tra i Cauliti e i Cistercensi: Ph. C. Adamo, The Manuscript and Origins of the Caulite Customary: an historiographic examination, in: Revue Mabillon 72 (2000), pp. 199–220 e id., Secundum morem Cistercensium: The Caulite Critique of Cistercian Pratique, in: Cîteaux 55 (2004), pp. 201–228. Dello stesso autore è in corso di pubblicazione, in una delle collane del Pontifical Institute of Medieval Studies, la tesi dottorale dedicata alla storia istituzionale dell'ordine dei Cauliti tra XII e XIII secolo: cf. Id., New Monks in Old Habits: the Formation of the Caulite Monastic Order, 1193–1267, Toronto, in corso di pubblicazione.

80 La notizia è tratta da un documento regestato nel XVIII secolo da Jean-Baptiste Peincedé. Cf. Dijon, Archives départementales de la Côte-d'Or, Chambre des Comptes de Bourgogne, Inventaires anciens. Recueil de Peincedé, vol. 28, p. 1157, nr. 24.

3 luglio: „commemoracio Odonis, ducis Burgundiae, bone memorie fundatoris Vallis Caulium".[81] Accanto alla figura del nobile patrocinatore, protagonista degli albori di questa esperienza di vita regolare fu un certo *Viardus* che nel medesimo necrologio è indicato come „primus prior Vallis Caulium".[82]

Secondo la mitopoiesi dell'ordine, accolta ancora dalla storiografia del XVIII e XIX secolo, il monastero prese avvio dopo un incontro avvenuto nella foresta di Villiers tra Oddone III, duca di Borgogna, e *Viardus*, il quale viene presentato come un converso della vicina certosa di Notre-Dame de Lugny da questa fuggito per rifugiarsi a vita solitaria e vivere un'ascesi ancora più severa.[83] In questo incontro il duca avrebbe promesso all'eremita di costruirgli un monastero se fosse tornato vincitore da una impresa militare.[84]

Robert Folz ha immaginato più realisticamente che sul finire del XII secolo nella citata foresta vivessero diversi eremiti che si ritrovavano insieme per celebrare l'ufficio liturgico. Il duca Oddone III fece costruire loro un piccolo monastero con una cappella – le prime strutture della *domus Vallis Caulium* – mentre *Viardus*, un converso proveniente dalla certosa di Lugny, dotò tale comunità delle prime consuetudini di vita.

Di queste prime istituzioni non abbiamo il testo originario. Tuttavia, si può supplire a questa lacuna grazie alla lettera inviata da Innocenzo III il 10 febbraio 1205. Si tratta di una normalissima *littera gratiae* che ripropone i consueti caratteri intrinseci tipici di tale documento papale. Questi, tuttavia, se letti in un'ottica comparativa, offrono elementi utili per comprendere meglio il contesto in cui fu approvata la novella comunità di religiosi e la procedura attivata in curia a tale scopo. L'*intitulatio* è uno di questi caratteri. Difatti, a differenza delle prime lettere inviate ai *fratres* Trinitari nel cui indirizzo fu sempre esplicitato il nome di Jean de Matha quale fondatore della nuova *religio*, la *Solet annuere* del 1205 ha un'*intitulatio* che ripropone il formulario utilizzato *ratione officii*: .. priori et fratribus Vallis Caulium".[85] La cancelleria papale cioè si servì dei cosiddetti „due punti di riverenza" seguiti dal titolo di priore,

81 Ordinale conventus (vedi nota 79), p. XXX.

82 Ibid., p. XXIX.

83 La provenienza del primo priore dei monaci della Val des Choux dalla vicina certosa di Lugny è attestata anche dal capitolo CXIX dell'*ordinale* (*Quod omnia monasteria in honore beate Marie et sancti Johannis baptiste dedicentur*): *Decernimus ut omnes ecclesie nostre ac successorum nostrorum in memoria regine celi et terre beate Marie et sancti Johannis baptiste, fundentur ac dedicentur, quia primus pater et constitutor Ordinis nostri de ecclesia Luviniacensi que in honore est beate Marie et sancti Johannes baptiste ad locum Vallis Caulium unde et nos exorti sumus primitus venit.* Cf. ibid., p. 94. Sulla certosa di Lugny cf. J. Legendre, La chartreuse de Lugny des origines au début du XIVe siècle (1172–1332), Salzburg 1975 (Analecta cartusiana 27) e L. Landel, La Chartreuse de Lugny (1172–1789), Salzburg 1987 (Analecta cartusiana 89), pp. 27–144.

84 Folz, Monastère du Val des Choux (vedi nota 79), p. 94; Gautier, Documents d'archives (vedi nota 79), pp. 28–33; Adamo, Manuscript and Origins (vedi nota 79), p. 217.

85 Register Innocenz' III., vol. VII (vedi nota 79), p. 380, nr. 218.

non nominando alcuna persona specifica, in particolar modo il citato *Viardus*. Questo avvalorerebbe l'ipotesi di Robert Folz circa gli albori della comunità in cui parrebbe non esserci un vero e proprio fondatore carismatico.

L'arenga utilizzata, come precedentemente accennato, è uno di quei preamboli impiegati dalla cancelleria papale per *litterae gratiae* il cui uso si consolidò proprio durante il pontificato di Innocenzo III e fu tra i più adoperati nel Duecento.[86] Può essere così riproposta:

> La sede apostolica suole accondiscendere ai pii voti e accordare benevolo favore agli onesti desideri dei richiedenti.[87]

L'arenga *Solet annuere*, diversamente da quella *Cum a nobis petitur* precedentemente analizzata, mette l'accento più sulla benevolenza del pontefice che acconsente favorevolmente ai *pia vota* e agli *honesta desideria* dei petenti. Come osservato da Attilio Bartoli Langeli per il caso della *Solet annuere* indirizzata da Onorio III nel 1223 a Francesco d'Assisi e ai suoi compagni, se la curia scelse tale *incipit* e non un altro tra i disponibili per *litterae gratiae*, pur considerando il carattere retorico di tale elemento diplomatistico, „una ragione deve esserci" e può essere ricondotta all'atteggiamento della curia romana „per governare la galassia degli istituti religiosi, vecchi e nuovi che affollavano la ‚societas christiana'".[88] Con questa lettera la comunità della Val des Choux entrava stabilmente nelle strutture regolari della Chiesa grazie alla benevolenza del pontefice.

La *narratio* è la parte del documento che interessa di più per comprendere la procedura attivata dalla curia per l'approvazione della comunità dei Cauliti.

> Dalle lettere del nostro venerabile fratello Guido, vescovo eletto di Reims, venimmo a conoscenza che mentre egli passava per la diocesi di Langres scoprì che voi avevate assunto un nuovo stile di vita religiosa nella Val des Choux. Indagando sul valore di questo nuovo stile di vita non trovò alcunché che non fosse devoto e onorevole. Dal momento che trovò, come contenevano le medesime lettere...[89]

---

86 Initienverzeichnis (vedi nota 14), pp. 157sg. Cf. anche Kanzleiordnungen (vedi nota 15), p. 257.

87 *Solet anuere et cetera usque impertiri*: Register Innocenz' III., vol. VII (vedi nota 79), p. 380, nr. 218. Il formulario dell'arenga, abbreviato nella lettera registrata, nel *mundum* risulta essere: *Solet annuere sedes apostolica piis votis, et honestis petentium desideriis favorem benivolum impertiri* (Yzeure, Archives départementales de l'Allier, série H, 222). Da notare l'errore del registratore della lettera nella scrittura di *annuere*.

88 Bartoli Langeli, Solet (vedi nota 8), pp. 76sg.

89 *Ex litteris sane venerabilis fratris nostri G(uidonis), electi Remensis, accepimus, quod, dum transiret per diocesim Lingonensem, vos invenit in Valle caulium novellam institutionem ordinis assumpsisse, de cuius meritis diligenter inquirens, nil in eo nisi religiosum comperit et honestum*: Register Innocenz' III., vol. VII (vedi nota 79), p. 380, nr. 218.

In essa si fa riferimento al fatto che Guido, allora cardinale vescovo di Preneste e arcivescovo eletto di Reims, mentre passava dalla diocesi di Langres entrò in contatto con questa esperienza eremitica. Probabilmente a seguito di una richiesta avanzata dagli stessi monaci, il neoletto arcivescovo operò una dettagliata *inquisitio* su questa „novellam istitutionem ordinis" e, non avendovi trovato nulla che non fosse „religiosum et honestum", inviò una relazione al papa nella quale descrisse le consuetudini di vita praticate nella *domus Vallis Caulium*.

Il cardinale di Preneste Guido, appartenente all'ordine cistercense, nel 1189 era stato eletto abate dell'abbazia di Notre-Dame du Val nella diocesi di Parigi. Già in questi anni i legami con la curia romana erano stati intensi tanto che Celestino III lo aveva nominato più volte suo giudice delegato per cause inoltrate all'*audientia* papale. Nel 1194 Guido fu eletto abate di Cîteaux, la carica più importante dell'ordine, e nel 1200 fu cooptato da Innocenzo III nel collegio cardinalizio, assumendo il titolo episcopale della diocesi suburbicaria di Preneste. Il pontefice lo coinvolse fin da subito negli affari più urgenti del governo della Chiesa inviandolo in qualità di legato apostolico nel 1201 in Germania con lo scopo di far riconoscere l'elezione imperiale di Ottone IV.[90] Nel luglio del 1204, inoltre, lo impose al capitolo di Reims come ordinario dopo che la sede arcivescovile era rimasta vacante per ben due anni.[91] Anche dopo essere stato nominato arcivescovo è probabile che egli agì come legato papale nella propria provincia ecclesiastica.

Dunque, tra l'estate e l'autunno del 1204 egli raggiunse l'arcidiocesi assegnatagli e, passando per la diocesi di Langres che di quella remense era suffraganea, gli fu presentata dai monaci stessi o dal vescovo Robert de Châtillon questa esperienza eremitica. Nel dicembre del 1203, infatti, quest'ultimo è attestato già come *Lingonensis electus* in un atto in cui Ugo d'Arceaux riconosce alla diocesi di Langres il possesso in feudo della *villam* di Arcelot.[92] Guido, dunque, agì in qualità di arcivescovo o di legato papale? È probabile che in questa occasione egli svolse funzioni di *apostolice sedis legatus*. Nella *dispositio* della *Solet annuere*, infatti, si fa riferimento al fatto che l'*ordo* cui si rifacevano i monaci era già stato „provida deliberatione de assensu episcopi diocesani statutum".

> Noi dunque, acconsentendo alla vostra giusta petizione, prendiamo sotto la protezione del beato Pietro e nostra le vostre persone e il luogo nel quale vi siete uniti con Dio, con tutti quei beni che al momento attuale possedete e che in futuro potrete ottenere, con l'aiuto di Dio, per concessione dei papi, per liberalità dei re, per donazione dei fedeli o in altre modalità canoniche. Confer-

90 Maleczek, Papst und Kardinalskolleg (vedi nota 59), pp. 133sg. e P. Desportes (a cura di), Diocèse de Reims, Turnhout 1998 (Fasti Ecclesiae Gallicanae 3), pp. 154–156.

91 ASV, Reg. Vat. 5, fol. 162v-163v, <nr. 116>; Register Innocenz' III., vol. VII (vedi nota 79), pp. 184–188, nr. 116.

92 H. Flammarion (Ed.), Cartulaire du chapitre cathédral de Langres, Turnhout 2004 (Atelier de Recherches sur les Textes Médiévaux 7), pp. 181sg., nr. 156.

> miamo specialmente con l'autorità apostolica l'ordinamento di vita stabilito con provvida riflessione e con l'assenso del vescovo diocesano e lo tuteliamo con il patrocinio del presente scritto.[93]

Dunque, per ottenere la conferma della curia il vescovo Roberto di Châtillon richiese probabilmente al cardinale legato ed *electus* della provincia ecclesiastica di farsi carico della *petitio* dei monaci.

Il cardinale cistercense, perciò, dopo aver indagato diligentemente sulla natura di questa nuova comunità eremitica, che da un decennio ormai aveva iniziato una nuova esperienza di vita regolare nella foresta di Villiers, e non trovandovi nulla che fosse passibile di correzione, si fece promotore della *petitio* indirizzata al papa. Nel processo di approvazione Guido ricoprì un ruolo essenziale di mediatore tra i petenti e la curia sia perché fu lui a condurre l'*inquisitio* sia perché fu lui a trasmettere lettere in curia nelle quali da una parte relazionò sullo stato e sulle consuetudini praticate da questa novella comunità e dall'altra, con ogni probabilità, sostenne la richiesta di approvazione.

Nella *Solet annuere* indirizzata al priore e ai frati della Val des Choux, infatti, non troviamo un vero e proprio testo normativo incorniciato dal formulario cancelleresco, come nel caso della *Operante divine dispositionis* indirizzata ai Trinitari dove alla fine della *narratio* la regola era anticipata dalla formula „quorum tenorem, ut evidentius exprimatur, inferius iussimus annotari". Agli eremiti della Val de Choux il pontefice concesse la propria approvazione proprio in base al contenuto delle lettere di Guido, riportato nel dettato della *littera gratiae*. Da una lettura attenta del testo sembra infatti che ciò che Guido riferì in curia assunse valore di testo normativo: è significativo che le *consuetudines* elencate da Innocenzo III in modo non sistematico acquistino un valore normativo grazie all'uso di verbi declinati a un futuro dal sapore esortativo.[94]

Una nota di cancelleria sul verso del *mundum* della *Solet annuere* potrebbe confermare il ruolo svolto dal cardinale Guido nell'*incipit* di questa comunità. Si tratta della *nota procuratoris*. Normalmente questo carattere intrinseco si trova al centro del margine superiore del verso della pergamena e riporta per esteso o in sigla il nome del procuratore, ovvero di colui che introduceva in curia la *petitio*, ne seguiva l'*iter* negli uffici curiali fino al „fiat ut petitur" del papa e poi l'*iter* dello scritto che riportava la

---

93 *Nos autem vestris iustis postulationibus annuentes personas vestras et locum, in quo divino estis obsequio mancipati, cum omnibus, que inpresentiarum rationabiliter possidetis aut in futurum concessione pontificum, largitione regum, et cetera usque suscipimus. Specialiter autem ordinem ipsum provida deliberatione de assensu episcopi diocesani statutum auctoritate apostolica confirmamus et cetera communimus*: Register Innocenz' III., vol. VII (vedi nota 79), pp. 380sg., nr. 218.

94 *Invenit siquidem, prout heedem litterae continebant, quod inter vos unus monachorum, quem vos, filii monachi, eligetis, debeat esse prior, cui omnes, monachi videlicet et conversi, quorum societas vicesimum numerum non transcendet, tanquam spirituali patri reverentiam et obedientiam curabitis exhibere [...]. Nullus vestrum proprium possidebit* [...]. *In conventu singulis diebus missa, et horae canonicae cantabuntur* [...]. *Privatas quoque missas, qui voluerint celebrabunt* [...]" (verbi evidenziati dal sottoscritto): ibid.

decisione pontificia negli uffici della cancelleria, lo riceveva e lo consegnava al destinatario. Quando lo *scriptor* della cancelleria papale redigeva la bella copia solitamente segnava nel verso della pergamena tale sigla. Nella lettera conservata presso gli Archives départementales de l'Allier la *nota procuratoris* riporta una „*G*" maiuscola.[95] Non sappiamo se questa sia l'iniziale di un *Guido* o di un altro nome che inizia per *G* ma non si può escludere che sia proprio l'indicazione del cardinale di Preneste e arcivescovo di Reims Guido de Paredo, anche perché non mancano casi di lettere in cui sono annotati appunti di cancelleria sull'intercessione di cardinali o di altri personaggi di curia per *petitiones* inoltrate alla sede apostolica. Quello che è certo è che la *petitio* della prima comunità dei Cauliti fu gestita in curia da un procuratore.

Il documento papale, infine, si chiude con le clausole derogatorie: la *minatio* e la *sanctio*. La cancelleria papale nella redazione della lettera inserta nel registro, pur contraendo gran parte del formulario come di consueto, volle tuttavia mantenere due vocaboli per definire la natura del documento: *protectio* e *confirmatio*. Come nel caso della *Operante divine dispositionis* tale scelta non dovette essere casuale: la curia con tale *pagina* prendeva sotto la propria protezione la comunità di monaci e i loro beni presenti e futuri e confermava pubblicamente l'*ordo* secondo cui era orientata la loro vita spirituale e la disciplina della loro quotidianità.[96]

5. Un'altra *petitio* giunse in curia poco prima della fine del 1206: la richiesta di conferma del testo normativo per la comunità dei *fratres* di S. Marco di Mantova, il cui esito fu la *Pie postulatio voluntatis* del 18 gennaio 1207.[97] Si tratta di una *littera gratiae*

---

95 Yzeure, Archives départementales de l'Allier, série H, 222.

96 *Nulli ergo et cetera nostre protectionis et confirmationis et cetera. Si quis autem et cetera*: Register Innocenz' III., vol. VII (vedi nota 79), p. 381, nr. 218. Il formulario delle clausole derogatorie, abbreviato nella lettera registrata, nel *mundum* risulta essere: *Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre protectionis et confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum* (Yzeure, Archives départementales de l'Allier, série H, 222).

97 Dopo i lavori di Michele Maccarrone, il quale accennò al caso dei canonici di S. Marco di Mantova inserendolo nel più ampio orizzonte delle riforme innocenziane nel campo della vita religiosa (Maccarrone, Riforme e innovazioni [vedi nota 4], pp. 291–297), e gli studi sullo sviluppo dell'ordine in area veneta di Giuseppina de Sandre Gasperini e di Antonio Rigon (G. De Sandre Gasparini, Aspetti di vita religiosa, sociale ed economica di chiese e monasteri nei secoli XIII–XV, in: G. Borelli (a cura di), Chiese e monasteri nel territorio veronese, Verona 1981, pp. 133–194; Ead., Movimenti evangelici a Verona all'epoca di Francesco d'Assisi, in: Le Venezie francescane 2 (1985), pp. 154sg.; Ead., L'assistenza ai lebbrosi nel movimento religioso dei primi decenni del Duecento veronese: uomini e fatti, in: G. G. Merlo (a cura di), Esperienze religiose e opere assistenziali nei secoli XII e XIII, Torino 1987, pp. 85–121; Ead., Itinerari duecenteschi di comunità religiose di „fratres et sorores" nel territorio veronese, in: Uomini e donne in comunità, Verona 1994 (Quaderni di storia religiosa 1), pp. 191–220; A. Rigon, Penitenti e laici devoti fra mondo monastico-canonicale e ordini mendicanti: qualche esempio in area veneta e mantovana, in: Ricerche di storia sociale e religiosa 17–18 (1980), pp. 51–73) e in area emiliana di Daniela Romagnoli (D. Romagnoli, La „Domus Religionis veteris"

tràdita unicamente nella trascrizione redatta nel XVIII secolo da Giovanni Benedetto Mittarelli e Anselmo Costadoni negli *Annales camaldulenses*.[98] Dopo la soppressione dell'ordine nel XVI secolo, infatti, l'intero archivio di S. Marco di Mantova passò ai Camaldolesi. Nel XIX secolo il *mundum* doveva essere ancora custodito in un armadio in S. Marco a Mantova ma purtroppo non si è conservato o attualmente non è stato ancora reperto.[99]

L'*inscriptio* della lettera è il primo carattere intrinseco utile a comprendere il percorso istituzionale fatto dalla comunità di *fratres* e *sorores* negli anni precedenti alla conferma pontificia. Il documento fu indirizzato a „prete Alberto maestro e ai frati di S. Marco".[100] Come in altri casi precedentemente analizzati, la lettera ha come destinatario innanzitutto una persona fisica – in questo caso il *presbiter* Alberto –, titolata con una qualifica che ne attesta il ruolo di guida – Alberto è presentato come *magister* della comunità di *fratres* –, e poi la comunità a lui legata che diviene con questo riconoscimento a tutti gli effetti la *religio* di S. Marco. La cancelleria papale, dunque, predispose un'*inscriptio ad personam*, riconoscendo in Alberto certamente il punto di riferimento istituzionale della nascente *religio* e probabilmente anche il fondatore stesso della novella istituzione e volle dichiararlo pubblicamente. Tale annotazione è tutt'altro che superflua se si tiene presente che solo qualche mese prima, il 22 maggio 1206, Innocenzo III inviò „rectoribus et fratribus de Penitentia, qui dicimini fratres Calendatii ecclesie sancti Marci Mantue" l'*Attendentes verbum* con la quale concesse loro l'esenzione dalle incombenze del secolo (servizio militare, uffici pubblici, pagamento di dazi).[101] In questo caso, tuttavia, Alberto non solo non è mai citato ma soprattutto non è il destinatario della lettera.

---

di Parma: costituzione del dossier, in: Religiones novae, Verona 1995 (Quaderni di storia religiosa 2) pp. 87–105), si deve alle ricerche di Giuseppe Gardoni una puntualizzazione chiara e ben documentata degli inizi della *religio* fondata dal presbitero Alberto (G. Gardoni, „Domus seu religio": contributo allo studio della Congregazione dei Canonici di San Marco nella Mantova comunale, in: Rivista di Storia della Chiesa in Italia 59 (2005), pp. 13–39 e id., Governo della Chiesa e vita religiosa a Mantova nel XIII secolo, Verona 2008, pp. 204–237). Cf. anche M. Vaini, Dal comune alla Signoria. Mantova dal 1200 al 1328, Milano 1986 (Collana di fonti e studi dell'Istituto di storia economica dell'Università L. Bocconi 3), pp. 83–87.

98 J.-B. Mittarelli/A. Costadoni (a cura di), Annales Camaldulenses ordinis Sancti Benedicti, vol. 4, Venetiis 1759, coll. 635–638, nr. 14.

99 Gardoni menziona un'inedita *Informazione istorica sopra l'origine dei canonici regolari di San Marco di Mantova e dello stato presente di quella chiesa* del secolo XIX, in cui si fa riferimento al citato armadio in cui erano conservate „le antiche scritture di sua fondazione colle bolle e privilegi di molti sommi pontefici e privilegi scritti per la maggior parte con lettera gotica" fra le quali „evvi pure un libro intiero di pergamena in cui nobilmente scritte a caratteri d'oro ed ornate con dotte figure leggensi le regole sotto le quali vivevano li canonici" (Mantova, Archivio di Stato, Documenti patrii raccolti da Carlo D'Arco, b. 122, c. 8v). Cf. Gardoni, Domus seu religio (vedi nota 97), p. 15 n. 16.

100 *Innocentius episcopus servus servorum Dei dilectis filiis presbytero Alberto magistro et fratribus sancti Marci salutem et apostolicam benedictionem*: Annales Camaldulenses (vedi nota 98), col. 635.

101 Ibid., col. 635, nr. 13.

Tuttavia, che da almeno un decennio fosse già nei fatti il punto di riferimento della comunità di *fratres* e *sorores* che si costruì intorno alla *domus* di S. Marco risulta chiaro da un documento del gennaio 1197 con il quale i mantovani Iacopo *de Antelmo* e il beccaio Domaffolo chiesero al vescovo eletto Enrico di concedere la ‚prima pietra' per l'edificazione della chiesa di S. Marco. In questo documento il *presbiter* Alberto risulta destinatario del terreno donato da Iacopo e dai suoi familiari e a lui è affidato il compito di „*instruere* religiose vivere et *hortari* fideles bene facere". Questo *vivere religiose* nelle indicazioni del donatore avrebbe dovuto espletarsi „secundum statuta apostolorum et sancti Augustini et aliorum sanctorum".[102]

L'arenga della *Pie postulatio voluntatis* ripropone un formulario già in uso presso la cancelleria papale dall'inizio del XII secolo che, come quelli *Solet annuere* o *Cum a nobis petitur*, andò consolidandosi durante il pontificato di Innocenzo III. Può essere così riproposto:

> La supplica che nasce da un pio desiderio deve essere portata a pieno compimento, sia perché il vigore della santa religione si diffonda in modo più esteso sia perché la sincerità della pietà religiosa risplenda con merito.[103]

Il preambolo utilizzato dalla cancelleria papale in questo caso sottolinea maggiormente la benevolenza del *caput ecclesiae* nei confronti di richieste generate da una *pia voluntas*, necessaria perché lo sviluppo della *sacra religio* sia duraturo. Nella *Pie postulatio voluntatis* manca una *narratio* vera e propria anche se all'inizio della *dispositio* si accenna alle *postulationes* inoltrate in curia dai petenti.

> Perciò, o figli diletti nel Signore, favorevoli alle vostre richieste confermiamo con l'autorità apostolica la vostra regola che insieme avete approvato stabilendola con provvida riflessione, il cui testo facemmo inserire nelle presenti lettere.[104]

---

102 Ibid., coll. 630–633, nr. 11. I tratti essenziali della figura di Alberto da Mantova sono brevemente tratteggiati nel documento del 1197: *Interrogata domina Berta, et omnibus aliis celebratis, que lex iubet, tradidi cartam donationis donationis presbitero Alberto, ut instrueret religiose vivere, et hortaretur fideles bene facere loco noviter hedificando, qui quamvis moretur in cappella monasterii sancti Andree, et pro illo beneficio sit frater monasterii beneficiatus, non tamen se obtulit, nec habitum suscepit, nec professionem vel obedientiam fecit abbati, sed libere potest ire ad quemlibet locum regularem vel irregularem pro voluntate sui, non petita licentia abbatis, cum omnibus suis libris, sicut continetur in instrumento facto inter se et abbatem*: ibid., col. 631. Da quello che si evince da questo breve ritratto, Alberto da Mantova doveva certamente essere un *litteratus*, perito in particolare in diritto. Prima di figurare come guida della comunità di S. Marco frequentò il monastero cittadino di S. Andrea senza tuttavia fare presso di esso la professione. Egli, infatti, aveva stipulato un contratto con l'abate che gli permetteva una certa elasticità nella partecipazione alla vita della comunità.

103 *Pie postulatio voluntatis effectu debet prosequente compleri, ut et sacre religionis vigor succrescat uberius, et devotionis sinceritas laudabiliter enitescat*: ibid., col. 635, nr. 14.

104 *Eapropter dilecti in Domino filii vestris postulationibus inclinati regulam vestram, quam deliberatione provida statuentes communiter approbastis, auctoritate apostolica confirmamus, et presentis scripti patrocinio communimus, cuius tenorem presentibus literis fecimus annotari*: ibid.

Il testo, a differenza dei precedenti, è molto scarno di notizie in relazione alla procedura e fa riferimento in modo abbastanza vago solamente alle richieste inoltrate da Alberto e dai frati di S. Marco che il papa corrispose con il suo „fiat ut petitur". Se la lettera è del 18 gennaio 1207 è probabile che Alberto e chi con lui si fosse recato personalmente presso la sede apostolica nei mesi precedenti o avesse inviato una *petitio* facendola seguire da un procuratore.

D'altronde il presbitero mantovano non aveva bisogno di molte presentazioni in curia giacché fin dagli inizi del 1205 Innocenzo III lo aveva conosciuto e aveva potuto apprezzare le sue doti sia di abile mediatore sia di riformatore religioso e per questo lo aveva coinvolto quale *visitator et provisor*, insieme all'abate di Tiglieto Gerardo e al vescovo di Vercelli Lotario, per la riforma di chiese e monasteri dell'Italia settentrionale. Secondo quanto ipotizzato da Maria Pia Alberzoni, fu proprio all'inizio del 1205 che Alberto avanzò la richiesta di un riconoscimento pontificio per la comunità di S. Marco.[105] Alla luce delle procedure analizzate in questo studio, tuttavia, risulta difficile immaginare un lasso di tempo così lungo tra l'inoltro della *petitio* e la *iussio* del papa, anche perché la comunità di S. Marco era un'esperienza di vita religiosa che godeva già da un decennio della stima e della protezione dell'ordinario diocesano e della comunità cittadina e su cui non aleggiava nessuna ombra di sospetto.[106] Dunque, è difficile pensare che il papa e i cardinali ebbero bisogno di ben due anni per valutare la richiesta di Alberto, anche perché il testo normativo confermato, salvo alcuni punti, riprende in toto la regola dei canonici di S. Maria *de Portu* approvata da Pasquale II all'inizio del XII secolo e dunque non ebbe bisogno di particolari revisioni e correzioni.

È più probabile che la fama di Alberto fosse giunta in curia all'inizio del 1205 grazie alla sua azione di mediatore nei conflitti insorti all'interno del comune di Ravenna nel 1204 e tra i comuni di Modena e Bologna nel 1205. Innocenzo III allora lo coinvolse nel suo programma di riforma della vita religiosa nel nord della penisola e tra l'ottobre 1206 e l'inizio del 1207 lo nominò suo delegato insieme all'abate di Tiglieto e al vescovo di Vercelli per intervenire nel difficile conflitto tra il comune e il vescovo di Piacenza.[107] È plausibile che la richiesta di conferma della regola di S. Marco fu inoltrata in curia proprio in questo periodo, vale a dire tra la fine del 1206 e l'inizio del 1207. Il 18 gennaio infine la procedura si concluse.

---

105 M. P. Alberzoni, Gli strumenti del controllo papale: i visitatores et provisores Lombardie, in: QFIAB 73 (1993), pp. 122–177, ora in ead., Città, vescovi e papato (vedi nota 49), pp. 79–110, in particolare pp. 98–100.

106 Gardoni, Governo della Chiesa (vedi nota 97), pp. 208sg.

107 P. Racine, Innocent III et la commune de Plaisance, in: F. Bériac (a cura di), Les prélats, l'Église et la société, XIe-XVe siècles. Hommage à Bernard Guillemain, Bordeaux 1994, pp. 207–217, 208 e P. Racine, I vescovi e il governo comunale, in: Id. (a cura di), Il Medioevo. Dalla riforma gregoriana alla vigilia della riforma protestante, Brescia 2009 (Storia della Diocesi di Piacenza 2/II), pp. 95–123, in particolare pp. 114–116.

Se si accetta questa ipotesi risulta comprensibile perché nella *Attendentes verbum* del maggio 1206 Alberto non fu citato come responsabile ultimo dei *fratres* che vivevano presso S. Marco. Solo la conferma papale della regola fissò e convalidò pubblicamente una situazione di fatto che era già chiara nella realtà ma che fino a quel momento era caratterizzata ancora da una certa fluidità. Non è un caso che gli incarichi affidati dalla curia ad Alberto cessarono nel corso del 1207, pochi mesi dopo la *Pie postulatio voluntatis*: sia lo stesso Alberto sia la curia riconobbero forse la necessità che il *magister* profondesse maggiormente le proprie energie nella guida della *religio* appena riconosciuta.[108]

6. Alcuni mesi dopo la conferma della regola della comunità di S. Marco, nel settembre del 1207, nel Midi francese, più precisamente a Pamiers nel castello del conte Raymond-Roger di Foix, si svolse una delle consuete dispute tra cattolici e valdesi.[109] Alla discussione parteciparono per la parte cattolica Diego, vescovo della diocesi castigliana di Osma[110], il suo giovane priore Domenico di Calaruega[111], Navarro, vescovo di Couserans, Vitale, priore dei canonici di Saint Antonin, e molti altri abati della regione, mentre per la parte valdese Durando di Huesca e altri suoi compagni.[112] Conclusa la disputa l'arbitro eletto dalle parti, Arnaldo di Crampagna, sancì pubblicamente la vittoria della parte cattolica. A seguito di questa sconfitta sul piano dottrinale, Durando e i suoi *socii* decisero di prendere la via verso l'Urbe per incontrare il pontefice. Cosa li spinse verso Roma?

---

108 Alberzoni, Strumenti (vedi nota 105), p. 100.

109 M.-H. Vicarie, Rencontre à Pamiers des courants vaudois et dominicain, in: Vaudois languedociens et Pauvres Catholiques, Toulouse 1967 (Cahiers de Fanjeux 2), pp. 163–194. Cf. anche K.-V. Selge, Die ersten Waldenser. Mit Edition des Liber antiheresis des Durandus von Osca, vol. 1, Berlin 1967 (Arbeiten zur Kirchengeschichte 37/1), pp. 193–225; C. Thouzellier, Catharisme et valdéisme en languedoc à la fin du XIIe et au début du XIIIe siècle, Paris 1965, pp. 215–218; Merlo, Eretici (vedi nota 38), p. 54; C. Papini, Valdo di Lione e i „poveri nello spirito". Il primo secolo del movimento valdese (1170–1270), Torino 2001, pp. 250–260. In generale, sul movimento valdese sul quale esiste una bibliografia sterminata, si rimanda al fondamentale studio di G. G. Merlo, Valdesi e valdismi medievali, Torino 1984 (Studi storici) e al bilancio storiografico in M. Benedetti (a cura di), Valdesi medievali: bilanci e prospettive di ricerca, Torino 2009 (Studi storici).

110 Cf. oltre alla voce biografica D. Berg, Diego von Azevedo (de Acebes), Bischof von Osma, sel. († 1207), in: Lex. MA, vol. 3, München 1986, coll. 999sg. anche L. S. Varas, El obispo Diego de Acebes y el Cabildo de la catedral de Osma. Raíces espirituales de Santo Domingo de Guzmán, in: Domenico di Caleruega (vedi nota 5), pp. 91–129.

111 M.-H. Vicarie, Histoire de saint Dominique, 2 voll., Paris 1982 (Semeurs) e S. Tugwell, Note on the life of St. Dominic, in: Archivum Fratrum Praedicatorum 65 (1995), pp. 5–169, 66 (1996), pp. 5–200, 67 (1997), pp. 27–59, 68 (1998), pp. 5–116, 73 (2003), pp. 5–141.

112 Oltre ai citati lavori di Kurt-Victor Selge e di Christine Thouzellier cf. S. G. Torras, Durand de Huesca y la lucha contra el catarismo en la Corona de Aragón, in: Anuario de Estudios Medievales 39 (2009), pp. 3–25.

Come ha ben documentato la storiografia già da molti decenni, a partire dal padre Vicaire e poi soprattutto Kurt-Victor Selge e Christine Thouzellier, le *débâcle* di Pamiers segnò per Durando di Huesca e molti suoi compagni una svolta, da non intendersi tuttavia come una conversione sulla via di Damasco quanto piuttosto come la conferma a intenzioni già da tempo maturate in seno a una parte del movimento valdese. Già nel *Liber Antiheresis*, le cui fasi redazionali sono collocabili cronologicamente tra il 1190 e il 1207, infatti, si possono scorgere tracce di un acceso dibattito interno tra le diverse anime del movimento valdese che Kurt-Victor Selge ha identificato come un'ala „destra" o „centro", fedele alla Chiesa di Roma e all'ideale apostolico proposto da Valdo, e un'ala „sinistra", molto critica nei confronti della gerarchia e contraria ai sacramenti officiati da sacerdoti in stato di peccato, in cui si erano da tempo verificate infiltrazioni eterodosse.[113]

Tali dibattiti portarono a una crisi interna al movimento – le cui prime tracce sono ravvisabili già intorno al 1200 – che Valdo stesso tentò di arginare in modo deciso escludendo dalla comunità coloro che avevano abbracciato tesi eretiche. La presenza del fondatore, anche negli anni travagliati dello scisma interno, funse tuttavia da centro di gravità; il tratto fortemente carismatico della conduzione, nelle intenzioni e nei *desiderata* di Valdo, sarebbe stato in grado, in un certo senso, di sostituire le strutture organizzative tipiche di una comunità regolare.

Ma intorno al 1206/1207 Valdo morì e chi lo aveva seguito fedelmente come Durando di Huesca – Kurt-Victor Selge ne parla come del „plus grand événement de sa [di Durando] vie"[114] – dovette percepire il problema della mancanza di una struttura organizzativa del movimento come una sua possibile causa di sfaldamento. Altri due elementi, messi in luce dallo storico tedesco, affiorarono probabilmente alla coscienza di Durando e compagni dopo la ‚sconfitta' di Pamiers e potrebbero dare ragione del viaggio a Roma. Innanzitutto sul piano dottrinale, in particolare sul tema della predestinazione, la disputa del 1207 dovette mettere in crisi le certezze di Durando tanto che qualche anno dopo, nel suo *Liber contra manicheos* osserverà „unde non debemus nimium cogitare super illa [vale a dire sulla predestinazione], ne in heresim incidamus"[115]: egli probabilmente non si sentì più così sicuro della propria ortodossia e dovette attraversare una sorta di crisi di fede. In secondo luogo, le difficoltà con l'episcopato del Midi della Francia, in particolare dopo la condanna del 1184, e i contrasti interni al movimento negli anni precendenti al primo viaggio romano fecero sentire la necessità di un appoggio autorevole esterno che potesse sal-

113 K.-V. Selge, L'aile droite du mouvement vaudois et naissance des pauvres catholiques et des pauvres réconciliés, in: Vaudois languedociens (vedi nota 109), pp. 227–242. Un breve profilo critico dell'esperienza di Valdo di Lione si trova ora in G. G. Merlo, Valdo. L'eretico di Lione, Torino 2010.

114 Selge, Aile droite (vedi nota 113), p. 230.

115 C. Thouzellier (a cura di), Une somme anti-cathare. Le Liber contra Manicheos de Durand de Huesca, Louvain 1964 (Spicilegium Sacrum Lovaniense. Études et documents 32), p. 323.

vaguardare il nucleo orginario dell'intuizione di Valdo sia dalle critiche della gerarchia sia dalle tendenze centrifughe interne.

All'inzio dell'autunno del 1207, dunque, Durando di Huesca, insieme ai compagni Giovanni di Narbonne, Ermengardo e Bernardo di Béziers, prese la via di Roma. Innocenzo III li accolse con benevolenza cogliendo forse nella richiesta di riconoscimento di questi chierici colti la possibilità di dotarsi di quell',esercito' di „multi habentes zelum Dei secundum scientiam, potentes in opere et sermone, ac parati de ea quae in nobis est fide, et spe"[116] che avrebbe voluto affiancare ai legati papali per la lotta all'eresia nel sud della Francia. Incanalando il loro desiderio di predicazione contro gli eretici dentro una forma di vita consona alle norme canoniche il papa avrebbe ottenuto così un duplice risultato: salvare delle anime, riammettendo il gruppo di valdesi nella comunione ecclesiale; dotarsi di uno strumento efficace e soprattutto funzionale ai progetti della curia.

La procedura che portò al reintegro di Durando e compagni nel seno della Chiesa romana e all'approvazione del loro *propositum conversationis* richiedette un tempo più lungo dell'*usus* invalso in quegli anni per l'approvazione di *novae religiones*, non foss'altro perché non si trattava semplicemente di confermare la regola di una nuova comunità religiosa come era accaduto con i Trinitari, i Cauliti o i canonici di S. Marco. Il caso, dal punto di vista procedurale, dovette essere anche più spinoso di quello degli Umiliati perché a differenza di questi ultimi fu necessaria, innanzitutto, una *professio fidei* che attestasse la rinuncia definitiva a quelle tesi che erano circolate soprattutto nell'ala „sinistra" del movimento. In primo luogo, perciò, i quattro valdesi e chi con loro furono esaminati dal punto di vista dottrinale da una commissione curiale. È probabile che, come avvenne nel 1179 per il caso di Valdo, tale commissione fosse presieduta dal penitenziere maggiore che in quel frangente era Nicola, cardinale vescovo di Tusculum.[117] Egli è infatti attestato in curia per tutto il 1207 e anche per il 1208.[118] Tale ipotesi è ulteriormente avvalorata dalla cronaca di Guglielmo di Puylaurens il quale afferma che Durando e compagni „sedem apostolicam adierunt et penitentiam habuerunt, data sibi licencia vivendi regulariter, ut audivi".[119]

Nel contempo in curia si procedette probabilmente anche all'esame della norma di vita secondo la quale la nuova comunità avrebbe dovuto vivere. Se si accetta la congettura che i valdesi giunsero presso la sede apostolica nei mesi finali del 1207 e

116 ASV, Reg. Vat. 5, fol. 152r-153r, <nr. 76, 77>; Register Innocenz' III., vol. VII (vedi nota 79), pp. 122–126, nr. 77, in particolare p. 124.

117 E. Göller, Die päpstliche Pönitentiarie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgestaltung unter Pius V., vol. I/1, Roma 1907 (Bibliothek des Kgl. Preussischen Historischen Instituts in Rom 3), p. 86. Sulla figura del cardinale vescovo di Tusculum Nicola cf. P. Silanos, Nicola di Tuscolo, in: DBI, vol. 78, Roma 2013, pp. 465–467.

118 Maleczek, Papst und Kardinalskolleg (vedi nota 59), pp. 386sg.

119 Guillaume de Puylaurens, Chronica magistri Guillelmi de Podio Laurentii, J. Duvernoy (a cura di), Paris 1976 (Sources d'histoire médiévale 8), p. 48.

vi stettero sino alla conferma del loro *propositum* avvenuta il 18 dicembre 1208 la procedura per l'approvazione della loro comunità durò circa un anno.[120] La lettera che sancisce la fine di questo percorso di reintegro e la nascita di una nuova esperienza di vita religiosa è la *Eius exemplo* contenuta nel registro dell'XI anno di pontificato di Innocenzo III.[121]

L'epistola, come molti documenti papali, ha un carattere ambivalente: potremmo dire che è sia una *littera gratiae* sia una *littera iustitiae*.[122] Da qualsivoglia punto di osservazione la si voglia vedere, essa è indirizzata all'arcivescovo di Tarragona, Ramón de Rocabertí, e ai suoi suffraganei. L'arenga, molto semplice, utilizzata dalla cancelleria papale solo durante il pontificato di Innocenzo III[123], attraverso due citazioni paoline – la prima tratta dalla prima Lettera ai Corinzi (1Cor, 14, 33) e la seconda dalla prima Lettera a Timoteo (1Tm 2, 4) – fonda da un punto di vista ideale il processo di riconciliazione.

> Sull'esempio di Colui „che non è un Dio di disordine ma di pace", „volendo che tutti gli uomini siano salvati e giungano alla conoscenza della verità".[124]

Il pontefice, ad imitazione di Dio, non volendo che la Chiesa fosse attraversata dal disordine e dalla discordia e, in forza del proprio magistero, usò misericordia verso

---

120 La storiografia ha utilizzato un riferimento contenuto nel *Liber contra Manicheos* di Durando per corroborare tale congettura. Nel primo capitolo dell'opera, infatti, Durando osserva: Deus *est* qui fecit hunc mundum et omnia que in eo sunt, *quod Rome et in multis aliis ecclesiis in bibliothecis legimus ab initio scriptum et in libris nostris semper est, et etiam in nonnullis hereticorum libris ipsum hunc scriptum vidimus* (Somme anti-cathare [vedi nota 115], p. 91). Ritengo tuttavia che non ci siano elementi per operare un nesso necessario tra il riferimento allo studio di Durando nelle biblioteche romane e il suo soggiorno presso la sede apostolica tra il 1207 e il 1208. Se il *Liber contra Manicheos* è databile negli anni 1223–1230, infatti, questo indizio autobiografico potrebbe essere riferito ad ognuno dei tre viaggi romani di Durando (il primo tra settembre 1207–dicembre 1208; il secondo tra luglio 1209–maggio 1210; il terzo nella primavera del 1212).

121 ASV, Reg. Vat. 7A, f. 81v-82r, <nr. 196>; O. Hageneder/A. Sommerlechner (a cura di), Die Register Innocenz' III., vol. XI: Pontifikatsjahr 1208/1209, Wien 2010 (Publikationen der Abteilung für historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom 11), pp. 311–316, nr. 191.

122 Come ha osservato Thomas Frenz „la veste del documento fa riferimento non tanto al destinatario, quanto piuttosto al beneficiario (= richiedente): l'ordine ad un vescovo di non importunare un monastero rappresenta per il monastero in questione una grazia ed è perciò che la lettera è sigillata con filo serico" (Frenz, Documenti pontifici ([vedi nota 8], p. 25). Per tale motivo la *Eius exemplo* può essere considerata innanzittutto come una *littera gratiae* perché ha la sua origine nelle *postulationes* di Durando e compagni. Allo stesso tempo essa ha i caratteri e il contenuto di una *littera iustitiae* o *mandatum* attraverso cui il pontefice esortava gli ordinari diocesani della provincia ecclesiastica di Tarragona di riconciliare tutti coloro che si fossero aggregati a Durando e avessero fatto giuramento sulla stessa *professio*. Cf. anche de Lasala/Rabikauskas, Documento medievale (vedi nota 7), pp. 199sg.

123 Initienverzeichnis (vedi nota 14), p. 62.

124 *Eius exemplo, qui non est Deus dissensionis sed pacis, volens omnes homines salvos fieri et ad agnitionem veritatis venire*: Register Innocenz' III., vol. XI (vedi nota 121), p. 312, nr. 191.

coloro che „vagavano erranti", affinché giungessero alla conoscenza della verità. Riecheggiano qui i temi utilizzati nelle arenghe delle lettere indirizzate agli Umiliati, in particolare la *Diligentiam pii patris* e la *Non omni spiritui*. Sul finire del preambolo si innesta una breve *narratio* che introduce alla *professio fidei*:

> accogliemmo con paterna bontà i diletti figli Durando d'Osca e i suoi compagni che vennero presso la sede apostolica e comprendemmo pienamente ciò che si curarono di esporci a nome proprio e dei propri fratelli. Dopo averli esaminati attentamente, da ciò che ci dissero circa gli articoli di fede e i sacramenti della Chiesa apprendemmo che loro conoscono la fede ortodossa e professano la verità cattolica. Tuttavia, per una loro più manifesta comunicazione, posti vicino i Vangeli e collocato lo scritto della loro confessione, su di essi ricevemmo da loro un simile giuramento.[125]

Da questo passaggio della lettera si viene dunque a conoscenza della procedura attivata dal penitenziere maggiore e dai suoi collaboratori per verificare l'ortodossia dei petenti, il cui esito fu la produzione di uno scritto – la *professio* – sul quale i riconciliati fecero il seguente giuramento di fronte al pontefice.

> „Io Durando d'Osca", disse, „nelle tue mani consacrate, sommo pontefice signor Innocenzo, invoco Dio a testimone della mia anima, credo con semplicità e in modo vero a quanto è contenuto in questo scritto e non crederò mai a ciò che è contrario ma mi opporrò per quel che posso a coloro che credono l'opposto. A te certamente, in quanto successore del beato apostolo Pietro, e agli arcivescovi, vescovi e prelati, nelle cui diocesi e parrocchie mi tratterrò, mostrerò un'obbedienza e una riverenza tanto dovute quanto devote".[126]

Nella lettera segue inserto il testo della professione di fede. Nella *dispositio*, poi, Innocenzo III stabilì che fosse incluso nel documento papale anche il testo del *propositum conversationis*.

> Tuttavia, poiché per la salvezza è necessaria non solo una fede retta ma anche le opere buone, dal momento che, come „senza fede è impossibile essere graditi a Dio", così la „fede, senza le opere è morta", stabilimmo che fosse inserito in questa pagina il loro proposito di vita religiosa, il cui testo è tale.[127]

---

125 .. *venientes ad apostolicam sedem dilectos filios Durandum de Osca et socios eius paterna benignitate suscepimus et ea, que nobis tam pro se quam pro fratribus suis exponere curaverunt, pleno concepimus intellectu*: ibid.

126 *Ex hiis ergo, que nobis de articulis fidei et sacramentis ecclesie diligenter examinati dixerunt, cognovimus eos fidem sapere orthodoxam et catholicam astruere veritatem. Ad maiorem tamen expressionem appositis Evangeliis et scripto confessionis eorum imposito super illa recepimus ab eis huiusmodi iuramentum*: ibid.

127 *Quia vero non solum fides recta sed bona etiam operatio exigitur ad salutem, quoniam, sicut sine fide impossibile est placere Deo, ita fides sine operibus mortua est, propositum quoque conversationis eorum presenti pagine duximus annotandum, cuius tenor est talis*: ibid., p. 315.

Come rilevato da Markus Schürer, anche in questo caso, come per quello degli Umiliati, la cancelleria papale utilizzò una terminologia fluida per identificare il testo normativo a cui la nuova comunità di predicatori avrebbe dovuto far riferimento. L'espressione *propositum conversationis* che normalmente è riferita all'intenzione di conversione della propria vita secondo i *precepta* evangelici nel contesto della lettera assume il significato anche di testo scritto dalla valenza giuridica.[128] Alla fine della *dispositio* si trova notizia di un'altra tappa della procedura attivata dalla curia per il riconoscimento della comunità riconciliata e del suo testo normativo.

> Noi, dunque, dopo esserci consigliati con i nostri fratelli cardinali, con lettere apostoliche vi ordiniamo che, ricevuto un simile giuramento da altri frati, li riconciliate all'unità con la Chiesa e rendiate pubblico che essi sono veramente cattolici e buoni fedeli, custodendoli immuni da ogni scandalo e infamia nelle predette cose e in altre, secondo il volere di Dio, e usando misericordia per Dio li aiutiate per ciò che riguarda le lettere testimoniali e gli altri ammennicoli.[129]

Entrambi i testi, sia quello della *professio fidei* sia quello del *propositum conversationis*, furono discussi in concistoro insieme ai cardinali presenti in curia ed infine approvati dal papa. Un'elemento interessante emerge dall'analisi della lettera indirizzata all'arcivescovo di Tarragona sul quale vale la pena di riflettere. In essa la cancelleria papale non utilizza mai né in relazione ai testi inserti né in relazione alla comunità di cui Durando diventerà *prior* i verbi *approbare* e *confirmare* che, come abbiamo visto per tutte le altre lettere esaminate, descrivono l'atto giuridico del papa di riconoscimento dell'esperienza di vita regolare presentata in curia. Se i termini non avessero un risvolto giuridico nella prassi la questione potrebbe sembrare leziosa. Ma proprio per il loro valore normativo essa va considerata per comprendere appieno il significato della *Eius exemplo*. Con il termine *approbare*, infatti, la cancelleria papale intendeva attestare normalmente la concessione orale del favore o del consenso accordato dal pontefice mentre con il termine *confirmare* esprimeva la ratifica di questo mediante la forza della scrittura.

Pur con le dovute cautele, dovute alla fluidità della terminologia stessa, si può tuttavia immaginare che lo scopo primario della *Eius exemplo* fu quello di affermare pubblicamente agli ordinari del Midi francese che il pontefice era dalla parte di questi chierici colti e preparati teologicamente, che li riaccoglieva benevolmente nella comunione ecclesiale e affidava loro un compito all'interno del più ampio progetto di

---

128 Schürer, Propositum (vedi nota 48), pp. 124sg.

129 *Nos igitur habito fratrum nostrorum consilio per apostolica vobis scripta mandamus, quatinus recepto a ceteris fratribus simili iuramento reconcilietis eos ecclesiastice unitati et denuntietis ipsos vere catholicos ac recte fideles, in prescriptis et aliis eos secundum Deum ab omni scandalo et infamia servantes immunes et in litteris testimonialibus et aliis amminiculis ipsos propter Deum misericorditer adiuvetis*: Register Innocenz' III., vol. XI (vedi nota 121), p. 316.

lotta all'eresia: „lectioni, exhortationi doctrine et disputationi contra omnes errorum sectas desudare".[130]

Se il pontefice mostrò una tale benevolenza nei confronti di questi *clerici* perché nella *Eius exemplo* non approvò o confermò loro nulla? L'epistola papale riporta i testi sia della *professio* sia del *propositum*. Di per sé ciò basterebbe a concludere che questi testi furono confermati dal pontefice. L'ipotesi che si può formulare, a questo punto, è che non furono inseriti verbi espliciti e dal risvolto giuridico come *approbare* o *confirmare* perché si trattava di un esperimento molto particolare. Herbert Grundmann ha giustamente sottolineato il fatto che i Poveri cattolici non possono essere considerati come un vero e proprio ordine. Si trattò piuttosto di un „primo tentativo per creare una forma di organizzazione di una società di predicatori itineranti riconosciuti dalla Chiesa", la cui vita non era regolata secondo i tradizionali testi normativi di riferimento.[131] Inoltre, a differenza del terzo ordine degli Umiliati, i Poveri cattolici non potevano contare su una comunità regolare di monaci o canonici ben definita, come potevano esserlo il primo e il secondo ordine degli Umiliati, che garantiva di fronte alla gerarchia ecclesiastica il riferimento a forme di vita regolare canoniche.

Il carattere fluido e sperimentale del gruppo stesso si riflette perciò nelle lettere preparate dalla cancelleria. Tale caratteristica è riscontrabile anche nelle altre due epistole *gratiae*, facenti parte il *dossier* dei Poveri cattolici, contenute nel medesimo registro papale e datate anch'esse 18 dicembre 1208. La prima è la *Ne quis decetero*[132] e la seconda è la *Postulastis a nobis*.[133] Entrambe sono indirizzate a „Durando di Huesca e ai suoi frati, denominati poveri cattolici, che permangono nella fede cattolica". L'*inscriptio ad personam* permette di cogliere innanzitutto il ruolo giocato da Durando nelle trattative con la curia. Egli figura fin dall'inizio della procedura come il destinatario della corrispondenza pontificia e dunque come il punto di riferimento della nuova comunità di predicatori itineranti, la cui denominazione tuttavia riflette la fluidità di cui sopra. I compagni di Durando, infatti, non sono i *fratres Pauperes catholici*, con una titolazione come poteva essere quella dei *frates S. Marci* o i *fratres S. Trinitatis* che indicava l'avvenuta istituzione di un ordine vero e proprio. In entrambe le lettere si fa semplicemente riferimento a „fratres, qui pauperes catholici nuncupantur", vale a dire che sono chiamati o si definiscono loro stessi „poveri cattolici". Una novità, tuttavia, è contenuta nella *Ne quis decetero* rispetto alla *Eius exemplo*. Il papa osserva infatti:

130 Ibid., p. 315.

131 Grundmann, Movimenti religiosi (vedi nota 4), p. 103.

132 ASV, Reg. Vat. 7A, fol. 82r, <nr. 197>; Register Innocenz' III., vol. XI (vedi nota 121), pp. 316sg., nr. 192.

133 ASV, Reg. Vat. 7A, fol. 82r, <nr. 198>; Register Innocenz' III., vol. XI (vedi nota 121), p. 317, nr. 193.

> Affinché nessuno infami ingiustamente il vostro proposito di vita religiosa, soprattutto per coloro che si riconcilieranno con la Chiesa secondo la formula che stabilimmo in altre nostre lettere, noi riteniamo che sia da annotare nel presente scritto, approvandolo con la protezione della nostra autorità. Ed è tale:[134]

Per evitare che i Poveri cattolici incontrassero difficoltà a farsi riconoscere in sede diocesana, in particolare coloro che avrebbero seguito Durando e i suoi compagni a seguito della riconciliazione con la sede apostolica, e per dare maggiore forza alla propria decisione, Innocenzo III fece inserire dalla cancelleria il termine *approbare*.

nr. lettera (edizione)	folio (registro)	data cronica	data topica	nr. lettera (edizione)	folio (registro)	data cronica	data topica
171	77r	22. XI. 1208	Laterani	**191**	**81v-82r**	**18. XII. 1208**	**Laterani**
172	77r	25. XI. 1208	Laterani	**192**	**82r**	**18.XII.1208**	**Laterani**
173	77r-77v	26. XI. 1208	Laterani	**193**	**82r**	**18.XII.1208**	**Laterani**
174	77v	8. XII. 1208	Laterani	194	82r	17. XII. 1208	Laterani
175	77v-78r	ott.–nov. 1208	/	195	82r-82v	21. XII. 1208	Laterani
176	78r	7. XII. 1208	Laterani	196	82v	20. XII. 1208	Laterani
177	78r-79r	9. XII. 1208	Laterani	197	82v	23. XII. 1208	Laterani
178	79r	9. XII. 1208	Laterani	198	83r	20. XII. 1208	Laterani
179	79r-79v	11. XII. 1208	Laterani	199	83r	30. XII. 1208	Laterani
180	79v-80r	10. XII. 1208	Laterani	200	83r-83v	3. I. 1209	Laterani
181	80r	10. XII. 1208	Laterani	201	83v	11. I. 1209	Laterani
182	80r-80v	13. XII. 1208	Laterani	202	83v-84r	IX.1208	/
183	80v	12. XII. 1208	Laterani	203	84r	9. I. 1209	Laterani
184	80v	8. XII. 1208	Laterani	204	84r-84v	10. I. 1209	Laterani
185	80v	9. XII. 1208	Laterani	205	84v	3. I. 1209	Laterani
186	80v	9. XII. 1208	Laterani	206	84v-85r	12. I. 1209	Laterani
187	80v-81r	17. XII. 1208	Laterani	207	85r	13. I. 1209	Laterani
188	81r	9. XII. 1208	Laterani	208	85r	13. I. 1209	Laterani
189	81r-81v	17. XII. 1208	Laterani	209	85r	12. I. 1209	Laterani
190	81v	20. XII. 1208	Laterani	210	85r	12. I. 1209	Laterani

A dispetto della complessità del caso presentato in curia, la registrazione delle lettere inerenti al *dossier* dei Poveri cattolici, invece, non rivela particolari difficoltà nell'*iter* di archiviazione. Pur essendo il caso particolarmente spinoso, la lunga procedura attivata in curia tra il 1207 e il 1208 evitò forse che le decisioni messe per iscritto dovessero attendere ancora altro tempo per essere inserite negli archivi della curia. Dalla tabella soprariportata si evince che le epistole indirizzate all'arcivescovo di Tarragona

134 *Ne quis decetero conversationis vestre propositum calumpnietur iniuste, maxime circa illos, qui secundum formam, quam in aliis litteris nostris expressimus, reconciliati fuerint ecclesiastice unitati, nos illud auctoritatis nostre munimine approbando presenti pagina duximus annotandum. Quod quidem es tale*: Register Innocenz' III., vol. XI (vedi nota 121), pp. 316sg., nr. 192.

e a Durando e compagni dovettero seguire dal momento della *iussio* del pontefice la prassi consueta. Esse, infatti, sono inserite in una serie di lettere che, ad eccezione della nr. 175 – datata ottobre/novembre 1208 – e della nr. 202 – datata settembre 1208 –, risulta abbastanza compatta. È probabile, dunque, che le tre lettere furono spedite entro il natale del 1208.

Cosa era accaduto dunque dalla *Ad abolendam* del 1184 alla *Eius exemplo* e alla *Ne quis decetero* del 1208? Herbert Grundmann ha osservato che „Innocenzo concesse ai Valdesi ‚convertiti' proprio ciò per cui essi erano stati scomunicati e perseguitati" e in questo senso „la vera ‚convertita' fu la curia".[135] Se certamente la riconciliazione dei Poveri cattolici fu possibile perché alla corte papale si diffuse un atteggiamento più aperto nei confronti dei nuovi movimenti religiosi, tuttavia, non va dimenticato che questo accadde perché a Pamiers avvenne un cambiamento profondo in Durando stesso. Egli si accorse in quel frangente che era sul limitare dell'eterodossia e che gli ideali più forti che avevano fatto di lui un seguace convinto di Valdo, senza Valdo stesso avrebbero perso la loro forza. Era il mercante di Lione che, secondo le convinzioni dei valdesi, aveva ricevuto da Cristo stesso l'ordine di predicare.[136] Chi avrebbe potuto portare avanti un ideale così alto senza accettare di sottoporsi ai vincoli dello *ius commune* ecclesiastico? Probabilmente Durando stesso si rese conto che ciò non sarebbe stato possibile senza il rischio di derive radicali e oltranziste. Perciò, come ha giustamente sottolineato Kurt-Victor Selge, del nucleo più originale del messaggio di Valdo non vi è se non una sbiadita traccia nel *propositum* dei Poveri cattolici. Esso è un „documento clericale"[137], la testimonianza di una lunga e meditata composizione tra le istanze dei petenti e le esigenze e le leggi della curia.

7. Un ultimo caso, attestato dalle fonti curiali, di *petitio* per il riconoscimento di una comunità religiosa, antecedente al IV concilio lateranense, è quello dei Poveri riconciliati.[138]

Poco si conosce di questa fraternità di valdesi la cui istanza di approvazione fu presentata a Roma da Bernardo Prim e Guglielmo Arnaud.[139] Dalla testimonianza rilasciata dal notaio Pons Amiel durante un processo inquisitoriale del 1245 si può solo dedurre che Bernardo Prim, come del resto Durando di Huesca e molti altri discepoli

135 Grundmann, Movimenti religiosi (vedi nota 4), p. 105.

136 Merlo, Valdo di Lione (vedi nota 113), pp. 67–74.

137 L'espressione è di Selge, Aile droite (vedi nota 113), p. 236.

138 Cf. Grundmann, Movimenti religiosi (vedi nota 4), pp. 110–114; Thouzellier, Catharisme et valdéisme (vedi nota 109), pp. 232–237; Selge, Waldenser (vedi nota 109), pp. 188–193; Merlo, Eretici (vedi nota 38), p. 54; Papini, Valdo di Lione (vedi nota 109), pp. 260–264.

139 J. Duvernoy, Les origines du mouvement vaudois, in: Christianisme médiéval. Mouvements dissidents et novateurs. Actes de la II Session d'Histoire Médiévale de Carcassonne, 28 août–1er septembre 1989, Heresis 13–14 (1990), pp. 173–194, in particolare p. 185 sostiene una probabile origine catalana di Bernardo Prim.

di Valdo, tra la fine del XII secolo e l'inizio di quello successivo fu impegnato nel Midi francese in dispute contro gli eretici. La deposizione del notaio di Miraval è significativa perché offre una precisazione cronologica utile per l'analisi della vicenda dei Poveri riconciliati. Egli, infatti, osserva che „vidit apud Lau[ra]cum – Laurac nell'Aude – in platea Isarnum de Castris, hereticum, disputantem cum Bernardo Prim Valdense, presente populo eiusdem castri...et sunt XXXVII anni".[140] Nel 1208, dunque, il notaio ebbe modo di partecipare personalmente a una contesa dottrinale in cui davanti alla popolazione del *castrum* si contrapposero il valdese Bernardo Prim e un eretico.

Negli anni in cui a Roma Durando di Huesca conduceva insieme ai propri compagni le trattative per la riconciliazione di quelli che sarebbero diventati i Poveri cattolici, perciò, continuavano ad agire sul campo altri gruppi di valdesi fedeli all'originario mandato dell'iniziatore del movimento. La diffidenza della gerarchia ecclesiastica e le accuse mosse nei confronti di questi predicatori itineranti fu probabilmente all'origine dell'*iter* romano. Dalla documentazione papale contenuta nel Registro vaticano 8 si deduce infatti che Bernardo Prim e compagni, come era avvenuto per Durando di Huesca e *socii*, seppur accolti con benevolenza alla corte papale furono anch'essi sottoposti ad un severo esame dottrinale. La lettera in questione è la *Cum inestimabile pretium* del 10 luglio 1210.[141]

Il primo elemento che fa riflettere è l'*inscriptio*: „universis archiepiscopis et episcopis ad quos littere iste pervenerint". La *Cum inestimabile pretium* si presenta dunque come una lettera circolare, indirizzata a tutti gli esponenti della gerarchia ecclesiastica. Se nella trattativa per il riconoscimento della fraternità di Durando di Huesca erano stati coinvolti solamente gli ordinari diocesani della provincia ecclesiastica tarragonese e successivamente quelli della Francia meridionale, in questo caso invece l'iniziativa papale si inserì fin da subito in un orizzonte universale. È probabile che a distanza di due anni dalla riconciliazione dei Poveri cattolici, dopo aver ricevuto numerose rimostranze dai vescovi della Linguadoca e della Provenza[142], il pontefice colse l'occasione di questo nuovo riavvicinamento per prendere una posizione ancora

140 La testimonianza è riportata in C. Douais, Les hérétiques du comté de Toulouse dans la première moitié du XIIIe siècle, d'après l'enquête de 1245, in: Compte rendu du Congrès Scientifique International des catholiques, Paris 1891, pp. 5–19, in particolare p. 7 n. 5.

141 ASV, Reg. Vat. 8, fol. 25r-26v, <nr. 91>; Innocentii III Romani pontificis regestorum sive epistolarum, in: ed. J. P. Migne (a cura di), Patrologiae cursus completus. Series latina, vol. 216, Parisiis 1891, coll. 289b–293a, nr. 94.

142 ASV, Reg. Vat. 7A, fol. 117v, <nr. 66>; A. Sommerlechner/O. Hageneder (a cura di), Die Register Innocenz' III., vol. XII: Pontifikatsjahr 1209/1210, Wien 2012 (Publikationen der Abteilung für historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom 12), pp. 116sg., nr. 66; ASV, Reg. Vat. 7A, fol. 117v-118r, <nr. 67>; Die Register Innocenz' III., vol. XII, pp. 117–119, nr. 67; ASV, Reg. Vat. 7A, fol. 118r, <nr. 68>; Die Register Innocenz' III., vol. XII, p. 119, nr. 68; ASV, Reg. Vat. 7A, fol. 118r-118v, <nr. 69>; Die Register Innocenz' III., vol. XII, pp. 119–122, nr. 69.

più chiara e pubblica, facendo sapere a tutta la *christianitas* che era disposto ad appoggiare il tentativo di un'altra parte della cosiddetta *aile droite* del movimento valdese a patto che questa si mantenesse fedele alla *professio fidei* sulla quale aveva giurato presso la sede apostolica e non contravvenisse all'abiura di quei contenuti dottrinali e quegli aspetti del proprio *modus vivendi* ritenuti inaccettabili dalla curia romana.

L'arenga utilizzata dalla cancelleria papale conferma tale ipotesi. Nel testo della lettera di cui si dispone il *registrator* abbreviò il formulario del preambolo specificando di „require supra in littera scripta eodem quaterno per totum". Il rimando interno al registro conduce alla *Cum inestimabile pretium* del 12 maggio 1210, indirizzata all'arcivescovo di Tarragona e ai suoi suffraganei, nella quale Innocenzo III, con il consiglio dei cardinali presenti in curia, stabilì che fossero riconciliati con la Chiesa romana tutti i *fratres* compagni di Durando che avessero giurato sulla *professio fidei* del 1208. In questa lettera l'arenga scritta per esteso risulta essere:

> Per la natura dell'ufficio d'apostolato a noi affidato, essendo tenuti a custodire il valore inestimabile del sangue di Gesù Cristo nelle anime di coloro che sono riscattati, conviene non solo che offriamo con clemenza il perdono a coloro che lo domandano sinceramente ma anche che invitiamo con insistenza al pentimento coloro che sbagliano con ostinazione; affinché, se negassimo o ai primi la consuetudine paterna o ai secondi la sollecitudine pastorale, non sembriamo sottrarre alla redenzione dello stesso valore tanti quanti avremmo potuto con la nostra vigilanza custodire nella salvezza del medesimo.[143]

Innocenzo III, ponendosi quale ultimo grado di giudizio, mostrò il volto duplice della sua *potestas iudicandi*: „impendere veniam" e „ad penitentiam provocare". Le proteste inoltrate in curia, in particolare dal vescovo di Narbona, Berengario II, mostravano quanto la mancanza di una struttura istituzionale chiara e stabile rendesse difficili all'interno della nuova comunità interventi di correzione da parte di chi la guidava. Perciò continuavano a verificarsi soluzioni ‚anarchiche' che contravvenivano non solo allo *ius* canonico ma anche alle direttive papali stabilite nella *Eius exemplo*. Il pontefice, dunque, era costretto tra due fuochi: da una parte le rimostranze della gerarchia ecclesiastica che facevano leva sulle norme del diritto canonico e dall'altra il presentimento che la proposta di vita di Durando e compagni nel particolare contesto della Francia meridionale costituisse una valida alternativa ai consueti metodi pastorali, sebbene andasse governata.

---

143 *Cum inestimabile precium sanguinis Iesu Christi teneamur in animabus redemptis ex iniuncto nobis apostolatus officio custodire, non solum veraciter penitentibus clementer impendere veniam nos oportet, verum etiam pertinaciter delinquentes instanter ad penitentiam provocare; ne si vel his paternam consuetudinem, vel illis sollicitudinem subthraxerimus pastoralem, tot videamur eiusdem pretii redemptioni subtrahere, quot in salvatione ipsius nostra potuissemus vigilantia conservare*: ASV, Reg. Vat. 8, fol. 21r-22r, <nr. 76, 77>; Innocentii III (vedi nota 141), coll. 274b–275c, nr. 78. La formula contratta nella lettera del 10 giugno 1212 è la seguente: *Cum inestimabile pretium sanguinis Iesu Christi, etc. require supra in littera scripta eodem quaterno per totum, usque Quapropter*: ibid., col. 289b, nr. 94.

Il fatto che la prima lettera del *dossier* dei Poveri riconciliati riproponga questa arenga in una lettera circolare conferma le intenzioni della curia romana nei confronti dei protagonisti in gioco, fossero essi i vescovi o i petenti: l'ufficio pastorale vietava di impedire a coloro che si erano riappacificati con la Chiesa il godimento di quel „valore inestimabile" che è l'opera redentrice di Cristo; allo stesso tempo però coloro che decidevano di rientrare nella comunione ecclesiale dovevano obbedire al pontefice e agli ordinari diocesani se non volevano perdere tale ricchezza.

La *professio fidei* inserta nel documento è anticipata da una breve *narratio* nella quale si fa cenno all'*iter romanum* fatto da Bernardo Prim e Guglielmo Arnaud per richiedere il riconoscimento di Innocenzo III.

> Perciò accogliemmo con paterna benevolenza i diletti figli Bernardo Prim e Guglielmo Arnaud e alcuni altri che vennero presso la sede apostolica e comprendemmo pienamente le cose che si curarono di esporci a nome proprio e dei propri fratelli e dopo averli esaminati e corretti li riconciliammo all'unità ecclesiale in questo modo.[144]

Come era avvenuto per i Poveri cattolici, anche i *fratres* guidati da Bernardo Prim con ogni probabilità furono sottoposti all'esame di una commissione curiale presieduta dal penitenziere maggiore, Nicola cardinale vescovo di Tusculum. Se si tengono presente i tempi che intercorsero tra la disputa di Pamiers (settembre 1207) e il riconoscimento ufficiale dei Poveri cattolici (dicembre 1208) e se si considera il fatto che nel 1208 Bernardo Prim si trovava in Linguadoca a disputare con gli eretici è presumibile che il suo viaggio romano sia da collocare intorno al 1209. Come accaduto per la comunità di Durando di Huesca, la procedura non dovette essere breve, soprattutto perché Bernardo Prim rispetto al compagno catalano diede prova di una maggiore resistenza nel difendere alcuni tratti originali del messaggio di Valdo a cui Durando aveva dovuto o voluto rinunciare.[145] Nella lettera segue la lunga *professio fidei* sulla quale i petenti giurarono; alla fine di questa, nella *dispositio* Innocenzo III, con la consueta formula „habito fratrum nostrorum consilio", fece riferimento al fatto che il *mandatum* indirizzato a tutta la gerarchia ecclesiastica giunse al termine di discussioni in concistoro con i cardinali.[146]

---

144 *Quapropter venientes ad apostolicam sedem dilectos filios Bernardum Primum et Willelmum Arnaldi et quosdam alios paterna benignitate suscepimus ac ea quae nobis, etc. ut in eadem, usque intellectu, eosque diligenter examinatos atque correptos hoc modo reconciliavimus ecclesiastice unitati*: ibid.

145 Selge, Aile droite (vedi nota 113), p. 237. Si tratta in particolare del concetto valdese d Chiesa „immacolata", dell'impegno a combattere contro l'eresia sotto il regime dell'unico maestro che è Cristo, della difesa dei condannati a morte e del rifiuto del giuramento tranne in casi di estrema necessità.

146 *Nos igitur, habito fratrum nostrorum consilio, per apostolica vobis scripta mandamus quatenus recepto a ceteris fratribus simili iuramento, ecclesiastice unitati reconcilietis eosdem, et denuntietis ipsos vere catholicos ac recte fideles, in prescriptis et aliis eos secundum Deum ab omni scandalo et infamia*

A differenza della *Eius exemplo* riguardante i Poveri cattolici, tuttavia, nella *Cum inestimabile pretium* manca il testo di un *propositum conversationis*. Perché tale deficit? Il papa non volle probabilmente redigere e approvare per i Poveri riconciliati un testo normativo di riferimento che fissasse l'identità della fraternità perché, a differenza dei Poveri cattolici la maggior parte dei quali erano *clerici* e *litterati*, questa si presentava come un gruppo misto di uomini e donne laici dediti alla predicazione itinerante che in talune occasioni abitavano anche nelle stesse case. Nel dettato della lettera, infatti, Innocenzo III fece solo un deciso richiamo ai petenti perché evitassero proprio il „suspectum mulierum consortium".[147] Il caso dei Poveri riconciliati, dunque, ancor più che quello dei Poveri cattolici e degli Umiliati, dovette presentarsi agli occhi del pontefice e dei cardinali quale un esperimento più che ardito: una fraternità laica mista da ingaggiare nella lotta all'eresia.

Un vero e proprio *propositum*, tuttavia, – inteso nel senso di testo scritto con valore normativo – fu rilasciato da Innocenzo III a Bernardo Prim e ai suoi *fratres* solo due anni dopo la *Cum inestimabile pretium*. Nella *Ne quis decetero* del 23 luglio 1212 infatti Innocenzo III fece inserire il testo normativo dei Poveri riconciliati.[148] L'*incipit* dell'epistola è lo stesso che fu utilizzato per quella con cui fu rilasciato il *propositum* ai Poveri cattolici nel 1208 e attesta brevemente la ragione giuridica ed ecclesiale dell'atto: „affinché nessuno possa accusare falsamente il vostro proposito di vita". Il pontefice dunque si pose quale baluardo di difesa della comunità di Bernardo Prim, in seguito alle critiche avanzate in particolare dalla gerarchia ecclesiastica della Francia del sud. Segue un accenno alla procedura attivata in curia per giungere alla stesura del proposito:

> così come una volta esaminammo diligentemente la vostra fede, così ora ci preoccupammo di indagare con prudenza il vostro stile di vita religioso, e facemmo inserire il testo di entrambe nelle lettere apostoliche, affinché le abbiate a testimone. Il proposito della vostra comunità è tale...[149]

---

servantes immunes, et in litteris testimonialibus et aliis adminiculis ipsos propter Deum misericorditer adiuvetis: Innocentii III (vedi nota 141), col. 293a, nr. 94.

147 Nella sua cronaca il premostratense Burcardo di Ursberg fa un esplicito riferimento alla pratica della convivenza tra uomini e donne invalsa presso il gruppo di valdesi facenti capo a Bernardo Prim: *Vidimus tunc temporis aliquos de numero eorum, qui dicebantur Pauperes de Lugduno, apud sedem apostolicam cum magistro suo quodam, ut puto, Bernardo [...] hoc quoque probrosum videbatur in eis, quod viri et mulieres simul ambulabant in via et plerumque simul manebant in domo una, et de eis diceretur, quod quandoque simul in lectulis accubabant, que tamen omnia ipsi asserebant ab apostolis descendisse*: O. Holder-Egger/B. von Simson (a cura di), Burchardi praepositi Urspergensis Chronicon, Hannoverae-Lipsiae 1916 (MGH SS rer Germ. 16), p. 107.

148 ASV, Reg. Vat. 8, f. 104v, <nr. 133, 137>; Innocentii III (vedi nota 141), coll. 648b–650a, nr. 137.

149 *sicut olim diligenter examinavimus fidem vestram, ita nunc conversationem vestram prudenter investigare curavimus, et utramque litteris apostolicis fecimus comprehendi, ut illa in testimonium habeatis. Conversationis ergo vestrae propositum tale est*: ibid., col. 648b.

Per il caso dei Poveri riconciliati, dunque, l'esame dottrinale e l'indagine sulla proposta di formare una nuova comunità religiosa richiesero due procedure separate. Nel periodo 1209–1210 la curia esaminò *diligenter* le convinzioni religiose dei *fratres* guidati da Bernardo Prim e giunse alla stesura di una *professio fidei* scritta sulla quale questi giurarono. In seguito, probabilmente tra il 1211 e la primavera del 1212, Bernardo Prim ritornò presso la curia e ricevette da Innocenzo III un testo normativo cui rifarsi per disciplinare la vita della comunità, sul quale la curia aveva lavorato *prudenter*. Nei tre anni che separarono il primo *iter romanum* di Bernardo Prim dalla *Ne quis decetero* del luglio 1212 molte cose erano cambiate. A rilevarlo è il testo stesso del *propositum* – che ricalca quasi per intero quello dei Poveri cattolici – nel quale si legge: „nam cum ex magna parte clerici simus, et pene omnes litterati". L'iniziale fraternità mista di laici si trasformò dunque in una comunità più funzionale a contrastare gli eretici, composta per la maggior parte da *clerici* e *litterati*. È probabile che nel primo incontro Innocenzo III non solo ammonì per iscritto i Poveri riconciliati a evitare la convivenza stretta tra uomini e donne ma li consigliò oralmente di avvicinarsi al modello istituzionale di Durando di Huesca e compagni. Questo percorso si realizzò nei due anni che separano la *Cum inestimabile pretium* dalla *Ne quis decetero* e quest'ultima epistola non fece altro che pubblicizzare e conferire validità giuridica a un cambiamento che doveva essere già in parte avvenuto all'interno della *nova religio*. Il papa, tuttavia, evitò di far inserire nel testo della lettera il verbo *approbare*. Si trattò forse di un atteggiamento precauzionale in attesa di vedere gli sviluppi e soprattutto l'efficacia dell'azione della novella comunità nella lotta contro gli eretici.

La *dispositio* della lettera, secondo una formula già utilizzata nelle lettere inviate agli Umiliati, invitava i Poveri riconciliati a osservare „con cuore puro, coscienza limpida e fede sincera" il *prescriptum conversationis propositum*.[150] Come osservato da Markus Schürer, è interessante notare che il verbo *observare*, normalmente legato al termine *regula*, in questo contesto sia associato invece al termine *propositum*, a testimonianza del mutamento semantico cui fu soggetto quest'ultimo vocabolo: da semplice progetto o proponimento per una conversione di vita a testo scritto con valore normativo.[151]

Lo stesso proposito venne infine inviato nel luglio del 1212 anche al vescovo di Cremona Sicardo, uomo di fiducia di Innocenzo III, al quale il papa descrisse la procedura usata nei confronti dei Poveri riconciliati e richiese che offrisse loro il proprio „consilium et auxilium et favorem".[152] Il coinvolgimento di Sicardo può essere spie-

150 *Vos ergo prescriptum conversationis propositum de corde puro et conscientia bona et fide non ficta taliter observetis ut Deo gratum obsequium et hominibus utile praebeatis exemplum*: ibid., coll. 649d–650a.

151 Schürer, Propositum (vedi nota 41), pp. 125sg.

152 *cum olim Bernardus primus et socii eius qui super heresis crimine fuerant infamati, ad magisterium sacrosante Romane Ecclesie confugissent, proponentes se fore paratos nostre correctionis disciplinam recipere humiliter ac devote, fidem eorum examinavimus diligenter, ac demum investigavimus perspica-*

gato sia con la presenza nella diocesi cremonese di una significativa comunità di Poveri riconciliati sia – ipotesi più probabile – con l'autorevolezza guadagnata dal prelato grazie alla sua attività di giudice delegato papale in Italia settentrionale e alla sua produzione dottrinale sia in campo canonistico che liturgico.

8. L'analisi comparativa dei casi presentati permette di fare alcune considerazioni conclusive che contribuiscono a rispondere ai quesiti di Gert Melville con i quali tale contributo si è ripromesso di interloquire: 1) chi può scrivere, introdurre e approvare i testi delle regole, delle consuetudini e degli statuti? 2) chi può modificare tali testi, vale a dire toglierne validità? 3) cosa fonda la loro validità normativa? Dalle procedure analizzate si possono trarre le seguenti osservazioni.

1) I testi normativi – siano essi vere e proprie regole, come nel caso dei Trinitari di Jean de Matha, dei canonici di S. Marco di Mantova o del primo ordine degli Umiliati, o *proposita vitae* o *conversationis*, come per il terzo ordine degli Umiliati o per i Poveri cattolici e Poveri riconciliati – approvati o confermati dalle lettere papali nel corso del pontificato di Innocenzo III non hanno la loro origine esclusivamente all'interno della comunità religiosa. Questo è il primo elemento nuovo rispetto alla consuetudine dei secoli precedenti. Fin dall'inizio del processo di formulazione e redazione scritta di tali testi, infatti, agirono altri attori – ecclesiastici o religiosi delle diocesi dei petenti o cardinali facenti parte di commissioni curiali o cardinali attivi come legati papali – che procedettero su delega del papa. Nel caso dei Trinitari come in quello del secondo ordine degli Umiliati, le fonti curiali ci informano anche di un intervento diretto del papa stesso nell'elaborazione del testo normativo. Nel caso degli eremiti della Val des Choux il contenuto della relazione inviata in curia dal cardinale Guido de Paredo sembra coincidere con il primitivo testo normativo di riferimento della comunità eremitica: la lettera *Solet annuere*, infatti, non descrive meramente uno stile di vita religioso ma sembrerebbe statuirlo. I casi più delicati dei Poveri cattolici e dei Poveri riconciliati, invece, fanno presumere che il testo del *propositum conversationis* sia stato elaborato direttamente in curia.

L'esigenza di introdurre tali testi per regolare in modo stabile e sicuro la vita della comunità, nei casi presi in esame, sembra inoltre essere all'origine delle procedure stesse di approvazione o conferma del pontefice. I petenti che si presentarono in curia per richiedere un riconoscimento ufficiale dalla massima autorità ecclesiastica, infatti, fecero riferimento a una pratica di vita religiosa già attiva presso le rispettive comunità. Ciò implica che queste avessero trovato delle modalità per regolare

---

citer propositum eorum; et sic ordinatis prudenter que super iis vidimus ordinanda, utrumque fecimus apostolicis litteris comprehendi, ut essent illis in testimonium, ne quis eos calumniaretur de cetero sine causa sub protectione beati Petri et nostra sucipientes eosdem in fide catholica et devotione apostolica persistentes: ASV, Reg. Vat. 8, fol. 108v, <nr. 142, 146>; Innocentii III (vedi nota 141), coll. 668b–668d, nr. 146.

la propria vita in comune, rifacendosi in alcuni casi, come ad esempio i canonici di S. Marco di Mantova, anche a testi scritti a carattere normativo già presenti nel panorama della *vita religiosa* (la regola di S. Agostino). I Trinitari di Jean de Matha, già dal 1194, vale a dire quattro anni prima della *Operante divine dispositionis* con la quale Innocenzo III confermò loro la regola, avevano iniziato una vita comune a Cerfroid e nelle altre case ad essa dipendenti, regolata da un preciso stile di vita attestato dalla *Cum a nobis petitur* del maggio 1198. Ugualmente, le diverse componenti degli Umiliati erano giunte in curia chiedendo che Innocenzo III stimolasse nel loro gruppo un processo *ad unitatem* che, dopo i suggerimenti contenuti nella *Licet multitudini*, implicò l'introduzione di testi scritti a carattere normativo che raccogliessero le consuetudini già praticate nelle comunità esistenti. Anche l'*ordo* professato nel priorato dei Cauliti così come il *vivere religiose* „secundum statuta apostolorum et sancti Augustini et aliorum sanctorum" stabilito presso la *domus* di S. Marco a Mantova nel 1197, vale a dire dieci anni prima della *Pie postulatio voluntatis*, erano stati introdotti prima della conferma papale ed erano stati già approvati dagli ordinari diocesani. Al contrario per i Poveri cattolici e i Poveri riconciliati si procedette alla creazione ex-novo di un *modus vivendi* che ammettesse le peculiarità del movimento di predicatori itineranti e allo stesso tempo eliminasse quegli elementi ritenuti inaccettabili dalla curia.

Tale esigenza, dunque, costituì nei casi analizzati la ragione stessa dell'istanza presentata. I petenti, infatti, presentandosi al cospetto del papa o inviando una *petitio* presso la corte papale, testimoniavano la volontà di giungere a una definizione giuridica scritta del loro *modus vivendi* che fosse in accordo con le *Leitideen* della curia e con il diritto canonico vigente. Sebbene la procedura di approvazione o conferma papale non crei *ex nihilo* né le esperienze di vita religiosa che facevano richiesta di riconoscimento né i testi normativi che esprimevano le loro peculiarità, tuttavia, all'inizio del XIII secolo, essa sembrò diventare condizione necessaria, se non indispensabile, per il radicarsi e la crescita delle *novae religiones*. Non è un caso che le espressioni usate nelle arenghe delle lettere papali, sottolineando i tratti peculiari del primato petrino, riconoscano allo *speculari* del pontefice e al *favor apostolicus* la condizione *sine qua non* del successo e dello sviluppo futuro di un'esperienza di vita religiosa. Anche questo aspetto costituisce una novità rispetto alla tradizione precedente. Come asserito da Gert Melville, infatti, le regole ‚classiche' come quelle di Pacomio, Cassiano, Colombano, Benedetto che influenzarono le forme istituzionali della *vita religiosa* medievale non ebbero mai bisogno di alcuna approvazione o conferma.[153]

Che cosa fondò allora la necessità di richiederle per queste nuove comunità? Dall'analisi comparativa effettuata emergono alcuni elementi utili a fornire un'iniziale risposta a tale quesito. Innanzitutto, si affermò un concetto più fluido di „territorialità" di queste esperienze di vita regolare il cui raggio d'azione superava spesso i confini diocesani con la conseguente difficoltà nella definizione della giurisdizione

153 Melville, Regeln-Consuetudines-Texte-Statuten (vedi nota 1), p. 14.

cui sottoporle; non è un caso che nelle procedure stesse di verifica dei testi normativi furono coinvolte, in sede diocesana, figure di ecclesiastici o religiosi che agirono non per il loro incardinamento nella diocesi da cui proveniva la *petitio* ma in quanto delegati del papa. La „extraterritorialità" delle comunità dei petenti giustificò il carattere „extraterritoriale" degli agenti coinvolti dalla curia nelle procedure di approvazione e conferma dei testi normativi. Tale „extraterritorialità" manifesta inoltre quell'orizzonte universale dell'ecclesiologia romana che andò consolidandosi in particolare a partire dal XII secolo. I sospetti che i vescovi manifestarono nei confronti degli appartenenti a queste realtà religiose – come nel caso degli Umiliati, dei Poveri cattolici o dei Poveri riconciliati – costituirono un ulteriore fattore che spinse i petenti a richiedere un intervento diretto della curia romana. Inoltre, la novità delle intuizioni carismatiche o delle forme istituzionali nelle quali queste erano incanalate rispetto alla tradizione religiosa precedente – come ad esempio il caso dei Trinitari, degli Umiliati o dei Poveri cattolici e Poveri riconciliati – costituì in alcuni casi una delle ragioni che mosse i petenti a inoltrare richiesta di riconoscimento in curia o che suggerì a quest'ultima interventi in materia. Il coinvolgimento dei laici nell'esortazione apostolica e nella predicazione antiereticale – problema che da qualche decennio costitutiva argomento di un'accesa discussione negli ambienti teologici parigini come presso la curia papale –, l'esistenza di comunità miste di laici, la funzione ecclesiale dei laici che vivevano in famiglia – come nel caso del terzo ordine degli Umiliati –, il problema del giuramento, furono tutte questioni che richiesero personale esperto sia nel campo del diritto che in quello teologico. Non sempre a livello diocesano il mondo ecclesiastico fu in grado di comprendere ed essere aperto nei confronti delle novità che provenivano dal basso. Per questo gran parte delle procedure furono svolte da commissioni delegate, curiali o direttamente in concistoro. Va poi considerato, *last but not least*, lo sviluppo delle teorie canonistiche che, a partire dalla riforma gregoriana, fondarono e consolidarono l'*auctoritas-potestas* del pontefice e che segnarono profondamente anche le relazioni tra il centro della cristianità e le manifestazioni della vita ecclesiale nella periferia.[154]

154 Su questo tema la bibliografia è sterminata. Cf. B. Tierney, Origins of Papal Infallibility 1150–1350. A Study on the Concepts of Infallibility, Sovereignty and Traditions in the Middle Ages, Leiden-New York-Köln 1982 (Studies in the History of Christian Thought 6) e l'agile sintesi di K. Schatz, Der päpstliche Primat. Seine Geschichte von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, Würzburg 1990. Sul concetto giuridico di *plenitudo potestatis* cf. A. Recchia, L'uso della formula ‚plenitudo potestatis' da Leone Magno ad Uguccione da Pisa, Roma 1999. Interessanti riflessioni si trovano anche in C. Natalini, Spunti per una ricerca su „iurisdictio" e „legislatio" nella canonistica della metà del secolo XII: „Ius dicitur, lex scribitur", in: G. Dilcher/D. Quaglioni (a cura di), Gli inizi del diritto pubblico. L'età di Federico Barbarossa: legislazione e scienza del diritto. Die Anfänge des öffentlichen Rechts im Zeitalter Friedrich Barbarossas, Trento, 22–24 giugno 2006, Bologna 2007 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi 19), pp. 283–302. Si rimanda anche alla sezione *Il potere papale* in: Paravicini Bagliani, Papato (vedi nota 4), pp. 111–140.

2) La modifica del testo normativo, nei casi presi in esame, poté essere attuata solamente dal pontefice. Nella *sanctio* e nella *minatio* delle lettere, infatti, il papa decretava che il contenuto delle regole o dei propositi inserti nel documento rimanesse *illibatus*. In quasi tutti i casi analizzati le uniche modifiche ai testi normativi furono apportate nuovamente dalla curia e ciò richiese una nuova *petitio* e una procedura simile a quella attivata per la prima approvazione o conferma. Nel caso dei Trinitari, ad esempio, già durante l'ultimo anno di pontificato di Innocenzo III fu richiesto un intervento per *moderari* „eorum regulam in aliquibus articulis". Durante il pontificato di Onorio III poi gran parte delle regole approvate da Innocenzo III negli anni precedenti al concilio lateranense IV furono nuovamente confermate e in parte modificate. Fu così per i Trinitari il 9 febbraio 1217[155], per i canonici di S. Marco nel 1219[156], per gli Umiliati nel 1220[157] e per i Cauliti nel 1224.[158] Tali interventi furono resi necessari per lo sviluppo istituzionale delle diverse comunità che, per diversi motivi, richiese un ripensamento, anche dal punto di vista giuridico, delle norme contenute nelle regole o nei *proposita*.

3) Le fonti curiali analizzate permettono, infine, di cogliere elementi per rispondere anche al problema del fondamento normativo di tali testi. Sulla scorta delle considerazioni svolte da Paolo Grossi ne *L'ordine giuridico medievale*[159], si potrebbero distinguere due livelli dell'esperienza giuridica: il momento dell'esperienza normativa e quello della sua precisazione in forma scritta. In linea generale, si può asserire che la validità della norma precede il suo riconoscimento da parte di un'autorità superiore. È innanzitutto la prassi all'interno della comunità religiosa che conferiva validità a un *modus vivendi*. I petenti che giunsero in curia o fecero arrivare la propria *petitio* al papa, infatti, presentavano uno *ius* già esistente e operante in seno alla loro comunità. Il passaggio al secondo livello, ovvero quello della resa in forma scritta della norma di vita, richiese, nei casi presi in esame, l'azione dell'autorità superiore, vale a dire il pontefice. Egli, tuttavia, agì non in quanto creatore della norma ma in quanto suo miglior interprete. In questo senso, appare significativa l'immagine della *specula* usata nell'arenga della *Operante divine dispositionis* indirizzata a Jean de Matha per indicare la *potestas iudicandi* del papa che osserva prima e giudica poi ciò che preesiste nella realtà ecclesiale. Innocenzo III e coloro che *vice sua* parteciparono alle commissioni contribuirono certamente anche a mettere per iscritto e quindi a fissare come coscienza lo *ius* già in essere, ma non lo crearono *ex nihilo*. Essi *ius dixerunt*, da cui proviene la nozione giuridica di *iurisdictio*, magistralmente studiata

155 ASV, Reg. Vat. 9, fol. 66r-67v, <nr. 256>.

156 A. Potthast (a cura di), Regesta pontificum romanorum, vol. 2, Graz 1957,, nr. 6134. Cf. anche Vaini, Comune alla Signoria (vedi nota 97), pp. 85sg.

157 Milano, Biblioteca Nazionale Braidense, AD.XVI.1, nr. 7.

158 Yzeure, Archives départementales de l'Allier, série H, 222; Ordinale conventus (vedi nota 79), pp. 148sg., nr. 16.

159 P. Grossi, L'ordine giuridico medievale, Roma-Bari 1995 (Collezione storica), pp. 94–98.

da Pietro Costa.[160] Dopo aver contribuito alla stesura delle leggi contenute nel testo normativo di riferimento il pontefice le confermò e le protesse con la propria autorità, conferendogli validità e pubblicità in quanto testo scritto. Per dirla ancora con Paolo Grossi „se c'è un concetto estraneo alla *iurisdictio* è la creazione del diritto: ‚dire' il diritto significa presupporlo già creato e formato, significa esplicitarlo, renderlo manifesto, applicarlo, non crearlo".[161] „Dire" il diritto, in questo senso, fu uno dei principali compiti di quella *specula* „in sede apostolica *constituta*".

160 P. Costa, Iurisdictio. Semantica del potere politico nella pubblicistica medievale (1100–1433), Milano ²2002 (Per la storia del pensiero giuridico moderno 32).
161 Grossi, Ordine giuridico medievale (vedi nota 159), p. 131.

Appendice

Cardinali presenti in curia in occasione delle approvazioni di regole di comunità religiose durante il pontificato di Innocenzo III*

		Operante divine dispositionis (17.XII.1198)	*Licet multitudini* (5.XII.1200)	*Incumbit nobis* (7.VI.1201)	*Diligentiam pii patris* (12.VI.1201)	*Non omni spiritui* (16.VI.1201)	*Solet annuere* (10.II.1205)	*Pie postulatio voluntatis* (18.I.1207)	*Eius exemplo* (18.XII.1208)	*Cum inaestimabile pretium* (18.VII.1210)	*Ne quis decetero* (23.VII.1212)
1	Angelo[162]										x
2	Benedetto[163]						x			x	
3	Bernardo[164]		x	x	x	x					
4	Bertranno[165]										x
5	Bobo[166]	x									
6	Cencio[167]	x					x	x	x	x	x
7	Cinzio[168]	x		x	x	x		x	x	x	x
8	Corrado di Wittelsbach[169]										
9	Gerardo[170]										
10	Gerardo[171]	x		x	x	x					
11	Graziano da Pisa[172]			x	x	x	x				
12	Gregorio[173]	x		x	x	x					

* La presente tabella è creata in base ai dati desumibili dai documenti analizzati e al prospetto delle sottoscrizioni cardinalizie a privilegi di Innocenzo III riportato in Maleczek, Papst und Kardinalskolleg (vedi nota 59), pp. 377–392. Le indicazioni per la *Pie postulatio voluntatis* del 18 gennaio 1207 vanno prese con cautela essendo il privilegio cronologicamente più vicino del 21 marzo 1207.

162 Card. diacono di S. Adriano (1212–1215).

163 Card. diacono di S. Maria in Domnica (1200), card. prete di S. Susanna (1201–1213), card. vescovo di Porto e S. Rufina (1213–1216).

164 Card. diacono di S. Maria Nuova (1188–1193), card. prete di S. Pietro in Vincoli (1193–1204).

165 Card. diacono di S. Giorgio in Velabro (1212–1216).

166 Card. diacono di S. Teodoro (1193–1199).

167 Card. diacono di S. Lucia in Orthea (1193–1200), card. prete dei SS. Giovanni e Paolo (1200–1216).

168 Card. S.R.E. (1190), card. prete di S. Lorenzo in Lucina (1191–1217).

169 Card. vescovo di Sabina (1166–1200), arcivescovo di Magonza (1183–1200).

170 Card. diacono di S. Nicola in Carcere Tulliano (1199), card. prete di S. Marcello (1199).

171 Card. diacono di S. Adriano (1183–1208).

172 Card. diacono dei SS. Cosma e Damiano (1178–1205).

173 Card. diacono di S. Angelo (1190–1202).

		Operante divine dispositionis (17.XII.1198)	*Licet multitudini* (5.XII.1200)	*Incumbit nobis* (7.VI.1201)	*Diligentiam pii patris* (12.VI.1201)	*Non omni spiritui* (16.VI.1201)	*Solet annuere* (10.II.1205)	*Pie postulatio voluntatis* (18.I.1207)	*Eius exemplo* (18.XII.1208)	*Cum inaestimabile pretium* (18.VII.1210)	*Ne quis decetero* (23.VII.1212)
13	Gregorio *Ceccarello*[174]	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
14	Gregorio *de Crescentio*[175]						x				
15	Gregorio *de Gualgano*[176]							x			
16	Gregorio *de Sancto Apostolo*[177]	x	x								
17	Guala Bicchieri[178]						x	x			x
18	Guido *de Papa*[179]	x					x			x	
19	Guido *de Paredo*[180]		x						x		
20	Guido Pierleoni[181]								x	x	
21	Guglielmo di Champagne[182]										
22	Giovanni[183]	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
23	Giovanni Colonna[184]							x	x		
24	Giovanni Ferentino[185]						x		x		
25	Giovanni di Salerno[186]	x						x			

174 Card. diacono di S. Giorgio in Velabro (1190–1211).
175 Card. diacono di S. Maria in Aquiro (1188–1200), card. prete di S. Vitale (1201–1207).
176 Card. diacono di S. Teodoro (1206–1216).
177 Card. diacono di S. Maria in Portico (1188–1202).
178 Card. diacono di S. Maria in Portico (1205–1210), card. prete di S. Martino (1211–1227).
179 Card. prete di S. Maria in Trastevere (1191), card. vescovo di Preneste (1206–1221).
180 Card. vescovo di Preneste (1200–1204), arcivescovo di Reims (1204).
181 Card. diacono di S. Nicola in Carcere Tulliano (1205–1221).
182 Card. prete di S. Sabina (1179–1202), arcivescovo di Reims (1176–1202).
183 Card. prete di S. Clemente (1189–1199), card. vescovo di Albano (1199–1210).
184 Card. diacono dei SS. Cosma e Damiano (1206–1216).
185 Card. diacono di S. Maria in Via Lata (1204–1212), card. prete di S. Prassede (1212–1215).
186 Card. prete di S. Stefano in Celiomonte (1190–1208).

		Operante divine dispositionis (17.XII.1198)	*Licet multitudini* (5.XII.1200)	*Incumbit nobis* (7.VI.1201)	*Diligentiam pii patris* (12.VI.1201)	*Non omni spiritui* (16.VI.1201)	*Solet annuere* (10.II.1205)	*Pie postulatio voluntatis* (18.I.1207)	*Eius exemplo* (18.XII.1208)	*Cum inaestimabile pretium* (18.VII.1210)	*Ne quis decetero* (23.VII.1212)
26	Giovanni di S. Paolo[187]	x						x	x	x	
27	Giovanni dei Conti di Segni[188]						x	x	x	x	x
28	Giordano da Ceccano[189]	x	x	x	x	x	x				
29	Leone Brancaleoni[190]							x	x		
30	Matteo[191]		x	x	x	x	x				
31	Nicola[192]	x									
32	Nicola[193]						x	x	x	x	x
33	Ottaviano[194]	x					x				
34	Ottaviano[195]								x	x	
35	Pandolfo[196]	x	x	x	x	x					
36	Pelagio[197]								x		x
37	Pietro[198]						x				
38	Pietro Capuano[199]	x	x						x	x	
39	Pietro Collavicino[200]										

187 Card. prete di S. Prisca (1193–1204), card. vescovo di Sabina (1205–1214).
188 Card. diacono S.R.E. (1200), card. diacono di S. Maria in Cosmedin (1201–1213).
189 Card. prete di S. Pudenziana (1188–1206).
190 Card. diacono di S. Lucia in Septasolio (1200–1202), card. prete di S. Croce in Gerusalemme (1202–1224).
191 Card. diacono di S. Teodoro (1200–1205).
192 Card. diacono di S. Maria in Cosmedin (1191–1200).
193 Card. vescovo di Tusculum (1205–1218).
194 Card. vescovo di Ostia e Velletri (1189–1206).
195 Card. diacono dei SS. Sergio e Bacco (1206–1234).
196 Card. prete dei SS. XII Apostoli (1183–1210).
197 Card. diacono di S. Lucia in Septasolio (1206/1207–1211), card. prete di S. Cecilia (1211–1213), card. vescovo di Albano (1213–1230).
198 Card. diacono di S. Angelo (1205–1206).
199 Card. diacono di S. Maria in Via Lata (1193–1200), card. prete di S. Marcello (1201–1214).
200 Card. diacono di S. Maria in Aquiro (1213–1216).

		Operante divine dispositionis (17.XII.1198)	*Licet multitudini* (5.XII.1200)	*Incumbit nobis* (7.VI.1201)	*Diligentiam pii patris* (12.VI.1201)	*Non omni spiritui* (16.VI.1201)	*Solet annuere* (10.II.1205)	*Pie postulatio voluntatis* (18.I.1207)	*Eius exemplo* (18.XII.1208)	*Cum inaestimabile pretium* (18.VII.1210)	*Ne quis decetero* (23.VII.1212)
40	Pietro Diani[201]	x	x	x	x	x	x				
41	Pietro Gallocia[202]	x	x				x	x	x	x	
42	Pietro *de Sasso*[203]							x			
43	Roberto di Corson[204]										
44	Roffredo *de Insula*[205]										
45	Rogerio[206]						x	x	x		
46	Rogerio *de Sancto Severino*[207]										
47	Soffredo[208]	x	x	x	x	x					
48	Stefano di Fossanova[209]										
49	Stefano Langton[210]										
50	Uberto da Pirovano[211]										
51	Ugo[212]	x	x	x	x	x	x				
52	Ugo dei Conti Segni[213]		x	x	x	x	x	x	x		x

201 Card. diacono di S. Nicola in Carcere Tulliano (1185–1188), card. prete di S. Cecilia (1188–1206).
202 Card. vescovo di Porto S. Ruffina (1190–1211).
203 Card. prete di S. Pudenziana (1206–1219).
204 Card. prete di S. Stefano in Celiomonte (1212–1219).
205 Card. prete dei SS. Marcellino e Pietro, abate di Montecassino (1188–1210).
206 Card. diacono di S. Maria Domnica (1205), card. prete di S. Anastasia (1205–1211).
207 Card. prete di S. Eusebio (1180–1221), arcivescovo di Benevento (1179–1221).
208 Card. prete di S. Prassede (1193–1210).
209 Card. prete dei SS. XII Apostoli (1213–1227).
210 Card. prete di S. Crisogono (1206–1207), arcivescovo di Canterbury (1206).
211 Card. diacono di S. Angelo (1206), arcivescovo di Milano (1206).
212 Card. prete di S. Martino (1191–1206).
213 Card. diacono di S. Eustachio (1199–1206), card. vescovo di Ostia e Velletri (1206–1227).

Jan L. de Jong*

De Sepulcro Laurentii Vallae quid veri habeat

Tracing the Tomb Monument of Lorenzo Valla in St. John Lateran, Rome

Zusammenfassung: In diesem Artikel wird die Geschichte des Grabmals von Lorenzo Valla (ca. 1407–1457) nachgezeichnet: Der Sarkophag und die Skulptur des liegenden Mannes in der *Cappella del Crocifisso* der Kirche San Giovanni in Laterano (Rom) werden im Allgemeinen als das Grabmal Vallas angesehen. Begründet wird dies vor allem mit einer über der Wand angebrachten Inschrift, wonach das Grab Vallas um 1600 aus dem Querhaus in den Kreuzgang (*chiostro*) gebracht und 1825 von dort in die heutige Kreuzkapelle verlagert worden sei. In diesem Artikel wird dagegen darauf verwiesen, dass den ältesten Quellen zufolge das Grab im Umgang der Apsis dieser Kirche lag. Schon in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts (wahrscheinlich 1576) ist das Grab beseitigt worden, um die Erinnerung an Lorenzo Valla auszulöschen. Denn Valla hatte es gewagt, die Authentizität der Konstantinischen Schenkung zu bestreiten. In einem Versuch, Valla zu rehabilitieren, ließ der Abate Francesco Cancellieri im Jahr 1825 eine Inschrift, einen Sarkophag und eine Skulptur in der Kreuzkapelle anbringen, die er fälschlicherweise als ursprünglichen Ort des Grabes ansah. 1911 wurde auf Grund einer Radierung von Tobias Fendt ein Fragment der Grabplatte im Kreuzgang als Portrait Vallas identifiziert. Dieses Portrait scheint der einzige Überrest des ursprünglichen Grabes Vallas zu sein.

Riassunto: L'articolo traccia la storia del sepolcro di Lorenzo Valla (circa 1407–1457): il sarcofago e la scultura dell'uomo sdraiato, collocati nella cappella del Crocifisso di S. Giovanni in Laterano (Roma), vengono di solito considerati il monumento sepolcrale di Valla. Come prova si adduce soprattutto l'iscrizione messa sopra il muro, secondo cui la tomba di Valla venne spostata, intorno al 1600, dal transetto al chiostro, per passare nel 1825 all'odierna cappella della Santa Croce. Nel presente contributo si ribadisce invece che secondo le fonti più antiche la tomba si trovava nel portico

* For help and advice, I am very grateful to Andreas Rehberg, who kindly invited me to submit my text to the QFIAB and provided valuable suggestions. Henk T. van Veen and Victor M. Schmidt both critiqued and commented on the manuscript. Jozef A. M. Kemper, with whom I am working on an edition of Aernout van Buchel's *Iter Italicum*, was involved in all stages of my research for this paper and in particular helped me, as usual, to translate and interpret the Latin texts. I am especially grateful to Paola Picardi for her help in obtaining and correctly reading the *Diario Romano*, which was essential for reconstructing what happened in 1825. As always my wife Elizabeth corrected my English; thanks also to Erika Milburn for editing. All the translations are mine, except when otherwise noted.

dell'abside di questa chiesa. Già negli anni Settanta del XVI secolo (probabilmente nel 1576) la tomba fu rimossa per cancellare ogni memoria a Lorenzo Valla che aveva osato di mettere in dubbio l'autenticità della Donazione di Costantino. Nel tentativo di riabilitare Valla, l'abate Francesco Cancellieri fece collocare, nel 1825, un'iscrizione, un sarcofago e una scultura nella cappella del Crocifisso, in cui vedeva erroneamente il luogo originario della tomba. Nel 1911 un frammento della lastra tombale nel chiostro fu identificato, sulla base di un'acquaforte di Tobias Fendt, quale ritratto di Valla. Questo ritratto sembra l'unica traccia rimasta del sepolcro originario di Valla.

On his visit to the Church of St John Lateran in Rome, in the year 2000, Bill Thayer came across the memorial monument of the renowned scholar Lorenzo Valla (c. 1407–1457).[1] On his website, he described this encounter under the heading: „What's *He* Doing Here?", and illustrated it with photographs of Valla's tomb monument, consisting of a statue of the great humanist lying on a „Renaissance interpretation of an ancient Roman strigil sarcophagus" (ill. 1). From the Latin inscription in the wall above the monument, Thayer gathered that Valla had originally been buried in the Chapel of the Manger, that his body had later been removed but then returned to the same chapel in 1825. Puzzled, he added in a note: „Here we have a minor mystery. The inscription carefully notes the name of the chapel: the Chapel of the Manger. Yet the chapel where I photographed Valla's tomb in 2000 (...) is the Chapel of the Crucifixion, sometimes called the Chapel of St John. I have been quite unable to find the slightest record of it, or indeed any other chapel in the Lateran, being referred to as the Chapel of the Manger."[2]

Bill Thayer was not the first to be baffled by Lorenzo Valla's tomb. In around 1820, the Danish-German historian Barthold Georg Niebuhr (1776–1831) had a similar experience. In his posthumously published „Vorträge über römische Alterthümer, an der Universität zu Bonn gehalten", he wrote that Valla was indeed buried in St John Lateran, but that his tombstone was lost, just like that of some prominent contemporaries: „They were used for paving the streets; it was at my instigation that that of Lorenzo Valla was found again."[3]

1 For a good overview of information and recent literature on Lorenzo Valla, see the entry by L. W. Nauta, Lorenzo Valla, in: The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2013 Edition), ed. E. N. Zalta, forthcoming URL: http://plato.stanford.edu/archives/spr2013/entries/lorenzo-valla/.

2 B. Thayer, ‚What's He Doing Here? or, The Church Moves in Mysterious Ways', 2000 (URL: http://penelope.uchicago.edu/Thayer/E/Gazetteer/Places/Europe/Italy/Lazio/Roma/Rome/churches/Lateran/interior/Lorenzo_Valla.html; 19. 4. 2014).

3 B. G. Niebuhr, Vorträge über römische Alterthümer, an der Universität zu Bonn gehalten, ed. M. Isler, Berlin 1858, p. 11: „Er war Kanonikus im Lateran und liegt im Lateran begraben, sein Leichenstein aber war fort, eben so Aloanders, des berühmten Kardinals im sechzehnten Jahrhundert, und des Fulvius Ursinus, sie sind zum Pflastern der Straszen gebraucht worden: auf meine Veranlas-

Some 250 years earlier, the Dutchman Aernout van Buchel (Arnoldus Buchellius) had not been able to find the tomb at all. Visiting the grave of the famous scholar was one of the aims of his excursion to St John Lateran, on January 1, 1588. He later returned to the church to look again, but disappointed he noted: „After I had for a long time unsuccessfully looked for the tomb of Valla in the Lateran (of which he was a canon), I was told that he was exhumed from his tomb because of his book on the forged Donation of Constantine."[4]

All together, these notes and snippets of information raise numerous questions: what happened to the tomb of Lorenzo Valla? Where was it situated originally and what did it look like? Why and when was it removed? And one more question to increase the confusion: how is it possible that nowadays there is not only a tomb monument in the Chapel of the Crucifixion, but also a fragment in the *chiostro* that is, according to the label, a remnant of the original gravestone (ill. 2)?

The first mention of Valla's tomb dates to almost half a century after his death. Curiously, there are no contemporary letters or documents referring to his death or burial. It is only through other references that we can infer that the date of his death was

sung ist der des Valla wieder aufgefunden worden." Niebuhr served as Prussian ambassador to the Vatican from 1816 until 1823, when he left Rome for Bonn. If the incident he relates really happened, it must have taken place during this period. I am not sure who the „famous Cardinal Aloander" to whom Niebuhr refers is; perhaps he means Gregorius Haloander, whose real name was Gregor Meltzer (1501–1531). However, this Haloander was never a cardinal and died in Venice. More likely Niebuhr refers to Cardinal Girolamo Aleandro (Latin: Hieronymus Aleander, 1480–1542), but again this cardinal was never buried in St John Lateran. At his own wish, he was temporarily laid to rest in his titular church of S. Crisogono. His tomb was described in 1546 by Paolo Giovio, Elogia veris clarorum virorum imaginibus apposita, quae in Musaeo Iovinai Comi spectantur, Venice 1546, p. 62r, and its epitaph quoted in 1550 by Georgius Fabricius, Georgii Fabricii Chemnicensis Roma, Basel 1550, pp. 184 f. (repeated in 1592 by Laurentius Scradaeus, Monumentorum Italiae, quae hoc nostro saeculo & a Christianis posita sunt libri quattuor, Helmstedt 1592, p. 127r). In the eighteenth century, he was reburied in the church of S. Niccolò in Motta; see S. Momesso, Un episodio tra Veneto e Friuli: il monumento funebre del cardinale Girolamo Aleandro nel duomo di Motta di Livenza, in: L. Dal Prà/L. Giacomelli/A. Spiriti (ed.), Passaggi a Nord-Est. Gli Stuccatori dei Laghi Lombardi tra Arte, Tecnica e Restauro, Trento 2011, pp. 511–519, esp. 515–518 and 522, n. 3. Fulvius Ursinus is, of course, the famous scholar Fulvio Orsini (1529–1600), who was indeed buried in St John Lateran, in front of the altar of St Mary Magdalene in the old sacristy.

4 Aernout van Buchel, Iter Italicum, ed. R. A. Lanciani, Rome 1901, p. 114: *Cum Vallae diu frustra in Laterano (cuius fuerat canonicus) quaesivissem sepulcrum, mihi dictum fuit, sepulcro erutum ob scriptum de falsa donatione Constantini libellum.* Van Buchel's original manuscript is kept in the University Library of Utrecht, HS. 798 and can be accessed via the internet page Objects.library.uu.nl (URL: http://objects.library.uu.nl/reader/index.php?obj=1874-237685&lan=nl#page//96/18/01/961801446804802746275800997998356320 90.jpg/mode/1up). The passage quoted is on fol. 59v.

August 1, 1457.[5] The first to write about Valla's grave was Pietro Sabino in his *Sylloge inscriptionum christianarum urbis Romae anno 1494*. From this document, it appears that the grave was located in the church of St John Lateran, „near a bronze panel" (*prope aeream tabulam*), and that it had an epitaph that recorded Valla's date of death as „the year of Our Lord 1457, on the first day of August" (*anno dni. MCCCCLVII die primo Augusti*).[6]

Again, it took almost half a century before the tomb was mentioned once more. This time, its epitaph was recorded on the title page of the 1540 edition of Valla's *Opera*, published by Heinrich Petri in Basel:

> *Laurentio Vallae harum aedium sacrarum canonico, Alphonsi regis & Po[n]tificis Maximi secretario, Apostolicoque scriptori, qui sua aetate omneis eloquentia superauit, Caterina mater filio pientissimo posuit. Vixit annos L. Ob[iit] An[no] Domini M.CCCC.LXV. Calendis Augusti.*
>
> (To Lorenzo Valla, canon of this sacred house, secretary to King Alfonso and to the Supreme Pontiff, and apostolic scriptor, who during his life exceeded all others in eloquence, to this most affectionate son his mother Caterina [set up this monument]. He lived 50 years. He died in the year of Our Lord 1465, on the first of August.)

This epitaph corresponds to that recorded by Sabino, except for one crucial detail: the date of Valla's death,[7] given as 1465 instead of 1457. The cause of or reason for this change is not clear, but it has led to a long period of confusion.[8] Indeed, in his 1550

---

5 For a long time, 1465 was considered the year of Valla's death. The label next to the fragment of Valla's tomb gravestone in the *cortile* of St John Lateran (ill. 2) still gives this as the year he died. Already in 1845, however, C. G. Zumpt, Leben und Verdienste des Laurentius Valla, in: Ad. Schmidt's „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" 4 (1845), pp. 397–434, esp. 403, cited convincing evidence to establish 1457 as the year of his death. See also G. Mancini, Vita di Lorenzo Valla, Florence 1891, pp. 4, 323–325, and below, note 8.

6 On Pietro Sabino or Petrus Sabinus (dates unknown), see John F. D'Amico, Renaissance Humanism in Papal Rome. Humanists and Churchmen on the Eve of the Reformation, Baltimore (Md) 1983, p. 101, and more recently, D. Gionta, Pietro Sabino e la sua raccolta di iscrizioni, in ead., Epigrafia umanistica a Roma, Messina 2005 (Centro interdipartimentale di studi umanistici), pp. 107–187. The only complete copy of Pietro Sabino's collection is preserved in the Biblioteca Marciana in Venice (Cod. Lat. x. 195); the Biblioteca Apostolica Vaticana in Vatican City has a codex containing Sabino's collection of the Christian inscriptions of Rome (Cod. Ottob., Vat. 2015). Sabino's compilation has been published by I. B. De Rossi, Inscriptiones christianae urbis Romae septimo saeculo antiquiores, Rome 1861–1915; Valla's tomb is mentioned in vol. II, p. 425, no. 55.

7 De Rossi (see note 6), II, p. 425, no. 55, does not cite the complete inscription, referring simply to other publications that give it in full, but regarding the date of Valla's death he explicitly states that *lectio Sabini vera est* (i.e.: *anno dni. MCCCCLVII die primo Augusti*). Unfortunately, I have not been able to inspect the manuscripts of Sabino personally. V. Forcella, Iscrizioni delle chiese e d'altri edificii di Roma dal secolo XI fino ai giorni nostri, Rome 1869–1884, VIII, p. 42, no. 41, gives the wrong date of 1465.

8 See above, note 5. The „explanation" that Mancini (see note 5, p. 4) offers for the confusion over 1457 and 1465 is too obvious to explain anything: „Lo stampatore sbagliò le cifre romane del millesimo ponendo l'X in luogo del V ed il V invece di due I (MCCCCLXV per MCCCCLVII)." As I do not see how a

guide to Rome Georgius Fabricius already included Valla's epitaph with the date of 1465.[9] Most probably, he simply copied it from the title page of Valla's works rather than transcribing it from the actual tomb.

A few years before Fabricius, in 1546, Paolo Giovio provided a more extensive description of the tomb. In his *Elogia veris clarorum virorum imaginibus apposita*, he wrote that it was carved from marble and contained an effigy and an epitaph: *Sepulcrum caelato ex marmore, cum effigie, ac elogio*. Paraphrasing the epitaph, Giovio gives Valla's date of death as ‚the year of Christian salvation 1457, on the first of August (*anno Christianae salutis. MCCCC.LVII. Calendis Augusti*)'.[10] Immediately after this paraphrase, he added an elegiac distich on Valla's death by Francesco Franchini (Franciscus Franchinus Cosentinus, 1500–1559). As Franchini was born when Valla had been dead for more than 40 years, his poem cannot possibly have featured on the latter's tomb. Yet Giovio's inclusion of it, immediately after his paraphrase of Valla's epitaph, led to the confused notion that it belonged to the original text on the gravestone. The result was already visible in 1553, in the *Cronica di M. Marco Guazzo*. Living up to his reputation as an *imbrattatore di carta* („befouler of paper"), Marco Guazzo plagiarized Giovio's information, writing that Valla was buried in a tomb with the following inscription:

> *Laurens Valla iacet romanae gloria linguae,*
> *Primus enim docuit qua decet arte loqui.*[11]
> (Here lies Lorenzo Valla, the glory of the Roman language,
> For he was the first to teach the art of speaking it properly.)

Subsequently, Franchini's distich was included in the compilations of inscriptions by Laurentius Scradaeus (Lorenz Schader), of 1592, and Nathan Chytraeus (Nathan Koch-

---

(capital) X could be mistaken for a V, or a V for II, we should perhaps assume that the Roman numerals were (hand)written in lower-case.

9 Fabricius (see note 3), p. 183.

10 Giovio (see note 3), p. 11r.

11 Marco Guazzo, Cronica di M. Marco Guazzo. Nel quale ordinatamente contiensi l'essere de gli huomini illustri antiqui, & moderni, le cose, & i fatti di eterna memoria degni, occorsi dal principio del mondo sino a questi nostri tempi, Venice 1553, p. 287r: „[Lorenzo Valla] morì essendo horomai uecchio l'anno mille quatrocento cinquantasette, fu sopolto ne la chiesa di santo Giouanni Laterano con tale iscrittione nel sopolcro,

Laurens Valla iacet romanae gloria linguae,
Primus enim docuit qua decet arte loqui.

Fu questo Lorenzo Valla sacerdote ne la chiesa di santo Giouanni Laterano, ui fu sopolto in un sopolcro di marmo lauorato di scoltura con la statua sua, & con la soprascritta iscrittione, & cio fu fatta da Catarina sua madre da lui amata come honorata madre, & da lei egli come carissimo figliuolo amato." It was Paolo Giovio who described Marco Guazzo as an *imbrattatore di carta*; see the entry on Marco Guazzo (1480/85–1556) by G. Girimonti Greco in the DBI, vol. 60, Rome 2003, pp. 530–534, esp. 533, accessible via internet on http://www.treccani.it/enciclopedia/marco-guazzo.

hafe), of 1594.[12] In both collections, it either precedes or follows the original epitaph without any mention of its author, making it impossible for uninformed readers to know that it never appeared on Valla's tomb. Moreover, both books give the date of death incorrectly as 1465.

Next to Giovio's description of 1546, the most extensive record of Valla's tomb is found in Onofrio Panvinio's book on the seven main churches of Rome, *De praecipuis urbis Romae sanctioribusque basilicis*, of 1570. Panvinio relates that Valla was buried in the ground (*in terra*), implying that the tomb consisted of a gravestone lying flat on the floor. Moreover, he gives a fairly detailed indication of the spot where the tomb was situated, in the *porticus* behind the apse of the church (*Initio vero porticus, quae est retro absidam in hemicycli speciem*), opposite a niche containing an altar dedicated to the Manger (*altare Praesipis ... in parvo sacello, ante quod in terra sepultus est Laurentius Valla*).[13]

Great help in visualizing what the tomb looked like is offered by an etching in Tobias Fendt's *Monumenta sepulcrorum cum epigraphis ingenio et doctrina excellentium virorum* from 1574 (ill. 3).[14] It gives a frontal view of the monument „in Rome, in the church of St John Lateran", showing Lorenzo Valla with his hands crossed over his stomach, in a sort of antique niche surrounded by the epitaph. The text of the epitaph, however, immediately warns us that the accuracy of Fendt's etching should not be taken for granted. It gives 1465 as the year of Valla's death, making one suspect that Fendt did not transcribe the epitaph on the gravestone, but copied the version in the 1540 edition of Valla's works. Yet the print gives us the most complete (if not necessarily totally accurate) impression of what Valla's tomb looked like.

Further information comes from Jean Jacques Boissard's *Icones*, which appeared in 1597–1599. It contains biographies and portraits of 50 illustrious men, including Lorenzo Valla.[15] As Boissard was living in Rome 40 years earlier, from 1556 to 1559, he must have based his description of Valla's tomb on the notes he made in those years.[16] Already by then, the text of the epitaph seems to have been partly damaged or worn, as Boissard was unable to read the words *Apostolicoque scriptori* and rendered them

12 Scradaeus (see note 3), p. 138v, and Nathan Chytraeus, *Variorum in Europa itinerum deliciae*, Herborn 1594, p. 15.

13 Onofrio Panvinio, *De praecipuis urbis Romae sanctioribusque basilicis, quas septem ecclesias vulgo vocant liber*, Rome 1570, pp. 123 f.

14 Tobias Fendt, *Monumenta sepulcrorum cum epigraphis ingenio et doctrina excellentium virorum*, Breslau 1574, tav. XXVI. On the various editions of Fendt's *Monumenta sepulcrorum*, see Y. Ascher, Giovanni Zacchi and the tomb of Bishop Zanetti in Bologna, in: Source 12/4 (1993), pp. 24–29, esp. 28, no. 2.

15 Jean Jacques Boissard, *Icones quinquaginta virorum illustrium doctrina & eruditione praestantium ad vivum effictae, cum eorum vitis descriptis*, Frankfurt am Main 1597–1599, I, pp. 112–115.

16 R. Webb, in „Grove Art Online" (originally published in 34 vols. as The Dictionary of Art, edited by The Dictionary of Art, London and New York: Grove, 1996), URL: http://www.oxfordartonline.com, s. v. Boissard, Jean-Jacques.

as *Apostolico------tori*. Interestingly, he transcribed the date of Valla's death correctly: *Anno Domini M. CCCC. Lvii. Adi primo August*.[17]

The next mention of Valla's tomb with new information dates to the eighteenth century.[18] In 1723, Giovanni Mario Crescimbeni reported in his description of St John Lateran that during renovations ordered by Pope Clement VIII (1592–1605) the tomb had been removed from the transept: „it is now lying unobserved in the *chiostro* of the basilica; at its centre, one sees his effigy, and around it were carved the following words (...)". Crescimbeni next quoted the epitaph with the date of death *Anno MCCC-CLXV. Augusti Kalendis*, suggesting that even if he did see the tomb, he still based the details of his remarks on the etching by Tobias Fendt or on the 1540 edition of Valla's *Opera*.[19]

It took another century for the tomb to be mentioned again.[20] In 1821, Carl Bunsen supplied some information in his contribution to the „Beschreibung der Stadt Rom", published in several volumes between 1829 and 1842. He reported that the tomb was originally situated behind the half-circular apse of the church, but was removed by Pope Clement VIII: „we do not learn on what grounds" (*man erfährt nicht, aus welchem Grunde*). He added that during the removal, the epitaph running around the effigy was lost (*die rings umherlaufende Inschrift verloren ging*). Unfortunately, Bunsen did not mention the source of this piece of information. He subsequently related, in slightly over-dramatic words, how in 1723 Crescimbeni saw „the stone with the effigy" in the *chiostro*, „lying under other pieces of rubble" (*Crescimbeni sah den Stein mit dem Bilde des Mannes im Klosterhofe unter anderen Trümmern liegen*). He added that nowadays, in 1821, „it still stands in the *chiostro*, leaning at an angle against an antique altar" (*er steht aber noch heutiges Tages (1821) an einen antiken Altar schräg angelehnt im Klosterhofe*), and expressed the hope that the learned Francesco Cancel-

---

17 Boissard (see note 15), I, p. 115. Boissard's wording of the date of Valla's death corresponds to that of Sabino (see above, note 7). Some details of the spelling differ, as a consequence of the generalized use of abbreviations in copying texts and inscriptions in the fifteenth and sixteenth centuries. This makes it impossible to reconstruct exactly how the words and dates of Valla's epitaph were spelled.

18 The remark by Pompilio Totti in his Ritratto di Roma Moderna, Rome 1638, p. 451, is too general to be useful in the present context: „Qui [*sc.* in St John Lateran] sono sepolti il Valla, e'l Garimberti huomini dottissimi." Il Garimberti is Girolamo Garimberti (1506–1575).

19 Giovanni Mario Crescimbeni/Alessandro Baldeschi, Stato della SS. chiesa papale Lateranense nell'anno MDCCXXIII, Rome 1723, pp. 141 f.: „... la memoria Sepolcrale in marmo del famoso Lorenzo Valla, anch'esso Canonico Lateranense, tolta dal pavimento della Nave traversa, ove stava, allorchè Clemente VIII. rifecelo tutto di marmi, e pietre varie simmetricamente ordinate, ed ora giacente inosservata nel Chiostro della Basilica: in mezzo della quale si vede la sua effigie; e intorno vi erano intagliate le seguenti parole ..."

20 Very interesting are the observations in Gerardus Outhof, Levensbeschryving van beroemde en geleerde mannen, met heedendaagsche sterfgevallen en andere nieuwigheden, twede (*sic*) stuk no. VI, Amsterdam 1730, pp. 590–595. Even though the author does not seem to have been to Rome, his remarks are important. See also below, note 66.

lieri would soon move the tomb to a chapel in the transept of the church, and provide it with a new inscription.[21] In a supplementary remark of 1837, Bunsen quoted the new commemorative inscription (with the correct date of death of 1457), explaining that in the meantime Cancellieri had died.[22]

Francesco Cancellieri passed away in 1826. He was a learned historian, archeologist and philologist who maintained a wide correspondence and belonged to the same group of scholars as Carl Bunsen and Barthold Georg Niebuhr.[23] In 1825, one year before his death, he erected the following inscription in the chapel on the western side of the right transept of St John Lateran, now called the Chapel of the Crucifixion (ill. 4):

---

21 C. Bunsen/E. Gerhard/E. Platner/W. Röstell, mit Beiträgen von B. G. Niebuhr [et al.], Beschreibung der Stadt Rom, Stuttgart 1829–1842, p. 536: „In diesem Gange lag auch die Zierde der Philologen des funfzehnten Jahrhunderts, der geistreichen Laurentius Valla († 1465) begraben; bei dem Bau von Clemens VIII wurde der Grabstein – man erfährt nicht, aus welchem Grunde – weggenommen, wobei die rings umherlaufende Inschrift verloren ging; Crescimbeni sah den Stein mit dem Bilde des Mannes im Klosterhofe unter anderen Trümmern liegen und äussert die Hoffnung, ihn bald wieder an dem Orte, welchen er vorher zierte, aufgestellt zu sehen; er steht aber noch heutiges Tages (1821) an einen antiken Altar schräg angelehnt im Klosterhofe. (Wir freuen uns, jetzt hinzufügen zu können, dass seitdem der gelehrte Cancellieri sich dieses kostbaren Denkmals erbarmt und dem Leichensteine des grossen Philologen in der Cappelle des Kreuzschiffes der Orgel auf seine Kosten einen Ehrenplatz verschaft, und das Denkmal mit einer beide ehrende Inschrift erläuert hat.)“

22 Bunsen etc. (see note 21), pp. 684 f.: „Das Grabgedicht, welches der seitdem nun auch dahin gegangene Cancellieri, der Zierde Piacenza's, dem unsterblichen Laurentius Valla (dessen Todesjahr irrthümlich im September 1465 angegeben ist, statt 1457) gewidmet hat, verdient hier angeführt zu werden:

Francisci Hieronymi Cancellieri Hexastichon.

SALVE REX LINGUAE LAURENTI VALLA LATINAE,
CULTOR IN HAC IPSA JAM TUUS AEDE JACET
VIRGINIS IN CELLA SUPERAS QUAE TRAXIT AD ARCES
BISSENO SACRAS SIDERE CINCTA COMAS
DONEC TECUM UNA POSTREMA LUCE RESURGENS
FELIX CAELESTES POSSIT ADIRE DOMOS.“

The inscription is also mentioned by Forcella (see note 7) VIII, p. 100, no. 278. The ‚devotee of Valla‘ referred to in the second line (*cultor tuus*) is, of course, Francesco Cancellieri, who was indeed buried in the same church, but not in the same chapel (*in hac ipsa ... aede / in Virginis cella*). Cancellieri was buried in the second chapel of the left aisle, the so-called Antonelli Chapel, where he had erected a cenotaph to Cardinal Leonardi Antonelli (1730–1811), whom he had devotedly served as secretary. The mention and description of the Virgin in the following lines refer to the fifteenth-century painting of St Mary on the ceiling of the chapel, included in an eighteenth-century fresco of the Assumption of the Virgin with Saints Dominicus and Filippo Neri by Giovanni Odazzi and Lodovico Stern. Even before 1875, Cancellieri's tombstone, with an inscription composed by himself, was moved to the *chiostro* (where I was unable to find it), and all that is left in the Antonelli Chapel referring to Cancellieri are the words: HEIC FR. CANCELLIERI. See Forcella (see note 7), VIII, p. 100, nos. 278 f., and the anonymous Notizia biografica sull'Abate Francesco Cancellieri, Modena 1828, p. 70, n. 88.

23 On Cancellieri, see most extensively the entry by A. Petrucci in the DBI, vol. 17, Rome 1974, pp. 736–742, accessible via internet on http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-cancellieri.

LAVRENTIO LVCAE F[ILIO] VALLAE ORTV ROM[ANO] PLACENTIA ORIVNDO /
A NICOLAO V SCRIPTORE [*sic*][24] APOST[OLICO] A CALLIXTO III SECRETARIO /
ET CANONICO LATERANENSI RENVNCIATO /
QVI VIXIT ANNIS LI PLVS MINVS DECESSIT KALENDAS AVGVSTI ANNO MCDLVII /
AD SERVANDAM SCIENTISSIMI VIRI MEMORIAM A CATHARINA /
DE SCRIBANIS PLACENTINA GENETRICE HVMI EXTRA CELLAM /
PRAESEPIS ERECTAM ET AB ANNO MDC IN CLAVSTRO SERVATAM /
FRANCISCVS CANCELLIERIVS ROM[ANVS] AN[NO] SACRO MDCCCXXV /
INTVS EAMDEM CELLAM HONORIFICE PONENDAM CVRAVIT /
V[IRO] E[MINENTISSIMO] JVLIO M[ARIA] DE SOMALIA CARD[INALI] DECANO
ARCHIPRESBYTERO /
FRANC[ISCO] MARAZZANO VISCONTIO PRAEP[OSITO] S[ACRI] PALATII VICARIO /
PROCERIBVS PLACENTINIS.
(To Lorenzo Valla, son of Luca, born in Rome, but originally from Piacenza,
Apostolic scribe to Nicholas V, secretary to Callixtus III,
and officially proclaimed canon of the Lateran basilica,
who lived approximately 51 years [and] died on 1 August 1457.
In order to preserve the memory of this most erudite man, [a tomb was] erected by Catarina
Scribani of Piacenza, his mother, in the ground outside the Chapel
of the Manger, and after 1600 [it] was preserved in the *chiostro*.
Francesco Cancellieri, from Rome, in the Holy Year 1825,
arranged to have [it] placed with honor within the same chapel,
[when] the Most Eminent Giulio Maria della Somaglia, Cardinal Dean Archpriest,
[and] Francesco Marazzano Visconti, Deputy Provost of the Holy See,
prominent men from Piacenza [were in office].)[25]

This inscription echoes words from the original inscription on Valla's tomb (particularly the mention of his mother Catharina or Caterina) and Panvinio's description (especially the reference to the altar of the Manger).[26] Strangely, though, it does not say what exactly Cancellieri placed in the chapel. It is true that the original inscription on Valla's tomb also did not say what Caterina set up for her son, but the fact that the inscription was written on the gravestone made it obvious that it referred to the tomb monument. Cancellieri's inscription, however, is written on a tablet plastered on to the wall. The words *erectam*, *servatam* and *ponendam* lack a corresponding (feminine) noun. The most obvious nouns one would expect – *sepulcrum* or *monumentum* – are neuter, so the implied missing noun must be a feminine word like *imaginem*, *statuam*, or – most probably – *effigiem*, apparently referring to the effigy in the *chiostro*. Perhaps Cancellieri wanted to specify that he had (re)located only this remaining part of Valla's grave in the chapel, and not the complete monu-

24 This should, of course, be: scriptori.

25 I have based my translation on that on Bill Thayer's website (see above, note 2). I have corrected the wrongly translated *canonico lateranensi renunciato* („retired canon of the Lateran basilica") into „officially proclaimed canon of the Lateran basilica."

26 See above, p. 97 and note 13.

ment.[27] Yet the specific wording of the commemorative inscription leaves attentive readers wondering what exactly it refers to. In addition, the inscription presents a few more noteworthy aspects, for instance the statement that Valla „lived approximately 51 years and died on August 1, 1457" (*vixit an[nis] LI p[lus] m[inus] decessit Kal[endis] Augusti an[no] MCDLVII*), reflecting the uncertainty over the dates of Valla's birth and death.[28] Particularly remarkable is the information that after 1600 Valla's monument was preserved in the *chiostro*. How did the author of the inscription know this date so exactly? In 1723, as we have seen, Crescimbeni was the first to report that the monument had been removed, and in 1821 Bunsen repeated this. Both state that it was taken away during the papacy of Clement VIII (1592–1605), but neither says that it happened after 1600. Another noteworthy aspect of Cancellieri's inscription is that he „arranged to have it placed with honor within the same chapel" (*Franciscus Cancellierius romanus anno sacro MDCCCXXV intus eamdem cellam honorifice ponendam curavit*), implying that the chapel where he had the inscription placed is the same chapel outside which Lorenzo Valla was originally buried.[29]

Despite the questions it raises, Cancellieri's inscription, together with Bunsen's remarks, leaves no doubt about the fact that around 1820–1825 it was generally assumed that part of Valla's tomb had survived and was kept in the *chiostro* of the church. It is thus surprising to learn that Barthold Georg Niebuhr claimed that between 1816 and 1823 he had rediscovered Valla's tombstone and saved it from being used to pave the streets, as we read in the introduction to this paper.[30] Niebuhr's story sounds odd anyway, for if the tombstone was indeed used to pave the streets, it would either have been, literally, a stumbling block because of its relief, or – in order to solve that problem – it would have been placed upside down, which makes one wonder how Niebuhr could have recognized it. Even stranger is that some years later, he boasted that: „It is one of my most pleasing recollections, that I discovered his [Valla's] tombstone, and induced the chapter of the Lateran to replace it in their church, of which he had been a canon."[31] All this seems to point to some conflict among the circle of

27 Crescimbeni (see note 19), whose report was known to Cancellieri, uses the (Italian) word *effigie* to describe the statue.

28 This uncertainty is also evident in the quotes of Bunsen etc. (see above, note 21). See also above, note 5 and 8.

29 The inscription's stress on Valla's origins in Piacenza (*Ortu Rom[anus] Placentia oriundus* and *Catharina de Scribanis Placentina genetrix*) may have something to do with the fact that Cancellieri's co-sponsors, mentioned at the end of the text, were both from Piacenza: *V[iro] E[minentissimo] Julio M[aria] de Somalia Card[inali] Decano Archipresbytero / Franc[isco] Marazzano Viscontio Praep[osito] S[acri] palatii vicario / proceribus Placentinis*.

30 See above, note 3.

31 In the second edition of the English translation of his lectures: B. G. Niebuhr, Lectures on the History of Rome, from the Earliest Times to the Fall of the Western Empire, vol. III, ed. by L. Schmitz, London 1849, p. iii, n. 1 (Introductory Lectures: Lecture I).

historians and archeologists to which Bunsen, Cancellieri and Niebuhr all belonged, over the credit for rehabilitating Valla and his tombstone. It may explain why Niebuhr and Cancellieri both claimed a part in returning Valla's tomb to its original place. Due to his great reputation as a scholar (and perhaps because he was Danish-Prussian), Niebuhr's romantic story was adopted without question by such prominent historians (and compatriots) as Georg Voigt and Ludwig von Pastor. In the second edition of his „Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus" of 1880–1881, Voigt stated that: „It was Niebuhr, a Classical scholar and critic worthy of the deceased [*sc.* Valla], who first pointed out that the tomb gravestone was disgracefully used for paving the streets and saved it from destruction."[32] Von Pastor also swallowed the story whole. In 1886, he wrote in his monumental „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" that „His [Valla's] monument in the Lateran, [was] rescued from destruction by a great German historian ..."[33]

Where exactly in the church of St John Lateran was Lorenzo Valla's tomb monument originally situated and what did it look like? The earliest record of the grave, by Pietro Sabino in 1494, only mentions its inscription and location „near a bronze panel" (*prope aeream tabulam*).[34] Half a century later, in 1546, Paolo Giovio was barely more helpful when he wrote that „it is to be seen on the right side of those who enter" (*introëuntibus ad dexteram spectatur*).[35] Fortunately, in 1570 Onofrio Panvinio offered more extensive and specific information. According to him, the tomb was situated in the (no longer extant) *porticus* or gallery that ran behind the half-circular apse of the church (*porticus, quae est retro absidam in hemicycli speciem*; cf. ill. 5).[36] Entering this *porticus* from the inner right aisle on the northern side of the church, one would see four altars on the left side. The second, standing in a small chapel (*in parvo sacello*), was the altar of the Manger (*altare Praesepis*). Valla was buried in the floor opposite

32 G. Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin, ²1880–1881, II, p. 92: „Auf den Grabstein, der schändlich als Strassenpflaster verwendet worden, machte erst ein des Todten würdiger Althertumsforscher und Kritiker, Niebuhr, aufmerksam und rettete ihn von der Vernichtung."

33 L. von Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, vol. 1: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II. Freiburg in Breisgau 1886, p. 505: „... Valla starb schon am 1. August 1457; sein Grabstein im Lateran, den ein großer deutscher Geschichtsforscher vor der Vernichtung rettete, hat bei der neuesten Restauration dieser Kirche wieder seinen Platz wechseln müssen."

34 See above, note 6.

35 See above, note 10.

36 The apse and the *porticus* were demolished in 1878 to make way for the present apse. For a detailed reconstruction of the appearance of the apse and *porticus* (without mentioning Valla's tomb), see P. C. Claussen, S. Giovanni in Laterano, Stuttgart 2008 (Die Kirchen der Stadt Rom im Mittelalter, 1050–1300. Bd. 2), pp. 126–128.

this altar (*ante quod in terra sepultus Laurentius Valla*).[37] This indication corresponds to Giovio's brief description: „for those who enter" the *porticus* from the inner northern aisle, Valla's tomb would indeed be seen „on the right side", opposite the chapel with the altar of the Manger on the left side. A drawing by Maarten van Heemskerck of c. 1535 gives some idea of what this *porticus* looked like (ill. 6).[38] It shows a view from inside the *porticus* through the transept towards the two northern aisles. Unfortunately, it is too sketchy to conjecture which of the chapels is that with the altar of the Manger, or where in the floor Valla's tomb might be.

The only other indication of the location of Valla's tomb in the sixteenth century comes from Jean Jacques Boissard's *Icones*, of 1597–1599. As we have already seen, Boissard based his account on observations made 40 years earlier, during his stay in Rome from 1556 to 1559.[39] According to him, Valla was buried in a tomb „which is in front of the entrance to the sacristy" (*quod est ante ostium sacrarii*).[40] Apparently, Boissard's readers were supposed to understand that he was writing about the *porticus*. That one of the chapels in the *porticus* did indeed function as a sacristy or place where sacred things were kept (*sacrarium*), is confirmed by Onofrio Panvinio's description. He states that those entering the *porticus* from the inner northern aisle of the church would see four altars on the left side: the second being that of the Manger, and the fourth situated „towards the entrance of the new sacristy, in which what is left over from the celebration of the sacraments is kept" (*quartum versus Sacrarii novi ostium, in quo quae ex sacramentorum reliquiis superfluunt conduntur*).[41] It would be futile to decide on the basis of these reports whether Valla's tomb was closer to the altar of the Manger or to the altar near the sacristy, especially in a relatively small space full of altars, as the *porticus* must have been. What emerges convincingly from the various testimonies, however, is that Valla was buried in the *porticus* behind the apse of St John Lateran, in a tomb in the floor.

By the time Boissard's *Icones* were published, Valla's grave may no longer have been on its original place. This can be inferred from the information offered by Crescimbeni in 1723. According to him, the tomb monument was „taken away from the floor of the transept, where it was standing when Clement VIII remade it [*sc.* the floor] totally of marble and various kinds of stone, arranged symmetrically" (*la memoria Sepolcrale ... tolta dal pavimento della Nave traversa, ove stava, allorchè Clemente VIII. rifecelo tutto di marmi, e pietre varie simmetricamente ordinate*).[42] This would mean that Valla's tomb had been standing in the transept and was removed between 1592

37 See above, note 13.

38 Berlin, Kupferstichkabinett. See J. Freiberg, The Lateran in 1600. Christian concord in Counter-Reformation Rome, Cambridge 1995, p. 43, and Claussen (see note 36), p. 146.

39 See above, note 16.

40 Boissard (see note 15), I, p. 114.

41 Panvinio (see note 13), p. 124.

42 See above, note 19.

and 1605, when the floor was renovated. Unfortunately, no sources offer further information, on either when or why the tomb was moved from its original location to the transept or when it was taken away from there.

Some 100 years later, in 1821, Carl Bunsen accurately reconstructed the original location of Valla's tomb in the *porticus* behind the apse, adding that it had been removed for unknown reasons during the pontificate of Clement VIII.[43] A few years later, in 1825, Francesco Cancellieri erected the memorial inscription for Lorenzo Valla in the chapel on the western side of the right transept, stating that he had it placed ‚within the same chapel' as the original tomb monument.[44] This is strange in light of the fact that the printed sources are clear about the place where Valla was buried and Bunsen, moreover, had correctly reconstructed this location: in the *porticus* behind the apse.

Hitherto, one very important source has been neglected, because it was not printed until many centuries later. It is an extensive description of the building complex of St John Lateran, composed by Onofrio Panvinio at around the same time he wrote his book on the seven main churches of Rome. The description remained in manuscript form until the early twentieth century, when it was finally published as an appendix to Philippe Lauer's book on the Lateran palace.[45] Panvinio's manuscript description is an extended version of the account of St John Lateran in his book on the seven main churches of Rome – or, more probably, the account in the book is an abridged version of that in the manuscript. Panvinio's manuscript report on the *porticus* and transept helps to clarify the confusion over the exact location of Valla's tomb. In its description of the four altars in the *porticus* and Valla's tomb opposite the second of these, it does not differ from the printed version. Its account of the transept, however, is more extensive and contains the following passage: „In the transept of the church, near the altar of the Manger, there is on the left side the altar of St Catherine with a ciborium decorated with stucco. Near it, in a tomb made of brick, lay Pomponio Ceci, appointed cardinal by Paul III."[46] This means that there was a second altar of the Manger in a chapel adja-

43 See above, note 21.

44 See above, note 25.

45 Onofrio Panvinio, *De Sacrosancta Basilica, Baptisterio et Patriarchio Lateranensi Libri quatuor*, in: P. Lauer, Le palais de Latran. Étude historique et archéologique, Paris 1911, pp. 410–490. There are four copies, all in manuscript; see the entry „Panvinio Onophrius" on the website *Associazione storico-culturale S. Agostino* (URL: http://www.cassiciaco.it/navigazione/monachesimo/historia_ordinis/perini/1026_panvinio.html).

46 Panvinio, De Sacrosancta Basilica (see note 45), p. 438: *In transversa Basilicae navi prope Altare Praesepis, parte laeva est Altare Sanctae Caterinae cum Ciborio e stucis ornato, prope quod in lateritio tumulo iacebat Cardinalis Pomponius Caecius a Paulo III creatus*. For the sake of correctness, I should explain that this line, in a reduced version, is also included in the condensed description in Panvinio's printed book (see above, note 13), p. 124: *In transuersa Basilicae naui prope altare Praesepis, parte leua, est altare Sanctae Catherinae cum ciborio e stuccis ornato*. The exact meaning of the reduced line, however, only becomes clear when one is familiar with the extended version in the manuscript.

cent to the transept and containing the tomb monument of Cardinal Ceci. Pomponio Ceci was made cardinal on June 2, 1542, and died just two months later, on August 4. He was buried in his family chapel in St John Lateran, which was indeed dedicated to the Manger.[47] In the 1570s, the chapel was decorated with frescoes and an altarpiece appropriately showing the Nativity by Niccolò Martinelli, also known as Niccolò da Pesaro or Trom(b)etta.[48] In the 1880s, when the apse of the church was demolished and rebuilt on a larger scale, a large crucifix hanging in the *porticus* was moved to the Ceci chapel, which since then has been known as the Crucifixion chapel.[49]

The fact that there were two altars dedicated to the Manger must have confused Crescimbeni in 1723. Wrongly assuming that the altar of the Manger mentioned by Panvinio was that in the Ceci chapel, he understandably concluded that if Valla's tomb was situated opposite this altar, it would have stood in the transept.[50] In 1821, Carl Bunsen correctly reconstructed the original location of Valla's tomb, but added to the confusion by adopting Crescimbeni's assumption that it had been moved to the *chiostro* during the pontificate of Clement VIII. Accordingly, he did not understand ‚on what grounds' it was relocated.[51] Crescimbeni assumed that it was moved because a new floor was laid in the transept. Bunsen, however, correctly assumed that the tomb was situated in the *porticus* and therefore did not see the connection with the renewal of the floor in the transept.

Only a few years later, in 1825, Francesco Cancellieri made the same mistake as Crescimbeni in 1723, confusing the altar of the Manger in the *porticus* with that in

---

47 On Cardinal Ceci (sometimes spelled as Cecci; in Latin: *Caecius*), see the information on the website The Cardinals of the Holy Roman Church, s. v. Cecci (URL: http://www2.fiu.edu/~mirandas/bios1542.htm#Cecci). See also K. Eubel, Hierarchia catholica Medii et recentioris aevi, sive Summorum Pontificum, S. R. E. Cardinalium, ecclesiarum antistitum series, vol. III, Münster 1923, pp. 28, 63, 306, and Alphonsus Ciacconius (Chacon), *Vitae et Res Gestae Pontificum Romanorum et S. R. E. Cardinalium*, vol. III, 1677, kol. 679. The epitaphs of Cardinal Ceci and those of his family members are still *in situ*. They are included in Forcella (see note 7), VIII, p. 31, no. 58 f.

48 Giovanni Baglione, Le vite de' Pittori scultori et architetti. Dal Pontificato di Gregorio XIII del 1572. In Fino a' tempi di Papa Urbano Ottavo nel 1642, Rome 1642, pp. 125 f.: „[Niccolò da Pesaro] Fece in s. Giovanni Laterano, prima chiesa dal gran Costantino al culto del Cielo edificata, la prima cappella a man dritta nel tempo di Gregorio XIII, ove sopra l'altare è la Natività di N. Signore, Verbo humanato, con li Pastori a olio dipinta, assai bella; & intorno alcune storiette in quella maniera del Zucchero a fresco ben condotte." In 1723, Crescimbeni (see note 19), p. 122, reported: „L'altra [cappella] dalla parte dell'Organo, che apparteneva all'estinta Famiglia Ceci. È ella dedicata alla Natività del Signore; e il suo Quadro è lavoro di Niccolò da Pesaro. Quello Altare è l'altro privilegiato per li Defonti." The frescoes were lost in the 1880's, during the construction of the new apse of the church, but the altarpiece survived and is now in one of the sacristies. It is reproduced in color in: C. Pietrangeli/M. Andaloro/M. Crussi (ed.), San Giovanni in Laterano, Florence 1990, p. 182. See also: G. Baglione, Le nove chiese di Roma, ed. L. Barroero, Rome 1990, p. 128, n. 65.

49 Claussen (see note 36), p. 246, n. 1090.

50 See above, note 19 and 42.

51 See above, note 21 and 43.

the Ceci chapel. Consequently, the inscription he put up states that he had the commemorative ensemble placed ‚within the same chapel' where Valla had originally been buried. The text of the inscription contains more that requires explanation. It states that Valla's tomb was preserved in the *chiostro* since 1600, implying that it was moved in that year. Crescimbeni and Bunsen had essentially said the same, affirming that the tomb was moved during the pontificate of Clement VIII but without giving a specific date. Cancellieri was the first to come up with the exact year of 1600, without a clear indication of his source. Most probably, however, this ‚source' was more than evident. Following Crescimbeni's erroneous assumption that the tomb stood in the transept and had to make way for the new marble floor laid at the wishes of Pope Clement VIII, he must have concluded that the date was the same as that recorded in the (currently lost) inscription in this new floor, right in front of the Ceci chapel. It stated in large lettering who had laid the polychrome marble and when: ‚CLEMENS VIII ANNO JUBILAEO MDC'.[52]

Having traced the original location of Valla's tomb, we should now try to reconstruct its appearance. As we have seen, Tobias Fendt's etching in his *Monumenta sepulcrorum cum epigraphis ingenio et doctrina excellentium virorum* from 1574 (ill. 3) gives the most complete impression. Yet it is not an entirely truthful rendition. First of all, he copied the epitaph after the text of the 1540 edition of Valla's works, though he must have seen the tomb at first hand. Moreover, the etching presents so many similarities with Fendt's other representations of tombstones, that it seems to reveal as much about his personal style and way of working as it does about Valla's gravestone.[53] Yet the print may be accurate enough to conclude that Valla's gravestone must have been similar to the slightly earlier one on the grave of the painter Fra Angelico († 1455), in the church of S. Maria sopra Minerva in Rome, and that of Joannes Schade († 1454) in S. Maria del Popolo, also in Rome.[54] All three gravestones are based on Donatello's much earlier

52 Freiberg (see note 38), p. 292. The inscription can be seen in a print by L. Rossini (Scenografia degl'interni delle più belle chiese e basiliche antiche di Roma, Rome, 1843, pl. 30), reproduced in Freiberg on p. 84.

53 For reproductions of some other tomb monuments engraved by Fendt, see F. W. H. Hollstein, German Engravings, Etchings and Woodcuts, ca. 1400–1700, vol. VIII: Dürr-Friedrich, ed. by K. G. Boon and R. W. Scheller, Amsterdam 1968, p. 37, and the website Septentrio.blogspot.nl (URL: http://septentrio.blogspot.nl/2007/10/manchmal.html).

54 On Fra Angelico's tomb, see S. Orlandi, Beato Angelico. Monografia storica della vita e delle opere con un'appendice di nuovi documenti inediti, Florence 1964, pp. 143–151, and G. De Simone, *Velut alter Apelles*. Il decennio romano del Beato Angelico, in: Beato Angelico. L'alba del Rinascimento, ed. by A. Zuccari/G. Morello/G. De Simone, Milano 2009, pp. 129–143, 129. According to G. De Nicola, two of the epitaphs on Fra Angelico's tomb were likely composed by Lorenzo Valla (Iscrizioni romane relative ad artisti o ad opere d'arte (L'epitafio dell'Angelico – Il Vat. lat. 6041 – L'opera del Forcella), in: Archivio della Società Romana di Storia Patria 31 (1908), pp. 219–128, esp. 222). On the tomb of Joannes Sc(h)ade, see H. W. Janson, The Sculpture of Donatello, Princeton (N. J.) 1963, p.

monument to Giovanni Crivelli († 1432), now in S. Maria in Aracoeli in Rome.[55] All show the deceased lying with his head resting on a pillow, in a niche between (vaguely classical) columns or pilasters supporting an arch. The detail of the pillow makes it likely that Valla was represented lying down, not standing as he is shown in Fendt's etching. This makes perfect sense in combination with Panvinio's remark that Valla was „buried in the ground" (*in terra sepultus*), implying that the monument was flat on the floor, not standing against the wall. On the left and right sides above the arch over Valla's head, a *codex* is represented, obviously referring to his literary and scholarly activities. Between the *codices*, immediately above his head, is a sort of emblem or coat of arms. Unfortunately, the etching is not sufficiently clear to identify what it represents.[56] Putting all this information together, we may conclude that Valla's tomb belonged to a conventional type, that did not stand out for any unusual characteristics.

In 1723, if we are to believe Crescimbeni, Valla's tomb was lying „unobserved" in the *chiostro*. Unfortunately, Crescimbeni's description of its appearance and condition is not very clear: „... at its centre, one sees his effigy, and around it were carved the following words ..." (*ora giacente inosservata nel Chiostro della Basilica: in mezzo della quale si vede la sua effigie; e intorno vi erano intagliate le seguenti parole ...*).[57] Does this mean that parts of the gravestone had been cut off, as there *were* (*erano*) words carved around it? Was the whole effigy still visible or did Crescimbeni use the word „effigy" (*effigie*) to mean just the head? Niebuhr's boastful remarks of 100 years later that he had rediscovered Valla's tombstone and saved it from being used to pave the streets, do not provide any concrete information of further help in reconstructing what it looked like. Nor does Bunsen's report from 1821 clarify the issue. According to him, the inscription around the effigy was lost when the tomb was moved to the *chiostro*, where it was now „leaning at an angle against an antique altar". In an insertion from 1836, added just before his report was published, he noted that in the meantime „the learned Cancellieri" had moved the tomb to „a place of honor" in the chapel of the Manger (*i.e.* the present chapel of the Crucifixion).[58]

102, and W. Buchowiecki, Handbuch der Kirchen Roms. Der römische Sakralbau in Geschichte und Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gegenwart, Vienna 1967–1997, III, p. 122. Its epitaph has been recorded by Scradaeus (see note 3), p. 160r.

55 Janson (see note 54), pp. 101 f.; Buchowiecki (see note 54), II, p. 493. For a recent overview of gravestones based on Donatello's slab of Giovanni Crivelli, see C. La Bella, Lastre tombali quattrocentesche. Apunti sulla fortuna romana della tomba Crivelli di Donatello, in: Studi romani 53/3–4 (2005), pp. 497–518.

56 I have not been able to find any information about a coat of arms or emblem of Lorenzo Valla.

57 See above, note 19.

58 See above, note 21. One wonders how serious or diplomatic Bunsen was in using the description „place of honor" (*einen Ehrenplatz*) to describe the location that he knew was not the original place of Valla's grave.

The restoration of Valla's tomb and its installation in the chapel of the Manger referred to by Bunsen took place in 1825. On October 20 of that year, the *Diario Romano* reported that Francesco Cancellieri had paid for the restoration of Lorenzo Valla's monument, after it had been lying unobserved in the *chiostro* for 225 years.[59] It had been cleaned, and its nose and feet restored. It was then transferred to the chapel of the Manger to be placed on a decorous pedestal (*decoroso piedistallo*) against the left wall. The commemorative inscriptions of the members of the Ceci family had been moved to the sides, so that the monument could be placed in the middle between them. Thus „Romans and foreigners, who had been looking in vain and believed that the memory of such a great scholar was lost, would return to see it again." Interestingly, the report also contains a description of the monument: „The gravestone represents the recumbent figure [of Lorenzo Valla], his head covered with the hood of a canon's cape, much larger than modern ones and extending to his feet. The head is a little bent on a pillow carved with embroidery, with the hands crossed. It is made of a stone which is eight and a half palms long and two and a half wide." The report also announces that Cancellieri was planning to publish an essay with information on the monument's original inscription and more interesting details.[60] Unfortunately, however, it was never printed. Cancellieri died one year after the installation of the monument, on December 29, 1826. From the catalogue of his writings released in 1827, it appears that the essay on Valla's monument was never published.[61]

---

59 The number 225 years must have been calculated by assuming that the tomb had been moved from the transept in 1600 and was relocated in the Chapel of the Manger in 1825, exactly 225 years later.

60 Diario di Roma del 29 ottobre 1825, no. 86, nella stamperia Cracas, Con Privilegio Pontificio, pp. 19–21: „ [Il Abbate Francesco Cancellieri] ha (...) voluto abbellire a sue spese la (...) cappella del Presepio, situata alla destra, di chi entra, dalla porta laterale. Essendosi rifatto il pavimento della nave trasversa, fino all'altare del Santissimo Sacramento, da Clemente VIII, ne fu rimossa la lapide sepolcrale del suo celebratissimo Canonico Lorenzo Valla Romano, ma oriundo Piacentino, che stava in terra, fuori di quella cappella e trasferita nell'antico chiostro dei Canonici Regolari di S. Agostino, ov'è rimasta inosservata per 225 anni. Essa ne rappreseuta [*sic*] la figura giacente, con la testa ricoperta dal cappuccio della cappa canonicale, molto più ampla delle moderne, che si stende fino ai piedi, ed alquanto china sopra un cuscino intagliato a ricamo, con le mani incrociate, in una pietra lunga palmi otto e mezzo, e larga due e mezzo. Egli adunque avendola fatta ripulire, e ristaurare nel naso e nei piedi, affinchè i Romani e i forestieri, che inutilmente cercavano e che credevano perduta la memoria di sì gran letterato, tornino a rivederla, l'ha fatta collocare sopra decoroso piedistallo, fra due iscrizioni della famiglia Ceci, che ha poste a maggior distanza fra loro, per dar luogo alla nuova intermedia grandiosa lapide di marmo bianco, ornata da un timpano ad uso antico. Ivi leggesi la seguente Iscrizione, che si rileva, esservi stata posta sotto la gloriosa Arcipretura dell'Em[inentissim]o sig. Card. Della Somaglia Decano e Segretario di Stato, e il Vicariato di Monsig. Marazzani maggiordomo, ambedue nobilissimi Magnati Piacentini, e surrogata all'antica, che più non esiste, e che quanto prima sarà data alla luce, e ridotta alla sua vera lezione, nell'epoca della sua morte, con una dissertazione arricchita di varj interessanti aneddoti, e di un'appendice di quattordici preziose lettere inedite dello stesso Valla ..."

61 Catalogo di tutte le produzioni letterarie edite ed inedite della ch. me. dell'abate Francesco Girolamo Cancellieri coll'ellenco dei manoscritti lasciati ai suoi eredi, Rome 1827, p. 25, no. 42: „Dissertazio-

Soon after its installation, the monument was included in Antonio Nibby's guide „Roma nell'anno MDCCCXXXVIII". It informs readers that on entering the chapel of the Manger, they would see on the left side the tomb of Lorenzo Valla, restored by the Abbot Cancellieri.[62] In 1876, Vincenzo Forcella noted in volume 8 of his „Iscrizioni delle chiese e d'altri edifici di Roma dal secolo XI fino ai giorni nostri", that under the inscription put up by Cancellieri, „one sees the figure of the deceased sculpted in relief, a work from the fifteenth century."[63] In 1891, Girolamo Mancini wrote in his biography of Lorenzo Valla that the ensemble of tomb and epitaph was created by Cancellieri, who personally paid to erect a support (*basamento*), „on top of which was placed the statue that for more than 200 years had lain abandoned in the *chiostro* of the Lateran." Characterizing the sculptor as „mediocre", he described the figure of Lorenzo Valla at length and digressed into a comparison of the effigy with other (supposed) portraits of Valla.[64] In 1910, Gerald S. Davies also assumed without hesitation that the statue represented Valla, in his monumental study of sculptured tombs of the fifteenth century in Rome. He was a little puzzled, though, by the figure's outfit. If the deceased was a scholar, he wondered, why was he wearing „a biretta and collar with slashing such as appears on the dress of the earlier Senators of Rome."[65]

None of the authors discussed so far mentioned Tobias Fendt's print of 1574, depicting the gravestone of Lorenzo Valla (ill. 3). The first to do so was Philippe Lauer in 1911, in his important book on the Lateran palace.[66] In his discussion of the tomb,

---

ne diretta al sig. Ab. Salvatore Leoni Benefiziato della Basilica Lateranense, sopra la vita, le opere, ed il deposito del Canonico Lorenzo Valla, ricondotto dopo 225 anni a spese di Francesco Cancellieri dal chiostro entro la cappella del Presepio nella detta Basilica, con XIV lettere del medesimo ..."

62 A. Nibby, Roma nell'anno MDCCCXXXVIII, Rome 1838, pp. 259 f.: „ (...) trovasi nella nave traversa la cappella del Presepe, già spettante alla famiglia Ceci. Il quadro dell'altare è opera di Niccolò da Pesaro, dipinto con molto garbo; il deposito a sinistra entrando è di Lorenzo Valla, celebre letterato, fatto ristaurare dall'abbate Cancellieri (...)"

63 Forcella (see note 7), VIII , p. 100, n. 277.

64 Mancini (see note 5), pp. 325 f.: „Nel 1825 l'abate Francesco Cancellieri, uomo eruditissimo, collocò a proprie spese nella cappella del Presepio contigua all'apside della basilica dal lato dell'epistola, sopra un basamento alquanto elevato la statua da oltre 220 anni abbandonata nel chiostro del Laterano. Lorenzo in figura intera, rivestito di zimarra con mantelletta, ha le mani incrociate sul corpo ed inclinato sulla spalla destra il capo coperto d'alto berretto. I lembi della zimarra, della mantelletta, delle maniche, ed il giro inferiore del berretto sono ornati da continuate fasce di pelli di vaio. Il volto esprime arguzia mista a bonarietà, il corpo è molto magro, la statura altissima. Nel volto la statua ricorda i tratti della mezza figura miniata sulla lettera capitale del Tucidide tradotto e conservato nella biblioteca Laurenziana, non rammenta il ritratto del traduttore posto sull'iniziale del Tucidide presentato dal Valla stesso a Niccolò V. Sarebbe inverosimile supporre che lo scultore per quanto mediocre non ritraesse le sembianze e la statura del defunto."

65 G. S. Davies, Renascence. The Sculptured Tombs of the Fifteenth Century in Rome, with Chapters on the Previous Centuries from 1100, London 1910, pp. 231 f.

66 Lauer (see note 45), pp. 286–288. For the sake of precision and completeness, it should be added that Lauer was not in fact the first scholar to point to Fendt's etching. Already in 1730 Gerardus Out-

he referred to Fendt's etching, reused in 1638 to illustrate Marcus Zuerius van Boxhorn's *Monumenta illustrium virorum, et elogia*.[67] More importantly, he connected the print to the fragment of a tombstone in the Lateran complex showing the head of a man (ill.'s 2, 9), thus identifying this fragment as a piece of Valla's original gravestone. Curiously, he blended this ‚new' identification with erroneous and confusing data, stating that Valla had been buried in the transept of the church in 1457 and adding a photograph of the effigy that Cancellieri had moved from the *chiostro* to the chapel of the Manger. The caption under the photo identified the effigy as: ‚tomb in the *chiostro* of the Lateran' (*tombeau dans le cloître de Latran*).[68] Thus Lauer more or less cancelled out the importance of including Fendt's print in the discussion and identifying the fragment with the head as Valla's real tombstone, for the inescapable consequence of his discovery is that the monument set up by Cancellieri does not hold the gravestone of Lorenzo Valla at all!

The conclusion that the monument in the Chapel of the Manger (Crucifixion) does not hold Lorenzo Valla's gravestone becomes immediately clear from a comparison of the monument's effigy (ill.'s 1, 7) with Fendt's etching (ill. 3). Though the print is not accurate in all its details, it is still evident that it in no way resembles the effigy on the monument and is in every aspect more similar to the fragment brought up by Lauer (ill.'s 2, 9). Moreover, the effigy in the chapel clearly does not belong to a floor monument, though Valla was buried – as we have seen – under a gravestone lying flat on the floor.

If the monument's effigy is not Valla's tombstone, how is it possible that it came to be identified as such? Re-reading the various descriptions, one cannot escape the impression that the confusion started already with Crescimbeni or perhaps even earlier. His description of Valla's tombstone is rather vague and seems more applicable to the monument's effigy than to the fragment identified by Lauer. Moreover, one would assume that if Crescimbeni was referring to the fragment, he would have said more explicitly that only the head had survived. We should suppose, therefore, that Crescimbeni was genuinely certain that the effigy represented Lorenzo Valla. The same is true of Bunsen and, of course, Cancellieri, who had it moved to the chapel of the Manger. The only person who may not have been so sure is Barthold Georg Niebuhr. Perhaps his curious boast of having rediscovered Valla's tombstone referred

hof referred to the print, which he knew from its reuse in Marcus Zuerius van Boxhorn, Monumenta illustrium virorum, et elogia, Amsterdam 1638, p. 51. As Outhorn had never been in Rome, however, he assumed that the monument (in 1730) was still in its original place. See above, note 20.

67 See above, note 66.

68 Lauer (see note 45), pp. 286–288: „Vers la même époque, en 1457, fut enselevi à Saint-Jean-de-Latran, dans le transept, le célèbre érudit Lorenzo Valla (...) Il ne reste de son monument qu'un très petit fragment de la partie supérieure, où il est figuré l'aumusse en tête, mais Crescimbeni et d'autres nous en ont gardé l'épitaphe, et nous avons une gravure de Boxhorn le répresentant." The fragment in the *chiostro* is illustrated on p. 286, the effigy in the chapel of the Manger on p. 287.

to the fragment and not to the effigy. Unfortunately, he did not give a description of what it looked like, ensuring that this remains a matter for speculation.[69]

It is not known how or when Philippe Lauer became familiar with (the reprint of) Fendt's etching and the fragment in the *chiostro*, but it is plausible that he came across them in the period from 1898 to 1900, when he was in Rome to study the Lateran complex. Lauer returned to France in 1900 and spent most of his subsequent career at the manuscript department of the Bibliothèque nationale.[70] The results of his study of the Lateran were not published until 1911. In the years between his return to France and the publication of his book, he may have visited Rome again, but not for long periods. Consequently, he may not have been in a position to check at first hand the details that were incomplete or no longer clear when he prepared his book for publication. He must still have remembered his identification of the fragment as part of Valla's gravestone, but he may no longer have recalled correctly that the effigy was located in the chapel of the Manger. Thus he must have guessed (without verification) that it stood in the *chiostro*. For the rest of his information, he based himself on Crescimbeni.

Lauer's identification is not definitive proof that the fragment of the head (ill.'s 2, 9) was indeed part of Lorenzo Valla's gravestone. A comparison with the print by Tobias Fendt (ill. 3) shows several differences, notably such particulars as the headgear, the pillow and the way the medallion touches the frame of the niche. However, we have already noted that the details of Fendt's prints cannot always be trusted. Moreover, the fragment shows the head resting on a pillow, indicating that it came from a floor monument. It is true that these observations do not positively prove that the fragment belonged to Valla's original tomb, but they still make it a much more likely candidate than the effigy in the chapel of the Manger.

The conclusion of all this is that the present memorial to Lorenzo Valla in the chapel of the Crucifixion is the wrong monument in the wrong place. Valla's original tomb was situated in the *porticus* behind the apse and lay flat on the floor, as shown in Tobias Fendt's etching. From the very moment the current memorial was erected in 1825 to the present day, it has misled scholars and visitors, making them believe that this really is the tomb of Lorenzo Valla in its original site. We have already seen how in 1891 Valla's biographer Girolamo Mancini and in 1910 the expert on Renaissance tombs in Rome, Gerald Davies, both assumed unquestioningly that the statue represents the great scholar.[71] 90 years later, in 2000, Bill Thayer, with whose description

69 See above, note 3, 30 and 31.

70 C. Samaran, Philippe Lauer, in: Bibliothèque de l'École des chartes, vol. 113, Paris 1955, p. 354–357 (also accessible via the website Persée.fr, URL: http://www.persee.fr/web/revues/home/prescript/article/bec_0373-6237_1955_num_113_1_460250?luceneQue).

71 See above, note 64 and 65.

we opened this paper, still assumed that it represents Valla's tomb.[72] Not all scholars, however, let themselves be misled. Thus Walther Buchowiecki, in his „Handbuch der Kirchen Roms" of 1967, succinctly noted: „Tomb monument wrongly considered to be Lorenzo Valla's. Strigil sarcophagus with recumbent effigy." In the *chiostro* he reported: „West section. Fragment of the tomb gravestone of the Lateran canon Lorenzo Valla († 1457)."[73]

One important question has not yet been discussed: when and why was Valla's tomb removed from the church? As we have seen, Crescimbeni in 1723, and other writers in his wake, notably Cancellieri in 1825, erroneously assumed that the tomb had been in the transept and had had to make way for the new polychrome marble floor laid at the wishes of Pope Clement VIII, in 1600. All these reports, however, date from at least a century later, and none from that period itself. Yet there is one valuable piece of information of a slightly earlier date. It does not say anything about the tomb itself, but instead comments on the fact that it was not to be found! Its author has already been mentioned in the third paragraph of this paper: Aernout van Buchel, a young Dutch student aged 22, who was in Rome from November 1587 to March 1588. During his stay, he carefully recorded all the places and monuments he visited. Back home, he expanded his notes with information from a large variety of sources and incorporated them into an extensive account.[74] From this, we learn that he went twice to the church of St John Lateran. The first time was on January 1, 1588. He observed and described various features of the church and its history, and noted somewhat vaguely: „In this church, there is also the tomb of Lorenzo Valla." (*Est in hoc templo sepulcrum Lauren-*

72 In 2001, Jill Kraye also took for granted that the monument is Valla's: J. Kraye, Lorenzo Valla and changing perceptions of Renaissance Humanism, in: E. S. Shaffer (ed.), Humanist traditions in the twentieth century (Comparative Criticism 23 [2001]), pp. 37–55, esp. 37.

73 Buchowiecki (see note 54), I, p. 81: „Capella del Transito (früher des Presepe): Grabmal fälschlich für das des Lorenzo Valla gehalten. Strigilierter Sarkophag mit Liegefigur." I, p. 85: „Chiostro: Westtrakt: Bruchstück von der Grabplatte des Lateranensischen Kanonikers Lorenzo Valla († 1457)." The author of the text on the website Arcibasilica papale San Giovanni in Laterano (URL: http://www.vatican.va/various/basiliche/san_giovanni/it/basilica/transetto.htm) also was not misled: „A sinistra dell'ingresso (...) si trova un sarcofago d'ignoto con le credute spoglie di Lorenzo Valla (Roma 1407–1457) ... Il sarcofago del Valla è invece murato nel chiostro dei Vassalletto a sinistra della porta di bronzo che reca in sacrestia."

74 On Aernout Van Buchel (Arnoldus Buchellius, 1565–1641), see most extensively L. A. van Langeraad, Het leven van Arend van Buchell, in: G. Brom/L. A. van Langeraad (ed.), Diarium van Arend van Buchell. Werken uitgegeven door het Historisch Genootschap, derde serie, no. 21. Amsterdam 1907, pp. I–XCIII, and J. S. Pollmann, Religious Choice in the Dutch Republic. The Reformation of Arnoldus Buchelius (1565–1641), Manchester 1999. On Van Buchel in Rome, see in particular J. L. de Jong/J. A. R. Kemper, „Where the gate drips near the Vipsanian Columns." Aernout van Buchel Gathering Information on the Culture and History of Rome: the Pantheon, in: Fragmenta. Journal of the Royal Dutch Institute in Rome 5 (2011), pp. 63–100.

tii Vallae). The reason why he only noted that Valla's tomb was in the church without actually reporting on it becomes clear from his second visit to St John's, on February 3. „After I had for a long time unsuccessfully looked for the tomb of Valla in the Lateran (of which he was a canon), I was told that he was exhumed from his tomb because of his book on the forged Donation of Constantine." (*Cum Vallae diu frustra in Laterano (cuius fuerat canonicus) quaesivissem sepulcrum, mihi dictum fuit, sepulcro erutum ob scriptum de falsa donatione Constantini libellum.*)[75] From his account, it appears that Van Buchel knew about (the location of) Valla's tomb from several sources: Fabricius's guide to Rome, Scradaeus's collection of inscriptions, and Giovio's remarks in the *Elogia*.[76] The little notebook that Van Buchel used for observations on the spot as an aide-mémoire also contains a reference to Panvinio's *De Septem Urbis Basilicis* and to a little-known (and in this context hardly relevant) poem on Valla's tomb in the *Nugellae* by Nicolas Bourbon, of 1533.[77] The books by Giovio and Panvinio provided the best and most extensive (printed) descriptions available in 1588, so Van Buchel was relatively well informed. Still, not even Panvinio's indication of the location in the *porticus* helped him to find the tomb. He therefore asked around and learned that it had been removed because of Valla's discourse *De falso credita et ementita Constantini donatione declamatio*, in which he exposed the Donation of Constantine as a forgery. Was this information correct, or was Van Buchel looking with his eyes closed?

Giovio's mention of Valla's grave already betrays some unease. Just before describing the tomb, he mentioned how much he regretted Valla's discourse on the (supposedly) forged Donation of Constantine, „a work that, for a man who is pious

---

75 Buchellius, Iter Italicum (see note 4), resp. p. 105 and 114 (= University of Utrecht, HS. 798, resp. fol. 53v and 59v).

76 Ibid., *Epitaphium eius vulgavit Fabritius in sua Roma et post eum Laurentius Scraderus in lib. De monument. Italiae. Vide et Iovium in Elogiis.* On Fabricius, see above, note 3; Van Buchel owned the edition of 1587 (Basel), as appears from his „Index librorum in quibus inscriptiones antiquae vel exhibentur vel explicantur" (Utrecht, University Library, HS 1682 (6 F 21), no. 49). On Giovio, see above, note 3; it is not clear exactly which edition Van Buchel owned. On Scradaeus, see also above, note 3. Van Buchel cannot have used Scradaeus's book during his stay in Rome, as it appeared five years after he had left the city, in 1592.

77 On Panvinio, see above, note 13. From the list mentioned in the preceding note, it is not clear which edition of Panvinio's *Septem Basilicae* Van Buchel owned: no. 42: (...) *De VII ecclesiis Romae, nonnullae inveniuntur*. For Nicolas Bourbon's poem, see Nicolas Bourbon, Nugellae (Bagatelles), Basel 1533. Edition critique, introduction et traduction par S. Laigneau-Fontaine, Geneva 2008, pp. 820–823. It reads:

IN LAVRENTIVM VALLAM
Rhomani eloquii certissima gloria, Laurens,
Dum voluit summum claudere Valla diem.
Protinus adcurrunt Charites ploransque Minerva,
Et Venus et Pithô Pieridumque chorus.
Clauserunt oculos chari morientis alumni,
Clamantes: „Latij gloria, Valla, vale."

and professes to be a priest, is deplorable and slanderous." Although the Donation's authenticity is substantiated by Greek authors, Valla tried, according to Giovio, to overthrow the authority of the papal empire. (*Edidit etiam opus de falsa donatione Constantini, pio, et sacerdotis nomen professo criminosum, atque nefarium, ut Pontificii Imperii authoritatem graecorum scriptorum adstipulatione confirmatam convellere niteretur.*)[78] This passage testifies to the heated debate that burst out in 1519 or 1520, when Valla's work was printed in Basel as part of Ulrich von Hutten's *De donatione Constantini quid veri habeat*. One of the arguments adduced to refute Valla's claim that the Donation was a forgery from a period long after Constantine's death, was to point to Greek versions of the text. Their use of language supposedly dated to the fourth century, proving that the document was indeed written during the life of the emperor.[79] Giovio was obviously familiar with this discussion and (not surprisingly for a bishop) sided with the opinion of the Church against the claims of Valla, as they constituted a serious threat to the authority and position of the papacy. Giovio was not alone in refuting Valla's claims. In 1547, Agostino Steuco (also a bishop) published a complete volume to disprove his arguments (*Contra Laurentium Vallam de falsa donatione Constantini libri duo*).[80] The fervent opposition of the Church sprang from concerns about the position of its head, the Pope, seriously endangered by Valla's allegations. Moreover, the relationship between the Church and Valla had been problematic even during his lifetime. Not only his discourse on the Donation of Constantine, but also other writings had met with suspicion from the beginning of his career.[81] This mistrust increased during the sixteenth century, as his works were considered to play into the hands of the Protestants, providing them with arguments supporting their criticism of the Church in general and the papacy in particular. The intensifying distrust is reflected in the inclusion of Valla's works in the Roman *Index auctorum et librorum prohibitorum*, the Index of Prohibited Books published in 1559 under Pope Paul IV, and subsequently in the *Index librorum prohibitorum*, the official version approved by the Council of Trent and published under Pope Pius IV, in 1564.[82]

---

78 Giovio (see note 3), p. 11r.

79 On this discussion, see R. K. Delph, Valla Grammaticus, Agostino Steuco, and the Donation of Constantine, in: Journal of the History of Ideas 57 (1996), pp. 55–78, esp. 59–61 and 65. Also: W. Setz, Lorenzo Vallas Schrift gegen die konstantinische Schenkung „De falso credita et ementita Constantini donatione"; zur Interpretation und Wirkungsgeschichte, Tübingen 1975, pp. 110–123, and S. Epp, Konstantinszyklen in Rom. Die päpstliche Interpretation der Geschichte Konstantins des Grossen bis zur Gegenreformation, München 1988, pp. 34 f.

80 Lyon 1547. On Steuco's book, see the article by Delph mentioned in the preceding note.

81 Mancini (see note 5), *passim*.

82 Already in 1515, the Fifth Lateran Council adopted the principle of a list of forbidden books. In 1546, it was confirmed by the Council of Trent. On the Index, see J. Hilgers, Index of Prohibited Books, in: The Catholic Encyclopedia, vol. 7, New York 1910. Retrieved March 18, 2013, from the website *New Advent* (URL: http://www.newadvent.org/cathen/07721a.htm). Also: J. Green/N. J. Karolides, Encyclopedia of Censorship, New York ²2005, pp. 257–260.

Four of his writings appear in the 1559 index: *De falso credita et ementita Constantini Donatione declamatio*, *De libero arbitrio*, *De voluptate*, and *Adnotationes in Latinam Novi Testamenti Interpretationem*.[83] In the revised version of 1564, the *Adnotationes* were taken off the list, but the three others were kept.[84] Apparently, Valla's works were far from appreciated in papal circles around 1550 and later. Consequently, the tomb of an author who ranked so high on the Index of Prohibited Books must have seemed out of place in the papal basilica of St John Lateran. Valla's tomb may therefore have been removed from the church between the 1560s and 1580s, around the time when his works were put on the Index. Since Panvinio's book of 1570 recorded that the monument was still in its original place, the 1570s or 1580s seem the more probable option.[85] By the beginning of 1588, it must already have been taken out of the church, as Van Buchel could no longer find it. Most likely, there were no plans to reinstate the tomb, either in the *chiostro* or elsewhere.

The removal of Valla's tomb may be connected to an incident that took place in 1576. In February of that year, Pope Gregory XIII ordered the Lateran canons to cede the bronze panel near Valla's tomb to the Conservators of Rome and have it put up in the main council chamber of their palace on the Capitol. This bronze panel, as we have already seen, was mentioned in the first description of Valla's tomb, by Pietro Sabino in 1494.[86] It was recorded again in Panvinio's manuscript description of St John Lateran. (It is not mentioned in Panvinio's printed description of the seven main churches of Rome.) At the beginning of the *porticus* on the northern side there was, according to Panvinio, an altar on the left, „above which one can see, attached to the wall, the bronze panel with the decree with which the S.P.Q.R. conferred the legal powers of rule to Augustus Vespasianus, who at that moment was absent. The panel was found in the rubbish from the city, and Lorenzo, Tribune and Lord of the City, attached it to this spot."[87] This bronze panel was indeed the one that Cola di Rienzo,

83 Index Auctorum et librorum prohibitorum, qui ab officio sanctae Romanae Inquisitionis caveri ab omnibus caveri mandantur, Rome, 1559, not paginated. Valla is listed under ‚L', under „Certorum auct[orum] lib[ri] prohibiti".

84 Index Librorum prohibitorum, cum regulis confectis per Patres à Tridentina Synodo delectos, auctoritate Sanctiss[imi] D[omini] N[ostri] Pii IIII comprobatus, Cologne 1564, not paginated. Valla is listed under ‚L', under *Certorum auct[orum] lib[ri] prohibiti*. See also: J. Martínez de Bujanda/R. Davignon/E. Stanek, Index de Rome 1557, 1559, 1564: les premiers index romains et l'index du Concile de Trente, Sherbrooke-Québec-Geneva 1990, s. v. Valla. See also: http://www.aloha.net/~mikesch/ILP-1559.htm#Valla.

85 Panvinio's book appeared in 1570, so that he must have written the actual description a little earlier.

86 See above, note 6 and 34.

87 De Sacrosancta Basilica (see note 45), p. 438: *Initio vero porticus, quae est retro absidam in hemicycli speciem (...) parte sinistra prope parietem chalcidicae est Altare, supra quod muro affixa videtur tabula aenea eius decreti quo S.P.Q.R. Imperium Vespasiano Augusto tunc absenti demandavit, quam in ruderibus Urbis inventam eo loci fixit Nicolaus Laurentii Urbis Tribunus et Dominus*. Both Francesco

„Tribune and Lord of the City", had erected in the church around 1346.[88] It contained the so-called *Lex de imperio Vespasiani*, the decree with which the Roman Senate, on December 22, 69 CE, conferred full imperial powers upon Emperor Vespasian.[89] In a recent paper, Jack Freiberg explained the significance of this bronze panel for two projects that engaged the attention of Pope Gregory XIII throughout his pontificate (1572–1585): one, to restore St John Lateran, the first legally constituted church built by Emperor Constantine the Great, as the ancestral seat of the popes; and two, the commemoration of Emperor Constantine.[90]

Pope Gregory XIII and his legal advisers considered the *Lex de imperio Vespasiani* an example of the *Lex Regia*, whereby the Roman people had transferred its rights and power to the emperor. Thus, it was regarded as the necessary precondition for the Donation of Constantine: „one recorded the transfer of civil power to the emperor, the other the passage of that same power to the pope."[91] Therefore, the pope ordered in 1576 that the bronze panel with the *Lex de imperio Vespasiani* be erected in its „proper" place: the palace of the civil authorities of the Roman people on the

---

Albertini (*Opusculum de Mirabilibus Novae et Veteris Urbis Romae*, Rome 1510, liber II, ‚De legibus & tabulis aeneis' [no page numbers]), and Gioacomo Mazocchi [Epigrammata antiquae Urbis, Rome 1521], fol. XIIIIr) report that the bronze panel was situated in the church of St John Lateran *apud Tabernaculum sacratissimi Corporis Christi*. I assume that both refer to the same altar that Jean Jacques Boissard described as that *quod est ante ostium sacrarii* (see note 15, p. 114), and that Panvinio listed as the fourth altar, *versus Sacrarii novi ostium, in quo quae ex sacramentorum reliquiis superfluunt conduntur* (see note 13, p. 124); see above, p. 99. It is also mentioned by Andrea Fulvius in 1527 (Antiquitates urbis (s. l., s. a. [1527], fol. XXIIr-v): *Extat in eadem basilica iuxta tabernaculum Eucharistiae una e multis aerea tabella incisis litteris / ubi quaedam Sancio legitur, de Imperio Vespasiani*. I assume that Johann Fichard, in 1536, refers to the entrance of the *porticus* when he mentions that the bronze panel was situated in the entrance: *Sub ingressum videtur primum aerea illa tabula legis Regiae, quam descriptam habes in altero libro. (De aereis tabulis legum, vide Marlianum libro I.) Affixa est muro, quadrata, spithamarum quattuor latitudine, digitorum duorum crassitudine, sed admodum informis et negligenter facta.* (Roma 1536. Le Observationes di Johann Fichard, ed. by A. Fantuzzi, Roma 2011, pp. 158 f.) Fichard's reference to Marlianus's book is to: Bartolommeo Marliani, *Antiquae Romae topographia libri septem*, Romae 1534, fol. 33v.

88 J. Freiberg, Pope Gregory XIII, Jurist, in: Memoirs of the American Academy in Rome 54 (2009), pp. 41–60, esp. 52–54, and Claussen (see note 36), pp. 189 f. The bronze panel was most probably erected in 1346, but in any case before May 20, 1347, as the Anonimo romano states in his Cronica; see J.-Y. Boriaud, Cola di Rienzo et la mise en scène de la lex Vespasiani, in: L. Capogrossi Colognesi/E. Tassi Scandone (ed.), La lex de imperio Vespasiani e la Roma dei Flavi (Atti del Convegno, Roma, 20–22 novembre 2008), Roma 2009, pp. 115–124.

89 CIL VI, 930 = ILS 244. For its importance in Antiquity, see F. B. R. Helms, Lex de Imperio Vespasiani. A Consideration of Some of the Constitutional Aspects of the Principate at Rome, Chicago 1902, and P. A. Brunt, Lex de Imperio Vespasiani, in: The Journal of Roman Studies 67 (1977), pp. 95–116.

90 Freiberg (see note 88), esp. p. 47.

91 Ibid., p. 54.

Capitol. Two years later, it was indeed installed in the Conservators' Palace.[92] At the same time, Pope Gregory promoted the authenticity of the Donation of Constantine. In the 1580s, he had the ceiling of the Sala di Costantino in the Vatican Palace decorated with frescoes underlining the message of the paintings on the walls, depicting crucial episodes from the life of Constantine. In the Galleria delle Carte Geografiche, also in the Vatican Palace, he had the deeds of Constantine celebrated again. In both projects, the importance of Constantine's Donation was made abundantly clear.[93]

In these projects, aimed at demonstrating the authenticity of the Donation of Constantine and concomitantly at reestablishing the status of St John Lateran, there was no place for Lorenzo Valla. It must have been a thorn in the side of Gregory XIII that the church he wanted to restore as the ancestral seat of the papacy housed the tomb monument of the man who had done more than anyone else to discredit papal claims to be the legal heirs to Roman imperial power. Hence, it seems plausible that when the bronze panel with the *Lex de imperio Vespasiani* was removed and donated to the civil authorities of Rome, in 1576, Lorenzo Valla's tomb was also taken away. Thus, the Roman people and its representatives were reminded that civil power had first been transferred to the emperor and subsequently to the pope. At the same time, the memory of the man who had disputed this second transfer of power, from the emperor to the pope, was erased. In 1578, the bronze panel with the *Lex de imperio Vespasiani* was installed in the Conservators' Palace, within a marble frame surmounted by an inscription recording that Pope Gregory XIII had this monument restored from the Lateran to its proper place on the Capitol (ill. 8).[94] Valla's tomb monument, on the other hand, must have been removed without any intention of keeping or restoring it. The edges of the surviving fragment show that Valla's portrait was brutally cut off (ill. 9), indicating that it escaped destruction only by accident or perhaps secretly, as the plan was to destroy the monument completely.[95]

When Aernout Van Buchel was told, in 1588, that Lorenzo Valla „was exhumed from his tomb because of his book on the forged Donation of Constantine", he must have been correctly informed. Most probably, Valla's tomb was removed in 1576, together with the bronze panel containing the *Lex de imperio Vespasiani,* on the orders of Pope Gregory XIII. It is not clear if the altar of the Manger, near which both Valla's tomb and the bronze panel had been situated, was also taken away on this occasion. Some 150 years later, in 1723, Crescimbeni confused this altar with the altar

92 Ibid., pp. 53 f. Already in Scradaeus's *Monumentorum Italiae* from 1592 (see note 3), pp. 203v–204r, it is recorded as being in the Conservators' palace.

93 Freiberg (see note 88), p. 49–52.

94 Ibid., p. 54, n. 55; Forcella (see note 7) I, p. 40, no. 72: SENATVS POPVLVSQVE ROMANUS / MONVMENTVM REGIAE LEGIS EX LATERANO IN CAPITOLIVM / GREGORII XIII PONT[IFICIS] MAX[IMI] AUCTORITATE REPORTATVM / IN ANTIQVO SVO LOCO REPOSVIT.

95 I assume that together with the tomb monument, Lorenzo's bones were also removed from the church. I have no clue as to what happened to them.

of the Manger in the nearby Ceci chapel.[96] Wrongly concluding that Valla's tomb must have stood opposite this chapel in the transept, he suggested that the renovation of this part of the church, during the pontificate of Clement VIII, caused the (partial) destruction of the tomb. In 1825, Francesco Cancellieri further muddled the tomb's history by turning the Ceci chapel into a commemorative chapel for Lorenzo Valla. He created an ensemble consisting of an inscription with ambiguous wording, a sarcophagus and a recumbent statue, which has nothing to do with the original tomb. He did not manage to fool Walther Buchowiecki in 1967, but easily misled many other scholars and visitors to the chapel, including Bill Thayer in 2000. On his website, Bill jovially exclaims: „What's he [Lorenzo Valla] doing here (...) in an elegant marble tomb in a place of honor in your cathedral?" The correct answer is: „Nothing". In 1576, Valla's tomb was taken out of the church, and only a fragment of the gravestone has survived in the *chiostro*, plastered on to the wall between the fragments of many other monuments – hardly a spot to be described as ‚a place of honor'.

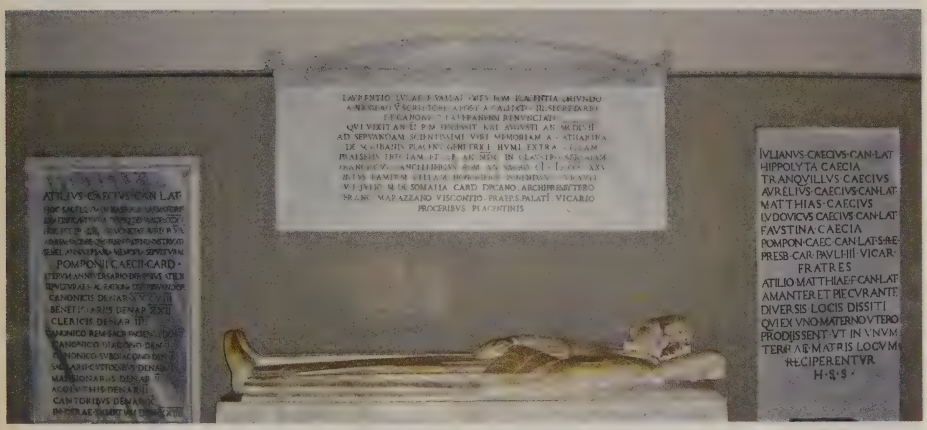
Postscript

After the text of this paper had been finished, Dr. Andreas Rehberg kindly informed me about a note he had come across in Giovanni Pietro Caffarelli's manuscript on Roman families, in the Vatican Library: BAV, Cod. Ferrajoli 283: Iohannis Petri Caffarelli, De familiis romanis vel Romae degentibus ordine alphabetico digestis, lettere S T U Z (see: Codices Ferrajoli, recensuit Franciscus Aloisius Berra, Rome, Bibliotheca Vaticana, 1939–1960 [Bibliothecae Apostolicae Vaticanae codices manuscripti recensiti], vol. I, p. 361). Written around 1615, it says on fol. 181^{v}:

> Valla
> Non diro altro che salvo quanto trovo al mio primo spoglio essendo questa famiglia oggi estinta dico dunque che al f. 26 cavato in quello <che> dice fra Honofrio Panvinio delle 7 chiese di Roma et in spetie nella chiesa di San Giovanni <in> Laterano dove dice e nomina Laurentio Valla che cera [*sic* = c'era] la sepultura in detta chiesa oggi per le [*sic*] restauratione mutata et dice esser stato canonico Lateran[ense]; fu gran homo questo et nelli mei secondi spogli ce ne ho altre memorie.

96 In his description of the monuments in the *porticus*, Crescimbeni (see note 19), pp. 122–140, does not mention the altar of the Manger, or any other altar dedicated to (anything related to) the nativity. Nor do two drawings recording the appearance of the inner and outer wall of the *porticus* in the first half of the eighteenth century show any altar that could be identified as the altar of the Manger (Royal Library, Winsor (vol. A 11, 10986 f.), illustrated in Claussen (see note 36), ill.'s 60 and 61 on pp. 128 f.). In 1838, Nibby (see note 62, p. 260) also failed to mention any altar of the Manger in his extensive description of the *porticus*. All this confirms the impression that the altar was taken away at the same time as Valla's tomb and the bronze panel.

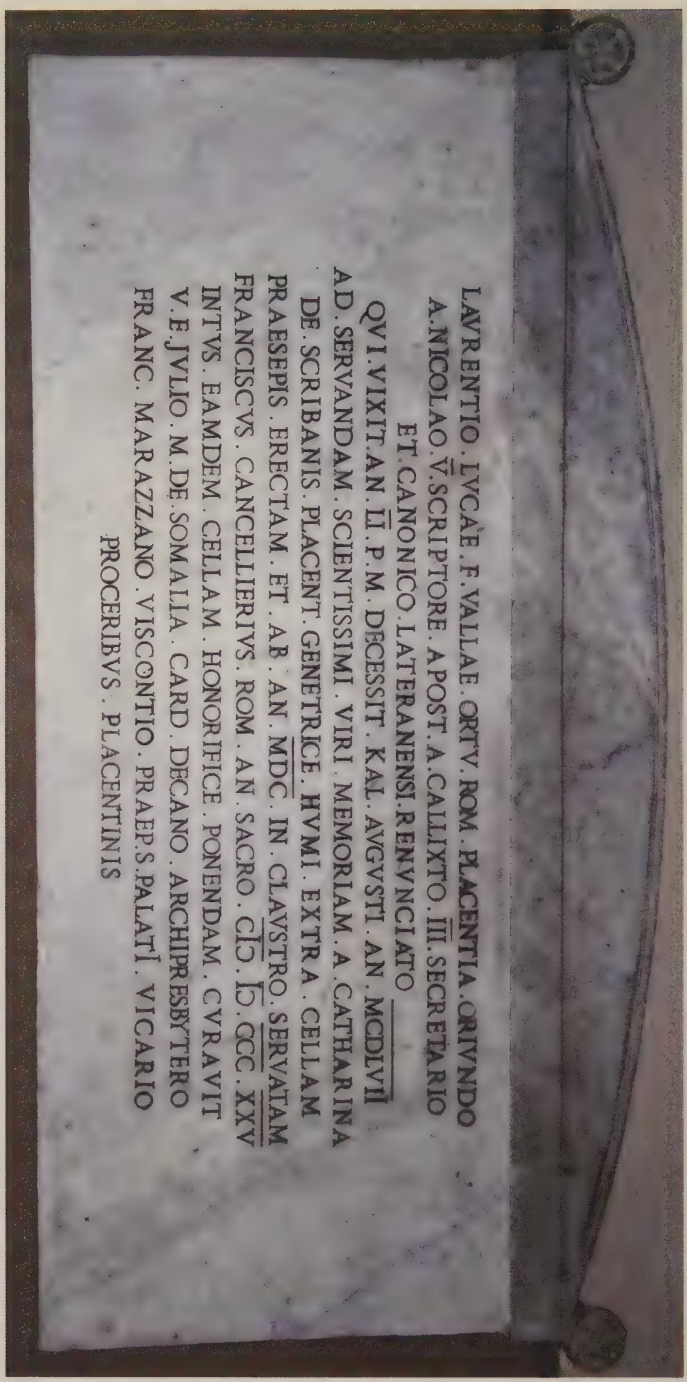
I assume that the author, mentioning the ‚chiesa oggi per le [*sic*] restauratione mutata', refers to the changes wrought to the transept of St John Lateran during the pontificate of Clement VIII, which also partly affected the *porticus* behind the apse (see Freiberg (as in note 38), esp. pp. 42f.). Thanks to Panvinio's *De Praecipuis urbis Romae sanctioribusque basilicis* (see above, p. 99 and note 13), the author was informed about Valla's tomb, but he does not seem to have known its exact location. Consequently, he does not say that the tomb was moved, damaged or in any other way affected by the restoration works on the transept, or even whether it still existed. A superficial reading of his words, however, could easily lead to the conclusion that these projects had had consequences for the tomb and/or its original place. As we have seen, this was indeed the conclusion that Crescimbeni reached in 1723.



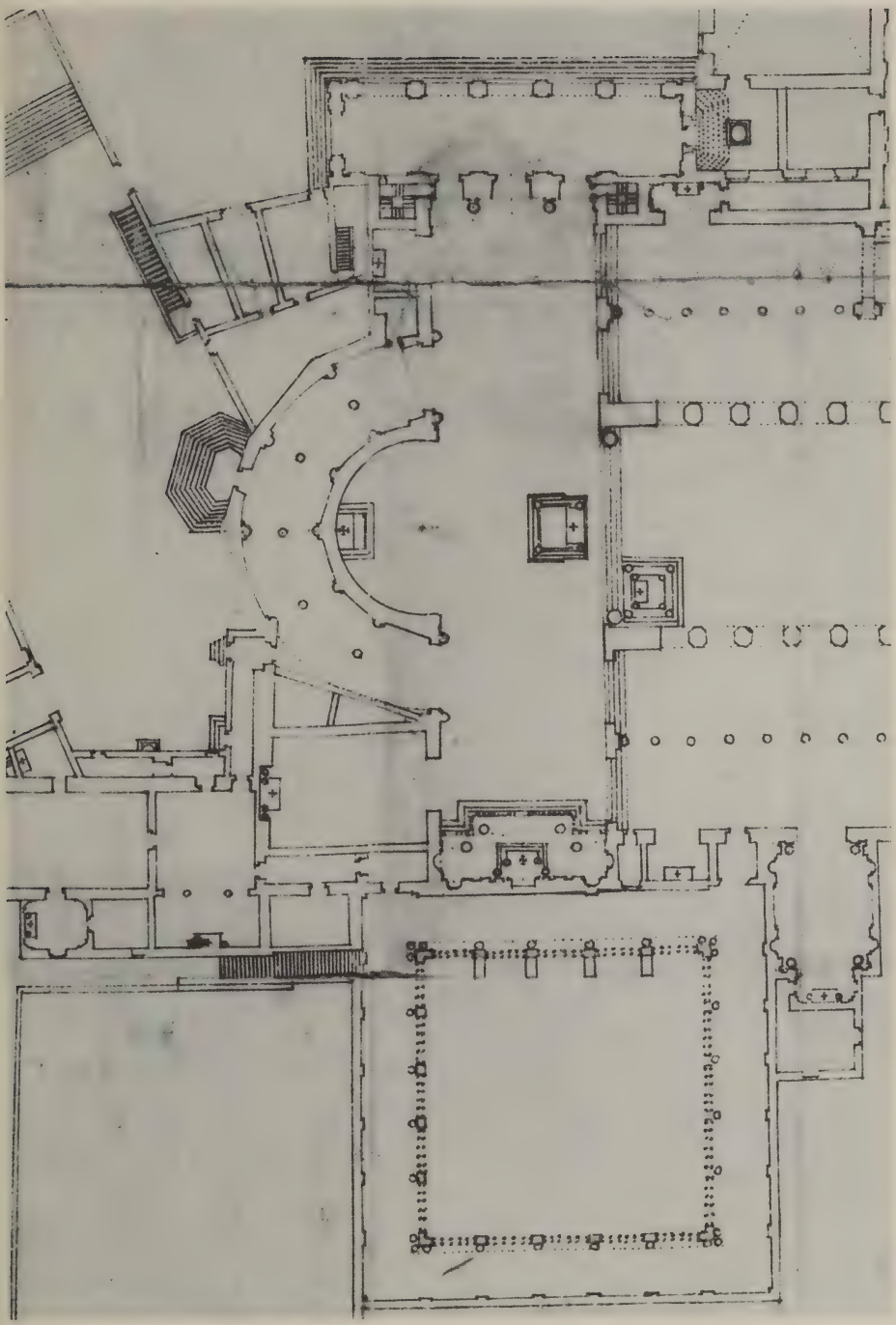
Ill. 1: Tomb monument against the south wall of the chapel of the Crucifixion in St John Lateran, Rome (Photo: Jan L. de Jong).

Ill. 2: Fragment of a tomb slab with the portrait of Lorenzo Valla, c. 1457, plastered onto the west wall of the *chiostro* of St John Lateran, Rome (Photo: Jan L. de Jong).

Ill. 3: Tobias Fendt, *Tomb of Lorenzo Valla in St. John Lateran*. Etching in: *Monumenta sepulcrorum cum epigraphis ingenio et doctrina excellentium virorum* (Breslau: Crispin Scharffenberg, 1574), pl. XXVI.



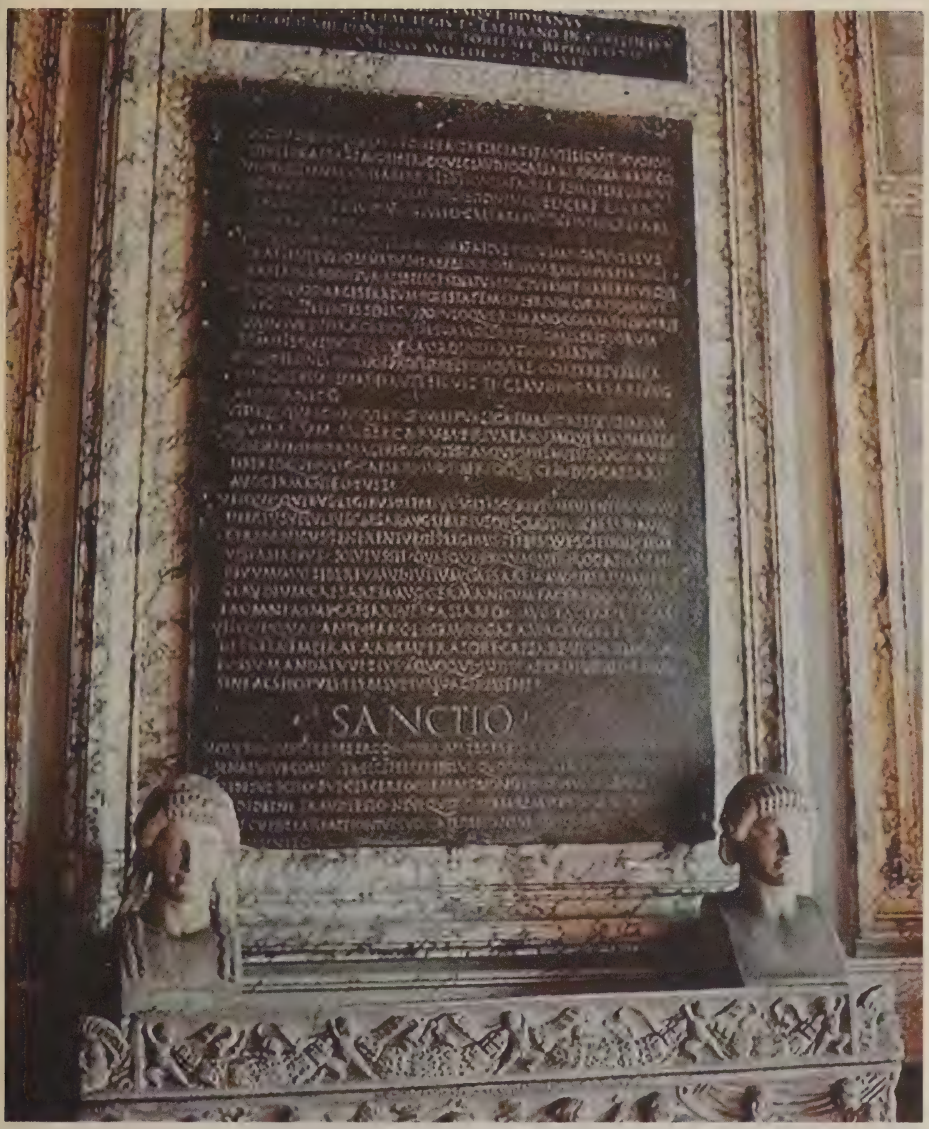
Ill. 4: Commemorative inscription to Lorenzo Valla, put up in 1825 by Francesco Cancellieri on the south wall of the chapel of the Crucifixion in St. John Lateran, Rome (Photo: Jan L. de Jong).



Ill. 5: Floor plan of St John Lateran, Rome, in 1646, showing the apse and transept (Vienna, Albertina, AZ Rom 373 a).

Ill. 6: Maarten van Heemskerkck, *View of the ambulatory behind the apse of St John Lateran*, ca. 1535 (Berlin, Kupferstichkabinett).

Ill. 7: Effigy of the tomb monument against the south wall of the chapel of the Crucifixion in St John Lateran, Rome (Photo: Jan L. de Jong).



Ill. 8: *Lex de Imperio Vespasiani*, December 21, 69 CE, with the frame and inscription added by Pope Gregory XIII in 1578 (Rome, Capitoline Museum: Sala del Fauno).

Ill. 9: Fragment of a tomb slab with the portrait of Lorenzo Valla, c. 1457, plastered onto the west wall of the chiostro of St John Lateran, Rome. The edges show that Valla's portrait was brutally cut off from the rest of the tombstone (Photo: Jan L. de Jong).

Arnold Esch

Fernhandel und früher Protestantismus

Beobachtungen zur Frühgeschichte der lutherischen Gemeinde in Venedig

Riassunto: L'articolo contiene alcune osservazioni sulle condizioni e sul contesto della prima presenza di protestanti a Venezia: la rilevanza del Fondaco dei Tedeschi per il commercio, nonché per l'esercizio religioso protetto; il trattamento dei commercianti di fede diversa da parte delle autorità veneziane e dell'inquisizione (e i regolamenti tra gli Stati per superare, nel commercio, i confini religiosi); il danno che il rifiuto del pellegrinaggio da parte dei protestanti recava al relativo traffico marittimo. Gli archivi dell'Inquisizione e della Penitenzieria Apostolica, a lungo non accessibili al pubblico, daranno anche in questo caso un importante contributo alla ricerca.

Abstract: The article contains some observations on the conditions and context of the earliest presence of Protestants in Venice: the importance of the *Fondaco dei Tedeschi* for trade and the protected practice of religion; the treatment of merchants of a different faith on the part of the Venetian authorities and the Inquisition (and the agreements between states to overcome religious boundaries in trade); the damage caused to maritime trade (galleys to the Holy Land) by the Protestant rejection of pilgrimage. As in other cases, the archives of the Inquisition and the Apostolic Penitentiary, long inaccessible to the public, provide an important contribution to this study.

Die folgenden Gedanken aus Anlaß des Gemeinde-Jubiläums[1] gelten nicht der Geschichte der Gemeinde als solcher,[2] sondern einem Aspekt, den zu beobachten naheliegt, und der für Venedig auch schon beachtet worden ist: den Bedingungen der frühen Präsenz von Protestanten in dieser einmaligen Handelsstadt, den Zusammenhängen von Fernhandel und frühem Protestantismus. Nicht auf der Ebene, auf der Zusammenhänge zwischen wirtschaftlichem Handeln und religiöser Motivation im

1 Vortrag anläßlich des Jubiläums ‚Fünf Jahrhunderte Lutheraner in Venedig' in der Scuola dell'Angelo Custode, Sitz der lutherischen Gemeinde, am 11. Mai 2013.

2 Gut bearbeitet von S. Oswald, Die Inquisition, die Lebenden und die Toten. Venedigs deutsche Protestanten, Sigmaringen 1989 (Deutsches Studienzentrum in Venedig, Studi 6); und zuletzt Ders., Die deutsche protestantische Gemeinde in der Republik Venedig, in: Protestanten zwischen Venedig und Rom in der Frühen Neuzeit, hg. von U. Israel und M. Matheus, Berlin 2013 (Deutsches Studienzentrum in Venedig, Studi N. F. 8), S. 113–127.

DOI 10.1515/qfiab-2014-0006 — QFIAB 94 (2014)

Sinne von Max Webers These[3] gern diskutiert werden, sondern als schlichte Beobachtungen zu konkreten Gegebenheiten, wobei auch die Quellen selbst – darunter erst jüngst erschlossene – zu Worte kommen sollen.

Die erste Bedingung solcher Thematik, die räumliche Nähe und die enge wirtschaftliche Verflechtung zwischen Süddeutschland und Venedig, ist in zahlreichen historischen Studien behandelt worden.[4] Wirtschaftliche wie kulturelle Verbindungen, denn Fernhandel transportiert nicht nur Waren, sondern auch Ideen. Diese dichten Beziehungen seien hier nur mit einer sprechenden Quelle kurz vor Augen gestellt. Das erste erhaltene italienisch-deutsche Sprachbuch ist hier in Venedig entstanden, von einem Nürnberger 1424 in Venedig geschrieben.[5] Für wen es gedacht war, ersieht man schon daraus, an welchem Verb das Konjugieren gelernt wird: am Beispiel des Verbs „rechnen". Und das Vokabellernen beginnt mit *el chambio* „der Wechsel", *el guadagno* „der Gewinn". Denn gedacht war dies Sprachbuch für die Bedürfnisse vor allem von Kaufleuten. Ein zweiter Teil (man würde heute sagen: Konversation für Fortgeschrittene) bringt dann Redewendungen, ganze Partien von Verhandlungen mit dem Geschäftspartner (*mene potu dar vinti zinque peze de questa sorte/ magstu mir sein funff und zwainzick stuck geben des gleichen*), langes Feilschen um den Preis (*Tu lo di massa caro/ du peuczt in ze tewr*), auch Wünsche im Hotel, Reklamationen im Restaurant, alles nützlich und für alle Lebenslagen. Aber ein theologisches, ein interkonfessionelles Gespräch konnte man damit natürlich nicht führen. Diese Beobachtung könnte weiterleiten zu der Frage, wie denn wohl die ersten Protestanten deutscher und italienischer Sprache in Venedig miteinander in Glaubensdingen kommunizierten.[6] Doch kann darauf hier nicht eingegangen werden.

Diese dichten Handelsbeziehungen führten zu einer starken Präsenz von Deutschen in Venedig, die sich im *Fondaco dei Tedeschi* konzentrierte. Hier mußten die

3 M. Weber, Asketischer Protestantismus und Kapitalismus. Schriften und Reden 1904–1911, hg. von W. Schluchter, Tübingen 2014 (Max Weber-Gesamtausgabe I 9).

4 Etwa Ph. Braunstein, Wirtschaftliche Beziehungen zwischen Nürnberg und Italien im Spätmittelalter, in: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs 1 (1967), S. 377–405; W. von Stromer, Oberdeutsche Hochfinanz 1350–1450, Wiesbaden 1970 (Beihefte der VSWG 55–57); Venedig und Oberdeutschland in der Renaissance. Beziehungen zwischen Kunst und Wirtschaft, hg. von B. Roeck u. a., Sigmaringen 1993 (Deutsches Studienzentrum in Venedig, Studi 9).

5 O. Pausch, Das älteste italienisch-deutsche Sprachbuch. Eine Überlieferung aus dem Jahre 1424 nach Georg von Nürnberg, Wien 1972 (Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., Denkschriften 111); dazu U. Israel, Mit fremder Zunge sprechen. Deutsche im spätmittelalterlichen Italien, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 48 (2000), S. 677–696.

6 Daß das Sprachproblem auch Luther bewußt war, zeigt sein Brief s. u. Anm. 15; zur Frage der ersten Übersetzung von Luthers Schriften ins Italienische: S. Seidel Menchi, Le traduzioni italiane di Lutero nella prima metà del Cinquecento, in: Rinascimento n. s. 17 (1977), S. 31–108; die früheste übersetzte Schrift Luthers (Eine kurze Form der Zehn Gebote, des Glaubens, des Vaterunsers, 1520: Werke, Weimarer Ausgabe, 7, S. 194–229) erschien 1525 in Venedig.

deutschen Kaufleute unter rigider Kontrolle Wohnung nehmen.[7] Die Abgeschlossenheit (im buchstäblichen Sinn: nachts wurden sie dort eingeschlossen) bot natürlich auch Geborgenheit und Freiraum, und das wird für unser Thema wichtig werden. Aber man vergesse darüber nicht, wie eng die Restriktionen waren, die dazu dienen sollten, das Monopol des Gewürzhandels zwischen Morgenland und Abendland in venezianischer Hand zu behalten. Wie drückend diese Restriktionen empfunden wurden, ersieht man daraus, daß Genua, Venedigs große Konkurrentin, sich diesen Unmut zunutze zu machen versuchte. In einem Schreiben appellierte Genua 1417 an die oberdeutschen Kaufleute, ihren Mittelmeerhandel über Genua abzuwickeln, da seien sie viel besser aufgehoben als in Venedig. Und dann folgt eine Argumentation gegen den *Fondaco*, die genau die wunden Punkte trifft: Bei uns würdet Ihr nicht, wie in Venedig, nachts *tamquam captivi*, wie Gefangene in einen *Fondaco* eingesperrt werden – das wünschen sich ja nicht einmal *brutta animalia*, dumme Tiere. Bei uns müßt Ihr nicht, wie in Venedig, eingeführte Waren innerhalb einer bestimmten Frist verkaufen und den Verkaufserlös gleich hier investieren. Bei uns würdet Ihr *humanius in triplo*, ‚dreimal menschlicher' behandelt werden usw.[8]

Für eine Religion, die im Italien der Papstkirche nur im Verborgenen ausgeübt werden konnte, bot der *Fondaco* also Schutz und Freiraum. Denn in solchen Fällen stellt sich ja immer – auch in Rom selbst bis zum Ende der *Roma papale* 1870[9] – die Frage, wo die Gläubigen denn ihre religiösen Zusammenkünfte abhalten könnten, und wer sie, wenn es Probleme gab, gegebenenfalls vor den Behörden vertreten konnte. In Venedig war das die *Nazione Alemanna*, die Korporation der deutschen Kaufleute, die im *Fondaco dei Tedeschi* residierten. Das ergab sich leicht daraus, daß die Protestanten überwiegend diesem Kreise angehörten, nämlich den oberdeutschen, lutherischen Kaufleuten (während die Niederdeutschen, längs der Rheinlinie, die um 1650 aus dem *Fondaco* hinausgedrängt wurden, wenn überhaupt protestantisch, dann eher Reformierte waren).[10] Doch ist das schon außerhalb unseres zeitlichen Rahmens.

---

7 Zum *Fondaco* weiterhin H. Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venezianischen Handelsbeziehungen, 2 Bde., Stuttgart 1887.

8 Deutsche Reichstagsakten I 7 Nr. 238.

9 A. u. D. Esch, Anfänge und Frühgeschichte der deutschen evangelischen Gemeinde in Rom 1819–1870, in: QFIAB 75 (1995), S. 366–426.

10 Zur frühen Präsenz protestantischer Kaufleute im *Fondaco* Oswald, Inquisition (wie Anm. 2), S. 12f.; zu den Anfängen eigentlicher Gemeindebildung 1650/51, mit eigener Kirchenordnung, eigenem Prediger, einem Raum für den Gottesdienst (im *Fondaco* die Räume Nr. 81 und 82) ebd. S. 12f., 33f. Zum Ausschluß der Niederdeutschen aus dem *Fondaco* (Hintergrund dieses – an der Vertreibung des Kölner Kaufmanns Abraham Spillieur aufgehängten – Ausschlusses scheint die Auseinandersetzung zwischen Lutheranern und Reformierten innerhalb des *Fondaco* gewesen zu sein, wobei die Lutheraner den Reformierten die Abhaltung von Gottesdiensten im *Fondaco* verweigerten) im einzelnen ebd.

Die Haltung Venedigs in dieser Frage folgt dem Prinzip, sich vom Papsttum nicht in innere Angelegenheiten hineinreden und seine Beziehungen zu wichtigen Handelspartnern nicht unnötig beeinträchtigen zu lassen. Die Regierung tat so, als sähe sie Andersgläubige und deren Zusammenkünfte in der Stadt gar nicht – solange die Religionsausübung von Nichtkatholiken auch wirklich im Verborgenen blieb. Wenn hingegen etwas davon an die Öffentlichkeit drang, mußte auch sie eingreifen. Mit 'Toleranz' im modernen Sinne hatte das nichts zu tun: den katholischen Glauben verteidigte die *Serenissima* bei ihren Untertanen unnachsichtig. Es war vielmehr ein politisches Prinzip, der Kirche nicht explizit etwas abzuschlagen, aber kirchliche Verbote möglichst durch die eigenen weltlichen Behörden durchzuführen und abzubremsen. Die deutschen protestantischen Kaufleute waren sich dessen bewußt und hüteten sich, es so weit kommen zu lassen: die totale Isolierung war der Preis, den sie für ihre Religionsausübung zu zahlen hatten. Nur daß die Kirche, gestärkt durch die katholische Reform des Konzils von Trient, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an Gewicht gewann, auch gegenüber Venedig, das verschärfendes Durchgreifen der Kirche nicht mehr einfach ignorieren konnte.[11] Bei all dem ist strikt zu unterscheiden zwischen den deutschen Protestanten, deren Lebensbedingungen in Venedig wir hier verfolgen, und den italienischen Protestanten, deren Geschichte, soweit sie nicht ins Exil gingen, bald endete, sozusagen zu einem – von der Historiographie vielbeachteten – „Nicht-Ereignis" (Seidel Menchi) wurde. Oder um es in der chronologischen Gliederung von Silvana Seidel Menchi zu sagen, die diese Phase mit treffenden Beispielen gekennzeichnet hat: Noch bevor das 16. Jahrhundert zu Ende geht, ist die Phase der Repression (1555–72), ja die Phase des Erlöschens der protestantischen Bewegung in Italien (1572–88) bereits abgeschlossen.[12]

Solche Religionsausübung im Verborgenen hat Folgen auch für den Historiker. Denn Repression ergibt eine eigenartige Überlieferungslage.[13] Die deutschen Protestanten in Venedig vermieden schriftliche Aufzeichnungen, um der anderen Seite nichts in die Hände zu spielen. Hingegen ist die Überlieferung der römischen Kirche

11 Zur unterschiedlichen Gangart von venezianischer und römischer Repression A. Stella, La Riforma protestante, in: Storia di Venezia VI, Roma 1994, S. 341–363, bes. S. 355–363; A. Del Col, L'Inquisizione in Italia, Milano 2006, S. 290 f., 342–394, 436–438; F. Barbierato, Venezia, in: Dizionario storico dell'Inquisizione, diretto da A. Prosperi, III, Pisa 2010, S. 1657–1660. Zum rasch wachsenden Gewicht der römischen Inquisition zuletzt M. Firpo, La presa del potere dell'Inquisizione romana 1550–1553, Bari 2014.

12 S. Seidel Menchi, Häretiker im Italien des 16. Jahrhunderts, in: Protestanten zwischen Venedig und Rom (wie Anm. 2), S. 25–43, mit reicher Bibliographie; zur Chronologie S. 29–32; J. J. Martin, Venice's Hidden Enemies. Italian Heretics in a Renaissance City, Berkeley 1993; interessant die Auswertung von F. Ambrosini, Ortodossia cattolica e tracce di eterodossia nei testamenti veneziani del Cinquecento, in: Archivio Veneto 136/137 (1991), S. 5–64.

13 Auf die mit Recht auch Oswald aufmerksam macht. Seidel Menchi zeigt (S. 33–38), daß die Heranziehung von Testamenten ein etwas anderes Verteilungsbild ergibt als die Akten der Repression, und was die Kriterien sind, an denen sich versteckt protestantische Testamente erkennen lassen.

immer eine sehr dichte, besonders reich auch die Überlieferung der venezianischen Behörden. So ist die Überlieferung eine ganz asymmetrische: die Protestanten haben kaum eine Chance, sich dem Historiker direkt vernehmlich zu machen, sie erscheinen praktisch nur in den Dokumenten der Repression, sozusagen im Negativabdruck.

Umso wichtiger die Belege direkten Kontaktes zwischen den Reformatoren und den Protestanten Venedigs und der Terraferma: die beiden Briefe von Lucio Paolo Rosello 1530 aus Venedig an Melanchthon auf dem Reichstag von Augsburg, in denen er beunruhigt Melanchthon bittet, dem päpstlichen Legaten nicht zu weit entgegenzukommen und in der *Confessio Augustana* keine protestantischen Positionen aufzugeben.[14] Und vor allem der Briefwechsel zwischen Luther und den Glaubensbrüdern in Venedig, Vicenza und Treviso 1542–43 (das waren italienische Protestanten, wie aus Luthers Anspielung auf das Sprachenproblem hervorgeht, nicht deutsche Protestanten oder gar eine Gemeinde in Venedig),[15] die um Intervention der protestantischen Fürsten beim Senat von Venedig für den von der Inquisition eingekerkerten (ehemaligen Franziskaner-Provinzial) Baldo Lupetino baten und von Luther, in diesem Augenblick zunehmender Verfolgung, auch seelsorgerische Ermutigung erhielten. Für sie selbst verdüsterte sich die Lage bald: denn das Papsttum, gestärkt durch die katholische Reform des Trienter Konzils, die Institutionalisierung der Inquisition, die Niederlage des Schmalkaldischen Bundes der protestantischen Fürsten, wurde damit auch gegenüber Venedig durchsetzungsfähiger. Und damit begann, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, das Ende der italienischen Protestanten auf dem Territorium Venedigs.

Eine Chance, diese verschärfte Verfolgung zu überdauern, hatten fortan nur noch die Fremden, die, isoliert in ihren nationalen Gemeinschaften, ihren Glauben im Verborgenen lebten und jeden Bekehrungsversuch bei den katholischen Untertanen Venedigs unterließen. Und so sind wir wieder dort angekommen, von wo man beim Thema ‚Fernhandel und früher Protestantismus' auszugehen hat, beim *Fondaco dei Tedeschi*.

Es lag also nahe, daß die Kirche ihr wachsames Auge vor allem auf den *Fondaco* richtete, und tatsächlich intervenierten Legat und Patriarch bereits im Januar 1524 bei der Regierung, sie hätten erfahren, *che si fa conventicule di todeschi in fontego*, im *Fondaco* hätten die Deutschen (häretische) Zusammenkünfte.[16]

---

14 Zuletzt S. Caponetto, Melantone e l'Italia, Torino 2000, S. 12f. (also nicht anders als Luther selbst, der damals von Coburg aus besorgte, ja zornige Briefe an Melanchthon in Augsburg schrieb: H. Schilling, Martin Luther, München 2012, S. 456–466).

15 Martin Luther, Briefwechsel (Weimarer Ausgabe) 10, Nr. 3885 (Wittenberg 13. Juni 1543) in Antwort auf ein Schreiben von 1542 betr. die Bitte um Intervention der Fürsten des Schmalkaldischen Bundes beim Senat von Venedig, und zur Abendmahlslehre. Darin zum Sprachenproblem: *ex meis scriptis puto non multa vos potuisse habere, cum Latine raro scripserim, sum enim...teutonicus predicator,* und am Schluß über seine Schriften: *Germanica vobis nihil prosunt*; vgl. Nr. 3884 betr. Übersendung dieses Briefes durch Flacius Illyricus. Dazu Oswald, Inquisition (wie Anm. 2), S. 21f.

16 I diarî di Marin Sanuto, vol. 35 (Venezia 1892), col. 349 (19. Jan. 1524), mit Hinweis auf das päpstliche Breve *in materia di libri di Martin Lutero.*

Aus den Berichten der Nuntien, die für Venedig von Aldo Stella herausgegeben und ausgewertet worden sind,[17] spricht die Wachsamkeit, mit der die Kirche voll Argwohn das Anwachsen der lutherischen Bewegung und die Lauheit der venezianischen Behörden bei deren Bekämpfung verfolgte. Im Jahre 1581 berichtet ein Nuntius nach Rom, was er, durch Einschaltung eines wohlinformierten deutschen Jesuiten, aus dem Innern der protestantischen Gemeinschaft in Venedig erfahren habe. Von den rund 900 Deutschen hier seien kaum noch 200 Katholiken. *Si possono distinguere in tre classi:* über das Dienstpersonal in den Privathäusern lasse sich wegen der starken Fluktuation nicht sicher sagen, ob sie *da luoghi cattolici* oder *da luoghi infetti*, „aus infizierten Orten" kommen. Auch die zweite Gruppe, die Handwerker, lebten zwar zum größten Teil als Häretiker, jedoch *per esser intenti ai loro guadagni, poco discorrono di cose di religione*, „doch sie haben ihren Gewinn im Kopf und reden darum wenig über religiöse Dinge".

Die schlimmsten seien die dritte Gruppe. *Altri finalmente sono mercanti più grossi et meglio accommodati overo agenti et corrispondenti loro, i quali non sono molti et, levati quelli c'hanno moglie, gl'altri per la maggior parte habitano nel sodetto Fondaco* (er schätzt, daß es, nach den vielen Wegzügen wegen der Pest, noch gut 100 im *Fondaco* seien, einschließlich *offitiali et servitori* knapp 200). Am schlimmsten also sei die Gruppe der großen Kaufleute im *Fondaco*. Sie besitzen häretische Bücher, essen an Fasttagen Fleisch, machen sich ihre eigenen Gedanken über Religion (*ragionavano come a loro piaceva delle cose della religione)*, und wenn sich einer als Katholik zu erkennen gibt, machen sie sich über ihn lustig (*veniva... disprezzato et deriso*). Der genannte deutsche Jesuit (und Informant des Nuntius), der bei den Handwerkern einigen Erfolg zu haben glaube, richte im *Fondaco* nichts aus. Er habe ihnen bei Tisch das Evangelium zu erklären versucht, aber da hätten sie ihm schließlich gesagt, er solle nicht wiederkommen, das Evangelium lesen könnten sie sehr gut selbst, *sapendo molto bene leggere da loro stessi l'Evangelio.*[18]

Um diesen vom *Fondaco* ausstrahlenden protestantischen Einflüssen entgegenzuwirken, wurde empfohlen, einen zuverlässigen Fastenprediger deutscher Sprache im nahem S. Bartolomeo predigen zu lassen. Aber eine Bemerkung des Nuntius verrät, wie enttäuschend die Erfahrungen dieser Prediger waren: *Non vi viene se non poca gente, et quella assai bassa et alle volte embriaca*; *fanno nel tempo della predica diverse insolenze et alle volte con parole ingiuriose s'alzano in mezzo alla predica e la disturbano*: „es kommen nur wenige Leute, von niedrigem Stand,... und manchmal stören sie die Predigt".[19]

---

17 A. Stella, Chiesa e Stato nelle relazioni dei nunzi pontifici a Venezia, Città del Vaticano 1964 (Studi e Testi 239): Denkschrift *Dello stato et forma delle cose ecclesiastiche nel dominio dei signori veneziani* des Nuntius Alberico Bolognetti (1578–81), zum *Fondaco* bes. S. 277–280.

18 So die Anm. 17 zit. Denkschrift des Nuntius Alberto Bolognetti bei Stella (wie Anm. 17), S. 277–280.

19 Bericht des Nuntius Bolognetti (1583) bei Stella (wie Anm. 17), S. 59 A. 18.

Auch andere Nuntien beobachteten argwöhnisch den *Fondaco* und S. Bartolomeo: *Potrà provedere che in San Bartolomeo non si lega in tedesco et latino la dottrina di Calvino alli Alemani che stanno in fontego, dove si mangia carne tutta la quaresima, con scandalo de buoni che vanno per il canal maggiore e veggono li spiedi andar girando,* dass man in der Fastenzeit „vom Canal Grande aus die Fleischspieße sich drehen sieht", berichtet 1592 der Nuntius Ludovico Taverna.[20] Also Vorsicht, denn dieses Venedig sei „voll von Türken, Juden, Griechen und auch von Christen, die aus Gründen des Handels aus Orten kommen, die von der Häresie infiziert sind", *che con l'occasione di mercantie vengono da paesi infetti d'heresia.*[21]

Von besonderer Wichtigkeit ist in diesem Zusammenhang natürlich die Frage, wie sich die Inquisition verhielt. Diese Frage hat neue archivalische Nahrung erhalten dadurch, daß 1998 das – bis dahin verschlossene – Archiv der Inquisition durch den damaligen Präfekten der Glaubenskongregation Kardinal Joseph Ratzinger geöffnet wurde.[22] Eine erste Durchsicht dieses neuen Materials ergab, daß „keine Personengruppe von Seiten der Inquisition mit größerem Mißtrauen betrachtet wurde als die der international agierenden Fernhändler".[23] Dieser Befund trifft genau ins Zentrum unserer Thematik. Denn zwischen Venedig und Süddeutschland, zwischen denen Personen und Waren bisher ohne Probleme hin und her gegangen waren, zog sich nun eine konfessionelle Grenze, die die Inquisition nicht mehr von Personen überschritten sehen wollte. Wenn man in Venedig mit gewohnter Arroganz sagte: „Die deutschen Städte sind blind, Nürnberg hat wenigstens ein Auge" (*Nuremberga vero monocula*),[24] dann blickte auch dieses eine Auge nun protestantisch auf Venedig.

Wie aber sollte man wirtschaftlich derart miteinander verflochtene Räume nun konfessionell gegeneinander abschirmen? Was tun mit Nürnberger Kaufleuten in Venedig? Was Venedig von seiner Seite tat, wurde bereits gezeigt – aber was tat die Inquisition? Und auch umgekehrt: konnte sie florentinische, lucchesische, venezianische Kaufleute in Nürnberg dulden? Was konnte die Inquisition tun, wenn ein englisches oder ein niederländisches Handelsschiff in Malta oder in Neapel anlegte?

---

20 Nunziature di Venezia XIX. La nunziatura di Ludovico Taverna (25 febbr. 1592–4 apr. 1596), a cura di S. Pagano, Roma 2008 (Istituto Storico Italiano per l'età moderna e contemporanea, Fonti per la Storia d'Italia), S. 107; vgl. die Hauptinstruktion ebd. S. 94: *In Venetia et in Padova conversano molti heretici oltramontani, chi sotto pretesto di studiare, chi di mercantare*; ebd. S. 822 über die Zusammensetzung des Inquisitionstribunals: *Vi assistono anco tre Senatori principali, nominati dall'Eccellentissimo Senato per dar braccio secolare quando bisogna fare qualche cattura o altra essecutione.*

21 Ebd., S. 824.

22 Accademia Nazionale dei Lincei/Congregazione per la Dottrina della Fede, L'apertura degli archivi del Sant'Uffizio Romano, Roma 1998 (Atti dei Convegni Lincei 142); A. Prosperi, Una esperienza di ricerca nell'Archivio del Sant'Uffizio, in: Belfagor 35 (1998) S. 309–345.

23 P. Schmidt, Fernhandel und römische Inquisition. „Interkulturelles Management" im konfessionellen Zeitalter, in: Inquisition, Index, Zensur. Wissenskulturen der Neuzeit im Widerstreit, hg. von H. Wolf, Paderborn 2001, S. 105–120 (vor allem die 2 Konvolute ebd. Anm. 16).

24 Pausch (wie Anm. 5), S. 89.

Am liebsten die ganze Besatzung verhaften und verhören (Verfahren gegen 18, 66, 91 Personen sind um 1580 aus Neapel überliefert).[25] Aber seit Schiffe dieser beiden protestantischen Nationen ab etwa 1600, anders als früher, häufig ins Mittelmeer einliefen,[26] war das nicht mehr so leicht. Und wenn – um die Verflechtungen noch verwickelter zu machen – auf solchen Schiffen nördliches Getreide aus dem protestantischen Hamburg nach Civitavecchia für das päpstliche Rom verschifft wurde, um dort eine Missernte auszugleichen (eine Getreidelieferung, die der Kölner Nuntius Antonio Albergati 1617 über einen Kölner Kaufmann organisierte), musste bei der Ausladung nicht nur für technische Hilfe, sondern auch für *protettione* und *buoni trattamenti* für die Leute auf den Schiffen (*quelli che verranno con le navi*) gesorgt sein.[27]

Vor allem aber mehrten sich die internationalen Verträge, in denen dieses Problem erkannt und geregelt, den Kaufleuten und Seefahrern anderer Konfessionen Schutz zugesichert wurde.[28] Denn der spanische oder der französische oder der englische König sah gar nicht ein, warum sie sich ihre Handelsbeziehungen von der Kirche ruinieren lassen sollten. Die Nürnberger machten es ohne solche Verträge, sie vertrauten stattdessen auf die mittelalterliche Repressalien-Praxis der Gegenseitigkeit: haust Du meinen Kaufmann, hau ich Deinen Kaufmann.

Für die Handelsinteressen seiner protestantischen Untertanen verwendete sich sogar der Kaiser. Als 1593 einige Nürnberger und Augsburger Kaufleute von der Mailänder Inquisition gefangengesetzt und ihre Waren konfisziert wurden, intervenierte Rudolf II. über seinen Botschafter in Rom und verlangte die sofortige Freilassung, da dieses Eingreifen der Inquisition nicht allein die Kaufleute in ihren privaten Interessen, sondern überhaupt den Handel der Reichsstädte mit Italien schädige: *quae res non tantum in privatum civium illorum damnum et iniuriam, sed ad turbanda etiam in posterum publica utriusque nationis commercia tendit.*[29] Die Intervention hatte Erfolg.

---

25 Vgl. die Fälle in G. Romeo (a cura di), Il fondo Sant'Ufficio dell'Archivio Storico Diocesano di Napoli, Inventario (1549–1647), Campania Sacra 34 (2003, numero speciale), S. 92 Nr. 23.273 (1575–81) gegen 18 Personen, S. 104 Nr. 33.375 (1578) gegen 91 Personen, S. 130 Nr. 52.625 (1585) gegen 66 Personen, S. 132 Nr. 54.635 (1585–86) gegen Seeleute verschiedener Nationalität auf einem polnischen Schiff. Freundl. Hinweis von P. Schmidt.

26 G. Pagano de Divitiis, English Merchants in Seventeenth-Century Italy, Cambridge 1997. Zum englischen und niederländischen Mittelmeer-Handel und seinen konfessionellen Problemen am Beispiel des Hafens von Livorno: S. Villani, Protestanti a Livorno nella prima età moderna, in: Protestanten zwischen Venedig und Rom (wie Anm. 2), S. 129–142.

27 Nuntiaturberichte aus Deutschland. Die Kölner Nuntiatur, letzter Band der Nuntiatur Antonio Albergati Nr. 2483, 2501, 2516, 2534, 2542, 2558 (im Druck), hg. von P. Schmidt, der mir dankenswerterweise bereits Einblick gab. In weiterem Rahmen R. Mazzei, Itinera mercatorum. Circolazione di uomini e beni nell'Europa centro-orientale 1550–1650, Lucca 1999, bes. S. 181–221 (eresia e mercatura).

28 Schmidt, Fernhandel (wie Anm. 23), S. 109–113.

29 A. Koller, La rappresentanza imperiale a Roma intorno a 1600. Una panoramica, in: Papato e impero nel pontificato di Urbano VIII (1623–1644). Atti del Colloquio internazionale (Roma, Istituto

Venedig selbst hat sich von Rom wenig sagen lassen, sich manchmal über Exkommunikationen und Interdikte einfach hinweggesetzt und bei Inquisitionsverfahren ein Mitspracherecht durchgesetzt. Aber auch Venedig mußte immer wieder einmal nachgeben und Verschärfungen vornehmen. Denn die Inquisition ließ nicht locker. Clemens VIII. verbot 1594 Katholiken den Aufenthalt an nichtkatholischen Orten, also etwa in Nürnberg (*De Italis habitantibus in partibus haereticorum*), Gregor XV. 1622 Protestanten die Niederlassung und den Aufenthalt in Italien.[30] Meist lief es, in den staatlichen Schutzprivilegien und in der Praxis, darauf hinaus, daß den Kaufleuten eingeschärft wurde, kein Ärgernis zu erregen. So hieß es etwa im Vertrag zwischen Spanien und England aus dem Jahr 1604 (und daraus sprechen die Interessen der Souveräne, nicht die Vorstellungen der Inquisition): „Wenn Engländer die Kirchen in Spanien nicht betreten wollen, sollen sie nicht dazu gezwungen werden; wenn sie freiwillig die Kirchen betreten, sind sie dem heiligsten Sakrament die Reverenz schuldig. Und wenn ihnen in der Öffentlichkeit das heiligste Sakrament entgegengetragen wird, müssen sie dieses mit gebeugtem Knie verehren, oder, wenn sie das nicht wollen, sich in irgendein Haus oder eine Gasse zurückziehen".[31]

Und so erst recht, wenn man auf Dauer in fremdem Land residierte: den Ritus des anderen wenn nicht zu befolgen, dann doch zu respektieren, angepaßt zu leben, *alla cattolica*[32] – und umgekehrt, denn in Nürnberg war öffentlicher katholischer Gottesdienst natürlich ebenso verboten. Also jene versteckte Religionsausübung zu praktizieren, die man (nach Joh. 3, 2) *Nikodemismus* nennt.[33] Aber wen die Inquisition wirklich einmal aufs Korn nahm (und das tat sie keineswegs nur bei kleinen Händlern, sondern auch bei großen Kaufleuten), der hatte es als Protestant in Italien schwer.[34] Und wenn es hieß: alle hinaus aus dem protestantischen Nürnberg, dann sind dem einige italienische Kaufleute auch gefolgt. Meist aber genügte es, die Geschäfte einem Firmenvertreter der anderen Konfession anzuvertrauen, so blieb der Schein gewahrt.

Storico Germanico di Roma, 2 dic. 2010), a cura di I. Fosi e A. Koller, Città del Vaticano 2013 (Collectanea Archivi Vaticani XXX), S. 105–126, hier S. 109.

30 P. Simoncelli, Clemente VIII e alcuni provvedimenti del Sant'Uffizio, in: Critica Storica 13 (1976), S. 129–172 mit ergänzenden Akten (z. B. betr. Italiener in Nürnberg S. 167 f., Genuesen in England S. 169 f.); vgl. Mazzei, Itinera (wie Anm. 27), S. 191–198.

31 Schmidt, Fernhandel (wie Anm. 23), S. 112. Zu diesen Verträgen auch Ders., L'Inquisizione e gli stranieri, in: L'Inquisizione e gli storici: Un cantiere aperto, Roma 2000 (Atti dei Convegni Lincei 162), S. 365–372.

32 Am Beispiel des Vertrages zwischen Venedig und den Drei Bünden von 1603: M. Bundi, Frühe Beziehungen zwischen Graubünden und Venedig, Chur 1988, Dok. Nr. 119 Art. 19.

33 C. Ginzburg, Il Nicodemismo. Simulazione e dissimulazione nell'Europa del '500, Torino 1970.

34 Am Beispiel des Nürnbergers Pandulf Brucmann in Ferrara, denunziert vielleicht aus Konkurrenzneid: Schmidt, Fernhandel (wie Anm. 23), S. 115 f.

Nach den – lange Zeit unzugänglichen – Akten der Inquisition nun die Register der Penitenzieria Apostolica, die mit ihrer Öffnung gleichfalls einen neuen Schub der Forschung auslösten. Wer gegen Bestimmungen des Kirchenrechts verstoßen hatte, der mußte, wenn die darauf erfolgte Exkommunikation nicht vom lokalen Bischof gelöst werden konnte, sondern dem Papst reserviert war, sich in einer Bittschrift an den Papst wenden, und der übergab den Fall dann zur Behandlung an die Pönitentiarie, die diese Bittschriften in ihre Register eintrug. Diese Suppliken-Register enthalten eine Fülle interessanter Fälle, von denen einige wie die deutschen, englischen, schwedischen u. a. Betreffe großenteils schon bearbeitet sind, die – hier interessierenden – italienischen aber noch nicht.[35]

Das sind Fälle aus der ganzen christlichen Welt und natürlich auch aus Venedig. Alles Mögliche ist da enthalten: nicht erfüllte Gelübde, der Abwehrkampf gegen die Türken, die breit erzählte Geschichte von den Abenteuern eines Kölner Fernhändlers zwischen Venedig und Zypern,[36] ja sogar Gesuche, in denen venezianische *nobildonne* – Morosini, Priuli, Dolfin und andere – mit Empörung an den Papst appellieren, ihr Bischof habe ihnen verboten, Schuhe mit hohen Absätzen zu tragen und hohen Kopfputz.[37]

In diesen Suppliken-Registern der Pönitentiarie erscheinen nun, im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, Fälle von Häresie, die nicht mehr einfach als „Häresie" bezeichnet werden wie sporadisch auch schon vorher, sondern schlimmer, als „lutherische Häresie". Zunächst, seit 1521, natürlich Fälle aus Deutschland, dann auch aus den Niederlanden, Frankreich, Italien.[38] Am Beispiel einer besonderen Situation: Rom 1527, die Stadt ist soeben von den Kaiserlichen erobert, der schreckliche *Sacco di Roma* beginnt. Da werden dem Papst – in der Engelsburg erst belagert, dann gefangen – auch lutherische Fälle vorgelegt: ein Minorit sagt in seiner Supplik, er wage wegen der *tempestas luterana*, dem „Luther-Sturm" nicht mehr, seine Kutte zu tragen, auch ein Dominikaner war deshalb inzwischen unter die Soldaten gegangen.[39] Dieser

35 Einen guten Einblick in das Material bieten K. Salonen/L. Schmugge, A Sip of the ‚Well of Grace'. Medieval Texts from the Apostolic Penitentiary, Washington D. C. 2009 (Studies in Medieval and Early Modern Canon Law 7); zum Archiv: La Penitenzieria Apostolica e il suo archivio, a cura di A. Saraco, Città del Vaticano 2012. Die deutschen Fälle wurden veröffentlicht von L. Schmugge in: Repertorium Poenitentiariae Germanicum, bisher 8 Bände 1439–1503, Tübingen 1996–2012.

36 L. Schmugge, Die Abenteuer eines Kölner Kaufmanns auf Zypern (ca. 1472–1481), in: Wirtschaft-Gesellschaft-Mentalitäten im Mittelalter. Festschrift zum 75. Geburtstag von Rolf Sprandel, Stuttgart 2006 (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 107), S. 729 –738.

37 A. Esch, Die Lebenswelt des europäischen Spätmittelalters, München 2014, S. 267–270.

38 Vgl. die Sammlung der Pönitentiarie-Suppliken von F. Tamburini/L. Schmugge, Häresie und Luthertum. Quellen aus dem Archiv der Pönitentiarie in Rom, Paderborn 2000, ab Nr. 21 (Diöz. Augsburg, Jan. 1522: die Daten betreffen die Bewilligung, nicht die Einreichung der Supplik).

39 A. Esch, *In captione et direptione Urbis interfuit*. Il Sacco di Roma nelle suppliche della Penitenzieria Apostolica, in: Bullettino dell'Istituto storico italiano per il medio evo 115 (2013), S. 443–466, hier S. 455 f.

Protestantismus wurde als aggressiv erfahren, nicht mehr als Einzelfall, sondern als „Sturm", und das war er ja auch.

Die *causa Lutheri* also in Suppliken aus vielen Regionen, auch aus Venedig. Die adelige Venezianerin Foscarina Venier (die Dichterin) und ihr Sohn Francesco hatten die Schriften von Martin Luther gelesen, *libros et opera Martini Lutheri et aliorum hereticorum pluries legerunt*, und mußten nun um Absolution bitten[40] – also einer der vielen Fälle, in denen die Kirche gegen die Verbreitung der Schriften Luthers einschritt: der erste Fall in Venedig ist schon für 1520 überliefert.[41] Oder: der Bischof von Chiron auf Kreta, also im venezianischen Herrschaftsgebiet auf der Haupthandelsroute im östlichen Mittelmeer, hatte Schriften von Luther und Melanchthon gelesen, um sie zu widerlegen, wie er sagt (*ad oppiniones et sectam Lutheranorum redarguendum et confutandum*); aber weil er sie zu diesem Zweck eben doch gelesen hatte, bittet er vorsichtshalber um Absolution.[42]

Abschließend sei noch ein weiterer Sektor von Venedigs Seeverkehr einbezogen und auf Zusammenhänge mit der Reformation befragt: der Transport von Pilgern ins Heilige Land. Die Pilgerfahrt zum Hl. Grab aus den deutschsprachigen Ländern ging im späten Mittelalter fast ausschließlich über Venedig. Jedes Jahr liefen im Juni eine oder zwei große Galeeren, unter dem Kommando bedeutender venezianischer Patrizier wie Contarini oder Loredan, von Venedig nach Jaffa aus, mit 90–100 Pilgern pro Galeere an Bord. Das erfährt man in allen Einzelheiten aus den Reiseberichten dieser Pilger, die so zahlreich geschrieben wurden, daß manchmal drei, ja vier Berichte aus derselben Galeere überliefert sind, was wiederum erlaubt, dieselben Erlebnisse von verschiedenen Personen beschrieben zu finden.[43] Wie gewöhnliche Deutsche damals Venedig erlebten, wenn sie als Pilger auf die Abfahrt ihrer Galeere warteten, erfahren wir nirgends so wie in diesen Reiseberichten.

Und nun die Reformation. Die Reformation hielt nichts mehr von der Pilgerfahrt, erklärte sie für etwas Äußerliches, verlegte sie – als Pilgern zu Gott – stattdessen ins

---

40 Tamburini/Schmugge (wie Anm. 38), Nr. 57 (1540); V. Cox, Women's Writing in Italy, 1400–1650, Baltimore 2008, S. 307.

41 I diarî di Marin Sanuto, vol. 29, Venezia 1890, col. 135 (26. Aug. 1520): Intervention *a caxa di Zordan todesco merchadante di libri, sta a San Mauritio*, wobei sich Sanuto selbst ein Exemplar sicherte: *tamen io ne havia auto una e l'ho nel mio studio*.

42 Tamburini/Schmugge (wie Anm. 38), Nr. 74 (1551); ebd. zur Person.

43 R. Röhricht, Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande, Innsbruck 1900, Nachdruck Aalen 1967; die deutschen Berichte jetzt vollständig in: W. Paravicini (Hg.), Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie, Teil I: Deutsche Reiseberichte, bearb. von Ch. Halm, Frankfurt a. M. 1994 (Kieler Werkstücke D 5), ²2001; sowie in der gleichen Reihe Französische Reiseberichte und Niederländische Reiseberichte. Zu den Parallelberichten A. Esch, Gemeinsames Erlebnis – individueller Bericht. Vier Parallelberichte aus einer Reisegruppe von Jerusalem-Pilgern 1480, in: Zeitschrift für historische Forschung 11 (1984), S. 385–416; zu den Galeerenrouten D. Stöckly, Le système de l'Incanto des galées du marché à Venise, fin XIIIe–milieu XVe siècle, Leiden 1995, zur Pilgerroute S. 185–187.

Innere des Menschen: „rechte christliche Wallfahrten", meinte Luther, sähen so aus, daß „wir nicht durch die heiligen Städte, sondern durch unsere Gedanken und Herzen zu Gott spazieren".[44] Über die Pilgerfahrt zum Hl. Grab hat Luther sogar gesagt: „Nach dem Grab, in dem der Herr gelegen hat und das nun die Sarazenen inne haben, fragt Gott gleichviel (nämlich: ebenso wenig) wie nach den Kühen in der Schweiz"![45] Allerdings hat er diesen ungezogenen Spruch später abgemildert, ja einem befreundeten Jerusalempilger schrieb er 1530, er verachte solche Heiliggrab-Wallfahrt nicht, würde sie gern auch selber machen, und da ihm das nicht mehr möglich sei, höre er wenigstens gern davon erzählen.[46]

Das protestantische Urteil über das Pilgern war jedenfalls eindeutig – und hatte verheerende Folgen für die venezianischen Reeder: die Nachfrage nach Schiffspassagen ins Hl. Land ging drastisch zurück,[47] die päpstliche Erlaubnis zum Betreten des Hl. Landes (weil in muslimischer Hand), die jeder Pilger und jeder venezianische Pilgergaleeren-Reeder vor der Fahrt einholen mußte,[48] wurde obsolet.

Als erster Bericht eines Protestanten aus dem Hl. Land gilt der Bericht von Daniel Ecklin.[49] Seine 1552 von Venedig ausgehende und 1553 in Venedig endende Reise war jedoch, auch wenn Ecklin das Hl. Grab aufsuchte, nicht eigentlich eine Pilgerfahrt. Sohn des Stadtapothekers im schweizerischen Aarau, wollte er in Venedig eine Stelle als Apotheker finden, kam aber wegen mangelnder Sprachkenntnisse nicht an. Statt umzukehren, kommt er auf den Geschmack der Ferne. Auf einem griechischen Schiff (also keiner venezianischen Pilger-Galeere) fährt er nach Kreta, dient dort, weil mittellos, einem hohen Herrn, der sich von Ecklin dessen protestantischen Glauben erklären läßt, dann über Alexandrien und Syrien ins Hl. Land. Man merkt dem Bericht den

---

44 Martin Luther, Tischreden (Weimarer Ausgabe 3), Nr. 3588.

45 Martin Luther, Vom Mißbrauch der Messen (1521), in: Werke (Weimarer Ausgabe) 8, S. 562.

46 Martin Luther, Auslegung des 117. Psalms, Widmung der Neuausgabe an Hans von Sternberg (1530), in: Werke (Weimarer Ausgabe 31), S. 225f. Zu Person und Pilgerreise (1514) vgl. F. Eisermann/F. Reichert, Der wiederentdeckte Reisebericht des Hans von Sternberg, in: K. Herbers/E. Bünz (Hg.), Der Jakobuskult in Sachsen, Tübingen 2007, S. 219–248: Sternberg hatte, zusammen mit dem Burghauptmann, Luther am Abend des 4. Mai 1521 auf der Wartburg in Empfang genommen, und erzählte ihm später, 1530, auf der Veste Coburg von dieser Pilgerfahrt, worauf Luther mit „neulich" anspielt.

47 Röhricht, Pilgerreisen (wie Anm. 43), S. 39.

48 G. Hartmann, *Licentia apostolica intrandi terras Sarracenorum et communicandi cum eis*. Die päpstlichen Register als Quelle für die spätmittelalterlichen Pilgerfahrten, in: Friedensnobelpreis und historische Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung, hg. von M. Matheus, Berlin/Boston 2012, S. 243–277; Beispiele in A. u. D. Esch, Frauen nach Jerusalem. Weibliche Pilger zum Heiligen Grab in den Registern der Poenitentiaria Apostolica 1439–1479, in: Archiv für Kulturgeschichte 94 (2012), S. 293–311.

49 Röhricht, Pilgerreisen (wie Anm. 43), S. 226 (weitere protestantische Jerusalempilger ebd. *ad indicem* ‚Lutheraner'); Erstdruck des Berichtes (10 Jahre nach Ecklins Tod herausgebracht und redigiert von seinem Schwager, einem reformierten Prädikanten) Basel 1574; eine kommentierte Transkription des Nachdrucks von 1575 durch M. Schiendorfer, Zürich 2009, jetzt im Internet. Ecklins Bericht erlebte eine erstaunliche Zahl von Auflagen auch in Deutschland.

protestantischen Autor kaum an – jedenfalls nicht daran, was er sagt, sondern eher daran, was er nicht sagt. Unterwegs beschreibt er (und das muß im Vergleich mit vorreformatorischen Pilgerberichten auffallen) nicht Kirchen, Reliquien und Heiltümer; Seestürme werden ohne Gelübde überstanden, und nicht die Heiligen, nur Gott wird angerufen.

Das Hl. Land ist nüchtern und ohne viel geistliche Emphase beschrieben: da sei nichts von „Milch und Honig", ein Land völlig unfruchtbar, die Bewohner grob und völlig unfähig, das Handwerk „keine saubere Arbeit", wirklich ein von Gott verfluchtes Land. Dann die Hl. Stätten wie in allen Pilgerberichten, ohne jede Bezweiflung, aber auch ohne die – früher stets sorgfältig notierten – Ablässe. Und damit man seinen Jerusalem-Aufenthalt auch nicht anzweifle, läßt er, der Protestant, ihn sich, mit allen besuchten Stätten einzeln aufgeführt, von den Franziskanern in Jerusalem zertifizieren (was manche Reisende, ohne Ansehen der Konfession, ja dort auch heute noch tun).

So zeigt auch das venezianische Pilgergeschäft, daß die Reformation in vielen Bereichen ihre wirtschaftlichen Auswirkungen hatte.

Cristina Ciccarelli

Miti di fondazione nelle storie cittadine abruzzesi: Sulmona, Lanciano e Chieti (secc. XVI–XVII)

1 I miti di fondazione in Abruzzo
2 Sulmona
3 Lanciano
4 Chieti
5 Conclusioni

Zusammenfassung: Der Beitrag befaßt sich mit der Funktion, die der Gründungsmythos in den im 16. und 17. Jahrhundert geschriebenen Stadtgeschichten der drei abruzzesischen Städte Sulmona, Lanciano und Chieti besaß. Den Gelehrten in dieser polyzentrischen Region ging es darum, gegenüber den Glorifizierungen Neapels oder Roms die Rolle der eigenen Stadt hervorzuheben, wobei sie auch auf gefälschte Quellen und Phantasieerzählungen zurückgriffen. Zu den wichtigsten mythologischen Zyklen zählen die griechisch-trojanischen Sagen, die Geschichte der Pelasger und Ureinwohner sowie der nachsintflutliche noachidische Mythos. Die Erwähnung der Quellen genügte als Ausweis für die Glaubwürdigkeit der Erzählung, denn der Rezipient war geneigt, die Legenden für wahr zu halten. Aufgrund dieses so umfassenden mythologischen Apparates kam es zu einer Vermengung verschiedener Traditionen, aus denen sich mehrere Gründungskonstruktionen für das jeweilige Gemeinwesen ergaben. Oberstes Ziel dieser kulturellen Maßnahme war es, die lokalen Gewalten zu verteidigen, zu verherrlichen und zu stärken; zuweilen ging die Absicht auch dahin, einen Status quo wiederherzustellen.

Abstract: This article proposes some considerations on foundation myths and their fortunes in the city histories compiled between the 16th and 17th centuries in three cities of Abruzzo: Sulmona, Lanciano and Chieti. The scholars of this polycentric region are engaged in a defence of their own local area, in part using false proofs and fantastic tales, in opposition to the great celebration of Naples and Rome. Among the most important mythological cycles, we see the legends of Greece and Troy, the story of the Pelasgians and the Aborigines, and the myth of Noah at the time after the flood. An indication of the sources is sufficient to demonstrate the reliability of this discourse because readers are predisposed to accept these legendary truths. Faced with this dense web of myths we thus see a contamination of the various traditions, providing readers with multiple foundation legends for their own communities. The ultimate goal of this cultural operation is to defend, celebrate and promote local power, and in some cases to restore a status quo.

Le storie cittadine abruzzesi costituiscono un laboratorio ricco di spunti per riflettere sull'attenzione che tra '500 e '600 l'erudizione locale ha rivolto al mito fondativo, legando la storia delle origini ai protagonisti e alle vicende del presente. Sin dal Medioevo, questa pratica ha rappresentato un capitolo fondamentale per la costruzione dell'identità collettiva e ha costituito spesso „il distintivo della sua immagine, più che un elemento della sua storia".[1]

L'„identità sfuggente"[2] dell'Abruzzo è dovuta alla sua conformazione policentrica, in cui ogni città ha difeso il suo peso politico, la sua presenza sul territorio e nel Regno; la volontà, e anche la necessità, di autocelebrarsi ha spinto l'erudizione locale a recuperare tradizioni antiche, poi a rimodularle, approfondirle e infine depositarle nella memoria collettiva. Ma qual è stato l'atteggiamento degli eruditi abruzzesi di fronte alla possibilità di attingere a storie leggendarie? È stata una scelta comune alle altre realtà italiane? Cercherò di rispondere a questi quesiti prendendo in esame la memorialistica prodotta nella prima età moderna in alcuni centri abruzzesi: Sulmona, Lanciano e Chieti.

1. Gli storici abruzzesi celebrarono la propria città facendo leva su un passato doppiamente illustre: per prima cosa le glorie antiche furono legate al valore e alla forza che avevano distinto i popoli italici – Marrucini, Frentani, Marsi, Vestini, Peligni, Pretuzi –, specialmente nel confronto con Roma. Essi nominarono capitale della Lega italica *Corfinium*, nelle vicinanze di Sulmona, e ciò costituì per l'erudizione locale un valore aggiunto con cui esaltare la propria storia. In secondo luogo, si recuperò il mito di fondazione, un mosaico di tradizioni che affondava le proprie radici nella letteratura classica e nelle Sacre Scritture e giungeva alla modernità per mezzo di annotazioni notarili, documenti e cronache medievali. I compilatori di memorie ispezionarono a lungo la produzione storico-geografica degli autori latini, in linea con il risveglio umanistico degli interessi per la cultura classica. L'immagine valorosa assegnata agli Italici rappresentò di certo l'eredità maggiore, prefigurazione autentica di

1 F. Tateo, I miti della storiografia umanistica, Roma 1990, p. 59. Grande attenzione è stata rivolta negli ultimi anni al mito di fondazione da parte della storiografia italiana e d'oltralpe. Rimando in particolare ai contributi pubblicati in: A. Lerra (a cura di), Il libro e la piazza. Le storie locali dei Regni di Napoli e di Sicilia in età moderna, Manduria-Bari-Roma 2004, e F. Benigno/N. Bazzano (a cura di), Uso e reinvenzione dell'antico nella politica di età moderna (secoli XVI–XIX), Roma-Bari-Manduria 2006. Si veda, inoltre, I. Heullant-Donat/E. Irace, „Amici d'istorie". La tradizione erudita delle cronache di Gualdo e la memoria urbana in Umbria tra Medioevo ed età moderna, in: E. Artifoni/A. Torre (a cura di), Erudizione e fonti. Storiografie della rivendicazione, Quaderni Storici 93 (dicembre 1996), pp. 549–570. Interessanti spunti vengono dai contributi pubblicati in „Histoire urbaine": cf. C. Coulomb, Des villes de papier: écrire l'histoire de la ville dans l'Europe moderne, in: Histoire urbaine 28/2 (2010), pp. 5–16.

2 Dal titolo del saggio di C. Felice, Dagli Abruzzi all'Abruzzo: l'identità sfuggente, in: M. Costantini/C. Felice (a cura di), L'Abruzzo, Storia d'Italia, Torino 2000, pp. 1077–1122.

una comunità virtuosa. Allo stesso modo non passarono inosservati neppure i miti greco-troiani: la fortuna di questo ciclo letterario era stata sostenuta dalla scelta perseguita da Pandolfo Collenuccio, da Leandro Alberti e soprattutto da un protagonista della cultura napoletana, Giovanni Antonio Summonte.[3] Questi recuperò le origini greche della città di Napoli nel mito della Sirena Partenope e, ripercorrendo i *loci* di autori classici come Strabone, Livio e dei moderni Pontano e Sannazaro, ne forgiò un'immagine virtuosa, rispettosa, lontana da quella della meretrice descritta da Collenuccio.

A rendere possibile la risemantizzazione dei racconti mitici in epoche diverse era la teoria filosofica dell'evemerismo,[4] secondo cui il mito non era altro che l'idealizzazione di fatti storici realmente accaduti e di personaggi esistiti davvero.

Accanto al mito troiano si alternarono due racconti leggendari, con cui gli scriventi intendevano anticipare ulteriormente la data di nascita della propria comunità: le storie dei Pelasgi e degli Aborigeni intrecciavano ancora una volta il passato della penisola con la classicità greca. Il mito di Noè, invece, rimandava a un'era primordiale, a un nuovo inizio di cui avrebbero beneficiato solo poche comunità, non a caso anche la propria.

Attraverso quali fonti il mito post-diluviale approdò nella cultura abruzzese? Nelle storie locali si susseguono riferimenti, più o meno precisi, all'opera di Annio da Viterbo[5] e dei suoi autori. A Teramo si conserva un esemplare della prima edizione italiana dei *Commentaria*,[6] che dunque poté essere consultato da qualche erudito locale. I passaggi importanti dell'opera furono individuati nelle prime pagine della *Descrizione* di Leandro Alberti, anche se il domenicano non legò mai in maniera esplicita le origini delle comunità abruzzesi con le storie di Noè. Di certo, un altro canale di trasmissione delle notizie di Annio si attivò lungo l'area di frontiera che intercorreva tra lo Stato Pontificio e il Regno, tra la Rieti papale e Cittaducale, feudo dei Farnese. Qui il mito troiano non ebbe fortuna: chiamato a stilare le rendite delle comunità infeudate, il funzionario di corte Sebastiano Marchesi si preoccupò di fornire a Ranuccio I una cornice leggendaria per elogiare i Feudi farnesiani d'Abruzzo. Il mito di Noè e

3 Giovanni Antonio Summonte, Dell'historia della città, e Regno di Napoli, Napoli 1675. Sulla vita e sull'opera di Summonte si veda S. Di Franco, Alla ricerca di un'identità politica. Giovanni Antonio Summonte e la patria napoletana, Milano 2012.

4 Con questa teoria lo storico e filosofo Evemero di Messina (IV–III sec. a. C.), autore della *Hierà anagraphé* („sacro resoconto"), sosteneva che gli dei fossero eroi divinizzati. L'opera non è giunta a noi per intero, ma solo parzialmente grazie al compendio elaborato da Diodoro Siculo (V 41–46 e VI 1) e ai numerosi frammenti della traduzione di Quinto Ennio, intitolata *Euhemerus*.

5 Sulla figura di Annio da Viterbo si vedano i contributi di Roberto Weiss, di Edoardo Fumagalli e Anthony Grafton. Cf., inoltre, R. Bizzocchi, Genealogie incredibili. Scritti di storia nell'Europa moderna, Bologna ²2009, pp. 25–28.

6 Giovanni Nanni, *Commentaria super opera diversorum auctorum de antiquitatibus loquentium*, Roma 1498.

della moglie Vesta consentiva di ipotizzare un'origine remota anche per le comunità più „giovani", come la sua Cittaducale, sorta nei pressi di Cotilia, la cui antichità si riallacciava alla storia noachica e anche ai Pelasgi.[7]

Verifichiamo di seguito le scelte perseguite dagli eruditi per la propria comunità, in rapporto a questa ricca tradizione memorialistica.

2. Sulmona testimonia il forte interesse con cui gli scrittori hanno „reinventato" la storia delle origini, specie nel corso del Seicento, quando non hanno rinunciato a intrecciare racconti leggendari diversi con l'unica finalità di celebrare la propria patria cittadina.

Il principale mito di fondazione cui si sono rapportati tutti gli storici sulmonesi, da Ercole Ciofano (1578) a Ignazio Di Pietro (1804), si lega alla figura di Solimo, genero e compagno di Enea. Si tratta di una leggenda, la cui eco supera gli ambienti locali e si diffonde anche nel panorama italiano, tanto che né Pandolfo Collenuccio né Leandro Alberti avevano rinunciato a inserirla nelle proprie opere.[8] Fonti imprescindibili per ciascuno di loro sono le parole di Silio Italico[9], ma soprattutto quelle pronunciate nel quarto libro dei *Fasti* (*huius erat Solymus Phrygia comes unus ab Ida, / A quo Sulmonis moenia nomen habent*[10]) dal poeta Ovidio, autorità che assume uno spessore e un'autorità maggiori per i suoi natali sulmonesi. A raccontare la leggenda dell'eroe Solimo è dunque un'altra figura idealizzata, la cui produzione letteraria concorre ugualmente a rendere gloriosa la città.[11] La memoria del poeta si radica nell'immaginario collettivo attraverso quei „ponti sull'abisso dell'oblio"[12] che il *milieu* locale ha provveduto a fissare negli spazi cittadini:[13] dalle iniziali del celebre emistichio *Sulmo Mihi Patria Est* la città ha ereditato le lettere contenute nel suo stemma SMPE; la più antica statua dedicata a Ovidio viene realizzata nel 1474 su commissione del capitano della città, Polidoro Tiberti da Cesena, e si conserva ancora oggi nel cortile del Palazzo della Santissima Annunziata. La commemorazione del poeta latino passa anche attraverso la celebrazione dei monumenti: è quello che si appresta a fare, nella sua *Miscellanea* e

7 Del *Summario dell'intrate* si conservano oggi tre esemplari, uno nella Biblioteca Nazionale di Napoli (= BNN), ms XI.B.42, e due in archivi privati in Abruzzo. Alla propria patria cittadina Sebastiano Marchesi dedicò il Compendio istorico di Civita Ducale (1592), a cura di A. Di Nicola, Rieti 2004.

8 Pandolfo Collenuccio, Compendio delle historie del Regno di Napoli, Venezia 1548, fol. 12v.

9 Sil. 9, 66–177.

10 Ov. Fast., 4, 79sg.

11 Nell'introduzione alle Vite degli illustri aquilani, Alfonso Dragonetti scrive: „[...] felice si chiami ogni terra, ove un grande uomo abbia spirato le prime aure della vita. Per questo sette città anticamente contendeansi per cittadino Omero [...] Che più? La gloria di un illustre ingegno fa venerarne la patria sin da' nemici. Per Ovidio, Alfonso l'Aragonese perdonò alla ribellante Sulmona; e sul cader del passato secolo Pietola, Sirmione e Sorrento furono rispettate dagli invasori Francesi per Virgilio, per Catullo e per Tasso" (A. Dragonetti, Le vite degli illustri aquilani, L'Aquila 1847, pp. 4sg.).

12 A. Assmann, Ricordare. Forme e mutamenti della memoria culturale, Bologna 2002, p. 60.

13 Ov., Tristia IV,10.

Iura, Privilegia et Praeminentia Cathedralis Ecclesiae S. Pamphili Civitatis Sulmonis, Vincenzo Mazzara,[14] numeratore di fuochi vissuto nel XVII secolo. Alla statua rinascimentale il nobile sulmonese dedica il carme celebrativo *Pro Ovidii Statua in Civitate Sulmonis erecta Iuvenes concives alloquuntur*, mentre laudi e altri testi poetici celebrano il tema della *vetustas* della città.[15]

L'erudito che più di ogni altro consacra il binomio tra il poeta e l'eroe troiano è Ercole Ciofano. Nell'edizione aquilana del 1578 l'umanista pubblica in un unico volume una *Descriptio Sulmonis* e la vita di Ovidio. In quest'opera il letterato amplia la digressione storica inserita due anni prima nella dedicatoria[16] al vescovo Vincenzo Donzelli, in apertura al commento veneziano delle *Metamorfosi*.[17] Nella lettera introduttiva, Ercole Ciofano si rivolge al sindaco e ai consiglieri di Sulmona e precisa gli elementi che rendono fondamentale la sua opera:

> „La prima perché ho descritto Sulmona, la comune patria, [...]; la seconda perché ho illustrato le Metamorfosi di Ovidio, poema di cui niente di più originale può essere creato. [...] In verità noi tutti dobbiamo moltissimo a Ovidio che, con la sua nascita, con la sua dottrina e con il suo ingegno, rese molto più illustre la stessa patria, che già per la sua antichità è celebre e illustre".[18]

In questi anni Ciofano ha stimolato molto la città sul piano culturale, attraverso l'istituzione della prima scuola pubblica e favorendo l'avvio dell'arte della stampa. Con questo contributo ora pone in evidenza lo stretto legame tra Sulmona e il poeta latino, e annoda in un'unica riflessione lo studio della storia patria e la riscoperta dei classici. Non approfondisce invece la questione delle origini, ma si sofferma sulla figura di Solimo, che identifica con uno dei figli di Satrico, „cittadino sulmonese, il quale, durante la prima guerra punica, nell'anno 497 dalla fondazione di Roma, passò in Africa con M. Attilio Regolo".[19]

---

14 La forma grafica di questo cognome oscilla, nei documenti locali fino al XVIII secolo, tra „Mezzara" e „Mazzara"; quest'ultima sembra essere quella adottata in maniera costante dal XVIII secolo fino ai giorni nostri e sarà utilizzata anche per il cognome dell'avvocato sulmonese.

15 Sulmona, Biblioteca Comunale (= BCS), V. Mazzara, Miscellanea (1661), vol. II, fol. 1v-8v. Nello specifico, due testi poetici recuperano il tema della *vetustas* in relazione alle città di Sulmona e L'Aquila (*De Sulmonis et Aquila Laudibus Carmina subsequuntur a Marino et Angelo civibus decantata et hic descripta*).

16 *Descriptio Sulmonis Heiusdem Herculis Ciofani ad amplissimum atque ornatissumum virum Vincentium Donzellum Episcopum Sulmonensem*, in: Ercole Ciofano, *In P. Ovidij Nasonis Metamorphosin ex. 17. Antiquis. Libris observationes*, Venezia 1575, fol. A5v-A7r.

17 Nel 1583 i due contributi saranno incorporati nell'edizione dedicata all'*Opera omnia* di Ovidio.

18 Ercole Ciofano, *Herculis Ciofani Sulmonensis in omnia P. Ovidii Nasonis opera observationes una cum Ovidii vita et descriptione Sulmonis* (1583), in: Descrizione di Sulmona – Antichi fatti di Sulmona, a cura di I. Di Iorio, Sulmona 1985, p. 11.

19 Ibid., p. 13.

Quasi un secolo dopo, una più consistente digressione su questi avvenimenti antichi è offerta nell'edizione postuma dell'*Historia Marsorum* di Muzio Febonio. A redigerla non era stato l'autore, ma l'accreditato erudito pugliese Pompeo Sarnelli,[20] cui il vescovo marsicano Diego Petra aveva chiesto di „integrare" l'opera a quindici anni dalla scomparsa dell'autore, e curarne dunque l'edizione. In realtà l'allora protonotario apostolico non fece altro che riprodurre fedelmente il testo manoscritto e si limitò a inserire *ex novo* tredici sue integrazioni. In una di queste riportava, appunto, „avvenimenti una volta descritti in lingua volgare, come il tempo voleva, da Giovanbattista Acuto[21] e da Don Nicola Toppi, patrizio teatino, uomo dotato di somma erudizione, ritrovati negli archivi regi, volume 6, dal foglio 169 e 176",[22] in cui si affermava

20 Pompeo Sarnelli (Polignano, 1649–Bisceglie, 1724) aveva conosciuto il vescovo Petra a Napoli, dove collaborò a lungo con il libraio-editore Antonio Bulifon. Fu sacerdote (1669), protonotario apostolico (1675) e aiutante del cardinale Pierfrancesco Orsini – futuro Benedetto XIII – dal 1679 e infine vescovo di Bisceglie (1691). Su Sarnelli cf. F. A. Soria, Memorie storico-critiche degli storici napoletani, Napoli 1781, II, pp. 551–556; C. Minieri Riccio, Memorie storiche degli scrittori del Regno di Napoli, L'Aquila 1844, pp. 320sg.; N. De Donato, L'erudito monsignor Pompeo Sarnelli fra i più moderni del Seicento (Vescovo di Bisceglie), Bitonto 1906; F. Tateo, Pompeo Sarnelli fra storiografia ed erudizione, in: Archivio Storico Pugliese 30 (1977), pp. 203–228; A. Simone, Pompeo Sarnelli (1649–1724), l'erudito e il letterato. Tesi di laurea. Roma „La Sapienza", 1965–1966; G. Morelli, L'Historia Marsorum e la „questione feboniana", in: Muzio Febonio nel quarto centenario della nascita (1597–1997), Atti del Convegno, Avezzano 9 maggio 1998, a cura di V. Esposito e G. Morelli, L'Aquila 2000, pp. 164–169.

21 Nello specifico, Sarnelli trascrive una parte della cronaca di Acuti alle pp. 250–263 dell'*Historia Marsorum*. Soria riferisce che Niccolò Toppi trovò il manoscritto nell'archivio della Regia Camera della Sommaria di Napoli, di cui era archivista (Soria, Memorie storico-critiche [vedi nota 20], II, pp. 590–594). Sull'identità del cronista gli storici hanno proposto ipotesi diverse. Giovanni Pansa scrive: „l'autorità di qualche storico ci addita nella persona di un Giovanni Battista Acuti il primo compilatore di cronache Sulmonesi" (G. Pansa, Emilio De Matteis, l'opera sua e i cronisti sulmonesi, in: Rassegna Abruzzese di Storia ed Arte 1/2 [1897], p. 2). Secondo Ignazio Di Pietro, Acuti nacque nel 1545 (I. Di Pietro, Memorie storiche degli Uomini illustri della città di Solmona, L'Aquila 1806); il cassinese Liborio De Padova ritiene che Acuti fosse di origine inglese e fissa la data di nascita al 1367 (L. De Padova, Memorie intorno all'origine e progressi di Pescocostanzo, Montecassino 1866, p. 12). In realtà la cronaca termina con l'anno 1461. Pansa ne aveva individuato alcuni frammenti, che dovrebbero essere conservati nel Fondo „Pansa" della Biblioteca Colonna a Pescara, ma non sono stati ancora identificati. In ogni caso, lo studioso ha chiarito che „come fonte di storia locale la sua utilità è assolutamente trascurabile".

22 Muzio Febonio, *Historiae Marsorum libri tres una cum eorundem Episcoporum catalogo* (1678), in: Descrizione di Sulmona (vedi nota 18), p. 22. Sarnelli scrive: „Sulmona fu fondata da Solimo, anzi Valva fu cambiata in Sulmona da Solimo nell'anno 2788 dall'origine del mondo, nell'anno 1160 avanti Cristo. Solimo, compagno di Enea e suo genero, fu inviato con molti Troiani a conquistare nuove regioni. Solimo con i suoi si portò tra i Marsi e i Peligni, popoli allora fortissimi, e contro loro fece guerre feroci; dopo che molto sangue fu sparso dall'una e dall'altra parte, alla fine, avendo Enea mandato aiuti, quello si impadronì della città di Valva. [...] Valva fu espugnata e semidistrutta, ma, una volta che fu ricostruita su nuova traccia e con nuove mura, a Solimo piacque che in avvenire non fosse chiamata più Valva, ma Sulmona, dal suo nome; essa era stata già chiamata Pelea dai Pelasgi o Peligni, che abitarono la zona".

che Sulmona, sotto il nome di Valva, esisteva già al tempo della venuta di Solimo e che questi, dopo averla sottomessa, le aveva assegnato il suo nome. Le carte napoletane provavano, inoltre, che „Pelea, Valva o Sulmona, per ben sette volte giunse presso la completa distruzione, a causa di incendi o di saccheggi“,[23] cui avrebbero fatto seguito molte altre ricadute, dovute alla carica distruttiva delle guerre e dei terremoti. L'elemento catastrofico, a Sulmona, come a Lanciano, L'Aquila, Teramo e molte altre città del Regno, rendeva „le storie successive della città impegnate a individuare le tracce e i monumenti ora distrutti, a partire soprattutto dalle ricostruzioni e dai racconti di chi era vissuto e aveva scritto prima di quei terribili avvenimenti“.[24] La collettività era chiamata a recuperare il patrimonio storico-culturale che la tragedia aveva tentato di cancellare e lo storico diventava l'eroe che, per amor di patria, si era cimentato nella complessa ricerca delle origini, lasciando ai posteri l'opera scritta, lo strumento attraverso il quale poter riconoscere nel passato la propria identità.

Con il riferimento alla cronaca di Acuti e agli *Scritti varii* di Toppi, Pompeo Sarnelli apre il discorso ad altre ipotesi mitiche che vengono approfondite negli stessi anni da un erudito sulmonese. Testimone di una scrittura storica più elaborata rispetto a quella di Ciofano, Emilio De Matteis non rinuncia a mostrare la figura leggendaria di Solimo, annoverandola tra gli „Huomini illustri“ della città:

> „Dopo la ruina di Troia vennero in Italia sotto la condotta di Enea i Troiani avanzati in quell'eccidio. Tra essi alla conquista dei paesi peligni fu destinato Solimo genero d'Enea, il quale edificò la Città di Sulmona, come afferma Ovidio nel 4° libro dei Fasti“.[25]

Oggetto principale dell'opera è la storia dei Peligni e il mito non fa altro che apportare fama[26] al passato di questo popolo. Addirittura De Matteis realizza un lavoro di commistione tra i diversi disegni mitologici ed elabora un intreccio storico in cui l'atto fondativo è reiterato nel tempo. L'altra narrazione evemeristica su cui l'autore costruisce il suo racconto riguarda la storia noachica. Rifacendosi alle parole di Beroso e Pier Leone

23 Ibid., p. 23.

24 S. Laudani, Il mito delle origini nelle „storie“ di alcune città siciliane in età moderna, in: Uso e reinvenzione dell'antico (vedi nota 1), p. 44.

25 Emilio De Matteis, Memorie storiche dei Peligni, a cura di E. Mattiocco e G. Papponetti, L'Aquila 2006 (Documenti per la storia d'Abruzzo 20), p. 35. L'autore prosegue nella sua esposizione dimostrando la creazione mitica della città riallacciandosi alla storia di Troia, agli amori e alla guerra che ne provocarono la distruzione, e all'immediata partenza di Enea e dei suoi compagni. Un'altra descrizione di „Solimo Troiano fondatore“ è presente anche nel capitolo degli „Huomini illustri della città“ (fol. 166r-172r).

26 Assmann la definisce „il più nobile desiderio degli uomini“ in Assmann, Ricordare (vedi nota 12), p. 49.

Casella,[27] De Matteis avvia il quarto capitolo delle *Memorie* ponendo in relazione le origini dei popoli abruzzesi con la tradizionale storia genealogica del genere umano:

> „Furono detti Aborigeni li Nepoti di Noè li quali lasciando l'Armenia passarono in Italia fermandosi ove il Tevere scorre le contrade poi chiamate Latine, et anco i paesi bagnati dal fiume Aterno hora detto Pescara, nei quali venne anco Vesta, dalla quale presero il nome i Vestini, e secondo il parere di alcuni fu Vesta moglie del Patriarca Noè, che da molti fu chiamato Giano, come nota Beroso nel lib. 2° P. Leone Casella de aborigeni".[28]

L'autore prosegue il racconto e assegna origini orientali agli Abruzzesi, e in particolare al popolo peligno, discendente dai „Pelasgi popoli antichissimi della Grecia" o dagli „Illirici, o Schiavoni venuti con Pelico, e col suo Zio Volsinio, ma non si sa in qual tempo fosse la loro venuta in Italia".[29] Il mito troiano e la storia dei Pelasgi testimoniano la volontà di intrecciare la storia locale a quella del mondo greco, per collocare le origini della propria comunità – seppur traslate in una terra straniera – in un'era primordiale, più antica di quella di molti altri piccoli e grandi centri italiani.

De Matteis scrive all'indomani dei moti di Masaniello, che anche a Sulmona avevano suscitato la reazione del popolo, e condanna quegli episodi con fermezza. L'archivista pubblico chiama i rivoltosi „seditiosi", colpevoli di „insolenze", non menziona affatto la gravosa pressione fiscale che preme sulla popolazione; preferisce descrivere uno dei due palazzi aragonesi distrutti dai Sulmonesi e di cui rimangono solo „miserabili avanzi". Nelle *Memorie* il potere è descritto in virtù del sostegno economico con cui può supportare la società, e in questo caso specifico l'arte, e l'intervento armato della nobiltà è visto come un'urgenza imprescindibile, utile a evitare i „maggiori eccessi". Lo stesso De Matteis, avvocato per la Real Camera della Summaria e Luogotenente del Grande Ammiraglio per le Province d'Abruzzo, nonché nipote del giureconsulto Fabrizio De Matteis, assume incarichi di prestigio in città. Per i suoi natali e per il suo impegno nell'amministrazione pubblica, lo scrivente si riconosce tra le personalità di spicco della comunità e identifica nell'*otium* letterario un grande strumento di autocelebrazione.[30] In numerose pagine delle *Memorie*, non fa altro che valorizzare il ruolo preminente che i suoi predecessori avevano rivestito a Sulmona. Può vantare tra i suoi antenati un pontefice, Innocenzo VII.[31] A lui dedica il primo

---

27 *Erudito aquilano, autore di una rocambolesca storia delle origini delle città abruzzesi, il De primis Italiae Colonis. De Tuscorum origine, et Republica Florentina. Elogia illustrium artificum. Epigrammata, et inscriptiones*, Lione 1606, pp. 5–24.

28 De Matteis (vedi nota 25), p. 33.

29 Ibid., p. 34.

30 In particolare, con la cospicua dote della moglie, s'impegnò a sostenere la realizzazione del Collegio dei Gesuiti, da poco in città, a dimostrazione della fiducia che il nobile riponeva nell'istituzione religiosa per la salvaguardia della cittadinanza.

31 Si chiamava Cosmo Miliorati (Sulmona, 1336–Roma, 1406). Entrato nel clero secolare, fu presto nominato rettore della chiesa della SS. Annunziata. Dal 1370 al 1381 gestì, con questo titolo, una co-

capitolo del terzo libro e così facendo recupera „un *topos* dell'agiografia medievale: il binomio nobiltà-santità",[32] attraverso il quale ribadire che „la perfezione morale e spirituale difficilmente potesse essere raggiunta da persone che non provenissero da una stirpe illustre".[33] Per questo si mostra certo delle proprie ragioni e, spinto dalla sua fervente religiosità, interpreta la peste del 1656 come il castigo divino, la „Divina Giustizia", con cui il popolo era stato punito una volta per tutte, dopo la repressione degli eserciti. Al tempo stesso, vede nello „scampato pericolo dei Sulmonesi dal contagio della pestilenza"[34] un segno provvidenziale:[35]

> „Nell'anno 1656 un'horribile contaggio afflisse il Regno di Napoli, et una gran parte d'Italia. Nella sola città di Napoli trionfò la morte più di trecento mila vite d'huomini. Per speciale privilegio, e per la protettione de i Santi Tutelari restò esente Sulmona da così terribile flagello; già che essendo rimaste infette le due Provincie d'Abruzzo con facilità soggiacer dovea alle communi miserie. [...] In ringratiamento della sua preservatione, la Città haveva edificata una nobile cappella al suo protettore S. Panfilo, li di cui prieghi trattennero li colpi della Divina Giustitia".[36]

Affiora, in queste parole, il „distacco dell'aristocratico per un moto popolano di grande importanza",[37] che volutamente si vuole ridimensionare e condannare. In Abruzzo, come in tutto il Regno, la rivolta del 1647–1648 non poteva tramutarsi nell'inizio di una nuova storia politica del Mezzogiorno perché „la fedeltà dei baroni napoletani alla Spagna si nutriva di motivazioni che, ancora una volta, andavano al di là della consonanza vera o supposta con i dominatori":[38] fino ad allora la *pax hispanica* aveva garantito feudi, privilegi, titoli che una potenziale autonomia del Regno non

---

spicua parte delle transazioni economiche locali, durante il vescovato di Andrea Capograssi. I documenti testimoniano che dal 1373 ricoprì la nomina di arciprete della città; un decennio più tardi era preposito di Valva, cioè capo dei due capitoli di S. Panfilo e di S. Pelino che costituivano la diocesi valvense. Da quel momento in avanti la sua carriera ecclesiastica fu in continua ascesa fino alla nomina pontificia, giunta nel 1404 (A. De Vincentiis, Innocenzo VII, in: Enciclopedia dei papi, vol. 2, Roma 2000, pp. 581–584).

32 A. L. Sannino, Le storie genealogiche, in: Il libro e la piazza (vedi nota 1), p. 148.

33 A. Vauchez, La sainteté en Occident aux derniers siècles du Moyen Age, Roma 1981 (trad. it. La santità nel Medioevo, Bologna 1989), p. 129. Sull'argomento si veda anche J. Chelini, Histoire religieuse de l'Occident médiéval, Paris 1958, p. 71.

34 G. Papponetti, De Mattheis ritrovato, in: Rivista Abruzzese 40 (1987), p. 114.

35 In queste convinzioni sono stati letti i „segni inequivocabili ed espressioni genuine" della forte influenza che le credenze mistico-religiose esercitavano in quel tempo sulla popolazione locale (E. Mattiocco, Sulmona, in: L'Abruzzo dall'Umanesimo all'età barocca, Pescara 2002, p. 577).

36 De Matteis (vedi nota 25), p. 295.

37 Papponetti (vedi nota 34), p. 114

38 A. Spagnoletti, Una mutazione di Stato fallita: il Regno di Napoli nel 1647–48, in: Mediterranea. Ricerche storiche 13 (2008), p. 289.

avrebbe potuto assicurare. Per questo gli amministratori della città di Sulmona erano stati tra i primi a rinnovare la propria „antigua y encorruttible fidelidad al Rey".[39]

Dunque, in che modo il riuso dell'antico si lega alla posizione assunta da De Matteis? Questi appartiene a quella schiera di eruditi che nel corso del '600 riscoprono la tradizione italica con un rinnovato approccio critico e pongono al centro della propria ricerca lo studio delle tracce che testimoniano ancora quel passato, epigrafi, monumenti, scritture antiche. La storia dei Peligni dà lustro alla propria comunità, a quell'assetto sociale che l'oligarchia sulmonese intende riconfermare all'indomani delle rivolte. Per questo la memoria intellettuale fissa dei punti fermi, immagini che si radichino nella coscienza collettiva e si tramandino di generazione in generazione nel patrimonio culturale locale. Un impegno che diventa un'esigenza nei momenti storici più critici: tutte le volte che la cultura è chiamata a difendere la propria patria cittadina da elementi di rivoluzione o di minaccia, o quando deve restaurare lo *status quo* che regolava la vita collettiva prima della protesta.

A Sulmona, quest'azione di ripristino prevede inoltre un atteggiamento reverenziale nei confronti delle casate straniere che avevano governato la patria comune. È una condotta che si rende ancora più evidente nel corso del Seicento e con l'arrivo dei Borghese come feudatari di Sulmona.

Ai primi del secolo il mito omerico vive una stagione intensa nei circoli culturali sulmonesi: Francesco Baldi, segretario di Marcantonio Borghese, nel luglio del 1610 è impegnato a valutare personalmente l'assetto economico, politico e sociale di Sulmona ai fini di un potenziale infeudamento da parte della casa romana. All'indomani dei sette giorni trascorsi in città, Baldi scriveva nella sua relazione:

> „La Città di Solmona Pri. Sm., per cominciare la mia relazione dall'origine, et edificatione di essa fu, come vogliono alcuni scrittori antichi, et tra gli altri Ovidio, Silio Italico, et Salustio, edificata doppo la destruttioni dell'antica città di corfinio, della quali ho intiso dire, chi non appariscono hoggi altri vestigii, che la chiesa cathedrale, chiamata di Valva. Quegli chi l'edificò, et li diedi il nomi di Solmona fu Solimo genero di Enea, et altri tingono, chi fussi edificata 400. altri 600 anni prima dell'edificationi di Roma".[40]

La *vetustas* leggendaria della città abruzzese costituiva un elemento di prestigio per una terra che poteva dare, a parere del funzionario di corte, „a S. Ecc.za, et alla sua Successione, et posterità un'honorivoli, sicura et stabili ritirata per ogni accidenti che potissi

39 BCS, V. Mazzara, Miscellanea, vol. II, fol. 17v. Queste parole sono tratte da una delle due lettere scritte a Napoli, rispettivamente il 21 e il 22 aprile 1648 e indirizzate da don Giovanni D'Austria ai magistrati, al sindaco e al mastrogiurato della „fidelissima Ciudad de Sulmona"; le scritture, in spagnolo, sono state redatte in risposta a una lettera in cui i Sulmonesi avevano ribadito la loro fedeltà al monarca. Si veda in merito R. Villari, Per il re o per la patria. La fedeltà del Seicento, Roma-Bari 1994.

40 Archivio Segreto Vaticano (= ASV), Archivio Borghese, b. 908, fasc. 31, Francesco Baldi, Relazione di Sulmona, Roma 24 luglio 1610, fol. 2r.

portar il tempo, et in specie per quando mai bisognassi dar luogo".[41] Il mito troiano si presentava, dunque, quale precedente ideale per una città che per lungo tempo aveva costituito un polo economico, politico e culturale nella regione e che al momento, nonostante il malessere che palesava sotto il governo dei Conca, si mostrava, agli occhi del funzionario Borghese, potenzialmente utile in un futuro più o meno lontano:

> „lasciari di diri alla S.ria V., chi criderei potissi esseri di gran consiguenza, per il Cardinali, per sua Eccellenza, et per l'imortalità della memoria di V. Bni, che con l'essempio di tanti altri, c'hanno comprato, et comprano giornalmente in Regno, si attindessi hora, che si può fari con altro vantaggio, che non si faria doppo la morti di S. Santità, ad allargari lo Stato, così per poteri più agevolminti far un gran parintado".[42]

Nel „negotiato" con Filippo III intervenne lo zio pontefice, Paolo V, e nel luglio dello stesso anno i Borghese acquisirono il feudo di Sulmona alle stesse condizioni con cui lo aveva ottenuto il signore di Conca Matteo I de Capua.[43] Da quel momento la leggenda s'intrecciò con il nome del casato romano. Infatti, nel maggio del 1628, in occasione di una visita di Marcantonio in città, Vincenzo Mazzara avviava uno dei suoi carmi con queste parole:

> *Burghesia, generose domo* [sic] *ter maxime Princeps,*
> *qui Solymi tangis limina prisca ducis,*
> *Si fas excelsae compescas fulgora* [sic] *mentis,*
> *Et nos da placido numinis ore frui;*
> *Adsis, ò fave tuis volat emula solis*
> *Usque per immensas fama sequuta* [sic] *vias;*
> *Quae nulli veterii* [sic] *Regi virtute Secundum*
> *Quam te Magnanimi* [sic] *tam canit esse pium.*[44]

3. Il legame secolare che univa la città di Sulmona a un altro polo della regione, Lanciano, trova anch'esso la sua legittimazione nel mito. In un documento del 1278, per la prima volta, si parla di un vincolo originario tra gli abitanti della valle peligna e i Lancianesi, che giustifica il reciproco sostegno di cui le due comunità avevano beneficiato nel corso delle varie epoche: *propter originariam cognationem, & Confortium*

41 Ibid., fol. 5v.

42 Ibid., fol. 5r-v. Si legge a fol. 4r: „Per il mal governo de tempi passati si haverà qualche difficoltà, et fastidi (fol. 4v) in questo principio a voleri subbito ritirari quel Popolo ad una vita quieta, et regolata ma con un poco di tempi crido bene, chi si rifformarà, et chi giovarà molto a continerlo in ossequio".

43 ASV, Archivio Borghese, b. 908, fasc. 1, Principato di Sulmona, Titoli di acquisto, Approvazione Regia. La somma accordata ammontava a 51.200 ducati, „un quinto al di sotto del prezzo" accordato al precedente feudatario.

44 BCS, V. Mazzara, Miscellanea, vol. II, fol. 14r.

communis fundationis.[45] Intorno al 1460 Giovan Battista Acuti avrebbe recuperato questa tesi e il suo esempio sarebbe stato emulato dagli eruditi successivi. A ricordare il riuso umanistico di questa tradizione sopraggiungeva, nel XVIII secolo, Antonio Ludovico Antinori che scriveva:

> „Da tutto quanto si è detto si comprende che nel Secolo XIII Cristiano esistesse fama di qualche origine comune ai Sulmonesi, ed ai Lancianesi, e che questa si sostenesse chiaramente nel Secolo XV. Sopra tali fondamenti nel cominciare del XVII gli Scrittori vaghi più che in altra età d'indagare le origini delle cose poggiarono le loro congetture".[46]

Da allora, dunque, tutti gli eruditi lancianesi e sulmonesi hanno identificato nella figura di Solimo il fondatore di entrambe le comunità: la città peligna portava il nome stesso del suo fondatore (in latino *Sulmo, -onis*), Lanciano avrebbe invece acquisito il nome *Anxanum* in ricordo del fratello di Solimo, Anxo. La denominazione del centro frentano ha avuto delle varianti nel corso delle epoche – *Ansanum*, *Anxanum*, *Lanzianum*[47] – e la *-l-* iniziale di Lanciano è subentrata in un secondo momento, „evoluzione ipercorretta dell'agglutinamento della dentale di un costrutto del tipo *ad Anxānum*",[48] allorché Pipino, figlio di Carlo Magno, distrusse *Anxano*. La città allora aveva cambiato sito e aveva acquisito il nome di *Lanciano* dalla lancia, figurante nello stemma, scelta, stando al parere di Giacomo Fella, „qual nume da alcune nazioni in segno di fortezza, o di valore".[49]

Nella *Chronologia Urbis Anxani* il ricorso al mito si dilatava fino a coinvolgere, oltre alla fondazione della città, la nascita dell'intera umanità, in una sorta di abbozzo di storia universale, cui partecipavano eroi e divinità della mitologia greca. Dopo questa premessa di carattere generale, lo storico affrontava la ricostruzione etimologica dei vari nomi antichi che la città aveva assunto in passato, mostrando, come avrebbe osservato Antinori, „più l'ingegno, che la verità".[50] L'intento di celebrare la grandezza della propria città andava, infatti, ancora una volta, a discapito di quel „vero storico"

45 BNN, Pietro Pollidori, Antiquitates Frentanorum (sec. XVIII), vol. II, pp. 64sg.

46 Antonio Ludovico Antinori, Antichità storico-critiche sacre e profane esaminate nella regione de' Frentani, opera postuma pubblicata da Domenico Romanelli, Napoli 1790, p. 67.

47 Lanciano, Biblioteca Comunale (= BCL), Giacomo Fella, Chronologia Urbis Anxani (ante 1626), ms, fol. 30v.

48 M. De Giovanni, Kora: storia linguistica della provincia di Chieti, Chieti 1993, p. 48. Leggiamo in queste pagine: „Di *Lanciano* possediamo attestazioni classiche del nome in *Anxānum*, che pare abbia conosciuto una variante *Anxa*, come lasciano supporre le forme dell'etnico in *Anxātes* (CIL IX 3314) e *Anxāni cognōmine Frentāni* (Plin., n. h. III 106) e un *praeceptum* di Trasmondo I, redatto nel 983 in *Civitate Anxa*" (pp. 47sg.).

49 BCL, Giacomo Fella, Chronologia Urbis Anxani, fol. 33v. Cf. G. Pansa, Miti, leggende e superstizioni dell'Abruzzo (1924), Bologna 1970, parte II, pp. 214–216, 331sg.

50 Antinori (vedi nota 46), p. 70 in nota.

che in quei decenni non costituiva l'obiettivo centrale dell'azione storiografica. L'opera testimonia come la scrittura cinque-seicentesca tendeva ad assumere i tratti della *poiesis*, mescolata all'impeto letterario e ai ritmi della retorica. A buon diritto uno studioso del secolo scorso metteva in guardia sul medico frentano, affermando che „chi voglia interessarsi di storia lancianese non può ignorare la *Cronaca* del Fella [...]. Però è necessario leggerla con vigile spirito critico, perché il poeta che era in lui spesso prendeva la mano al cronista".[51]

Le pagine che meritano un'attenzione particolare sono quelle del settimo capitolo della *Chronologia, de prisco urbium condendarum more*, in cui si recupera la tradizione del trarre auspici prima dell'edificazione delle città antiche. La *Cronologia Urbis Anxani* è, infatti, l'unica opera abruzzese a fornire i quattro elementi fondamentali che completano e sacralizzano la fondazione di un centro abitato: la data, l'elezione del sito, il nome del fondatore, i riti seguiti per la corretta edificazione della città.[52] Come a Roma, anche per la città frentana sarebbe stato radunato un *Senato Consulto*, inteso da alcuni come „monumento della fondazione di Lanciano, interpretando quell'Anxiano per capo d'una schiera di scelta gioventù favorita dal Fato, e dall'Augurio nel gettare le fondamenta a questa Città".[53] Giacomo Fella recuperava quest'atto sacro per celebrare la grandezza della città che governava e che in quegli anni procedeva verso una fase di stagnazione economica. Tra la fine del Quattrocento e la seconda metà del Cinquecento Lanciano aveva conosciuto un periodo d'intensa prosperità in cui era stata protagonista di un fitto intreccio di traffici locali, regnicoli e internazionali. Tuttavia già dagli ultimi anni del Cinquecento, la fiera cittadina aveva accusato i primi colpi del progressivo dirottamento dei circuiti commerciali verso il Nuovo Mondo e della relativa crisi dell'economia interadriatica. Con l'inoltrarsi del XVII secolo la recessione sarebbe stata inarrestabile; ne erano una dimostrazione le cifre del dissesto del bilancio municipale, il grave calo demografico, la perdita di feudi e demani, compreso il porto di San Vito, unico sbocco sul mare, ormai inattivo

---

51 C. Marciani, La chiesa e il convento di S. Francesco di Lanciano, in: Id., Scritti di storia, Lanciano 1974, vol. I, p. 162.

52 „*Dans le discours écrit, toute fondation s'articule peu ou prou autour de quatre données primordiales, que l'on retrouvera, avec des degrés d'incertitude ou de signification variables selon les dossiers: la date de fondation, l'élection d'un site, le fondateur, les rites de fondation. La première marque une césure temporelle, parfois fixée au jour près, comme pour l'Urbs. Le choix et l'aménagement d'un site relèvent, dans certains cas, d'une stratégie extrêmement minutieuse, qui concerne les dieux autant que les hommes, comme dans la ville sainte d'Akhétaton (XIVe siècle a. C.) ou dans la ‚ville-roi' de Dûr-Sharru-kîn (VIIIe siècle a. C.). Pas de récit de fondation sans fondateur, que ce soit dans les monarchies orientales, où le souverain accomplit un acte de légitimation, ou dans les systèmes poliades, pour l'acte de naissance d'une communauté civique: souvent indissolublement liée à la ville par la toponymie*, dotée ou non d'un caractère historique, la figure du fondateur *révèle surtout l'idéologie qui préside à la naissance d'un nouveau centre urbain*" (J.-P. Guilhembet/H. Ménard, Fondations ou refondations urbaines dans l'Antiquité, in: Histoire urbaine 13 (2005), 2, pp. 5–12 (Fondations, refondations urbaines).

53 Antinori (vedi nota 46), p. 92.

per insabbiamento. Nel 1640 Lanciano subì l'infeudazione ad Alessandro Pallavicino, sei anni dopo seguì quella di Ferdinando d'Avalos e la pace sociale restò compromessa per molto tempo: la comunità non accettò mai la perdita della demanialità e a ciò si aggiunsero gli scontri interni tra fazioni.[54]

Fella era scomparso nel 1626 e dunque non fu testimone degli effetti più duri della crisi, ma poté riscontrarne di persona i primi esiti e, attraverso la *Chronologia*, volle celebrare la città quando si intravedevano gli ultimi segni dell'ascesa economica, religiosa, politica, sociale della propria comunità. Forse, agli occhi del letterato, la storia antica poteva ancora fornire un supporto utile al rilancio dell'immagine fiorente che Lanciano aveva mostrato nel passato prossimo.

4. Il vincolo che legava il capoluogo marrucino alla dea greca Teti era stato individuato nel nome latino della città, *Teāte*, attestato nei documenti antichi, medievali e moderni, e tramutato, dal XV secolo, nella denominazione moderna *Chieti*.[55] Se le attestazioni anteriori al XIII secolo, in particolare quelle notarili e cancelleresche, potevano „realmente rispondere a una tradizione popolare del toponimo",[56] i documenti elaborati dal XIV secolo in poi sembrano essere tendenzialmente influenzati dal ricorso, tutto umanistico, al mito greco, per cui a fondare la città era stata la dea Teti o il figlio Achille, che le avrebbe assegnato il nome della madre.

La „reinvenzione" del nome compare già nell'*Instrumentarium* casauriense, compilato nella seconda metà del XII secolo dal monaco Giovanni di Berardo, su incarico dell'abate Leonate, e oggi conservato presso la Bibliothèque nationale di Parigi.[57] In

54 A. Bulgarelli Lukacs, L'economia ai confini del Regno: economia, territorio, insediamenti in Abruzzo (15°–19° secolo), Lanciano 2006, pp. 210sg.

55 In merito Marcello De Giovanni affronta il problema del passaggio linguistico dalla forma dotta – *Teāte* – a quella semidotta – *Chieti* – nel suo attento lavoro, Kora (vedi nota 48), pp. 16sg.: „È nostra opinione che al trisillabo della tradizione latina con accento musicale sulla seconda sillaba (*Te-a-te*) corrispondesse localmente una forma fondamentalmente bisillabica, dotata di un accento di diversa natura e cioè di tipo dinamico o d'intensità [...]. In altri termini alla versione latina *Te-ā-te* doveva corrispondere una pronuncia locale intermedia del livello semidotto *Té^{a}te* con una *-a-* inconsistente dal punto di vista sillabico e alquanto coalescente, tendenzialmente proiettata verso la riduzione (*Té^{ə}te*), una pronuncia molto vicina al monottongo forse allungato e sdoppiato ma non differenziato della forma bisillabica marrucina (*Téte*)".

56 Ibid., p. 21.

57 Paris, Bibliothèque Nationale de France (= BnF), site Richelieu – Département des manuscrits, côte latin 05411: *Liber instrumentorum seu chronicorum Monasterii Casauriensis*, sec. XII. Nel 1494 il codice fu prelevato dal monastero di Casauria da Carlo VIII e da lui stesso consegnato all'istituzione parigina al rientro dalla sua „discesa" in Italia. Nel 1982 ne è stata realizzata una riproduzione facsimile: *Chronicon Casauriense: Liber instrumentorum seu chronicorum Monasterii Casauriensis: codicem Parisinum Latinum 5411 quam simillime expressum edidimus*, prefazione di A. Pratesi, L'Aquila 1982. Per una bibliografia generale sull'opera cf.: V. Bindi, S. Clemente a Casauria e il suo codice miniato esistente nella Biblioteca nazionale di Parigi, Napoli 1885; G. Pansa, Il *Chronicon Casauriense* e le vicende dell'insigne monastero benedettino di S. Clemente alla Pescara: studio storico-critico, Lancia-

margine ai nomi dei territori descritti dal monaco compaiono alcune annotazioni sui toponimi e sulle origini di alcune località. Alla carta 31 si legge: *Tetis fuit quaedam dea mater Achillis, a qua totus comitatus sic nominatur, eo quod ibi habitavit*. Questo episodio s'inserì presto nella cultura locale, suscitò grande interesse negli eruditi dell'età umanistica e rinascimentale, negli storici seicenteschi – Camarra, Toppi e Nicolino – per rimanere tutt'oggi saldo nella memoria collettiva, a partire dallo stemma comunale che raffigura Achille a cavallo.[58]

A consolidare questo racconto leggendario fu uno scrittore ormai noto negli studi sulla memorialistica italiana della prima età moderna, Alfonso Ceccarelli. Il *De antiquitate Theatina* è andato perduto, ma gli scrittori che in seguito ne hanno tramandato il nome hanno posto in evidenza la grande influenza che il medico di Bevagna esercitò sulla cultura locale. Presentiamo in breve le testimonianze che attestano la circolazione, oltre che l'esistenza, del manoscritto nell'*entourage* teatino tra Cinque e Seicento.

Nel suo *Discorso cattolico* il giureconsulto olivetano Camillo Borrello dichiarava di possederne un antigrafo:

> „si trova in mio potere scritto à penna, à me donato dal Signor Horatio Henrici d'essa Città. parente di Giustiniana Henrici Acconciaioco mia moglie, nello quale anco scrive della nobiltà delle famiglie di quella, e particolarmente di quella degl'Henrici, e che da gl'antichi dell'istessa casa fusse ristorata detta Città, e raggiona, che trà gl'altri huomini Illustri d'essa fù Eulogio Henrici Theatino Cardinal di Santa Balbina sotto Stefano Papa Quinto".[59]

Nel ventennio precedente Ceccarelli aveva elaborato storie genealogiche dedicate a famiglie e personaggi illustri conosciuti nelle varie località dell'Italia centrale, riuscendo a pubblicare solo l'*Historia di casa Monaldesca* per gli antichi signori di Orvieto. Negli anni '80 prese finalmente i contatti con la città di Chieti e compose l'opera, sotto la protezione degli Henrici.

---

no 1893; C. Manaresi, Il *Liber instrumentorum seu chronicorum Monasterii Casauriensis* della Nazionale di Parigi (adunanza del 29 maggio 1947), Milano 1947 (a seguito della riproduzione fotografica fatta eseguire per la Biblioteca della Università degli studi di Milano dal conte Giovanni Treccani degli Alfieri); F. Verlengia, Il „Chronicon Casauriense", in: Rivista Abruzzese 3 (1950), pp. 75–77.

58 Sulle origini mitiche della città cf. il contributo di Alfredo Fabrizi in A. Fabrizi/C. De Laurentiis, Chieti alla fine dell'Ottocento, Chieti 1998, pp. 7–10.

59 Camillo Borrello, Discorso cattolico et apologia historica cavata dal Vecchio, e Nuovo Testamento, & ornata de diverse historie, composta dall'eccellente dottor Camillo Borrello. Sopra un giudicio fatto intorno a quella sentenza di Pilato ... Con la tavola delle materie principali & cose più notabili, ch'in essa si contengono, Napoli 1588, p. 31. Cf. C. Minieri Riccio, Biblioteca storico-topografica degli Abruzzi (1862–1891), Bologna 1968, vol. I, p. 299, nr. CCLXXXIV; G. Pansa, Catalogo descrittivo e analitico dei manoscritti riflettenti la storia d'Abruzzo, in: Bull. della Deputazione Abruzzese di Storia Patria 47–50 (1957–1960), p. 108, nr. 240.

Un'informazione più precisa emerge dai *Parlamenti di Chieti*[60] degli anni 1580–1582 e dall'epistolario di Ceccarelli conservato presso la Biblioteca Apostolica Vaticana: tra le lettere ricevute dal falsario se ne scoprono alcune inviategli da un membro influente di casa Henrici. Il 15 settembre 1581 il camerlengo Fabio de Henricis, i consoli e l'università di Chieti scrivevano a Ceccarelli affinché questi inviasse nuove memorie, oltre quelle già spedite, „si pregasse [...] s'accendaria, e daria speranza. chi havria procurato di trovar altre cose degne di memoria, restandoli da veder l'Archivio di Castello, e la Horeria Apostolica".[61] Tre giorni più tardi il camerlengo si rivolgeva nuovamente al falsario, ormai stabile a Roma, rassicurandolo di essersi impegnato in prima persona per la concessione della cittadinanza teatina. Si permetteva, inoltre, di segnalare un Henricis capitano, compagno di Goffredo di Buglione, di cui parlava Tasso nel primo libro della *Gerusalemme Liberata*, e chiedeva informazioni circa l'esistenza di un ramo della famiglia a Milano, segno evidente che egli stesse fornendo indicazioni precise per la stesura di una storia del proprio casato.[62]

Dunque, il progetto era stato messo in cantiere già da alcuni mesi, dopo che Ceccarelli aveva compilato la storia *De Civita di Penna*.[63] Nel marzo del 1582, a nome del consiglio e della città tutta, Fabio Henricis inviò la patente, in omaggio al lavoro svolto per mettere in luce „l'antichità, fundatione et altre cose degne di memoria di questa città che fin qua erano state occulte" e delle „gratie" con cui aveva servito il proprio casato. E, infatti, alla carta 96 dell'epistolario di casa Ceccarelli compare la patente di cittadinanza emessa dal camerlengo Fabio de Henricis, con il sigillo teatino e datata „*Theate*, 5 marzo 1582".[64]

A quella data, quindi, doveva essere stata inviata anche la seconda parte dell'elaborato, richiesta con tanta insistenza dal camerlengo nel settembre dell'anno precedente, „acciò insieme con l'altra possiamo mandarla in Venetia, che gli ne restaremo in generale, et in particolare tutti obligati". Questa precisazione ci permette di includere il *De antiquitate Theatina* nell'ambito di un preciso progetto editoriale di ben più

60 Pubblicati in C. De Laurentiis, Rassegna analitica delle opere storiche intorno ai Marrucini e alla città di Chieti, scritte dal sec. XV al XVIII, in: Rassegna Abruzzese di Storia e Arte 2/5–6 (1898), pp. 266sg.

61 Biblioteca Apostolica Vaticana (= BAV), Vat. lat. 12487, Anni 1572–1582. Lettere di particolari a Alfonso Ceccarelli, fol. 215r. Il 9 luglio del 1581 Fabio Henricis, camerlengo teatino, aveva fatto sapere a Ceccarelli che la minuta delle antichità di Chieti era stata ricevuta da un certo Vincenzo Papari tramite Alessandro Butrio, filosofo e discepolo di San Filippo Neri e che si sarebbe provveduto presto al pagamento.

62 Ibid., fol. 217r-219r, 18 settembre 1581. Con la successiva lettera, datata 7 aprile 1582, fu inviata la patente.

63 BAV, Vat. lat. 6215, cc. 137–155.

64 BAV, Vat. lat. 12488, Anni 1577–1582. Lettere di Casa Ceccarelli, fol. 96, pubblicata nella versione integrale in C. Ciccarelli, Storie locali nell'Abruzzo di età moderna (1504–1806), Tesi di Dottorato in Storia: Culture e Strutture delle Aree di Frontiera, Ciclo XXIV, tutor prof.ssa L. Casella, Università degli Studi di Udine, a. a. 2011/2012, p. 156.

vaste proporzioni: intorno al 1580, a Venezia, Aldo Manuzio il Giovane aveva progettato di mandare alle stampe una grande *descrittione perfetta et intera di tutta Italia*,[65] che chiaramente prendeva a modello la fortunata opera di Alberti, con l'obiettivo di ritrarre le varie città italiane mediante l'attivazione di una rete locale di collaboratori. Il letterato scrisse, quindi, a numerose amministrazioni comunali richiedendo notizie sulla storia locale, sulle famiglie e sui personaggi più rilevanti nel passato di ciascuna comunità. E, infatti, il 4 settembre del 1580 il camerlengo Giovan Tommaso Valignano informava il Parlamento di Chieti che „si è ricevuto una lettera da Venetia del magnifico Aldo Manutio, che desiderebbe saper l'origine della città, e l'altre cose notabili per farne compendio".[66]

„Incurante dell'ampiezza del disegno, Manuzio nel giro di pochi mesi ottenne sostegni finanziari e attestati di stima"[67] e seguitò a collazionare i tanti manoscritti giunti dalle diverse parti della penisola. L'idea dovette far presa soprattutto su quei centri ricchi di storia ma che in quel momento vivevano una fase di periferizzazione politico-amministrativa, e che intravidero l'occasione di rilanciare l'immagine cittadina e forse anche di celebrarne gli assetti. Tuttavia, nell'arco di poco più di un decennio il progetto si arenò e la *Descrittione* non vide mai la luce. Numerosi erano stati gli eruditi abruzzesi impegnati a fornire all'editore veneziano notizie sulle antichità della propria terra; tra questi compare Marco Antonio Ciofano[68], che trascrisse diverse epigrafi di Corfinio e Sulmona per conto di Manuzio.[69]

---

65 G. Magherini Graziani, Un documento di A. M. il Giovane, in: La Bibliofilia 3 (1902), pp. 285–287.

66 De Laurentiis (vedi nota 60), p. 267. Il camerlengo aggiungeva: „Si conclude che per esser cosa, che concerne l'honor della città, si debba con ogni esattissima diligentia e studio procurar di trovare l'origine della città nostra, e l'altre cose memorabili, e farne descrittione, e ridurlo in bella forma, e fatta la descrittione p.ta si debba leggere in Parlamento, acciò si possa per esso risolvere se s'havrà da mandare, o no. Al che sono eletti Mario Valegnano, Placido de Henricis, il m.co Gironamo Camarra, et il m.co Gio: Vincenzo Papari, e d'ogni cosa se facci recapito del S.r Gio: Andrea Valegnano".

67 E. Russo, Aldo Manuzio il Giovane, in: DBI, vol. 69, Roma 2007, online (http://www.treccani.it/enciclopedia/manuzio-aldo-il-giovane_(Dizionario-Biografico)/; URL visitato il 4 giugno 2014).

68 A. Pasqualini, Gli studi epigrafici in Abruzzo e il contributo di A. L. Antinori, in: Antinoriana. Studi per il bicentenario della morte di Antonio Ludovico Antinori, L'Aquila 1978, vol. I, p. 75. Sulle epigrafi descritte cf. CIL IX, p. LIV, pp. 2, 27, 99 e in particolare per l'Abruzzo p. 205. Del fratello Ercole, che nella tipografia di famiglia aveva lavorato per anni, il veneziano conservava tutte le opere edite, tra le quali compariva anche l'edizione aquilana della *Urbis Sulmonis descriptio*, inviatagli dall'autore. Nella *capsa* 28:a della biblioteca di Manuzio si scoprivano, inoltre, una copia della *Cronica o ver compendio dell'antiqua regione et provincia dell'Abruzzo* di Cristofaro Scanello e una degli *Annali della Città dell'Aquila* di Bernardino Cirillo, mentre la *capsa* 57.a conteneva un esemplare della *Breve descrittione di sette città illustri d'Italia* di Girolamo Pico Fonticulano. Si tratta delle poche opere sino ad allora giunte alle stampe, che integravano e approfondivano le notizie fornite da Biondo, da Alberti e da Collenuccio, oltre che dagli storici e dai geografi della classicità sulle città abruzzesi.

69 Cf. A. Serrai, La biblioteca di Aldo Manuzio il Giovane, Milano 2007. Nell'opera si riporta l'elenco di tutte le opere che costituirono la monumentale biblioteca dell'editore veneziano. Le opere di Ciofano sono indicate ai numeri 589, 2082, 2090, in particolare l'*Urbis Sulmonis descriptio* è a p. 209, nr.

Ceccarelli[70], dal canto suo, venne processato e mandato a morte il 9 luglio 1583, sotto il pontificato di Gregorio XIII, per aver contraffatto alcuni documenti notarili nel corso di una controversia ereditaria tra due famiglie romane. Prima di allora una serie di città, tra le quali sicuramente Pesaro e Città di Castello, erano ricorse al medico di Bevagna perché compilasse, a pagamento, la propria storia. Dall'analisi della corrispondenza tra Ceccarelli ed Henrici e dai *Parlamenti* di Chieti sembra evidente che anche la città aderì al progetto di Manuzio e, come altrove, la concessione della cittadinanza costituì la parte simbolica del pagamento.[71] Un'ultima conferma viene dalle carte di Niccolò Toppi che trascrisse i punti salienti del racconto di Ceccarelli, elencando „Autori e cronache manoscritte che fanno menzione di Chieti, ch'io Nicolò Toppi ho avuto per mezzo di Luggi Enrici in un antico scartafaccio, si conservava da Hor. Enrici". Poche carte che terminano con la trascrizione dell'*incipit* dell'opera di Ceccarelli.[72]

Dunque, ancora una volta il „contratto tacito fra il falsario e il suo pubblico"[73] aveva avuto luogo: la „descrittione dell'antichità, fundatione e cose memorabili di questa città *[era stata accolta]* con molta soddisfatione di tutti"[74] e si preparava a lasciare un profondo solco nella tradizione locale. Il Cinquecento aveva costituito un

2090. L'opera di Cirillo è a p. 199, nr. 1694, quella di Scanello a p. 199, nr. 1695 (di Scanello si conservava anche la *Cronica della Provincia della Marca Trivigiana* (1574), p. 202, nr. 1801), la *Descrittione* di Fonticulano è indicata invece a p. 266, nr. 4413.

70 Le ricerche condotte da Serrai hanno permesso di individuare tre opere di Ceccarelli nella biblioteca di Manuzio: l'*Opusculum de tuberibus* e l'*Opusculum de Clitumno flumine*, dati alle stampe in un'unica edizione (1564), e l'*Historia di casa Monaldesca* (1580), rispettivamente indicati nel testo di Serrai a p. 198, nr. 1657, p. 198, nr. 1658, p. 201, nr. 1755. Purtroppo negli inventari non vi è alcun riferimento alla storia teatina.

71 Questo ci spinge a supporre che una copia dell'opera fu inviata a Manuzio, ma non ve n'è traccia nella biblioteca del letterato.

72 Napoli, Biblioteca della Società Napoletana di Storia Patria (= BSNSP), ms XXI.D.27, Nicolò Toppi, Scritti Varii, fol. 29–30. Sono appunti del manoscritto di Ceccarelli che Toppi trascrive in queste pagine, annotando le fonti (*Gabinus, Petrus Baccara, Gabinius, Gelandinus, Caramanicus, Corradus, Quintilius Epus*, fol. 29r). Elenca le famiglie nobili di Chieti; al verso della fol. 29 è abbozzata una genealogia degli Henrici; si nomina quell'„Eulogio Henrici Theatino Cardinal di Santa Balbina sotto Stefano Papa Quinto", di cui parla anche Camillo Borrello. Compaiono, inoltre, le indicazioni che Fabio de Henricis aveva segnalato allo scrivente, in attesa di una storia del proprio casato (*Fabius Henricius militant sub Gottifredo Bagliono in bello sacro, et fuit Dux*, fol. 29v). Il testo si chiude con la trascrizione delle parole di Ceccarelli: è l'*incipit* della sua opera, datata „Roma, die 3 Augusti 1581. Alfonso Ciccarelli". Sull'opera di Niccolò Toppi si veda il contributo di M. Spadaccini, Niccolò Toppi e gli Scritti Varii: Chieti e Penne, in: QFIAB 90 (2010), pp. 225–250.

73 L'espressione citata è tratta da uno studio di Pierre Toubert sull'età medievale: P. Toubert, Il medievista e il problema delle fonti, in: Id., Dalla terra ai castelli. Paesaggio, agricoltura e poteri nell'Italia medievale, a cura di C. Sergi, Torino 1995, pp. 3–19. Si veda anche J. Le Goff/P. Toubert, Une histoire totale du moyen âge est-elle possible?, in: Actes du 100° Congrès national des Sociétés savantes: Parigi 1975: Section de philologie et d'histoire, I, Paris 1977, pp. 31–44.

74 BAV, Vat. lat. 12487, fol. 215r.

periodo cruciale per questa città, che riuscì a consolidare il proprio spessore politico e religioso. Nel 1558 Chieti era divenuta sede della Regia Udienza e aveva ottenuto competenza giuridica e finanziaria sull'intera regione; inoltre, nel 1570 l'arcidiocesi estendeva il raggio della propria giurisdizione fino alla città di Ortona. Tornava a rinvigorire il proprio prestigio dopo aver perso, solamente otto anni prima, le suffraganee Penne, Atri e Lanciano.

Alfonso Ceccarelli fu il primo a comporre una storia di Chieti; all'inizio del secolo successivo un altro „forestiere", Sinibaldo Baroncini, „versato com'era nelle antichità, ricercò ben tosto d'istruirsi di quelle della nostra città".[75] Questo canonico di Camerino era giunto a Chieti nel 1592 al seguito dell'arcivescovo Matteo Samminiato, e per il suo inedito *De Metropoli Teate, ac Marrucinorum antiquitate, et prestantia* ebbe un gran successo nella comunità, „che in segno di riconoscenza lo accolse nel ruolo de' suoi Cittadini".[76] Le prime storie a stampa giunsero dopo la metà del XVII secolo, con i contributi di Camarra e di Nicolino.

Nel secondo capitolo del primo libro del *De Teate antiquo*, Lucio Camarra rifiutava gli scrittori *qui fabulosam urbis antiquitatem testimoniis suppositorum auctorum fulciunt*:[77]

> „Gli originari del luogo vantano una nascita antichissima della nostra città; ne fa oggetto di ciarle anche la folla degli scrittori più recenti. Ma quale autore essi adducano non lo chiariscono sufficientemente né possono sostenerlo con la testimonianza di nessuno, a meno che non ostentino l'autorità di autori di pochi autori di poco pregio, quale Alfonso Ceccarelli osò spacciare ricavandola da Gabinio Leto, Settimio Florido, Alessio Gelandio, Corrado Essio, Giovanni da Caramanico ed altri autori aggiunti, miei concittadini all'epoca dei miei avi".[78]

Lo spirito critico di Camarra era stato sollecitato in primo luogo da Luca Holstenio che, su sua esplicita richiesta, aveva letto e corretto il manoscritto del *De Teate antiquo*: nello specifico, il geografo espresse un giudizio negativo sull'opera di Pier Leone Casella[79] e negò la validità dei racconti mitologici riportati dallo storico teatino. Altre critiche arrivarono da Leone Allacci, che in occasione della pubblicazione del *De Teate* aveva reso omaggio all'amico Camarra con un carme greco, inserito all'avvio dell'opera. Un decennio prima, il futuro custode della Biblioteca Vaticana aveva integrato la seconda edizione delle *Animadversiones in antiquitatum etruscarum fragmenta ab Inghiramio*

---

75 G. Ravizza, Notizie biografiche che riguardano gli uomini illustri della Città di Chieti con un'appendice e con la serie de' vescovi ed arcivescovi teatini, Napoli 1830, p. 15.

76 Ibid.

77 Lucio Camarra, *De Teate antiquo*, Roma 1651, p. 20.

78 Lucio Camarra, *De Teate antiquo* (1651), ora in: L'antica Chieti, Metropoli dei Marrucini in Italia, trad. dal latino di M. Crecchia, Chieti 2013, p. 27.

79 A. Lorenzetti, Il codice Barb. lat. 2291 e il contributo di Luca Holstenio al De Teate antiquo di Lucio Camarra, in: Miscellanea Bibliothecae Apostolicae Vaticanae 14 (2007), pp. 333–355, in particolare pp. 344sg.

edita, in cui provava la falsità di una pretesa cronaca etrusca d'epoca sillana, con l'*Animadversio in libros Alphonsi Ciccarelli et auctores ab eo confictos*.[80] In quell'opera aveva denunciato apertamente le „inventate inezie"[81] di Ceccarelli, che a Chieti come in altre città italiane avevano compromesso la ricostruzione autentica delle memorie patrie.

Camarra, da parte sua, ammetteva che sul passato della città permaneva un alone leggendario alimentato da più autori, che avevano spesso unito, in un unico racconto, storia e mito, ricorrendo ai grandi nomi della narrazione classica (Teti e Achille, gli Arcadi, Ercole e i suoi compagni), senza fare alcun affidamento a prove attendibili. Egli sceglieva di esporre, comunque, tutte le sue conoscenze, facendo sempre riferimento alle sue fonti, classiche e moderne, e chiamava in suo aiuto l'amico Niccolò Toppi:

> „Queste cose avevo tentato di indovinare per portare in luce l'origine della nostra città. Ma procedevo come camminando di notte, senza che nessuno mi procedesse con una fiaccola, cioè preceduto dall'Autore che mi fosse guida in sì grandi tenebre, quand'ecco che il mio amico Niccolò Toppi, uomo di molte letture e di grande dottrina, mi propose una lapide greca, trascritta, come riferiva da quella che qualcuno divulgò fra le iscrizioni selezionate; posta una volta nella nostra città, la lapide andò, come diceva, completamente distrutta e perfino cancellata dalla memoria degli uomini. Testimoniava di aver letto l'iscrizione greca, in cui si riteneva che la nostra città era stata fondata da Tetide e che nella città erano state collocate statue d'argento e di bronzo della dea e del figlio Achille, opera di Vettio Teotimo nell'anno, come l'amico stesso interpretava, cinquecentotrentacinque dalla fondazione della città, s'intende teatina".[82]

In realtà Holstenio aveva espresso durissime critiche anche nei confronti dello stesso Toppi, colpevole di aver commesso *merae imposturae*, e sconsigliava di riportarle nel *De Teate*: *Abstine ab his si me audis, et si te tuamque famam amas*.[83] Per questo

---

80 La prima edizione delle *Animadversiones* risale al 1640, mentre la seconda fu stampata a Roma nel 1642.

81 Chieti, Biblioteca Provinciale di Chieti (= BPCh), ms. X, fol. 210, Saverio Del Giudice, Notizie storiche sacre e profane antiche e moderne degli antichi popoli marrucini in Italia e nella città di Chieti lor capo, sec. XVIII, fol. 2r.

82 Camarra (vedi nota 78), p. 30. Toppi scrisse nella sua *Biblioteca*: „Autori Apocrifi, e supposititi, come sono Gabinio, Gio. Caramanico, Conrado Esio, e Gotifredo Beringo, che mai furono in rerum natura; ma inventati e suggeriti da Alfonso Ceccarelli da Bevagna che lui stesso cita in detti luoghi, il quale Ceccarelli morì dopo in Roma, conforme meritavano le sue menzogne, indegne attioni, e scritture" (Niccolò Toppi, Biblioteca Napoletana et apparato a gli uomini illustri in lettere di Napoli e del Regno, Napoli 1678, p. 365).

83 BAV, Barb. lat. 2291, fol. 266r. Si veda Lorenzetti, Il codice (vedi nota 79), pp. 346sg. Scriveva Holstenio sull'operato di Toppi: *Nam inscriptiones illae, non Graecae, sed Barbarae Nicolai Toppi merae sunt imposturae, emandandae eo unde malum pedem extulerunt. Apage istas nugas ne patriam simul et te ipsum tam barbaro commento dedecores. Ille vero amicum se profiteri audet, aut tu amici loco habeas, qui tam foede sibi imponere audet? Quisquis vero auctor est plumbeo cerebro et ferrea fronte ista contigit*, e concludeva dicendo *Abstine ab his si me audis, et si te tuamque famam amas*. Non potendo riportare il giudizio negativo espresso da Holstenio sull'amico Toppi, Camarra pensò bene di alleggerire i toni e di includere anche se stesso tra i destinatari di quelle raccomandazioni: *At, ut candide dicam, cum huiusmodi Inscriptio non Graeca, neque antiqua, sed barbara,*

Camarra si affrettava a „parlare schiettamente" e a ritenere „barbara, spuria, supposititia *[l'iscrizione]*, al punto che nemmeno Annio redivivo avrebbe potuto ricucirla".[84] Rifiutava, dunque, la tesi che legava Teti e Achille alle origini di Chieti e che, tra l'altro, era stata celebrata dallo zio omonimo.[85] Anche per non screditare del tutto l'opera del retore teatino, nel passo successivo si limitava a identificare nell'impresa dell'eroe troiano una rifondazione della città mentre riconosceva in Ercole, se non negli Aborigeni, il padre fondatore della comunità teatina:

> „Ti debbo molto, o zio [...]. Ma comunque si valuti tale pensiero, che lodiamo come poetico, cioè favoloso, dubbio e incerto piuttosto che storico e veritiero, crederei senza dubbio che la nostra città la fondarono o Ercole i compagni di Ercole, come altrove abbiamo scritto; o piuttosto gli Aborigeni, sia gli italici Marrucini, provenienti dalla loro stirpe, sia gli Autoctoni, come quelli che si gloriavano di essere ateniesi e la chiamarono Teate [...]".[86]

Sei anni più tardi, Girolamo Nicolino non avrebbe espresso alcun riferimento esplicito al falsario di Bevagna, forse per non entrare in aperto contrasto con l'*Animadversio* di Allacci. Eppure la sua *Historia della Città di Chieti* prendeva avvio proprio dalla fondazione mitica della città, che agli occhi dell'autore acquisiva la sua autenticità grazie alla conferma che i vari Leto, Gelandio e „tutti gli Scrittori" precedenti avevano apportato nelle loro opere storiche. Ma Gabinio Leto era il falso nome sotto il quale il medico di Bevagna si era spesso celato per supportare le proprie tesi.[87] Un'ulteriore conferma giungeva dalle fonti monumentali: una lapide rinvenuta nel 1640 nel palazzo dell'arcivescovo Bassi che, secondo Eickel e Avellino, raffigurava la battaglia di Teseo contro

---

spuria, ac supposititia sit, ita ut ne Annius quidam redivivus eam confarcinasset, emendanda certe eo est, unde extulit malum pedem. Apage nugas hasce, mi Nicolae, ne Patriam simul simul, ac nos ipsos tam barbaro commento dedecoremus. Quisquis enim illius auctor fuerit, plumbeo cerebro, ac ferrea fronte eam confingere ausus fuit (i passi sono entrambi riportati in Lorenzetti [vedi nota 79], pp. 346 f).

84 Camarra (vedi nota 78), p. 30.

85 Il poeta e retore Lucio Camarra il Vecchio fu autore di un manoscritto intitolato *De Teatinis Rebus*, indirizzato al gesuita Tommaso Mascambruno, il quale gli aveva chiesto notizie storiche su Chieti. Il codice è andato perduto ma il nipote ne pubblicò alcuni frammenti nella sua opera latina. Cf. Camillo Minieri Riccio, Biblioteca storico-topografica degli Abruzzi, Napoli 1862, p. 298, nr. CCLXXXI.

86 Camarra (vedi nota 78), p. 30.

87 Scrive Nicolino all'avvio del primo libro: „Concordano tutti gli Scrittori intorno all'origine, & edificatione dell'antichissima Città di Chieti, nel dire esser ella stata edificata da' Greci doppo la destruttion di Troia, fra quali sono il Gabinio nella Parografia dell'Italia nei Marrucini, parlando di Chieti, il qual volle, che fusse stata edificata diciotto anni dopo la guerra Troiana. Alessio Gelandio nel libro primo, ch'egli fa *de origine Urbium totius Orbis*, & altri, ch'appresso contaremo; poiché alcuni vollero, che dal famoso Achille fusse stata edificata, ch'in veneratione della sua madre Teti cos'nomolla [...] Altri furon d'opinione, che dall'istessa Teti Regina de' Pelagghi, e madre d'Achille edificata fusse, e che dal nome della sua edificatrice così ne venisse appellata" (Girolamo Nicolino, Historia della città di Chieti, Napoli 1657, pp. 1sg.).

il Minotauro,[88] e una „statua a mezzo busto“[89] che ritraeva l'eroe Achille. A detta dello scrivente, il monumento si ergeva sopra una colonna nella piazza maggiore di Chieti, fino a quando, nel 1559, il preside delle province abruzzesi, Diego Mendoza, lo inviò a Siviglia su richiesta del viceré duca d'Alcalà che lo posizionò nella sua residenza insieme ad altre sculture.

Nicolino non intendeva rinunciare alla cornice leggendaria in cui inserire la propria città proprio negli anni in cui essa aveva riottenuto la demanialità. Ferdinando Caracciolo era morto in battaglia, durante un'azione repressiva delle rivolte masanelliane, e Chieti si apprestava a recuperare la propria stabilità, dopo un lungo periodo di crisi, tra continui tumulti, incendi e violenze. Lo storico teatino aveva stabile dimora in città sin dal 1624 quando, conseguita la laurea in giurisprudenza ad Ascoli, era tornato per esercitare l'avvocatura e su nomina della Regia Udienza Provinciale, a soli diciannove anni, „vi sostenne anche l'uffizio di Giudice delle Prime Cause ed Assessore, e nel 1639 lo esercitò anche nella città di Teramo“.[90] Pienamente inserito nella burocrazia cittadina, egli dovette vivere l'infeudazione come un forte ridimensionamento della vita amministrativa e politica della città e del suo patriziato.

L'idea di elaborare l'*Historia* scaturiva, quindi, dalla volontà di commemorare la riaffermazione del prestigio della propria città, di nuovo libera, e ciò emergeva in maniera chiara sin dall'appello al „Benigno Lettore“, in cui il collante che unisce i due interlocutori non è altro che l'amore per la gloriosa patria, Chieti:

> „L'Intention mia nello stampar quest'opera è stata l'affettione, che alla mia Madre, dico la Patria, si doveva: non e però, che dall'amor materno abbagliato ritorca punto gli sguardi dalla verità dell'Historia. Confesso esser l'opera da giovane, da spiriti giovanili nata; ella non è canuta, non è vecchia, in verde età, benigno Lettore, ti s'appresenta, Non la tacciar di gratia, se non comparisce si adorna, qual la sollevatezza del tuo ingegno richiederebbe. Compatisci à gli anni del padre, che per volerla partorir troppo presto, semplice la manda in luce; gradisci le sue fatiche, nelle quali à pena lucina, dico la memoria degli annali, ha voluto recar le facelle natali tra la caligine obliviosa del tempo. [...] della sua Antichità non v'è chi sin'hora habbia in questo stile scritto; io sono il primo a stamparne, contentissimo però esser inferiore à tutti in lodarla, sorgendo Scrittori più letterati, e versati nelle historie, che pongano in effetto la Patria meritevolissima al Cielo, come io ve l'inalzo con l'affetto, correggano quelli gli errori miei, quelli al mio imperfetto suppliscano, verghino le carte con istile più sublime. Intanto che maggiori cose s'apprestano, prendi questo abozzo delle lodi Chietine, & informe parto d'Orsa da perfezionarsi da' più savi di me, Dio ti salvi“.

88 Ibid., p. 4. Cf. Fabrizi/De Laurentiis (vedi nota 58), p. 4.

89 Ibid., p. 2. Nicolino riporta l'iscrizione posta sotto il busto: *Sum caput Achillis quondam dominantis in Vrbe / Thetis, & in Villis hominum me publico turbe / Achillem magnum testatur imago fuisse / Quem Thetis genuit Troianos ed omûifse / Achillis magni si vis cognoscere vultum / Quem Thetis genuit, videat hoc marmore sculptum.*

90 Lorenzo Giustiniani, Memorie istoriche degli scrittori legali del Regno di Napoli, Napoli 1787, p. 292.

5. L'invenzione del mito fondativo vive una nuova stagione in età umanistico-rinascimentale, quando gli eruditi cercano nella tradizione letteraria il precedente esemplare, la storia fondante raccontata alla luce degli albori per chiarire il presente. In relazione alle origini di una comunità, la funzione principale riconosciuta alla mitologia continua a essere la stessa: il mito „fonda". Non nasce per soddisfare una curiosità scientifica, bensì per riportare in auge la realtà dei tempi primitivi e, in particolare, il mito di fondazione porta a rivivere il tempo primordiale della creazione della comunità.

I letterati abruzzesi ritrovano l'elemento leggendario nelle opere dei classici, nelle cronache medievali e in quella produzione storico-letteraria di portata sovraregionale, in cui convergono sia i riferimenti greco-latini sia le „invenzioni" dei moderni. In più di un'occasione, la necessità di impregnare la storia locale di un alone mitico spinge gli scriventi a falsificare le proprie fonti, laddove manchi un adeguato supporto documentario. Si opera nella convinzione che l'esaltazione del proprio campanile sia l'obiettivo primario e giustifichi qualsiasi ricostruzione letteraria o trattatistica.

L'erudizione abruzzese recupera tre cicli mitologici e li fonde nella scrittura memorialistica. Il mito greco-troiano consente di vantare origini remote tali da sopraelevarsi rispetto alle capitali italiane, e soprattutto alla città partenopea. Quella memoria privilegiata diviene motivo di orgoglio e strumento di legittimazione del proprio ruolo nell'intreccio di poteri che il compromesso storico tra la Spagna, Napoli e il Mezzogiorno italiano mantiene in equilibrio. Ma è soprattutto l'invenzione di una genealogia noachica che permette agli storici di oltrepassare sia la tradizione romana sia il mito omerico, riuscendo a impressionare i propri lettori. Noè e, più spesso, Vesta diventano i fondatori leggendari di città come l'antica Cotilia, Sulmona, Penne, L'Aquila, Lanciano e oscurano la *vetustas* delle capitali, Roma e Napoli.

Di fronte a un corredo mitologico così fitto gli eruditi abruzzesi decidono di non escludere alcuna tradizione dal proprio racconto. Si assiste, quindi, a una contaminazione dei cicli leggendari, che propone al lettore diversi momenti fondativi della propria comunità. Si tratta di una scelta perseguita anche in altre realtà italiane, specie nel Mezzogiorno, dove gli ultimi studi hanno rilevato la concatenazione di filoni leggendari diversi. Le devastazioni belliche e i terremoti sono alcuni dei fattori che consentono allo scrivente di introdurre un nuovo atto fondativo nella narrazione e di esaltare nuovamente la curiosità di chi legge. La segnalazione delle fonti basta a dimostrare l'attendibilità del discorso, perché in realtà il pubblico dei lettori è predisposto ad accogliere quelle verità leggendarie.

Si registra, anzi, una viva compartecipazione di chi si appresta a leggere le storie, perché quei disegni epici rappresentano „il campo di battaglia dove si scontravano

ambizioni di signorotti italiani, glorie municipali, genealogie incredibili di famiglie patrizie"[91] per la difesa di poteri consolidati o solo da poco acquisiti.

La pubblicazione delle storie abruzzesi è, dunque, la risposta che i singoli centri urbani di quest'area di frontiera avanzano in opposizione a quella grande celebrazione della capitale, promossa dall'erudizione partenopea, all'indomani della pace di Cateau Cambrésis. Il ceto nobiliare incoraggia l'elaborazione di queste storie, riconoscendo in esse un potente dispositivo culturale attraverso il quale legittimare la propria presenza al governo della città. Allora l'uso strumentale dell'antico ricorre quando si deve difendere, ma anche per celebrare, promuovere la propria comunità, e talvolta anche per restaurare uno *status quo*.

Il mito nobilita i capostipiti della comunità e di generazione in generazione garantisce una preminenza sullo spazio locale. La reiterazione di eventi in cui si esalta il coraggio della comunità, la resistenza degli abitanti alle minacce esterne si propone come una vera e propria difesa storica dell'autonomia cittadina. In questo senso la storia antica prefigura la situazione coeva allo scrivente: si cercano nel passato le conferme di un'autonomia politica che il potere locale è pronto a riaffermare con le lettere, prima che con le armi.

91 A. Prosperi, L'Italia di un inquisitore, in: M. Donattini (a cura di), L'Italia dell'Inquisitore. Storia e geografia dell'Italia del Cinquecento nella Descrittione di Leandro Alberti, Atti del Convegno Internazionale di Studi, Bologna, 27–29 maggio 2004, Bologna 2007, p. 22.

Lucio Benedetti

L'*Iter Perusinum anno 1643* di Lukas Holste* (Ms. Dresd. F. 191)

Zusammenfassung: Bei dem Beitrag handelt es sich um die kommentierte Edition eines der drei in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden aufbewahrten Notizbücher von Lukas Holste (1596–1661) – Signatur: Ms. Dresd. F. 191 mit dem Titel *Iter Perusinum anno 1643*. Der kleine Kodex wurde zwischen dem 10. Juli und dem 26. Oktober 1643 verfaßt und enthält Notizen des Hamburger Autors über seinen Aufenthalt in der umbrischen Stadt Perugia, wo er im Auftrag Francesco Barberinis die Entwicklung des ersten Castrokrieges beobachten sollte. Anhand des als Tagebuch angelegten Notizbuches lassen sich die wesentlichen Momente eines der wichtigsten Ereignisse aus der Barberini-Ära verfolgen; aus einem für diese Art von Darstellungen wirklich ungewöhnlichen Blickwinkel werden hier beständig und sehr genau die unterschiedlichsten Aspekte des Konfliktes festgehalten. Das Tagebuch ist darüber hinaus wegen seiner historisch-antiquarischen Informationen wichtig. Als großer Gelehrter unterließ es Holste nicht, die örtlichen Altertümer und einige Privatmuseen zu besuchen; die darüber angefertigten Notizen ermöglichen es, die Herkunft und die historischen Sammlungen der bei dieser Gelegenheit gesehenen und beschriebenen Stücke zu rekonstruieren. Und auch bei seinem vor der Rückkehr nach Rom vorgenommenen Abstecher in die Marken, wo er sich die Bibliothek des Herzogs von Urbino ansehen wollte, verzeichnete er die von ihm vorgefundenen wichtigsten antiken Zeugnisse und lieferte damit eine Art kleinen Baedecker für die bedeutendsten archäologischen Orte im nördlichen Abschnitt der Via Flaminia.

Abstract: This article presents an edition and commentary on one of the three notebooks of Lukas Holste (1596–1661) preserved in the Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Ms. Dresd. F. 191 entitled *Iter Perusinum*

* Questo studio, insieme a quello di altri materiali holsteniani, è stato possibile grazie a una borsa di studio concessami dal Deutsches Archäologisches Institut di Roma nell'anno 2012. Voglio pertanto cogliere l'occasione per ringraziare l'allora direttore, Prof. Dr. H. von Hesberg, e il Dr. R. Neudecker per l'opportunità offertami. Un grazie particolare anche al Prof. Dr. M. Jehne, della Technische Universität Dresden, per avermi accolto nel quadro della stessa borsa durante il soggiorno alla Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, che ha permesso la pubblicazione del codice e, naturalmente, al PD Dr. A. Koller e al Dr. T. Hofmann, del Deutsches Historisches Institut di Roma, per le molteplici e capillari revisioni del testo e per aver accolto il lavoro nella rivista dell'Istituto. Alla cortesia del Dr. P. Vian e del Dr. M. Buonocore, della Biblioteca Apostolica Vaticana, della Dr.ssa Sara Olmos e del Prof. P. P. Peroni devo infine molti utili suggerimenti e consigli durante tutte le fasi di stesura.

anno 1643. Written between 10 July and 26 October 1643, the small codex contains the German scholar's notes on his visit to Perugia, made on behalf of Francesco Barberini to observe at first hand the development of the war of Castro. Structured as a diary, its pages allow us to follow the salient incidents in one of the most important events of the Barberini era, providing constant and accurate information on the many different aspects of the war and adopting a very unusual point of view for this kind of exposition. The little notebook is particularly valuable for its presentation of historical and antiquarian information. Taking advantage of his stay in the Umbrian town, Holste, as a great antiquarian, did not fail to view the local antiquities and some private museums; thanks to his notes, we can reconstruct the origins of the pieces seen and described on these occasions and the historical collections to which they belonged. Even during his detour to the Marche, before returning to Rome to see the library of the Duke of Urbino, Holste recorded the most important antiquities that he found, composing a sort of small *Baedeker* of the major archaeological sites along the northern stretch of the Via Flaminia.

Un recente saggio a firma di Gianna Dareggi,[1] dedicato alla storia dell'importante collezione di antichità appartenuta ai degli Oddi di Perugia,[2] ha messo opportunamente in risalto i rapporti che Lukas Holste, una delle figure di erudito più importanti – e meno studiata – di tutto il XVII sec., intrattenne con alcuni membri di questa nobile famiglia umbra, e in generale con la loro città.

Autore di opere di eccezionale impegno come l'edizione critica del *Codex Regularum*[3] o quella dei frammenti delle opere di alcuni dei neoplatonici,[4] Holste nacque ad Amburgo il 27 settembre del 1596[5] e fu amico e corrispondente di alcune delle per-

1 G. Dareggi, Per una storia della Collezione Oddi, fra erudizione locale e cultura internazionale, in: Perusia 4 (2009), pp. 9–27.

2 Per la storia della famiglia, una delle più antiche e nobili di Perugia, cf. S. degli Oddi di Laviano, Cenni storici della famiglia degli Oddi (de Oddonibus) patrizia di Perugia – Ferrara – Padova – Parma – Albenga, Parma 1977, pp. 25–29 e 61sg.

3 Lucas Holstenius, Codex regularum quas SS. PP. monachis, et virginibus sanctimonialibus seruandas praescripsere, collectus olim a S. Benedicto Anianensi abbate. Lucas Holstenius Vatic. Basil. canonicus et bibliothecæ præfectus in tres partes digestum, auctumque edidit, Romae 1661.

4 Come, per esempio, quella dei frammenti dell'opera di Porfirio, per cui cf. da ultimo G. Varani, Lucas Holstenius: un intellettuale europeo della prima età moderna, studioso di Altertumswissenschaft fra Umanesimo e Controriforma. Note introduttive alla Dissertatio de vita et scriptis Porphyrii philosophi (1630), in: Lexicon Philosophicum 2 (2014) (http://lexicon.cnr.it/index.php/LP/article/view/401; 11/06/2014), con bibliografia precedente.

5 Per una rassegna sulla vita e l'opera di Lukas Holste si vedano, fra gli altri, R. Almagià, L'opera geografica di Luca Holstenio, Città del Vaticano 1942 (Studi e Testi 102), pp. 1–24; P. Fuchs in: NDB, vol. 9, München 1972, pp. 548–550; P. J. A. Rietbergen, Lucas Holstenius (1596–1661), seventeenth-century scholar, librarian and book-collector. A preliminary note, in: Quaerendo 17 (1987), pp. 205–231;

sonalità culturali più in vista del suo tempo.[6] Studiò prima a Rostock e poi a Leida, dove ebbe occasione di seguire le lezioni di illustri docenti quali Daniele Heinsio (1580–1655), Ugo Grozio (1583–1645) e Filippo Cluverio (1580–1623). Di quest'ultimo diverrà uno degli allievi prediletti e tra la fine del 1617 e la fine del 1618 verrà scelto per accompagnare il maestro nel celebre viaggio di ricognizione in Italia e in Sicilia e collaborare così alle ricerche di geografia e topografia storica per la stesura dell'*Italia Antiqua* (1624),[7] di cui successivamente compilerà le famose *Annotationes in Italiam Antiqua*, pubblicate postume (1666).[8]

Durante un soggiorno di studio a Parigi, compiuto tra il 1624 e il 1626, venne segnalato per le sue eccezionali doti intellettuali al cardinale Francesco Barberini, nipote di Maffeo Barberini (futuro Urbano VIII) che lo convinse di lì a poco a trasferirsi presso la sua corte.[9] Giunto a Roma nel 1627, Holste divenne col tempo bibliotecario personale e uno dei principali e più fidati collaboratori del cardinale,[10] non solo nella gestione dell'eccezionale collezione libraria e degli archivi della casa, ma anche nella conduzione di delicati affari e impegni di natura politica, come testimoniano

---

M. Völkel, Römische Kardinalshaushalte des 17. Jahrhunderts: Borghese, Barberini, Chigi, Tübingen 1993 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 74), pp. 267–306; A. Mirto, Lucas Holstenius e la corte medicea (1629–1660), Firenze 1999 (Accademia Toscana di Scienze e Lettere „La Colombaria", Studi CLXXIX) pp. 7–61; I. Herklotz, Cassiano Dal Pozzo und die Archäologie des 17. Jahrhunderts, München 1999 (Römische Forschungen der Bibliotheca Hertziana 28), pp. 41sg. e 50–52; A. Serrai, La biblioteca di Lucas Holstenius, Udine 2000, pp. 11–102; P. J. A. Rietbergen, Power and Religion in Baroque Rome. Barberini Cultural Politics, Leiden 2006, pp. 256–294; H.-W. Stork (Hg.), Lucas Holstenius (1596–1661). Ein Hamburger Humanist im Rom des Barock. Material zur Geschichte seiner Handschriftenschenkung an die Stadtbibliothek Hamburg, Husum 2008, passim; I. Herklotz, Die Academia Basiliana: griechische Philologie, Kirchengeschichte und Unionsbemühungen im Rom der Barberini, Roma 2008 (Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte: Supplementheft 60), soprattutto pp. 38–40 e 184–188; I. Herklotz, Girolamo Tezi, Francesco Barberini und Lucas Holstenius. Zu einer geplanten Neuausgabe der ‚Aedes Barberinae', in: A. Dietl (a cura di), Roma quanta fuit. Beiträge zur Architektur-, Kunst- und Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Festschrift für Hans-Christoph Dittscheid zum 60. Geburtstag, Augsburg 2010, pp. 515–550, ora anche in italiano: id., La Roma degli antiquari. Cultura e erudizione tra Cinquecento e Settecento, Roma 2012 (Studi sulla cultura del mondo antico 8), pp. 101–120.

6 Notevole importanza, per avere un'idea della fitta rete di relazioni epistolari del tedesco, riveste la silloge di J. F. Boissonade, Lucae Holstenii epistolae ad diversos, Parisiis 1817.

7 Philippus Cluverius, Italia antiqua cum Sicilia, Sardinia et Corsica, Lugduni Batavorum 1624.

8 Lucas Holstenius, Annotationes in Italiam Antiquam Phil. Cluverii, Romae 1666.

9 Cf., per esempio, Almagià (vedi nota 5), pp. 5sg.; Mirto (vedi nota 5), pp. 11sg.; Serrai (vedi nota 5), pp. 25sg.

10 Sul suo incarico di bibliotecario presso la Barberiniana cf. J. Bignami Odier, La bibliothèque Vaticane de Sixte IV à Pie XI: recherches sur l'histoire des collections de manuscrits, Città del Vaticano 1973 (Studi e Testi 272), pp. 138sg; P. Vian, Un bibliotecario al lavoro: Holste, la Barberiniana, la Vaticana e la Biblioteca della regina Cristina di Svezia, in: Miscellanea Bibliothecae Apostolicae Vaticanae 8 (2001), Città del Vaticano 2001 (Studi e Testi 402), pp. 451–460.

le numerose e prestigiose missioni che il prelato gli affiderà inviandolo spesso fuori città, anche per lunghi periodi.[11]

Di alcuni di questi viaggi resta traccia, com'è noto, in una serie di piccoli manoscritti conservati nella Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek di Dresda.[12] Si tratta di tre taccuini o pugillari di dimensioni grossomodo comprese tra i 15,5 × 7,5 cm., identificati con le seguenti segnature nel catalogo dei manoscritti della biblioteca redatto dallo Schnorr nel 1882[13]: Ms. Dresd. F. 191, *Iter Perusinum anno 1643* (1643), Ms. Dresd. F 192, intitolato *Iter per Hetruriam 1641* (1641)[14] e il Ms. Dresd. F. 193, *Via Tiburtina, Valeria, Salaria, Praenestina, Lavicana, Latina* (composto tra il 1628/30 e il 1649).

Nonostante siano anonimi, l'attribuzione a Holste è sicura ed è, per così dire, certificata anche da una lettera inedita di Theodor Mommsen, conservata sempre nella biblioteca di Dresda,[15] in cui l'illustre studioso riconosce i tre piccoli codici come holsteniani e ringrazia l'allora bibliotecario per l'invio in prestito di quattro manoscritti (tra cui i tre volumenti) serviti, evidentemente, per preparare alcune schede del nascituro *Corpus Inscriptionum Latinarum*.

Il loro contenuto, soprattutto quello dei manoscritti Ms. Dresd F. 191 e Ms. Dresd F. 193, è infatti marcatamente antiquario ed epigrafico e ai due codici viene fatto riferimento nelle sillogi e nei *corpora* epigrafici che ne derivano le iscrizioni,[16] oltre che brevemente in qualche sintetico brano nei pochi testi di riferimento sulla produzione

11 Sulla questione dei viaggi per conto del Barberini cf. Vian, ibid., p. 453, nota 42.

12 I manoscritti furono comprati a Roma nel 1739 da un certo C. G. Justus, come risulta dalla nota d'acquisto apposta sul foglio di guardia di ciascuno dei tre piccoli codici. Cf. Almagià (vedi nota 5), p. 73, nota 2 e Serrai (vedi nota 5), p. 32, nota 55.

13 F. Schnorr von Carolsfeld, Katalog der Handschriften der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, Band 1. Korrigierte und verbesserte, nach dem Exemplar der Landesbibliothek photomechanisch hergestellte Ausgabe des Kataloges der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden, vol. 1, Leipzig 1882, pp. 425sg.

14 Da segnalare, per questo codice, il saggio di M. Völkel, Lukas Holstenius in der Toscana. Der *Iter per Hetruriam* von 1641, in: QFIAB 82 (2002), pp. 529–551. Un ampio frammento del diario è stato edito in C. Mazzi, Luca Holstein a Siena, in: Archivio storico italiano s. 5, 10 (1892), pp. 340–350, relativo ai fol. 7v-17r, e comprende i giorni del soggiorno senese di Holste.

15 La lettera è conservata all'interno di un fascicolo con la segnatura Bibl. Arch. I D 339.32: Th. Mommsen a G. F. Klemm, Berlino, 13 marzo 1861: „Hochgeehrter Herr, Mit dem verbindlichsten Danke sende ich die mir gütigst anvertrauten vier Handschriften der K[öniglichen] Bibliothek wieder zurück. Die drei anonymen Reisetagebücher gehören ohne Zweifel, obwohl der Name nirgends vorkommt, dem Lucas Holstenius und verdienen nicht nur in epigraphischer Hinsicht Beachtung. Hochachtungsvoll und ergebenst Mommsen Berlin, 13. M[är]z 1861 An den K. Oberbibliothekar Herrn Hofrath Dr. [Friedrich Gustav] Klemm Dresden". Ringrazio il Prof. Dr. Stephan Rebenich, dell'Università di Berna, per l'aiuto nella trascrizione.

16 Per il codice Ms. Dresd. F. 191 cf. CIL XI, pp. 359sg. e CIL XI, 1922, CIL XI, 1941, CIL XI, 2084 e CIL XI, 2563; IGUR III, p. 42sg., nr. 1181; ICI 6, nr. 81, p. 127 e ICI 11, pp. 3–12 e nr. 29, pp. 51–53 e nr. 32, p. 56.

di carattere geografico di Holste.[17] Qualche stralcio è poi apparso anche in opere di carattere bibliografico[18] e storico-topografico.[19]

Anche se già noti da tempo dunque, i tre testi sono però, allo stato attuale, di fatto inediti e meriterebbero invece, secondo noi, di essere analizzati con attenzione per le moltissime informazioni storiche che trasmettono e le svariate e molteplici possibilità di ricerca che offrono.

In questa sede presentiamo la trascrizione integrale del testo contenuto nel Ms. Dresd. F. 191, quello relativo al soggiorno perugino dell'amburghese che, per quanto sia il più breve dei tre, non è certo il meno interessante, riservandoci l'analisi e la trattazione degli altri taccuini in prossime puntate.[20]

Il piccolo codice, brevemente descritto anche da altri studiosi,[21] si compone di 64 fol., di cui però solo 18 scritti, in latino. Come indica il titolo, si tratta del resoconto di un viaggio fatto a Perugia tra il 10 luglio 1643 e il 26 ottobre dello stesso anno, esposto in forma di diario.

Non era la prima volta che Holste si recava nella città umbra. Alfredo Serrai[22] e Gianna Dareggi,[23] hanno già sottolineato come l'amburghese vi era stato sicuramente almeno nel 1638 per laurearsi presso lo *Studium* perugino, il 16 giugno di quello stesso anno, in diritto civile e canonico.[24] E, del resto, i legami con la città erano dovuti anche all'amicizia con la famiglia dei degli Oddi, come accennavamo in apertura, e soprattutto con il conte e ingegnere militare Giacomo degli Oddi,[25] che Holste conosceva almeno dal 1636/1637, da quando cioè i due avevano collaborato, insieme a Domenico Parasacchi (altro ingegnere militare), al grande progetto di rilievo dei ter-

17 Per esempio in Almagià (vedi nota 5) Ms. Dresd. F. 191: p. 72, nota 2 e p. 79; Ms. Dresd. F. 192: p. 77, note 2 e 3; Ms. Dresd. F. 193: pp. 79, 80, nota 1, 82, 83, 84.

18 In M. Moranti/L. Moranti, Il trasferimento dei „Codices Urbinates" alla Biblioteca Vaticana, Urbino 1981, pp. 155sg., dove vengono trascritti i fol. 15v e 16r del nostro *Iter Perusinum*; Serrai (vedi nota 5) Ms. Dresd. F. 191: p. 34, nota 56; Ms. Dresd. F. 192: p. 32, nota 55.

19 Un ampio stralcio del Ms. Dresd. F. 193 è in N. Persichetti, La via Salaria nei circondari di Roma e Rieti, in: Römische Mitteilungen 23 (1908), pp. 295–300, relativo ai fol. 14r-24r, 40 r e 91r. Un breve frammento, relativo alla via Valeria, è invece in CIL IX, 4900.

20 Alla serie dei taccuini dresdensi si deve aggiungere quello custodito presso la Biblioteca Apostolica Vaticana (= BAV), alla segnatura Barb. lat. 2226, identico nelle forme agli altri e che riporta gli appunti di Holste sul viaggio da Innsbruck a Roma svoltosi dal 6 ottobre al 10 dicembre del 1655 per accompagnare la regina Cristina di Svezia nell'Urbe. Cf. Almagià (vedi nota 5), p. 24, nota 2; Mirto (vedi nota 5), p. 34, nota 124; Serrai (vedi nota 5), pp. 34sg.

21 Almagià (vedi nota 5), p. 72, nota 2; Serrai (vedi nota 5), p. 34, nota 56.

22 Serrai (vedi nota 5), p. 31.

23 Dareggi (vedi nota 1), pp. 20sg.

24 Il diploma originale di laurea di Holste è conservato nel codice BAV, Barb. lat. 2305. Cf. Serrai (vedi nota 5), p. 32.

25 Notizie interessanti sul personaggio si trovano in R. Chiovelli, Ingegneri e opere militari nella prima guerra di Castro, in: Bulletin de l'Institut Historique Belge de Rome 63 (1993), pp. 167 e 175 e Dareggi (vedi nota 1), pp. 11sg. Cf. anche degli Oddi di Laviano (vedi nota 2), pp. 55sg.

ritori del Patrimonio di S. Pietro voluto da Urbano VIII e di cui rimangono numerosi documenti, carte e rilievi – alcuni di mano dello stesso Holste – che compongono l'attuale codice Barb. lat. 9898 della Biblioteca Apostolica Vaticana.[26]

Il motivo di questa seconda e prolungata visita alla città umbra è legato, invece, a un importante incarico affidatogli dal cardinale Francesco Barberini, quello cioè di seguire da vicino e di riferire sugli sviluppi della prima guerra di Castro,[27] conflitto scoppiato tra Urbano VIII e Odoardo I Farnese, duca di Parma, per il possesso del ducato viterbese, feudo conteso dalle due famiglie per motivi di ordine essenzialmente economici e finanziari.[28]

La guerra si combatterà tra il settembre del 1641 e il marzo del 1644 e Holste giunge a Perugia durante uno dei momenti più critici dello scontro. A partire dal giugno del 1643, infatti, dopo una fase di stallo in cui si erano alternati tentativi di pace e negoziati falliti, il conflitto era ripreso, e non certo a favore del Papa: un'alleanza stretta tra la Repubblica di Venezia, il duca di Modena e il granduca di Toscana per portare soccorso alla causa di Odoardo I Farnese, aveva infatti ampliato i fronti della guerra da una parte verso la Romagna e le Marche e dall'altra verso il confine fra l'Umbria e la Toscana, contribuendo ad indebolire le zone circostanti il Lago Trasimeno e favorendo una rapida avanzata del Farnese in quell'area.[29]

È naturale, dunque, che Perugia divenisse, sia per la sua posizione geografica che per la sua importanza a livello amministrativo, il centro di coordinamento dell'azione pontificia sul versante tosco-umbro-laziale della contesa e che i movimenti in quelle zone venissero seguiti con particolare interesse e attenzione da parte dei Barberini. Oltretutto, certi problemi legati al governo della città umbra, che proprio nel marzo dello stesso anno aveva visto l'avvicendarsi nel ruolo di governatore pontificio mons.

26 Cf. G. Uggeri, Luca Holstenio e Francesco Saverio Cavallari, in: Rivista di Topografia antica 6 (1996), p. 164.

27 La bibliografia sulla prima guerra di Castro è enorme. Per le fasi che qui ci interessano si vedano G. Demaria, La guerra di Castro e la spedizione de' presidii (1639–1649). Contributo alla Storia, in: Miscellanea di Storia Italiana 35, serie III, pt. IV (1898), pp. 228–235; F. Borri, Odoardo Farnese e i Barberini nella guerra di Castro, Parma, 1933, pp. 3–75; E. Binacchiella, Castiglione del Lago e il suo territorio, Perugia 1977, pp. 27–38; R. Chiacchella, Perugia, il suo territorio e il convento di Monteripido durante la guerra di Castro, in: U. Nicolini (a cura di), Francescanesimo e società cittadina: l'esempio di Perugia, Perugia 1979 (Centro per il collegamento degli studi medievali e umanistici nell'Università di Perugia), pp. 214–264; R. Chiovelli, Cronologia della prima guerra di Castro (1641–1644) nelle carte Barberine presso la Biblioteca Vaticana, in: Biblioteca e Società 13 (1994), pp. 3–11. G. Brunelli, Soldati del Papa. Politica militare e nobiltà nello Stato della Chiesa, Roma 2003, pp. 241–272; L. Höbelt, Der Kaiser, der Papst, die Lega und Castro: Eine Fallstudie zur österreichischen Neutralität, in: Römische Historische Mitteilungen 47 (2005), pp. 215–219.

28 Per esempio Chiaccella (vedi nota 27), pp. 216sg. e Brunelli (vedi nota 27), p. 244.

29 Cf. Binacchiella (vedi nota 27), p. 26; Chiaccella (vedi nota 27), pp. 219sg.; Brunelli (vedi nota 27), p. 260.

Ottaviano Carafa[30] e mons. Giovanni Domenico Moneglia[31], al quale la popolazione si era mostrata ostile,[32] sembra avessero fatto sorgere nella curia papale „una certa sfiducia nelle capacità militari e soprattutto nella fedeltà dei Perugini, ritenuti simpatizzanti dei Medici".[33]

La trasferta di Holste a Perugia si inserisce dunque in questo complicato quadro di problemi politici e militari, aggravato anche dallo scarso coordinamento che i comandanti delle truppe pontificie mostravano nel dirigere le operazioni di guerra in quell'area,[34] e al dotto tedesco non sfugge certo la delicatezza e la complessità della missione affidatagli dal Barberini. Fin dal suo arrivo in città inizia così a stabilire una fitta serie di contatti fatti di incontri e di lunghe e serrate riunioni con i principali rappresentanti ed esponenti delle istituzioni pontificie in loco, mostrandosi attento ad ogni aspetto dell'andamento e degli sviluppi del conflitto per la parte papale, anche quello più tecnico, come dimostrano le molte ispezioni alle opere di fortificazione che si andavano apprestando nei diversi centri coinvolti nel conflitto, divenendo così una preziosa figura di collegamento tra Roma e uno dei fronti più caldi della guerra.

La fiducia accordatagli dal Barberini verrà ripagata, anche in questa occasione, dalla consueta diligenza con cui l'amburghese era solito portare a termine i diversi compiti di cui veniva investito e a questo proposito il diario si rivela un documento prezioso e insostituibile per conoscere a fondo il lavoro svolto durante quei mesi a Perugia: attraverso le sue pagine, infatti, possiamo così venire a conoscenza delle scelte e dei movimenti di alcuni dei protagonisti della contesa per la parte pontificia, e seguire i continui e quasi quotidiani spostamenti di Holste da Perugia verso gli accampamenti delle truppe papali – dislocati soprattutto nelle vicinanze della città e nei territori compresi tra il Lago Trasimeno a l'alta valle del Tevere – in modo da controllare più da vicino la situazione, costantemente informati sulla corrispondenza e i rapporti inviati al Barberini.[35] Ed è un peccato, a questo proposito, che questo prezioso documento, unitamente alle lettere e ai documenti scambiati con il cardinale, non sia stato sfruttato in questo senso da quanti finora si sono occupati della guerra di Castro.

Proprio dalla lettura del carteggio col Barberini, che costituisce il complemento indispensabile per comprendere e apprezzare a fondo l'impegno di Holste negli affari della guerra, si ricavano infatti quelle ulteriori e importanti informazioni sulle diverse situazioni abbozzate nel diario e che contribuiscono a tratteggiare la figura di un fedele

30 C. Weber (a cura di), Legati e governatori dello Stato Pontificio (1550–1809), Roma 1994 (Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Sussidi 7), p. 332.
31 Ibid.
32 Chiaccella (vedi nota 27), p. 225.
33 Ibid.
34 Cf. per esempio Brunelli (vedi nota 27), p. 243sg. La missione perugina di Holste è ricordata anche in Völkel (vedi nota 5), pp. 291–295.
35 Sulla corrispondenza tra Holste e il cardinale Francesco Barderini cf. Völkel (vedi nota 5), p. 291, nota 73 e Vian (vedi nota 10), p. 452, nota 39.

servitore freneticamente impegnato ad informare il suo patrono su ogni aspetto, dalle sconfitte riportate dall'esercito pontificio ai malumori che via via si creavano tra i diversi comandanti o i reparti dell'esercito pontificio e che rendevano così molto complicata la costruzione di una strategia d'azione condivisa. Ma non manca, da parte di Holste, anche lo sforzo continuo di rassicurare il Barberini su quanto di buono si stava facendo per mettere al sicuro i centri e le popolazioni del territorio più esposti e sull'impegno di alcuni generali nel recuperare o mantenere presidi strategicamente importanti.

L'intensa e faticosa attività di osservatore, che in qualche caso sconfina nello spionaggio, non impedirà tuttavia al nostro di dedicarsi anche ai suoi interessi più veri e cioè quelli bibliografici e topografico-antiquari. Durante il suo soggiorno a Perugia, Holste avrà modo infatti di ritagliarsi degli spazi privati anche nei momenti più impegnativi della sua missione, riuscendo addirittura a trovare il tempo per una traduzione in latino di un'opera di Arriano. Gianna Dareggi, che pure ha riportato l'informazione, ha proposto,[36] sulla base di quanto già aveva avanzato l'Almagià,[37] che Holste abbia tradotto in questa occasione il *Periplus Ponti Euxini* dell'autore greco. L'opera potrebbe però essere identificata anche con la *Τέχνη Τακτική* dello stesso Arriano,[38] trattato d'arte militare del quale esiste effettivamente una traduzione in latino di Holste nel cod. BAV, Barb. gr. 200, fol. 31r-49r. Se così fosse, si potrebbe spiegare allora anche la richiesta del 26 agosto alla Barberiniana di un'opera analoga di Eliano;[39] e sarebbe anche curioso, se la nostra ipotesi è giusta, che il tedesco avesse scelto di tradurre un'opera di tattica militare proprio durante una guerra, anche se non possiamo escludere che Holste avesse già iniziato la traduzione prima dell'arrivo a Perugia e che abbia poi approfittato di alcuni momenti di tranquillità per completarla.

La permanenza in città permetterà al tedesco anche di far visita alla famosa biblioteca dell'Abbazia di San Pietro, al tempo ricca di centinaia di codici di particolare pregio. Da esperto e raffinato bibliofilo qual era, riconosce subito l'importanza del fondo dell'istituzione e delinea, in poche righe, col solito stile netto e preciso che contraddistingue i suoi appunti, una sorta di catalogo dei manoscritti greci più importanti lì conservati,[40] tanto più interessante e prezioso se si considerano le molte e gravi perdite che quella biblioteca ha subito nel corso dei secoli in seguito a diversi eventi.

Oltre a quella di S. Pietro, vedrà poi anche la biblioteca pubblica, molto probabilmente l'attuale Biblioteca Augusta, che aveva tra l'altro da poco aperto le sue porte alla cittadinanza e agli studiosi,[41] e una *bibliothecam Giglioli* identificabile, secondo

36 Dareggi (vedi nota 1), p. 17.
37 Almagià (vedi nota 5), p. 45.
38 Vedi note 205 e 224.
39 Vedi nota 224.
40 Vedi note 163–170.
41 Precisamente nel 1623, come ricorda anche una lapide nell'androne di Palazzo Conestabile, sede dell'istituzione. Sulla storia e i principali fondi della Biblioteca Augusta di Perugia si veda G. Cecchini, La Biblioteca Augusta del Comune di Perugia, Roma 1978 (Sussidi Eruditi 30).

Serrai, con la raccolta privata di Giovanni Tommaso Giglioli, perugino, docente di filosofia e storia naturale a Padova dal 1633 al 1636 e già morto nel 1643.[42]

Quello di far visita alle biblioteche, del resto, era un'idea e un desiderio che Holste aveva espresso al Barberini fin dai primi giorni a Perugia[43] e che il cardinale, che condivideva con il tedesco la grande passione per i libri, aveva fortemente incoraggiato.[44]

Con l'allentarsi degli impegni e grazie anche all'ottenimento di una licenza che lo dispenserà, a partire dai primi di ottobre, dal continuare a seguire da vicino gli sviluppi della guerra, Holste decide di continuare il suo soggiorno perugino ancora per qualche giorno facendo visita alle principali collezioni private di antichità della città, accompagnato dai proprietari o dagli amici del posto. Sul taccuino sono puntualmente e precisamente annotati e descritti i pezzi più interessanti visti nelle raccolte e, tra questi, si nota una certa predilezione nel registrare le iscrizioni latine e greche in esse conservate, delle quali troviamo eleganti apografi in diversi fogli del piccolo manoscritto, che costituiscono spesso i primi testimoni di questi pezzi.

Proprio dal punto di vista epigrafico, interessanti, in quanto si riferiscono a documenti molto importanti per la storia della Perugia romana non più conservati e noti solo da altri pochissimi testimoni manoscritti, risultano le informazioni registrate al 3 ottobre, durante una visita fatta nella casa di Cesare Meniconi, noto erudito locale proprietaio di una interessante raccolta di oggetti antichi.[45] Qui Holste punta la propria attenzione soprattutto su due iscrizioni: la prima è la CIL XI, 1922,[46] che attesterebbe l'esistenza nella Perugia di età romana di un bosco sacro dedicato ad Augusto, probabilmente quando questi era ancora in vita visto che non è chiamato *Divus*. Dalla descrizione dell'amburghese si deduce anche la forma del monumento, che doveva essere simile ad un'ara o una piccola base marmorea alta circa 4 palmi (circa 1.20 m). Un'idea più precisa del pezzo possiamo farcela ricorrendo ad un'altra fonte manoscritta, la silloge *Epitaffie che sono a Perugia e suo contado copiate da Vincentio Tranquilli*, la più antica raccolta di iscrizioni perugine, datata 1596,[47] che a fol. 16r fornisce informazioni circa la provenienza della pietra (*dalla parrocchia di S. Bartolomeo, presso Monteluce*) e in cui questa iscrizione viene raffigurata con fattezze praticamente identiche a quelle di alcune basi ritrovate in diversi luoghi della città che corrispondono a CIL XI, 1923 e che per fortuna possediamo.[48]

---

42 Serrai (vedi nota 5), p. 34, nota 56. Cf. anche Dareggi (vedi nota 1), p. 17, nota 33.

43 Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 33r, e Völkel (vedi nota 5), p. 295.

44 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 85r. Cf. Vian (vedi nota 10), p. 468, nota 102.

45 Vedi nota 299.

46 Vedi nota 302.

47 La silloge del Tranquilli è conservata nel fondo manoscritti della Biblioteca Augusta di Perugia (= BAP), alla segnatura ms. 1706.

48 Cf. M. C. Spadoni/L. Benedetti, Su Alcune are con dedica ad Augusto da Perusia (CIL XI, 1923) in: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 174 (2010), pp. 219–228.

L'altra iscrizione è la CIL XI, 1941, nota anch'essa finora solo da un altro apografo del Tranquilli:[49] si tratta di una dedica funeraria al duoviro quinquennale, dal complesso polionimo, *C. Betuus Cilo Minucianus Valens Antonius Celer P. Liguvius Rufinus Liguvianus*, che, probabilmente nel II sec. d. C., fu *praetor Etruriae XV populorum* e *sacerdos trium lucorum*.[50] Interessante notare all'ottava riga il tentativo di integrazione della prima parola, che doveva essere molto rovinata come si desume anche dal facsimile del Tranquilli e per cui Holste propone di leggere *curiae*, non accontentandosi di riprodurne semplicemente il testo, ma dando prova anche di una certa perizia in materia di epigrafia latina. Nella trascrizione del tedesco si notano poi anche altre differenze con la versione trasmessa dal Tranquilli, che sembrano denotare una maggiore cura nella riproduzione del testo.

Ma anche la visita alle collezioni di antichità del capitano Scipione della Staffa,[51] al tempo allestita nella suburbana tenuta di famiglia detta dell'*Inserviziata*,[52] immediatamente fuori porta S. Angelo, e a quella dell'amico Giacomo degli Oddi, in un giardino contiguo all'attuale chiesa di S. Matteo degli Armeni, ancora nei pressi della stessa porta, non sono meno interessanti. Effettuate rispettivamente il 30 settembre e il 2 ottobre, anche se non specificato, queste visite dovettero realizzarsi probabilmente nell'ambito di uno dei tanti sopralluoghi a quella parte di città che sarebbe stata di lì a poco espropriata per far posto alle opere di fortificazione del costruendo Forte di Monteripido,[53] rocca progettata dall'architetto genovese Franzoni[54] per difendere la città dagli attacchi nemici che sarebbero potuti venire da nord e a cui Holste fa riferimento in diverse occasioni nel suo diario.

Tanto nella collezione dei della Staffa che in quella dei degli Oddi Holste vede singolari antichità e interessanti documenti lapidei di cui trascrive per intero i testi notando, tra l'altro, come una delle iscrizioni dei della Staffa sia stata mal pubblicata in un opera del 1638 sulla storia di Perugia scritta dal frate francescano Felice Ciatti,[55] provvedendo ad emendare l'errore e dando prova così di conoscere anche la produzione antiquaria più recente sulla storia locale.

Interessanti, sempre dal punto di vista epigrafico e antiquario, sono anche le informazioni che si possono ricavare dal breve soggiorno nelle Marche dell'amburghese, deviazione effettuata prima del rientro a Roma soprattutto per il desiderio di vedere direttamente l'eccezionale biblioteca del duca di Urbino.[56] L'avvicinamento

49 BAP, ms. 1706, fol. 16r.
50 Vedi nota 304.
51 Vedi nota 279.
52 Cf. Dareggi (vedi nota 1), p. 12.
53 Chiacchella (vedi nota 27), p. 232.
54 Ibid., p. 233.
55 Vedi nota 286.
56 Sulla visita di Holste alla biblioteca urbinate cf. Moranti/Moranti (vedi nota 18), pp. 41sg. e pp. 155sg. e Vian (vedi nota 10), p. 468.

alla città marchigiana attraverso un lungo tratto della via Flaminia, è descritto da Holste, come anche gli altri spostamenti, sotto forma di un vero e proprio itinerario antico, dove vengono elencati uno per uno i diversi toponimi attraversati (a volte affiancati dalla forma antica) e precisamente indicate le diverse *mansiones* che si trovavano lungo la direttrice percorsa, registrando puntualmente le distanze che separavano l'una dall'altra. E, in omaggio alla sua formazione di topografo antico – che caratterizzerà gran parte dei suoi studi –, non manca di appuntare le rovine di siti incontrati durante il percorso, riconoscendo ad esempio quelle dell'antica *Tadinum*, o segnalando quelle dei ponti romani che permettevano alla Flaminia l'attraversamento dei corsi d'acqua tra l'Umbria e le Marche.

La sosta a Urbino darà la possibilità a Holste non solo di incontrare importanti personalità e vedere finalmente la famosa biblioteca ducale, alla quale dedicherà ben due giorni, ma anche di visionare alcune raccolte private di altri eruditi, come quella del filosofo Federico Bonaventura,[57] nella quale segnala due rarissime opere, il *De Musica* di Adrasto d'Afrodisiade[58] e una copia manoscritta del *De Arithmetica* di Barlaam di Seminara.[59] Ma questi saranno giorni importanti anche sotto il profilo della sua carriera ecclesiastica: l'11 ottobre, infatti, verrà ordinato sacerdote a Urbania, nel Monastero di S. Chiara,[60] dal vescovo d'Urbino Honorati, amico del Barberini fin dai tempi in cui questi era stato legato a Urbino, nel 1633.

Approfittando della permanenza nella città marchigiana, Holste non manca di visitare i dintorni e di copiare le iscrizioni che vede sul suo diario, come fa per esempio il 12 ottobre, e durante una breve puntata ad Ancona, dove visiona il bellissimo Arco di Traiano, annota: *Inspexi diligenter eius inscriptionem ob varietatem exscriptorum controversam. Notavi in ea sic haberi TRIB. POT. XVIII. IMP. IX. COS. VI. Sed, qui nuper inscriptionem recentarunt, fecere XVIVIII et IMP. IXI. Utrumque imperite.* Si tratta, evidentemente, di un riferimento da grande erudito alla complessa tradizione manoscritta sulle iscrizioni dell'Arco di Traiano che comincia, com'è noto, già nel XIV sec. con la trasmissione di numerose lezioni, a volte anche singolari, e che vede in Ciriaco d'Ancona uno dei principali protagonisti.[61] Ed è curioso, e forse anche indicativo del carattere del personaggio, l'accenno fatto, subito dopo questo dottissimo richiamo, a una famosa varietà di molluschi visti in città e particolarmente diffusi in quella parte del litorale adriatico.[62]

Anche la fermata al santuario mariano della Santa Casa di Loreto costituisce un episodio illuminante sull'interesse di Holste per le antichità: durante la visita al Tesoro

57 Vedi nota 325.
58 Vedi nota 326.
59 Vedi nota 327.
60 Cf. A. Mirto (vedi nota 5) p. 34, nota 122 e Vian (vedi nota 10), p. 468, nota 102.
61 Vedi nota 347.
62 Vedi nota 348.

del santuario, al tempo ricchissimo di preziosi oggetti d'arte donati da tutta Europa,[63] la sua attenzione viene principalmente catturata da un dono votivo di Guglielmo V di Baviera, un piccolo libretto ornato all'esterno da pietre preziose e da una serie di antiche gemme *optimae antiquitatis*,[64] di cui vengono precisamente descritti i soggetti rappresentanti.

La via del ritorno verso Roma offre diverse altre occasioni al tedesco per soddisfare i suoi interessi antiquari, con continue deviazioni ad hoc per visionare le rovine di importanti siti, come quelle della città di *Helvia Ricina*, antica colonia romana sorta nei pressi del fiume Potenza e distrutta da Alarico nel 408 d. C.[65] Della città, Holste descrive rapidamente i resti del teatro, probabilmente di età traianea, e soprattutto dice di aver visto, presso la piazza principale di Macerata, due iscrizioni provenienti dal centro antico di cui non riproduce il testo ma che sono verosimilmente da identificare con CIL XI, 5747[66] e 5755[67], e delle quali si limita a emendare certi errori di trasmissione di altri editori (forse sempre lo stesso Ciriaco d'Ancona) mostrando, ancora una volta, tutta la sua erudizione e conoscenza delle questioni epigrafiche inerenti anche i centri minori. E anche il passaggio da San Severino, che identifica giustamente con l'antica *Septempeda*,[68] subito dopo una rapida fermata a Tolentino per ammirare il sepolcro di S. Nicola e il piccolo borgo – dove segnala, nella piazza principale, una *insignem inscriptionem saeculi Augustei in marmore candido*[69] ma senza copiarla –, lo vede impegnato a riflettere sulla versione di un'iscrizione lì vista e pubblicata in modo poco convincente in un'opera stampata nello stesso anno.[70]

Ugualmente sbrigativa sembra anche la sosta a Spoleto, ultima città umbra che il tedesco vedrà prima di imboccare il tratto finale della via Flaminia verso Roma. Holste dice di aver visitato la cattedrale ma soprattutto gli importanti avanzi del foro romano con l'arco di Druso e Germanico e l'iscrizione che vi è incisa,[71] anche questa purtroppo però non trascritta.

Il viaggio si conclude con il lento avvicinamento a Roma, che richiese più di due giorni, permettendo al tedesco di vedere i resti della *Rostrata Villa*, la prima *statio* ricordata dall'Itinerario Antonino lungo la via Flaminia uscendo da Roma, e quelli della villa di Livia *ad Gallinas Albas*,[72] regalandoci una delle prime identificazioni moderne sicure della residenza imperiale.

---

63 Vedi nota 357.
64 Vedi nota 359.
65 Vedi nota 362.
66 Vedi nota 363.
67 Vedi nota 364.
68 Cf. Almagià (vedi nota 5), p. 79.
69 Vedi nota 368.
70 Vedi note 370sg.
71 Vedi nota 389.
72 Vedi nota 400.

Trarre un bilancio complessivo della missione perugina di Holste dal punto di vista politico e militare è complicato, nonostante i molti documenti d'archivio di cui disponiamo, ma è certo che il suo operato di osservatore e informatore dal fronte durante quei mesi convulsi dovette essere valutato positivamente dal Barberini, almeno a giudicare da quello che è possibile ricostruire attraverso l'epistolario e indipendentemente dall'esito finale della guerra.

Più importanti e suggestive, per quel che ci riguarda, sono senza dubbio le molte e preziose informazioni di carattere storico e antiquario che l'erudito ci trasmette attraverso questo straordinario documento privato, dandoci così la possibilità di recuperare, attraverso i suoi appunti e le sue precise annotazioni, storie ed elementi di un paesaggio antico spesso irrimediabilmente perduto.

Criteri di edizione adottati

La trascrizione del codice è stata eseguita nella maniera più fedele possibile e ha comportato lievi interventi sulla punteggiatura, che è stata regolarizzata e posta secondo l'uso corrente, cercando comunque di rispettare il più possibile lo stile dell'autore. Eventuali integrazioni al testo sono poste direttamente, tra parentesi quadre.

Gli errori di scrittura sono stati mantenuti nel testo e segnalati da un punto esclamativo tra parentesi tonde, mentre le aggiunte successive alla prima redazione, quelle interlineate e la presenza di parole depennate sono descritte in nota.

L'uso delle maiuscole è stato rispettato dopo il punto fermo e tacitamente ripristinato, quando eventualmente non presente, nei nomi di persona, di luogo, di magistrature o di formule di rispetto di particolare rilevanza.

L'indicazione della data è stata uniformata secondo il criterio numero arabo seguito da punto, quest'ultimo non sempre presente, mentre si è deciso di non sciogliere il nome dei giorni ove abbreviati. Numeri arabi e cifre romane nel testo sono stati conservati.

Il testo delle iscrizioni latine riprodotte nel taccuino è stato trascritto tale e quale, riportando in nota la versione stabilita dai corpora epigrafici di riferimento e segnalando eventuali errori di copiatura dell'autore.

Le sigle o le abbreviazioni concernenti cognomi, formule di rispetto, unità di misura e altro, sono state mantenute e possono essere sciolte secondo il seguente prospetto:

B. V. = Beata Virgo
Barb. = Barberinus
Caes^{us} = Caesarus
Can., Canon. = Canonicus
Cap. = Capitanus
Card. = Cardinalis
divers. = diversorium
Dom. = Dominicus
Dn. = Dominus
Eccell. = Eccellentissimus

Em. = Eminentissimus
Ep. = Episcopus
Evang. = Evangelista
fl. = fluvius
Germ. = Germanicus
Gub. = Gubernator
host. = hosteria
Ill. = Illustrissimus
Imp. = Imperator
inscript. = inscriptio
ms., mss. = manuscriptum, manuscripta
P. = Pater
PP = Patres
Praef. = Praefectus
P. Praef., Pr. Praef. = Princips Praefectus
S. = Sanctus
Sep. = Sepulcrum
Vig./Vigil. = Vigilia
1us = primus
2^{ndus} = secunda, secundam
3^{tius} = tertius
X^{mus} = decimus

Sigle e abbreviazioni bibliografiche particolari in nota

CIL = Corpus Inscriptionum Latinarum, consilio et auctoritate Academiae litterarum regiae Borussicae editum, Berolini 1863.

IGUR = L. Moretti, Inscriptiones Graecae Urbis Romae, Roma 1968–1990.

ILCV = E. Diehl, Inscriptiones Latinae Christianae Veteres, Berolini, poi Dublin, Zürich 1925–1967.

ILS = H. Dessau, Inscriptiones Latinae Selectae, Berolini 1892–1916.

ICI = Inscriptiones Christianae Italiae septimo saeculo antiquiores, Bari 1985.

LTUR – Suburbium = A. La Regina/V. Fiocchi Nicolai/M. G. Granino Cecere/Z. Mari (a cura di), Lexicon Topographicum Urbis Romae – Suburbium, 5 voll., Roma 2001–2008.

EDR = Epigraphic Database Roma (www.edr-edr.it).

Iter Perusinum anno 1643

+

Σὺν θεῷ

Ephemeris itineris Perusini caepti anno 1643 mensis Julij die 10, die Veneris

10. Tribus horis ante lucem adfui Card. Barb[73]. instructionem[74] et literas paranti[75]. Hora X[ma] matutina urbe excessi, et equis dispositis cucurri Ocriculos[76] usque, ubi horas paucas interquievi. Misi Romam, qui literas adferret. Ocriculis Interamniam[77] veni hora 2[nda] noctis. Adij Gubernatorem urbis Dominum Bresciam[78], cum quo mox curru profectus Stricturam[79] usque. 2 m. p. cis Stricturam occurrit nobis Eccell. Dn. Praefectus Urbis[80], cum quo egi iussu Card. Inde nocturno itinere pergens mane.

11. Julij Spoletum veni, inde Fulginium[81], ubi aestu exhaustus interquievi, inde alla Madonna degli Angeli[82], ubi in ecclesia mihi supervenit cursor veredarius cum alijs

---

73 Francesco Barberini (1597–1679, cardinale dal 1623), nipote di Urbano VIII, fu il patrono e protettore di Lukas Holste. Responsabile, tra le altre cose, anche della politica estera pontificia, fu fra i più strenui sostenitori della necessità della guerra contro Odoardo I Farnese. Cf. P. Gauchat, Hierarchia Catholica Medii Aevi et Recentioris Aevii, vol. IV, Monasterii 1935, pp. 18sg.; A. Merola in DBI, vol. 6, Roma 1964, pp. 172–176; Weber (vedi nota 30), p. 475.

74 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 52r.

75 Si tratta delle lettere contenute in BAV, Barb. lat. 6491, fol. 53r, 59r-73r e 75r.

76 Otricoli, antica *Ocriculum*, centro umbro e romano nei pressi della città di Terni, situato lungo la via Flaminia. Cf. S. Sisani, Umbria, Marche, Roma-Bari 2006 (Guide Archeologiche Laterza), pp. 208–216.

77 Terni, antica *Interamna Nahars*. Ibid., pp. 193–200.

78 Giovanni Battista Brescia († 1655), governatore pontificio di Terni dal settembre del 1642 al novembre del 1643. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 368; Weber (vedi nota 30), pp. 395 e 524sg.

79 Stazione di posta sulla via Flaminia, tra Terni e Spoleto. Cf. A. Serra, In itinere Lauretano. Elemosine con medaglie e sigilli, infrastrutture e trasporti preferroviari, questione lauretana, in: F. Grimaldi/K. Sordi (a cura di), Pellegrini verso Loreto. Atti del Convegno Pellegrini e Pellegrinaggi a Loreto nei secoli XV–XVIII a Loreto, 8–10 novembre 2001, Ancona 2003, p. 66. L'arrivo alla *mansio* è ricordato da Holste in BAV, Barb. lat. 6489, fol. 2r.

80 Taddeo Barberini (1603–1647), fratello del cardinale Francesco Barberini e unico esponente laico della famiglia, avrà un ruolo di primo piano nella prima guerra di Castro guidando, tra l'altro, l'esercito pontificio che occuperà il ducato il 13 ottobre 1641, atto che darà il via allo scontro. Fu nominato prefetto della città di Roma dallo zio Urbano VIII nel 1631. Cf. A. Merola in DBI, vol. 6, Roma 1964, pp. 180–182; Weber (vedi nota 30) pp. 475sg.; Brunelli (vedi nota 27), pp. 255sg. Sull'incontro tra Holste e Taddeo Barberini cf. anche BAV, Barb. lat. 6489, fol. 3r.

81 Attuale Foligno, antica *Fulginiae*. Sul centro antico cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 115–117.

82 Si tratta della cinquecentesca Basilica papale di S. Maria degli Angeli, situata nell'omonima località, nei pressi di Assisi.

mandatis et literis a Card. Barb[83]. Circa solis occasum ingressus sum Perusiam. Statim adij Card. Caesium Legatum[84], et ante noctem ei mandata exposui.

12. Die Dom. ad castra profectus Card. Legatus me eo paulo post meridiem per cursorem evocavit. Circa vesperam veni ad castra[85], ubi ante caenam egi cum Duce Sabello[86], post caenam cursorem cum literis ad Card. Barb.[87] et Praefectum Urbis[88] expeditum misi. Ante profectionem ad castra Perusiae egi cum D^no^ Rapacciolo[89].

13. Mane perlustravi castra, post prandium cum D^no^ Card. Legato Perusiam redij.

14. Die Martis mane nunciatum fuit de promotione XV Cardinalium[90], ivi salutatum Card. Rapacciolum. Venit Card. S. Clem[91].

15. Vidi arcem Perusinam[92] et obequitavi muros cum Card. S. Clementis, cum quo postea egi de munitione Tiferni[93] et Frattae[94].

---

83 La lettera deve essere tra quelle ricordate alla nota 2.

84 Pierdonato Cesi Iuniore (1585–1656, cardinale dal 1641), fratello di mons. Francesco Cesi, fu legato pontificio a Perugia nel 1643. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 24; M. Palma in DBI, vol. 24, Roma 1980, p. 265; Weber (vedi nota 30) pp. 332 e 575.

85 L'accampamento del Savelli era ubicato a Montalera, nei pressi della località di Panicale, affacciato sul Lago Trasimeno. Cf. Demaria (vedi nota 27), p. 230; Chiacchella (vedi nota 27), p. 225.

86 Federico Savelli († 1649), nobile e generale delle truppe imperiali, durante la guerra di Castro sarà governatore militare di Perugia. Cf. K. Sommeregger in ADB, vol. 34, Leipzig 1907, pp. 720sg. Sui movimenti del Savelli durante la prima guerra di Castro cf., tra gli altri, Chiacchella (vedi nota 27) pp. 227sg. e 236–238 e Brunelli (vedi nota 27), pp. 256sg.

87 Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 3r-6r.

88 Lettera non conservata.

89 Francesco Angelo Rapaccioli (1608–1657, cardinale dal 1643), tesoriere e commissario delle milizie papali, eletto cardinale nel consistoro del 13 luglio 1643, fu nominato legato papale della provincia di Viterbo lo stesso anno. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 26; Chiacchella (vedi nota 27), p. 237; Weber (vedi nota 30), pp. 432 e 857.

90 Su questo consistoro cf., tra l'altro, BAV, Barb. lat. 6489, fol. 7r–v.

91 Vincenzo Maculani detto „il Firenzuola" (1578–1667, cardinale dal 1641) fu, oltre che cardinale e arcivescovo della diocesi di Benevento, architetto militare fra i più noti del suo tempo. Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 10r; Gauchat (vedi nota 73), p. 25; Chiovelli (vedi nota 25), pp. 167sg., nota 18; Weber (vedi nota 30), p. 747; F. Beretta in DBI, vol. 67, Roma 2007, pp. 132–134.

92 La rocca di cui parla Holste è la fortezza Paolina, costruita a Perugia tra il 1540 e il 1543 per volere di papa Paolo III Farnese e progettata da Antonio da Sangallo il Giovane. Per la storia della rocca cf. F. Palombaro/P. Camerieri, La Rocca Paolina. Un falso d'autore. Dal Mancato compimento alla radicale alterazione del progetto di Antonio da Sangallo il Giovane per il Forte di S. Cataldo, Perugia 1988 e P. Camerieri (a cura di), La Rocca Paolina di Perugia. Studi e ricerche, Perugia 1992.

93 Città di Castello, l'antica *Tifernum Tiberinum*. Sul sito antico cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 70–72.

94 Fratta, località corrispondente all'attuale Umbertide, tra Perugia e Città di Castello. Cf. A. Guerrini, Storia della terra di Fratta ora Umbertide dalla sua orgine fino alla fine dell'anno 1845, Umbertide 1883; Sisani (vedi nota 76), pp. 56sg.

16. Fugitivis examinandis impendi. Vesperi mandata accepi ad Gubernatorem Tiferni[95] et alios a Card. Legato.

17. Die Ven. summo mane profectus sum Frattam, lustravi et inquisivi de omnibus. Distat Perusia 12 m. Inde ad angustias Montis Castelli[96] 2 m., inde Tifernum 6 m. Vidi adhuc ante vesperam munitionem novam et vallum urbi praetentum Domino Episcopo Raccagna[97] monstrante inspexi; cum eodem curru totam civitatem eiusque moenia circuivi. Egi cum Abb. Cypriano[98] et cum Gubernatore[99] nomine Card. Legati.

18. Sabb. mane Tiferno Montonem[100] discessi cum Abb. Cypriano, m. p. 7. Castellum arduo loco situm cum arce. Lustravimus muros et portas, inquisivi de incolis, armis et cibarijs. Ad portam castelli antiquum notavi lapidem parieti insertum cum hac inscriptione:[101]

D · M
C · IVLIO · C · F · CLV
PROCVLO ·TIFER
NIS · TIBERINIS · MIL ·
COH · VII · PR · ⟩ · NEPOTIS · V
A · XXXVI · MIL · A · XVI

95 Giulio Spinola (cardinale dal 1667). Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 35; Weber (vedi nota 30), p. 209 e pp. 929sg.; C. Costantini, Fazione Urbana. Sbandamento e ricomposizione di una grande clientela a metà del Seicento, vol. 1, Genova ²2004, p. 97, nota 4.

96 Attuale Montecastelli, frazione nel comune di Umbertide, non lontana da Città di Castello e in prossimità del Tevere.

97 Cesare Raccagna († 1646), vescovo della diocesi di Città di Castello dal 1632 e commisario apostolico di Perugia nel 1639. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 152; Weber (vedi nota 30), pp. 332 e 854; R. Chiacchella, Regionalismo e fedeltà locali. L'Umbria tra cinque e settecento, Firenze 2004, p. 209.

98 Cipriano Artusini († 1654), ravvenate, monaco camaldolese e ingegnere militare, durante la prima guerra di Castro si occupò delle fortificazioni di Città di Castello e Citerna. Fu anche autore di un saggio manoscritto da titolo *De Architectura militari et domestica*. Cf. C. Cansacchi, Ingegneri militari del periodo barberiniano (1623–1644), in: Bollettino dell'Istituto Storico e di Cultura dell'Arma del Genio 16 (1942), pp. 47sg. e Chiovelli (vedi nota 25), p. 171.

99 Vedi sopra nota 95.

100 Montone, località dell'alta valle del Tevere situata tra Umbertide e Città di Castello. Sulla storia di questo borgo Cf. A. Ascani, Montone. La patria di Braccio Fortebracci, Città di Castello 1965, soprattutto pp. 1–40.

101 *D(is) M(anibus) / C(aio) Iulio C(ai) f(ilio) Clu(stumina) / Proculo Tifer/nis Tiberinis mil(iti) / coh(ortis) VII pr(aetoriae) (centuria) Nepotis v(ixit) / a(nnis) XXXVI mil(itavit) a(nnis) XVI / testamento fieri / iussit curavit fieri / C(aius) Iulius Barbarus / lib(ertus) patrono bene merenti.* Si tratta di CIL XI, 5937 = EDR 140241, epitaffio di un pretoriano, attualmente conservato presso il museo civico di S. Francesco a Montone.

TESTAMENTO · FIERI
IVSIT · CVRAVIT · FIERI
C · IVLIVS · BARBARVS
LIB · PATRONO · BENEMERENI

Frattam molli clivo 3 m. p. descendentibus medio itinere occurrit elegans monasterium PP. Cappucinorum[102] aprico ex colle subiectam Tiberis planiciem prospectans. Frattam reverso supervenit cursor cum literis Card. Barb. et Ecc^mi^ Praefecti Urbis. Itaque statim Perusiam redire coepi, quam tempestate praepeditus et militum sive excubitorum tricis detentus circa 3^tiam^ noctis horam ingressus sum.

19. Julij. Dom^ca^ Card. Legatus cognitis novis mandatis in castra mecum profecturus stomachi doloribus praepeditus fuit.

20. Julij. Die Lunae mane solus in castra profectus sum, m. p. 12. Tractanti [mihi] iam secundum cum Duce Sabello venit cursor Nuceria ad me missus a Praefecto Urbis circa horam 20[103]. Eundem cum literis meis remisi ad Ecc^mum^ Dn. Praefectum[104], alium ad Card. Barb.[105] cum literis misi, circa 2^ndam^ horam noctis.

21. Haesi in castris et varijs interfui consultationibus bellicis. Cum ageretur de Civitate Plebis[106] intercipienda et aljis, Dux Sabellus aegrotare caepit.

22. Die Mercurij venerunt litterae ex aula Caes^a^[107] ad Ducem Sabellum, quibus eum oratoris munere liberat Caesar[108]. Inde circa principium noctis cursorem ad Prae-

102 Il convento nominato da Holste è quello di S. Matteo, che si trova poco fuori Montone, salendo per la s. p. 201 da Santa Maria di Sette, oggi proprietà privata. Cf. Ascani (vedi nota 100), pp. 255–259. Devo le informazioni bibliografiche su Montone e le notizie su CIL XI, 5937 alla cortesia della Dr. ssa Annalisa Pierini, che ringrazio.

103 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 29r-v.

104 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 26r-27v.

105 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 24r-25v.

106 Città della Pieve, località umbra nei pressi del Lago Trasimeno, al confine con la Toscana; sarà, insieme a Castiglione del Lago, una delle prime posizioni ad essere perse dalle truppe pontificie in questa fase della guerra, conquistata il 20 giugno del 1643. Cf. Chiacchella (vedi nota 27), p. 227 e Brunelli (vedi nota 27), p. 255.

107 Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 34r.

108 Ferdinando III d'Asburgo (1608–1657). Copia della lettera dell'Imperatore con cui il Savelli viene sollevato dall'incarico di ambasciatore è in BAV, Barb. lat. 6489, fol. 36r, la minuta della stessa lettera è conservata a Vienna, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatenabt. Rom, Dipl. Korrespondenz 57, anno 1643, fol. 33r. Ringrazio Alexander Koller per avermi segnalato questo documento. Su questo episodio cf. da ultimo L. Höbelt, Der Kaiser, der Papst, die Lega und Castro: Eine Fallstudie zur österreichischen Neutralität, in: Römische Historische Mitteilungen 47 (2005), pp. 216sg.

fectum Urbis et Card. Barb^num misi cum literis[109]. Vesperi milites ad Civitatem Plebis missi[110] me dissuadente ob morbum Ducis[111].

23. Paulo post prandium ex castris Perusiam redij m. p. 12.

24. Vener. fui in aedibus Card. Caesij, ubi de Castilionis[112] statu fugitivum examinavi scripto omnia complexus[113].

25. Nocte Dux Sabellus aegrotus relictis castris Perusiam venit. Summo mane migravi ad Dn. J. B. Perozzum[114]. Alium misi cursorem ad Praef. Urbis[115] de maturando adventu ad haec castra, quem Foro Sempronij[116] aut Pisauri[117] substitisse putabam.[118]

26. Juliis Domin. X[119]. Mane cursor cum literis D^ni Praefecti Bononia ad me venit[120]. Vesperi cursorem ad Card. Barb. misi[121] de morbo Ducis, de dissidijs inter tribunos castrenses et D^no Caraffa[122] isthuc misso et de haesitatione Praefecti.

---

109 Le lettere sono in BAV, Barb. lat. 6489, fol. 32r-33v a Francesco Barberini e fol. 34r-35v al prefetto di Roma Taddeo Barberini.

110 *Missi:* corr. ex *missis.*

111 Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 34v.

112 Castiglione del Lago, località nei pressi del Lago Trasimeno. Sul coinvolgimento di Castiglione del Lago nella guerra di Castro cf. Binacchiella (vedi nota 27), pp. 27–38 e Chiacchella (vedi nota 27), pp. 227sg.

113 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 44v-46r, con una mappa di Castiglione del Lago a fol. 45r di anonimo. Ai fol. 47r-49v del medesimo codice vi è una copia di questo documento vergata da Holste, che a fol. 48r riproduce anche la mappa di Castiglione a matita. Cf. Anche BAV, Barb. lat. 6491, fol. 89r.

114 Giovanni Battista Peruzzi, maestro di casa del prefetto di Roma Taddeo Barberini. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 465, nr. 487.

115 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 62r-64v.

116 Fossombrone, l'antico *Forum Sempronii*. Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 252–255.

117 Pesaro, antica *Pisaurum*. Ibid., pp. 267–272.

118 Alium – putabam: *in marginibus postea manu propria adiunctum*. Il coinvolgimento del versante marchigiano nella guerra si deve anche al fatto che le truppe della Repubblica di Venezia, alleatasi con Odoardo I Farnese, cercarono più volte di sbarcare sul litorale adriatico nei pressi di Pesaro per dirigersi poi verso il perugino. Cf. G. Demaria, La guerra di Castro e la spedizione de' presidii (1639–1649). Contributo alla Storia, in: Miscellanea di Storia Italiana 35 serie III pt. IV (1898), pp. 230–232.

119 Il numero romano in questa posizione indica, probabilmente, un riferimento alla decima domenica dopo Pentecoste. In realtà si tratta di un errore, in quanto la Pentecoste, nel 1643, cadeva il giorno 24 maggio, per cui il 26 luglio sarebbe stata la nona domenica (e non la decima) dopo la festività. Cf. H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Hannover [13]1991, pp. 166sg.

120 Potrebbe trattarsi dei documenti in BAV, Barb. lat. 6489, fol. 57r-58r.

121 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 65r-66r.

122 Ottaviano Carafa, napoletano, governatore di Perugia fino al giugno del 1643, quando fu nominato Pier Donato Cesi. Cf. Weber (vedi nota 30), p. 332. Il Carafa manterrà comunque l'incarico di vice legato e otterrà quello di commissario di campo. Cf. Chiacchella (vedi nota 27), p. 226.

27. Lunae. Decubui cruris dolore praepeditus. Expendi Cluverium[123] de Thrasymeno lacu. Scripsi D^no^ Com. Ubaldino[124]. Vesperi Card. Rapacciolus Perusiam redijt.

28. Mart. summo mane Card. Rapacciolum ad castra profectum conveni egique de negocio cum Duce confecto et Praefecti mora et cunctatione. Habui deinde literas a Praefecto, sed Foro Sempronio a.d. 21 scriptas[125]. Inde litteras per cursorem accepi ab Em^mo^ Card. Barb^o^ alias 26, alias 27, haec est pridie, scriptas. Prioribus respondet meis die 22 ex castris datis[126] de negocio confecto. Posterioribus ad eas, quas die 26 scripseram de dissidijs praetorum et tribunorum militarium.

29. Merc. decubui, in Arriano vertendo occupatus[127].

30. Ut supra.

31. Ut supra.

M. Augusti

1. Sabb. mane per cursorem accepi literas a Dn. Praefecto, quibus de suo reditu certiorem me facit ad haec castra, datas Bononiae 29 Julij[128] ad meas 25 datas[129]. Eodem tempore accepi uno fasciculo quinque literas ab Em^mo^ Card. Barberino ibidem 29 julij datas[130], quibus respondet meis die 26[131] per cursorem expeditis. Mox conveni Card. Legatum et Ducem Sabellum, cum quibus egi de ijs, quae Dn. Cardinalis mihi agenda commisit. Post prandium profectus cum D^no^ Attilio Marcellino[132] ad B. V. Angelo-

123 Si tratta dell'opera di Cluverius (vedi nota 7). La copia appartenuta ad Holste, ricca di postille e annotazioni di mano del tedesco, è conservata nella Biblioteca Apostolica Vaticana alla segnatura EEE VII, 21–25. Cf. Almagià (vedi nota 5), pp. 30 e 73sg.

124 Federico Ubaldini (1610–1657), nobile senese, fu conte di Urbania e durante la guerra di Castro commissario di guerra pontificio. Fu anche un diplomatico e segretario di Francesco Barberini. Cf. Moranti/Moranti (vedi nota 18), p. 42; Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 422, nr. 26; Mirto (vedi nota 5), p. 92, nota 10.

125 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 31r-v.

126 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 32r-33v.

127 Vedi sopra p. 173 e note 205 e 224.

128 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 70r-71r.

129 Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 62r-64v.

130 Di queste cinque lettere si conservano solo le copie di quattro e sono BAV, Barb. lat. 6491, fol. 87rv, fol. 88r, fol. 89r e fol. 90r-91r.

131 Lettera non conservata.

132 Attilio Marcelllini († 1644), governatore di Narni. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 419, nr. 5; Weber (vedi nota 30), p. 758.

rum[133], et inde vesperi Asisium, ubi divertimus ad Dn. Ballionum[134], Episcopum eius civitatis.

2. Dom. mane descendimus ad ecclesiam B.V. Unde peractis sacris circa prandium reversi sumus Perusiam. Scripsi Card. Rapacciolo de adventu Principis[135]. Circa vesperam discessi Eugubium versus ad excipiendum Praefectum Urbis. Ponte Falcino[136] 2 ½ m., Farneto monast[137]. 2 m., Columnella host.[138] ½ m., Piccione[139] 1 m.

3. Lun. Castel delle formighe[140] disfatto ½ m., Casaccia host[141]. E confine del Perusino e stato d'Urbino 2 ½ m., Scritto[142] 3 m., al Ponte di Pietra host[143]. 5 m., Eugubium[144] 3 m. Eo perveni circa horam XIII. Post horam advenit praecursor D^ni^ Principis, cui obviam processi ad ecclesiam B. Virginis ad Pontem[145], ubi divertigium est viae quae

133 Vedi sopra nota 82.

134 Malatesta Baglioni (1581–1648), perugino, membro di una delle famiglie più nobili e importanti della città, fu primo vescovo di Pesaro nel 1612, poi di Assisi dal 1641 fino all'anno della sua morte e ricoprì delicati incarichi diplomatici per conto dei Barberini. Cf. A. Merola in DBI, vol. 5, Roma 1963, p. 233; Weber (vedi nota 30), pp. 469sg.; R. Becker (Bearb.), Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, Abt. 4: 17. Jahrhundert, vol. 7: Nuntiaturen des Malatesta Baglioni, des Ciriaco Rocci und des Mario Filonardi. Sendung des Alessandro d'Ales (1634–1635), Tübingen 2004, pp. XXXVI–LXXVIII.

135 Si tratta del prefetto di Roma Taddeo Barberini, di ritorno da una missione a Fossombrone. Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 77r-v.

136 Ponte Felcino, frazione del comune di Perugia. Sul sito in epoca antica e medievale cf. L. Rosi Bonci/G. Gallo/G. Moretti/G. Riganelli/R. Rossi/G. Sergiacomi, Ponte Felcino, Ponte Valleceppi, Pretola: da borghi rurali a realtà urbane, Perugia 1992, pp. 11–45.

137 Monast: *adiuncto inter lineas*. Convento francescano di Farneto, lungo l'antica via Eugubina che da Perugia si dirigeva a Gubbio.

138 Host: *adiuncto inter lineas*. Odierna Colombella, frazione del comune di Perugia. Cf. F. Riccieri, Santa Maria della Colombella. Appunti storici, Perugia 1924.

139 Villa del Piccione, odierna Piccione, frazione del comune di Perugia in direzione di Gubbio.

140 Corrisponde, probabilmente, al moderno toponimo „il Castellaccio", nei pressi di Piccione, in direzione di Gubbio. Un altro „Castello delle Formighe" è attestato nei pressi di Otricoli, dove sono stati localizzati anche resti antichi. Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 216sg.

141 L'„Osteria delle Casaccie" lungo l'Eugubina è ricordata in G. Stefani, Dizionario corografico dello Stato Pontificio, Milano e Verona 1856, p. 1582.

142 Frazione del comune di Gubbio.

143 Stazione di posta in località Ponte della Pietra. Cf. P. P. Piergentili, L'archivio dei conti Beni di Gubbio: note storiche e inventario, Città del Vaticano 2003 (Collectanea Archivi Vaticani, 50), p. XI.

144 Gubbio.

145 È la chiesa della Madonna del Ponte, nell'omonima frazione del comune di Gubbio, ubicata all'incrocio tra due importanti strade: le moderne s.s. 219 Pian d'Assino, che porta verso l'alta Umbria, e la s.s. 452 della Contessa, che collega con le Marche. Fu costruita vicino alla chiesa e all'antico monastero benedettino di San Donato.

Cantianum[146] ducit. Inde cum Principe Eugubium rediens post aliquot horas Perusiam discessimus eoque pervenimus secunda hora noctis, sed itinere paulo longiori per planiciem, nam uno circiter miliari ultra Pontem Falcinum leva defleximus ad Pontem di Valle di Ceppo[147] 2 ½ m., inde ad Pontem S. Joannijs[148] 1 ½ m., Perusiam 2 m. Vesperi scripsi[149] ad Card. Barberinum[150]. Hoc die 3 ad me venere cursores cum literis D^ni^ Marcellini[151] de adventu Principis[152] accelerando ob castra hostis mota et cum literis Card. Rapaccioli[153].

4. Mart. obivi muros civitatis cum D^no^ Principe, toto eum die comitatus. Accepi literas a sorore[154] et affine[155].

5. Merc. venit ad me nobilis iuvenis Gallus cum literis Em^mi^ D^no^ Card. Barberini 3 Aug. datis, quibus canonicatum in Basilica Vaticana S. Petri mihi collatum nunciat[156]. Visitavi deinde Ducem Sabellum et Card. Caesium. Inde accessi Praefectum Urbis ad S. Petrum, ubi alias litteras accepi a Card. Barberino[157] de eodem canonicato mihi collato. Vesperi curavi fieri mandatum procurae pro D^no^ J. B. Fideli canon^co^ ad S. Mariam majorem[158].

6. Jovis. Transfig. Christi[159] preces et processiones publicae Perusiae habitae. Mane scripsi Card. Barberino gratiarum actionem pro canonicatu, misi mandatum procu-

---

146 Cantiano, località posta tra Umbria e Marche e sita lungo la diramazione settentrionale della via Flaminia. Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 245sg.

147 Ponte Valleceppi, frazione del comune di Perugia. Cf. Rosi Bonci/Gallo/Moretti/Riganelli/Rossi/Sergiacomi (vedi nota 136), pp. 11–45.

148 Ponte San Giovanni, altra frazione del comune di Perugia. Cf. P. Lattaioli/A. Pinna/G. Riganelli, Ponte San Giovanni. Dal Tevere alla città, Perugia 1990, pp. 11–43; Sisani (vedi nota 76), pp. 28sg.

149 49 *Vesperi scripsi*: corr. ex *4 Mart.*

150 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 83r-84r.

151 Maggiordomo di Francesco Barberini. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 419, nr. 5; BAV, Barb. lat. 6489, fol. 80r-81r.

152 Vedi sopra nota 135.

153 Et – Rapaccioli: *inter lineas*.

154 Margarethe Lambeck († 1663), sorella di Holste e madre di Peter Lambeck (1628–1680), noto filologo e bibliotecario di Leopoldo I. Cf. Fuchs (vedi nota 5) p. 548 oppure G. König in NDB, vol. 13, München 1982, p. 426.

155 Potrebbe trattarsi del nipote Peter Lambeck ricordato sopra, con cui Holste era in corrispondenza.

156 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 97r, mutila. Sulla concessione del Canonicato di S. Pietro e dei relativi benefici a Lukas Holste, cf. Völkel (vedi nota 5), pp. 287–289 e Serrai (vedi nota 5), p. 34, nota 56.

157 Una di queste lettere è in BAV, Barb. lat. 6491, fol. 98r.

158 Personaggio non identificato.

159 Festa della Trasfigurazione di Gesù Cristo.

rae ad J. B. Fidelem, scripsi de tota expeditione ad Dn. Alonsum[160], scripsi etiam ad P. Olivam[161]. Eodem die mane accepi literas a Card. Barberino scriptas 5 Augusti[162], quibus mihi gratulatur de adventu Dn. Praefecti et de negocio bene confecto.

7. Vener. mane tumultu vano impedita processio. Egi deinde cum D^no^ Principe de subsidijs mittendis Citernam nomine Card. Legato et Ducis Sabelli. Vidi bibliothecam ad S. Petrum[163], in qua aliquot boni codices mss^ti^ graeci: Appiani[164], Arriani[165], Damascij[166] et Simplicij in libros de caelo[167], Xenephontis Ἑλληνικά[168], Senecae tragoediae[169], Cassiani epitome per Eucherium Lugdunensem[170] et alij.

8. Mane cum Praefecto egi nomine Card. Legati de novo dilectu militum per Picenum et Umbriam habendo. Deinde castra Corcianum[171] mota, quo et ego cum Card. Legato

---

160 Personaggio non identificato.

161 Gian Paolo Oliva (1600–1681), genovese, preposito generale dell'ordine dei Gesuiti. Cf. F. Rurale in DBI, vol. 79, Roma 2013, pp. 212–220.

162 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 99r.

163 Si tratta della Biblioteca dell'Abbazia benedettina di San Pietro, che al tempo di Holste possedeva una ricca collezione di pregiati manoscritti, in gran parte poi dispersi a seguito della soppressione napoleonica. Sulla biblioteca in generale Cf. M. Montanari, Mille anni della chiesa di S. Pietro di Perugia e del suo patrimonio, Foligno 1966, pp. 56–58, mentre sui codici che custodiva si veda lo studio di G. Battelli, Gli antichi codici di San Pietro di Perugia, in: Bollettino della Deputazione di Storia Patria per l'Umbria 64 (1967), pp. 242–267 (ora in G. Battelli, Scritti scelti: codici, documenti, archivi, Roma 1975, pp. 355–381), attraverso il quale è forse possibile identificare alcuni dei testi annotati da Holste. Il riconoscimento è reso possibile anche grazie all'esistenza, presso la Biblioteca Augusta di Perugia del ms. D 39, G. B. Vermiglioli, CCCCLX e più codici latini greci e italiani, anteriori al secolo XVII, divisi in cinque classi, tratti dalla pubblica Biblioteca e da altri luoghi della città di Perugia, illustrati con opportune annotazioni da servire di un secondo appendice alla storia degli scrittori perugini (1810). Ringrazio la Dr.ssa Isabella Proietti per le informazioni bibliografiche e l'aiuto in questa fase della ricerca.

164 Dovrebbe trattarsi dell'attuale BAV, Vat. gr. 2156, Appiano, *Historia Romana*, descritto dal Vermiglioli in BAP, D 39 ai fol. 579r-581v nr. IV. XX. Cf. Battelli (vedi nota 164), p. 256, nr. 3.

165 Attuale BAV, Vat. gr. 2157, Arriano, *Alexandri Anabasis*, descritto in BAP, D 39, fol. 581v-583r, nr. IV. XXI. Cf. Battelli (vedi nota 164), p. 256, nr. 4.

166 Codice non identificato.

167 Si tratta del commentario di Simplicio al *De caelo* di Aristotele identificabile, molto probabilmente, con il codice BAP, A 51. Cf. Battelli (vedi nota 164), p. 253, nr. 1.

168 Nel saggio di Battelli (vedi nota 164), p. 253, nr. 3, viene segnalato un codice in greco con le opere di Senofonte, attualmente alla segnatura BAP, B 34.

169 Codice non identificato. Delle tragedie di Seneca non si conoscono, comunque, versioni in greco; è possibile che Holste, anche se in latino, l'abbia annotato perché di particolare interesse.

170 Codice non identificato. Dovrebbe essere una copia del *Sancti Eucherii Lugdunensis episcopi Epitome operum Cassiani*.

171 Corciano, località situata tra Perugia e il Lago Trasimeno. Qui era posto il campo pontificio a difesa della città di Perugia. Cf. Chiacchella (vedi nota 27), p. 225 e Brunelli (vedi nota 27), p. 255.

profectus, obivi colles novis castris occupatos. Vesperi Perusiam redij scripsique de tota re ad Card. Barberinum[172]. Misi 2^{dum} mandatum procurae scripsique Can^{co} Tighetto[173] de possessione capienda.

9. Dom. XI[174]. mane ad me misit Card. Legatus, ut in castra redirem ad Dn. Praefectum ageremque de subsidio Citernam[175] mittendo. Quod mox factum veni enim ad castra circa meridiem, inde consultationes de securitate viarum circum castra, Malvasia[176] exploratum missus, inde auxilia missa Citernam. Ego vesperi in castris permansi cum Dn. Praefecto, cum quo media nocte stationes et excubias circuivi, ut hostium ignes exploraremus. Captivi nostri a praefecto redemti ad castra rediere[177].

10. Lun. S. Laurentij. Summo mane Perusiam redij ad Card. Legatum, cuius nomine cursorem misi Tifernum ad Tobiam Pallavicinum[178], et de subsidio mox affectare praemonui. Ante prandium literas accepi a Card. Barb^{o}[179], quibus respondit meae gratiarum actioni pro collato canonicatu. Scripsi deinde ad Card. Barb^{um}[180] de statu rerum nostrarum et observatis in castris. Scripsi defensoribus Frattae de excubijs agendis[181].

11. Mart. decubui. Accepi varias literas amicorum gratulantium mihi canonicatum S. Petri, quibus respondi. Per D^{num} Prosperum Giovium[182] praemonui Praefectum de hostium conatu praeveniendo in occupando castello Preggio[183] alijsque circum vicinis.

---

172 Cf. BAV, Barb. lat. 6491, fol. 100r-101r.

173 Giovanni Nicolò Tighetti, segretario di Francesco Barberini. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 422, nr. 23; Costantini (vedi nota 95), p. 165, nota 1.

174 In questo caso, il riferimento all'undicesima domenica dopo Pentecoste è giusto. Vedi sopra nota 119.

175 Citerna, località dell'alta valle del Tevere, a nord di Città di Castello.

176 Cornelio Malvasia (1603–1664), nobile bolognese, luogotenente generale della cavalleria delle truppe pontificie, noto soprattutto per essere stato un grande esperto di astronomia e astrologia. Cf. M. E. Massimi in DBI, vol. 68, Roma 2007, p. 297.

177 Captivi – rediere: *postea adiunctum*.

178 Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 41r-v e 43v. Tobia Pallavicini, genovese, altro comandante delle truppe pontificie. Durante la guerra avrà non pochi contrasti con il Malvasia per la direzione di alcune azioni. Cf. Chiacchella (vedi nota 27), p. 237; Chiovelli (vedi nota 25), pp. 171 e 176; Brunelli (vedi nota 27), pp. 253 e 259.

179 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 99r.

180 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 86r-91r, com mappa di mano di Holste degli accampamenti militari pontifici distribuiti nel territorio perugino a fol. 90r.

181 Scripsi – agendis: *postea adiunctum*. Durante la guerra di Castro, la Fratta subirà un attacco da parte delle truppe medicee ma riuscirà a resistere. Cf. Guerrini (vedi nota 94), pp. 278–281.

182 Personaggio non identificato. I Giovio sono comunque una famiglia attestata anche a Perugia. Cf. per esempio G. B. Vermiglioli, Biografia degli scrittori perugini e notizie delle opere loro, Perugia 1829, pp. 132sg e passim.

183 Frazione del comune di Umbertide.

12. Merc. decubui. Accepi litteras Fratta de statu loci a defensoribus. Perscripsi ea de re ad D^num^ Praefectum[184], de praesidio augendo ad coercendas excursiones in proximam vallem Niconis[185]. Accepi circa vesperam literas a C. Barb^o^[186], quibus respondit meijs 8 die Aug[187]scriptis de castris Corcianum[188] reductis. Has literas misi ad D^num^ Praefectum. Noctu cursor ad me venit ex castris a Domino Praefecto missus de dissidio orto inter Gubernatorem Brancaccium[189] et Caporionem Petrum Iacobum Alessi[190], quod me componere voluit.

13 Iovis. Egi cum Guber^re^ et Alessio. Scripsi de hac re ad Card. Barb. ut et de statu Frattae[191]. Vesperi de tota re staffettam misi ad Dn. Praefectum[192].

14. Vener. Vigil. Scripsi ad defensores Frattae et ad Praefectum de negotio Gub^ris^[193]. Item ad Card. Barberinum. Item egi cum Gub^re^ de componendo negotio.

15. Misi ad Praefectum de Castiglione[194] et negotio Guber^ris^. Accepi literas Roma de canonicatu et respondi. Venit ad me ex castris Jul. Miletus[195] de dissidijs cohortis Germanicae.

16. Domin. summo mane venit miles ex castris a Prin. Praef^o^ missus cum literis de Cap^neo^ Bono[196] Frattam cum munitione destinato. Item cum alijs, quibus adjunctum

---

184 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 92r–v.

185 La valle del Niccone, affluente di destra del Tevere, si trova nell'Umbria settentrionale, ai confini con la Toscana.

186 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 100r-101r.

187 Lettera non conservata.

188 Lettera non conservata.

189 Il personaggio potrebbe essere identificato con Giuseppe Brancaccio, menzionato in Chiacchella (vedi nota 27), p. 226. Un „Cavaglier Brancaccio" è ricordato anche in BAV, Barb. lat. 6489, fol. 100r.

190 Sui caporioni di Perugia al tempo della guerra di Castro cf. Chiacchella (vedi nota 27), p. 223, nota 23. Pietro Giacomo Alessi potrebbe essere lo stesso personaggio citato in E. Irace, La nobiltà bifronte. Identità e coscienza aristocratica a Perugia tra XVI e XVII secolo, Milano 1995, p. 50, nota 37.

191 Lettera non conservata.

192 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 93r-95v.

193 Seguono depennate le parole: *et aquila substituenda.*

194 Si tratta, probabilmente, di Pietro Gaetani, luogotenente di Fulvio II Alessandro della Corgna (1589–1647), governatore di Castiglione del Lago, assente dalla città durante questa fase del conflitto e successivamente molto criticato per aver permesso ai Medici la conquista del suo feudo senza opporre resistenza. Cf. Chiacchella (vedi nota 27), pp. 227sg.; cf. anche Chiovelli (vedi nota 25), pp. 175sg.

195 Giulio Mileti, gentiluomo del prefetto di Roma Taddeo Barberini. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 460, nr. 412.

196 Personaggio non identificato.

erat exemplum literarum, quas Praefectus scripturus erat Gubernatori Brancaccio. Statim remisi militem cum responso scripsique ad Principem[197] et Baronem de Reiffemberg[198] de dissidijs cohortis Germanicae componendis. Egi cum Fabr. Caraffa[199] de pacando Gub^re^.

17. Lun. D^nus^ Cardinalis in castra iturus egit mecum de praesidio Montis Alti[200]. Adfuit mihi Baro Reiffemberg, egit de compositione coh. Germ^cae^, de excursione, quam moliebatur in hostem. Gub^tor^ Brancaccius misit mihi legendas literas Domini Praefecti ad se scriptas, de dissidio componendo. Card. Legatus egit mecum de alio nosocomio constituendo. Vesperi binas accepi literas a Card. Barb. scriptas de rebus castrensibus die 15 Augusti[201]. Descripsi versionem Arriani[202].

18. Mart. accepi literas a P. Praef^o^ cum copia literarum ad Gub^rem^ Brancaccium. Accepi literas Roma de capta possessione canonicatus die Assuntionis B. V.[203], item alias a P. Oliva et P. Morone[204] et respondi singulis, ut et Card. Barberino.

19. Mercur. Versi Arriani Ἔκταξιν[205], quia equo destitutus ad castra proficisci non potui. Vesperi nuncius de praelio commisso.

---

197 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 97r-98v e 100r-v.

198 Si tratta di Giovanni Swichardo, Barone di Reiffenberg e colonnello dei dragoni delle truppe pontificie. Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 97r oppure fol. 100rv. Cf. anche BAV, Barb. lat. 6489, fol. 38v.

199 Fabrizio Carafa (1608–1647), nobile napoletano, fu al centro di alcune delle vicende più importanti degli anni tra il 1630–1640, tra cui la rivolta della nobiltà napoletana contro gli spagnoli. Protetto dei Barberini, fu nominato governatore di Subiaco a partire dal 1640 per sottrarlo alle vendette del vicerè. Cf. M. T. Bonadonna Russo (a cura di), Giovanni Battista Spada. Racconto delle cose più considerabili che sono occorse nel governo di Roma, Roma 2004 (Miscellanea della Società Romana di Storia Patria 49), p. 147, nota 190.

200 Holte si riferisce al castello di Montalto, nei pressi della Fratta (attuale Umbertide), posto a controllo della valle del Niccone. Cf. Chiacchella (vedi nota 27), p. 243.

201 Una è in BAV, Barb. lat. 6491, fol. 110r-111r.

202 Descripsi – Arriani: *postea adiunctum*.

203 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 110r-111r.

204 Alberto Morone (1602–1646), gesuita, storico e biografo di Urbano VIII. Cf. Costantini (vedi nota 95), pp. 77–79.

205 È l'*Ἔκταξις κατὰ Ἀλανῶν o Acies contra Alanos*, altra opera di carattere militare di Arriano sull'esercito romano, conservata nel cod. *Laurentianus* gr. LV 4 che trasmette il testo della *Τέχνη Τακτική* e di cui esiste una traduzione latina di Holste in BAV, Barb. gr. 200, fol. 65r-66r, quasi sicuramente quella fatta durante il soggiorno perugino. Per una descrizione del codice vaticano cf. J. Mogenet, Codices Barberiniani graeci. Tomus II. Codices 164–281, Città del Vaticano 1989, pp. 42sg. Per la traduzione italiana di quest'opera di Arriano si veda A. Sestili (a cura di), Lucio Flavio Arriano. L'arte tattica, Roma 2011, pp. 153–179.

20. Mane cum Card. Caesi (!) profectus sum Corcianum ad castra, egi cum P. Prefº nomine Card. Barbni de non scribendo misivos [?] et alijs. Vesperi scripsi Card. Barbno[206].

21. Venerdi cum Dn. Vincentio della Marra[207], cum Duce Sabello, vesperi cum Dn. Caraffa.

22. Sabb. mane discessi Perusiam revocatus ex itinere a P. Prefº. Egit mecum Praefus de repagulis Clanis fl.[208] et conatu hostium[209]. Egi eadem de re cum D. Vin. Marra, cui scripto exposui itinera, vias pontesque ad Clanim[210]. Consilium de emittenda parte exercitus ad prohibendum inimicum. Vesperi missus Malvasia. Accepi literas a Card. Barberº, quibus respondet meis ad 14 Aug. datis de negotio Gub. Brancaccij. Rescripsi vesperi de conatu hostium ad Clanim impediendo[211].

23. Dom. emisi banditos Civ. Plebis et M. Leonis[212], ut coniungerent se Malvasiae et hostium molitiones explorarent.

24. Lun. Vig. P. Praefus fuit Perusiae. Accepi literas a Card. Barbº datas 23 de hostium conatu impediendo[213]. Vesperi fui in Plebe Episcopi[214].

---

206 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 102r-104r.

207 Vincenzo della Marra, condottiero napoletano che, insieme a Fabizio Carafa, fuggirà dalla città partenopea dopo i falliti tentativi di rivolta. Diverrà maestro di campo e generale di un reparto delle truppe pontificie durante la guerra di Castro e sostituirà il duca Federico Savelli nella direzione delle operazioni. Cf. Demaria (vedi nota 27), p. 230; M. Gottardi, Corrispondenze diplomatiche veneziane da Napoli: Dispacci. 16 novembre 1632–18 maggio 1638, Roma 1991 (Corrispondenze diplomatiche veneziane da Napoli 7), pp. 128, 193 e 212; Brunelli (vedi nota 27), pp. 256sg.

208 L'antico fiume *Clanis*, affluente del Tevere menzionato da autori antichi come Plinio il Vecchio (*N.H.* III, 53), Strabone (V, 2, 9 e 3, 7) e Tacito (Ann. I, 79). Coincidente in parte con il moderno Chiana, è oggi estinto a seguito delle enormi opere di bonifica cui fu sottoposto durante vari periodi storici.

209 L'episodio è ricordato in R. Chiovelli (vedi nota 27), p. 8.

210 Si tratta, probabilmente, della lettera in BAV, Barb. lat. 6489, fol. 106r-107v. Cf. BAV, Barb. lat. 6491, fol. 113r.

211 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 105r–v.

212 Monte Leone d'Orvieto.

213 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 112r.

214 Castello di Pieve del Vescovo, così chiamato perché per secoli è stato di proprietà della mensa arcivescovile di Perugia, sorge su una collina che domina la valle del Caina, nei pressi di Corciano. Ai tempi di Holste era occupato da Fulvio II Alessandro della Corgna sopra ricordato, che verso la fine del 1643 vendette il maniero ai degli Oddi. Cf. F. F. Mancini (a cura di), Pieve del Vescovo: una residenza fortificata nei dintorni di Perugia, Perugia 2003, pp. 15–34 e 55sg.

25. S. Bartholom. Pransus cum Maurello[215]. Egi cum Marra de diversione ad Clanim scripsique eadem de re ad Card. Barberinum[216] per P. Aquavivam[217]. Vesperi[218] habui breve ap[ostolic]um de sacerdotio extra Urbem tempusque suscipiendo. Scripsi P. Giardae[219] et alijs.

26. Mercordì Mane venit ad castra D^nus^ Balancè[220] cum D^no^ Malatesta Albano[221]. Egi cum utroque prolixe. Inde literas aut commonitorium potius accepi a Card. Cesi (!) de subsidio mittendo Citernam, cui respondi[222] nomine Principis Praefecti. Post prandium D^nus^ Praefectus lustravit castra cum D^no^ Balancè et Vinc. La Marra, magno comitatu officialium. Scripsi Carolo Morono[223] de Aeliano[224].

---

215 Si tratta forse di Alfonso Maurelli († 1649), monsignore e gentiluomo di Francesco Barberini. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 424, nr. 35. Un Maurelli è ricordato anche in BAV, Barb. lat. 6489, fol. 112r.

216 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 108r-109r.

217 Ottavio Acquaviva d'Aragona (1608–1674, cardinale dal 1654), pronipote dell'omonimo arcivescovo di Napoli e cameriere segreto di Urbano VIII, fu elevato al cardinalato da Innocenzo X. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 31.

218 *Per – vesperi*: postea adiunctum.

219 Cristoforo Giarda (1595–1649), ultimo vescovo di Castro, nominato nel 1648. Il suo assassinio, avvenuto il 19 marzo 1649 a Monterosi, fu all'origine della seconda guerra di Castro. Cf. Demaria (vedi nota 27), p. 252; R. Luzi, L'inedito „Giornale" dell'assedio, presa e demolizione di Castro (1649) dopo l'assassinio del Vescovo barnabita Mons. Cristoforo Giarda in: Barnabiti Studi 2 (1985), pp. 19–23.

220 Achille d'Estampes de Valençay (1593–1646, cardinale dal 1644), francese, fu ingegnere militare e, più tardi, cardinale. Cf. Gauchat (vedi nota 73), pp. 26sg.; Chiovelli (vedi nota 25), pp. 161sg., nota 10; Brunelli (vedi nota 27), pp. 253sg.

221 Malatesta Albani (1617–1645), nobile urbinate e militare delle truppe pontificie, zio di Giovan Francesco Albani, futuro papa Clemente XI. Sul personaggio cf. Costantini (vedi nota 95), p. 115, nota 2. Cf. anche Völkel (vedi nota 5), p. 446, nr. 264.

222 Lettera non rintracciata.

223 Carlo Morone, sottobibliotecario di Francesco Barberini dal 1636 al 1666. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 445, nr. 245; Vian (vedi nota 10), pp. 460sg.

224 Potrebbe trattarsi della *Τακτικὴ Θεωρία*, trattato di arte militare che Holste avrebbe usato per la sua traduzione della *Τέχνη Τακτική* di Arriano. Com'è noto, infatti, la somiglianza tra i due manuali ha fatto spesso parlare gli studiosi di una dipendenza delle due opere da una stessa fonte quando, non addirittura, di uno stesso testo tramandato da due diversi autori (per esempio in H. Köchly, De libris tacticis, qui Arriani et Aeliani feruntur, Turici 1851, pp. 21–23). È interessante segnalare, a questo proposito, che nel cod. BAV, Barb. gr. 69 sono contenuti, ai fol. 63r-67v, copia dell'indice e una serie di appunti di mano di Holste relativi al cod. *Laurentianus* gr. LV 4, uno dei testimoni principali anche del trattato militare di Eliano e che il tedesco vide e copiò, probabilmente, durante il suo soggiorno fiorentino nel 1641. Cf. Völkel (vedi nota 14). Sul BAV, Barb. gr. 69 cf. V. Capocci, Codices Barberiniani graeci. Tomus I. Codices 1–163, Città del Vaticano 1963, pp. 71–75. Un'altra possibilità è che si tratti del *De natura animalium* di Claudio Eliano di Preneste, attuale cod. BAV, Barb. gr. 271. Cf. Mogenet (vedi nota 205), pp. 115sg. L'interesse di Holste per quest'opera è del resto testimoniato anche da appunti su un altro taccuino redatto a Oxford nel 1623, il BAV, Barb. gr. 7, con note a fol. 137r e a fol. 165v. Sul soggiorno inglese di Holste cf. Rietbergen, Lukas Holstenius (vedi nota 5), pp. 207sg.; Völkel (vedi nota 5), pp. 269sg.

27. Jovis. Summo mane accepi literas a Card. Barberino[225] ad meas 22 datas[226] de diversione ad Clanim instituenda, de quibus egi cum D^no^ Della Marra. Venit deinde Card. Caesius ad castra sollicitatum auxilia ad defendendam Citernam et Civit. Castelli, de qua re pridie ad me scripserat. Post prandium discessit Dn. Balancè Bononiam versus cum Malatesta Albano.

28. Vener. Scripsi Card. Barberino de adventu Balanzè hostiumque conatu ad Citernam. Accepi literas a Cardin. Caesio cum relatione militis fugitivi de copijs M. Ducis ad Citernam. De ea re egi cum P. Praef^o^ et D^no^ La Marra.

29. Sabb. respondi Card. Cesi (!), deinde scripsi eidem de delineatione Frattae transmittenda. Habui deinde duplex responsum eius nomine ab Andrea Cardolo[227] ejus Auditore, cui ante noctem respondi illico [...], nuncium attulit de recuperato Monte Leonis[228].

30. Domin. 14[229]. Pent. Venit Card. Dungus Legatus[230] in castra paulo ante prandium, cui totum diem impendi.

31. Lun. mane profectus Card. Dungus. Habui literas a Card. Caesio pro negotio Marchionis Sorbelli[231], quibus expedito negotio respondi. Vesperi cum Pr. Pref^o^ de vijs invadendi hostem ad Citernam.

September

1. Mart. redijt exercitus ad castra post receptum M. Leonis. Habui literas a Card. Barb^o^[232]. Respondi vesperi de captivis et de Citerna[233]. Scripsi Card. Caesio de grano Preggij.

---

225 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 113r.

226 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 105r-v.

227 Andrea Cardoli († 1665), narnese, fondatore della biblioteca della sua città.

228 Il 10 settembre del 1643 il borgo di Monte Leone verrà riconquistato dagli ecclesiastici. Cf. Chiovelli (vedi nota 27), p. 9.

229 Quattordicesima domenica dopo Pentecoste. Vedi sopra nota 119.

230 Giovanni Stefano Donghi (1608–1669, 1643 cardinale) avrà un ruolo fondamentale nella stipula del trattato che concluse la prima guerra di Castro. Cf. Demaria (vedi nota 27), p. 232; Gauchat (vedi nota 73), pp. 26, 68 e 209; Weber (vedi nota 30), pp. 251 e 646.

231 Dovrebbe trattarsi di Uguccione I Bourbon del Monte Santa Maria, marchese di Sorbello, reggente dal 1640 al 1660. Cf. U. Ranieri, Sorbello e i suoi marchesi reggenti. Breve storia del feudo tra l'Umbria e la Toscana nei secoli XIV–XIX, Perugia 1969, pp. 24 e 38.

232 Potrebbe essere BAV, Barb. lat. 6491, fol. 113r

233 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 110r–v.

2. Mercurij. Scripsi alias eidem eadem de re per cursorem, quem cum responso ad me remisit. Accepi literas a Card. Barberino Capponrum [?][234]. Pr. Praef° captivi redditi[235].

3. Jovis. Accepi literas Card. Caesij de demolitione Pontis Butteronis[236] cum adjuntis (!) literis canonici Civitatis Plebis[237] de hostium novo conatu post abitum nostri exercitus. Scripsi Card. Barb°.[238] de Capponis, Helvetijs, Malvasia et Maurello[239] cum copia literarum Civit. Plebis.

4. Venerdi. Habui literas Card. Caesi (!) cum inclusis Card. Cesarini[240] de milite expungendo, alias eiusdem cum inclusis Tobiae Pallavicini de subsidio mittendo Citernam. Post prandium profectus sum Perusiam, ut agerem cum duobus. Vesperi egi de Perusinis mittendis ad castra. Prospeximus ignes castrorum D^ni della Marre (!) ad S. Martinum supra Tabernellas[241], qui cum 2500 hominibus eo die profectus est ad divertendum hostem.[242]

5. Sabbato. Mane iterum egi cum Card^le Legato. Deinde Perugiae scripsi ad Card. Barberinum de hac tractatione[243]. Inde reversus ad castra retuli ad D^num Praefectum de omnibus et de obsidione Citernae[244]. In castris variae consultationes de itinere D^ni della Marra et motu hostium ad impediendos eius conatus.

6. Domin[245]. mane rescitum de discessu hostium ex stativis ad Maionem[246]. Variae consultationes de subsequendo. Circa meridiem castra nostra moverunt e Corciano

---

234 In BAV, Barb. lat. 6489, fol. 111r è ricordato l'incontro di Holste con un certo marchese Capponi e il fratello abate.

235 *Capponorum – rediti*: postea adiunctum.

236 Ponte sulla Chiana. Cf. BAV, Barb. lat. 6489, fol. 55r e fol. 106r-107v, con disegno autografo di Holste della situazione del ponte a fol. 107r.; BAV, Barb. lat. 64911, fol. 112r. Su questo ponte cf. anche G. Prunai, Ascanio della Cornia e la sorpresa di Chiusi (22–23 marzo 1554), in: Bullettino Senese di Storia Patria 45 (1938), pp. 103 e 119.

237 Cristoforo Toti, canonico della cattedrale di Città della Pieve. Cf. BAV, Barb. lat. 6491, fol. 117r.

238 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 111r-112v.

239 Vedi sopra nota 215.

240 Alessandro Cesarini (1592–1644, cardinale dal 1627), fu maestro di camera di Urbano VIII. Durante la guerra di Castro, comunque, non sembra aver avuto un ruolo importante. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 21; L. Bertoni in DBI, vol. 25, Roma 1980, pp. 182sg; Weber (vedi nota 30), pp. 572sg.

241 Frazione del comune di Panicale, sulla riva orientale del Lago Trasimeno.

242 L'episodio è ricordato in Chiacchella (vedi nota 27), p. 240.

243 BAV, Barb. lat. 6489, fol. 114r-115v. Cf. BAV, Barb. lat. 6491, fol. 118r.

244 Segue depennato: *6 Dominica*.

245 *6 Domin*: corr. ex *7 Lunae*.

246 Magione, località nei pressi del Lago Trasimeno, dove si trovava un accampamento mediceo del principe Matthias. Cf. Chiacchella (vedi nota 27) p. 237; R. Chiovelli (vedi nota 27), p. 8: „Vincenzo della Marra, nuovo generale pontificio, cerca di difendere il perugino prendendo l'offensiva e punta

ad diversorium Ulmi[247]. Ego Perusiam profectus iterum egi cum Card. Caesio de suppetijs Perusinorum mittendis ad D^num^ Praefectum. Interim vesperi venit nuncius cladis acceptae ad Mongiovinum[248]. Sub tertiam horam noctis Praefectus cum exercitu Perusiam venit.

7. Lunae.[249] Mane variae relationes de magnitudine cladis. 7 insignia clanculum subducta ad me perlata. Circa meridiem accepi Aelianum[250] per cursorem. Egi cum Praef^o^ de novis castris metandis ad Agellum[251] vel S. Marinianum[252]. Item de subsidio mittendo Citernam.

8 Mart[253]. exercitus per urbem in stativis collocatus fuit. Scripsi Romam ad Card. Barb.[254] et Dn. Alonsum de clade.

9. Merc[255]. Mane vocatus a Praefecto, qui mecum egit de Priami[256] fuga et cohortis Germanicae tumultu. Famulus Hermannus[257] discessit Romam. Vidi bibliothecam publicam[258].

10. Jovis. Venit D^nus^ Angelus Parracianus[259] Perusiam. Sub primam noctem cives exciti ad arma. Scripsi sub noctem ad Card. Barberinum per Angelum Parr.

---

sul campo mediceo di Magione ma, attaccato da Alessandro del Borro, è costretto a ripararsi a Mongiovino, dove sconfitto viene fatto prigioniero (Barb. lat. 9278)"; sul luogo in epoca romana cf. Sisani (vedi nota 76), p. 31.

247 Olmo, tra il Lago Trasimeno e Perugia. Il *diversorium* è da identificare molto probabilmente con l'„osteria dell'Olmo", ricordata anche in A. Fabretti, Biografie dei capitani venturieri dell'Umbria, vol. III, Montepulciano 1844, p. 98, dove viene specificato che dista 3 miglia da Perugia.

248 Altra frazione del comune di Panicale, nota per la presenza di un cinquecentesco santuario mariano. La sconfitta cui si riferisce Holste è quella subita dalle truppe papali guidate dal Malvasia contro quelle del principe Matthias de' Medici. Cf. Demaria (vedi nota 27), p. 232; Chiacchella (vedi nota 27), p. 240.

249 *7 Lunae*: corr. ex *8 Martis*.

250 Vedi sopra nota 224.

251 Agello, frazione del comune di Magione.

252 S. Mariano dei Colli, nel comune di Corciano.

253 *8 Mart.*: corr. ex *9 Mercurij*.

254 Lettera non conservata.

255 *9 Merc.*: corr. ex *10 Jovis*.

256 Personaggio non identificato; forse, in questo caso, si tratta di un nome in codice.

257 Potrebbe trattarsi di un servitore di Holste.

258 Vedi sopra p. 173, nota 41.

259 Don Angelo Parracciani (1627–1691), maestro di casa di Francesco Barberini. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 431, nr. 97.

11. Veneris. Scripsi commonitorium D^no^ Angelo de erratis varijs in disciplina militari, item de difectu militum Germanorum instituendo eiusque modis et medijs. Hostis castra movit a S. Martino[260] ad Pilam[261].

12. Sabb. mane cum Card. Caesio misimus Fulgineum et Tuder ad cogendos milites. Venit D^nus^ Valancè iunior[262] cum literis Card. Barberini.[263]

13. Dom^ca^. Pransus cum Card. Caesio. Postea convocatus a Dn. Praefecto ob reditum Priami ad hostes[264] et de situ Burghi S. Sep^cri^[265] perquirendo, quod feci.

14. Lunae. Vocatus ad Card. Caesium, ne copiae revocentur Tiferno. Inde ad Praef^um^ ivi ad S. Petrum, cui retuli de situ Burghi S. Sep^cri^ . Venit Marchio Matthaei[266]. Post prandium prolixe actum de situ vijsque regionis et diversione instituenda. Vesperi ad Card. Legatum de eadem re.

15. Mart. venit P. Morone, et Malvasia redijt Roma. Accepi literas a Card. Barb^o^[267], cui rescripsi de statu exercitus, adventu M. Matthaei et P. Moronis, de militibus Germanis conscribendis, de diversione ad Tifernum.

16. Mercurij. Consultatum de castris metandis et ponte novo intercidendo.

17. Jovis. Habui literas a Card. Barb^o^ de varijs capitibus per Dn. Angelum propositis.

18. Veneris. Habui alias a Card[268]. ad meas, quas 15 scripsi.

---

260 S. Martino in Colle, frazione del comune di Perugia.

261 Frazione del comune di Perugia, 12 km a sud-ovest della città.

262 Si tratta del nipote del Valençay, Henri d'Étampes de Valençay (1603–1678). Cf. Costantini (vedi nota 95), pp. 110sg., nota 2.

263 Lettere non conservate.

264 Dopo *hostes* segue depennata parole non letta.

265 Borgo S. Sepolcro, o più comunemente Sansepolcro, in provincia di Arezzo e al confine tra Toscana e Umbria.

266 Luigi Mattei (1609–1665), nobile, ufficiale dell'esercito imperiale, verrà nominato, durante la prima fase della guerra di Castro, luogotenente generale della cavalleria nelle province di Umbria, Sabina e Campagna. Cf. Brunelli (vedi nota 27), pp. 255–257, e id. in DBI, vol. 72, Roma 2008, p. 170sg.

267 Potrebbe essere BAV, Barb. lat. 6491, fol. 118r, datata Roma, 13 settembre 1643.

268 BAV, Barb. lat. 6491, fol. 119r-121v. Si tratta dell'ultima lettera conservata di Barberini a Holste, Roma, 15 settembre 1643.

19. Sabb. scripsi Card. de tormentis bellicis hostis eorumque forma, de Pallavicini reditu. Venit Archiep. Benevent.[269] et Hier. Mart.[270]

20. Domin. pransus sum apud Pref^um cum Archiepiscopo Benevent^o.

21. Lun. S. Matthaei. Mane Card. Barberinus venit Perusiam, pransus est cum Card. Caesio. Inde vesperi ad S. Petrum. Noctu missus fuit equitatus noster ad intercipienda castra hostium, sed irrito conatu.

22. Mart. toto die adfui Em^mo Card. Barberino, qui post mediam noctem discessit. Habui literas a clero Wirtembergensi[271].

23. Merc. in Arriano fui occupatus. Vesperi discedere coepit exercitus versus pontem S. Joannis.

24. Circa horam prandij discessit D. Pref^o ad castra. Vidi bibliothecam Giglioli.[272]

25. Venerd. Absolvi Arrianum. Hostis minabatur transitum fl. Tib.

26. Sabb. Pransus sum cum PP. Jesuitis[273]. Consultationes variae cum Card. Caesio de sistendo progressu inimici. Pars castrorum hostis incensa et hostis a S. Valentino[274] retrocessit Spinam[275]. Noster exercitus movit in collem suburbanum extra portam S. Costantij[276].

27. Dom. mane perlustravi magnam partem civitatis. Post prandium cum Card. Caesio de diversione instituenda. Inde evocatus fui a D. Praef^o ad castra, qui consultabat de Cortonensi agro invadendo, quod ut intempestivum dissuasi. Egi de parte exerci-

---

269 Giovanni Battista Foppa (1603–1673, arcivescovo dal 1643), succeduto al Maculani. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 113; R. Ritzler/P. Serfin, Hierarchia Catholica Medii et Recentioris Aevii, vol. V, Patavii 1952, p. 118; F. Grassi, I pastori della Cattedra Beneventana, Benevento 1969, pp. 140sg.

270 *Venit – mart*: postea adiunctum. Forse si tratta di Girolamo Martinozzi. Cf. Völkel (vedi nota 5), p. 475.

271 *Habui – Wirtembergensi*: postea adiunctum.

272 Vidi – Giglioli: *postea adiunctum*. Su questa biblioteca vedi sopra p. 174, nota 42 e Cecchini (vedi nota 41), passim.

273 La chiesa e il collegio dei Gesuiti si trovano nell'odierna piazza Matteotti, già del Soprammuro.

274 Odierna S. Valentino della Collina, frazione del comune di Marsciano, situata lungo la strada che da Marsciano conduce al Lago Trasimeno.

275 Altra frazione del comune di Marsciano, situata lungo la medesima direttrice.

276 Sui movimenti dell'esercito pontificio in questa parte della città cf. Chiacchella (vedi nota 27), pp. 240sg.

tus Tifernum remittenda. Vesperi coepi annum aetatis meae 48 circa primam horam noctis[277].

28. Lun. mane discessit P. Moronus.

29. S. Michaelis. Fui in castris. Vesperi celebrata solemnitas coronationis Summi Pontificis[278].

30. Mane vidi musaeum Scipionis Staffae[279] varijs Latinis[280] et Hetruscis[281] antiquitatibus instructum. Notavi sequentes inscriptiones[282]:

D · M · *sic*
CLAVDIA THETIS · FECIT SIbI[283]
ET · AVGVSTIANO · FILIO · SVO · ET · SVIS
POSTERISQVE EORVM · VIXI · ANN· XXVII

ibidem in urna parvula[284]

C · VOLCACIVS
C · F · VARVS
ANTICONAE [sic]
GNATVS

277 Holste era nato il 27 settembre del 1596. Vedi sopra p. 167.

278 Messa per il ventesimo anniversario dell'elezione di Urbano VIII, avvenuta il 29 settembre 1623.

279 Di Scipione della Staffa, vissuto nel XVII sec. ed esponente di una delle più nobili famiglie perugine, si sa solo che fu uomo d'armi e membro dell'accademia perugina degli Insensati. Pochissime informazioni abbiamo anche sulla collezione privata di antichità della famiglia, che al tempo di Holste doveva essere sistemata verosimilmente nella villa suburbana dell'„Inserviziata", nei pressi del convento di Monteripido. Cf. Dareggi (vedi nota 1), p. 12, nota 13. Per alcune notizie biografiche sul personaggio si veda comunque A. Oldoini, Athenaeum Augustum in quo Perusinorum scripta publice exponuntur, Perusiae 1678, p. 301. Ringrazio la Prof.ssa E. Irace per l'informazione.

280 Salvo le iscrizioni, non conosciamo al momento altri pezzi di epoca romana che possono essere ricondotti con sicurezza alla collezione di antichità dei Della Staffa.

281 Alcune delle antichità etrusche della collezione sono quelle ora visibili al Museo Archeologico Nazionale dell'Umbria di Perugia, raggruppate nel fondo Conestabile della Staffa donato al Museo da Giancarlo Conestabile della Staffa (1824–1877), ultimo degli eredi maschi della dinastia.

282 CIL VI, 34940 = CIL XI, 315* = EDR 112222: *D(is) M(anibus). / Claudia Thetis fecit sibi / et Augustiano filio suo et suis / posterisque eorum; vixi(t) ann(is) XXVII.* Conservata nel magazzino della Soprintendenza per i Beni Archeologici dell'Umbria.

283 Holste annota *sic* riferendosi probabilmente alla lettera *b* di *sibi*, scritto in minuscolo.

284 CIL XI, 2084 = CIL XI, 315* = ILS 7836: *C(aius) Volcacius / C(ai) f(ilius) Varus / Antigonae / gnatus*, conservata nel magazzino della Soprintendenza per i Beni Archeologici dell'Umbria.

Vidi etiam designationem coemiterij antiqui S. Mustiolae prope Clusium[285] et duas incriptiones veteres inde allatas, quarum una edita est in P. Chiatto in Perugia Augusta pag. 516, ubi lapis SVLPICII legit non SVLPICI, ut male editum[286].

Et sequens non edita:[287]

VLPIAE · FAVSTI-
NAE VIRGINI · NAE
OFYTAE · QVAE · VIX
ANN · XIII · MEN · II
DIEB · XXV · DE
POSITA · VI · IDVS
IVL · IN PACE

multas quoque vidi icunculas[288] et numismata argentea et aenea[289]. Post prandium fui in castris.

October

1. Redijt equitatus noster Tuderte[290]; egi cum Abbate Feliciano de Tadino[291].

---

285 Catacombe cristiane di S. Mustiola, nei pressi della città di Chiusi. Come si evince da una notizia contenuta in S. Siepi, Descrizione topologico-istorica della città di Perugia. Pt. topologica, vol. 1, Perugia 1822, p. 397, Scipione della Staffa possedeva anche una pregevolissima collezione di disegni, alcuni dei quali dello stesso Perugino. Su questa raccolta di grafiche cf. anche G. Conestabile, Catalogue descriptive des anciens tableaux et des dessins appartenant a Monsieur le Comte Scipion Conestabile Della Staffa et exposés a Pérouse. Collection en vente, Florence 1871, pp. 41–62 e C. Bon Valsassina, Il segno che dipinge, Bologna 2002, p. 46.

286 CIL XI, 2560 = ILCV 1495 = ICI 11, 29 = EDR 085715: *Filius karissimus / Sulpicius Vincen/tius, qui vixit ann(os) / XXIII, mens(es) VI, dies / VI; Sulpicii Felicis/simus et Gelliane / parentes posuerunt. // Ne/o/fi/tus.* Attualmente irreperibile. L'opera menzionata da Holste è quella di Felice Ciatti, Delle memorie annali et istoriche delle cose di Perugia, raccolte dal molto R. P. M. Felice Ciatti francescano perugino, Perugia 1638, dove a p. 516 viene dato effettivamente il testo dell'iscrizione, con l'errore di trascrizione che segnala Holste.

287 CIL XI, 2563 = CIL XI, 315* = ILCV 1496 = ICI 11, 32 = EDR 085717: *Ulpiae Fausti/nae, virgini, n{a} e/ofytae, / quae vix(it) / ann(is) XIII, men(sibus) II, / dieb(us) XXV; de/posita VI Idus / Iul(ias), in pace.*

288 Potrebbe trattarsi di piccole statuette o di gemme intagliate.

289 Un riferimento alla collezione di monete antiche di Scipione della Staffa si trova in Ciatti (vedi nota 285), p. 38.

290 Todi.

291 Egi – Tadino: *postea adiunctum.* Il personaggio menzionato da Holste è forse da identificare con Angelo Feliciani, nipote del più noto Porfirio Feliciani (1554–1634), abate dell'Abbazia di S. Benedetto

2. Mane fui in monte S. Francisci et vidi novum fortalitium[292]. Inde ingressus hortorum coniunctum (!) ecclesiae parvulae haud procul extra portam S. Angeli[293]. Vidi varias inscriptiones, ex quibus notavi sequentes:[294]

[---]
[---] POMPONIO · COS
[---] AVG · L · DEMETRIVS · DEC · ⅄L[---]
[---]A · SABINA · DEC · ⅄L [---]
[---] ARIO · TI · CAESARIS · OST · DEC · ⅄L [---]
[---] HEGO · ET · VARRONE · COS · [---]
[---] MIGENIVS · AVG · VERN · [---]
[---]

ibidem[295]

D · M · S
THALLO · CONIVGI
SOTERIS · ET · EPAPHRODI
TVS · FIL · ET · EVPHRO
SYNVS · AMICVS
B · M · F ·

item in basi marmorea[296]

dal 1615 al 1633. Cf. R. Guerrieri, Storia civile ed ecclesiastica del Comune di Gualdo Tadino, Gubbio 1933, p. 321; R. Pignatti in DBI, vol. 46, Roma 1996, pp. 79–83.

292 Il fortilizio cui Holste fa riferimento è quello che si stava approntando intorno al convento francescano di Monteripido, sito in una delle colline più elevate di Perugia. Cf. Chiacchella (vedi nota 27) pp. 229–241.

293 Si tratta di alcuni pezzi della collezione Oddi sistemata, ai tempi di Holste, nel complesso di S. Matteo degli Armeni, proprio fuori Porta S. Angelo, di proprietà dei degli Oddi. Cf. Dareggi (vedi nota 1), p. 12, nota 14, con bibliografia precedente.

294 CIL VI, 34005 = CIL XI, 314*, 1: *[---] Pomponio co(n)s(ulibus) / [---] Aug(usti) l(ibertus) Demetrius dec(urio) ((denarios)) L[---] / [---]a Sabina dec(urio) ((denarios)) [---] / [---]ario Ti(beri) Caesaris ost (iarius?) dec(curio) ((denarios)) L[---] / [--- Cet]hego et Varrone co(n)s(ulibus) [---] / [--- Pri]migenius Aug(usti) vern(a) [---].* Perduta.

295 CIL VI, 27330 = CIL XI, 314*, 3: *D(is) M(anibus) s(acrum). / Thallo coniugi / Soteris et Epaphrodi/ tus fil(ius) et Euphro/synus amicus / b(ene) m(erenti) f(ecit).* Cf. Dareggi (vedi nota 1), p. 13, nota 15. L'iscrizione è ora conservata nel magazzino del Museo Archeologico Nazionale dell'Umbria.

296 CIL VI, 35880 = CIL XI, 2062 = CIL XI, 314*: *D(is) M(anibus). / Munatiae / Apolausi / Munatius / Hypnus / coniug(i) karis(simae).* Ora nel chiostro del Museo Archeologico Nazionale dell'Umbria.

D · M
MVNATIAE
APOLAVSI
MVNATIVS
HYPNVS
CONIVG KARIS

item[297]

D · M
C · CORNELIO
CASTELLANO
V · A · XIX · M · X
CORNELIA
INVENTA · FRATRI
B · M · F

Item Graecam hanc litteris miniatis:[298]

Θ · K
ΚΛΕΙΤΟΡΙΟΥ · CΩΜΑ · ΝΕΡΘΕΝ
ΠΝΕΥΜΑ · ΚΑΙ · ΨΥΧΗ · ΜΕΝΕΙ
ΕΡΠΑΓΗ · ΝΕΟC · ΦΙΛΟΙCIN
ΙΠΠΟΘΟΗ · ΚΑΙ · CΥΝΒΙῳ

3. Octob[299]. Mane vidi musaeum Caesaris Meniconij[300] cum D^no^ Scipione Staffa. Vidi picturas elegantissimas praecipuorum superioris aevi artificum et statuas aliquot veteres.[301] Imprimis lapidem, qui ex una parte duas habet personas tragicas virilem et femineam, ab adversa parte duas comicas et in medio thyrsum Bacchicum[302]. Inter veteres inscriptiones notavi duas:

297 CIL VI, 35024 = CIL XI, 314*, 2: *D(is) M(anibus) / C(aio) Cornelio / Castellano / v(ixit) a(nnis) XIX, m(ensibus) X; / Cornelia / Inventa fratri / b(ene) m(erenti) f(ecit)*. Attualmente irreperibile.

298 IGUR III, 1369 = CIL XI, 314*, 4 = EDR 128595: *Θ(εοῖς) Κ(αταχθονίοις) / [---]ρίου σῶμα νέρθεν, / πνεῦμα καὶ /ψυχὴ μένει· / ἡρπάγη νέος φίλοισιν / Ἱπποθόῃ καὶ συνβίῳ*. Perduta. Una seconda iscrizione greca di origine urbana, la IGUR III, 1181, confluirà più tardi nella collezione Oddi, attraverso l'acquisizione della collezione Gaddi di Firenze. Cf. Dareggi (vedi nota 1), p. 16, nota 23.

299 *3*: corr. ex *4*.

300 Su Cesare Meniconi († 1643) e la sua collezione d'antichità si veda A. Mori Paciullo (a cura di), Memorie storiche di Perugia di Cesare Meniconi, Perugia 1995, pp. 10sg., note sg. e pp. 99–103.

301 Di queste antichità non si ha più notizia.

302 Pezzo non identificato.

1ma[303]

AVGVSTO
LVCVS
SACER

in basi aut cippo marmoreo 4 circiter palmorum.

2 ibidem in basi marmorea, quae et a P. Chiatto edita est in libro de antiquitatibus Perusinis[304].

C · BETVO · C · F · TRO ·
CILONI · MINVCIANO
VALENTI · ANTONIO
CELERI · P · LIGVVIO
RVFINO · LIGVVIANO
AEDILI · IIVIR · QVINQ ·
SACERDOTI · III · LVCORVM · PR
CVRIAE · XV · POPVLORVM
PATRONO · MVNICIPII
BETVA · RESPECTILLA · FILIA
PATRI · PIISSIMO · L · D · D · D ·

Post prandium discedendi licentiam obtinui a Praefecto Urbis et Card. Caesio et paravi me itineri.

303 CIL XI, 1922 = ILS 5434. Perduta.

304 CIL XI, 1941 = ILS 6615: *C(aio) Betuo C(ai) f(ilio) Tro(mentina) / Ciloni Minuciano / Valenti Antonio / Celeri P(ublio) Liguvio / Rufino Liguviano / aedili IIvir(o) quinq(uennali) / sacerdoti III lucorum pr(aefecto) / E[tr]uriae XV populorum / patrono municipi(i); / Betua Respectilla fil(ia) / patri piissimo l(ocus) d(atus) d(ecreto) d(ecurionum).* Perduta. Cf. Ciatti (vedi nota 285), p. 464, dove, nella trascrizione della riga ottava, si nota una differenza con la trascrizione che ne fa Holste. Il Ciatti, infatti, integra la prima parola della linea con *Umbriae*, mentre il tedesco, come si vede, con *curiae* (vedi sopra p. 175). In realtà, la parola è da restituire in *Etruriae* e insieme alle altre che seguono e precedono designa una carica, quella del *praetor Etruriae XV populorum*, titolo probabilmente onorifico di alcuni magistrati romani di epoca imperiale, che riprendeva un'antica e prestigiosa carica etrusca. Del titolo fu insignito anche l'imperatore Adriano. Sui *praetores Etruriae XV populorum* in generale cf. B. Liou, Praetores Etruriae XV populorum (etude d'epigraphie) (Collection Latomus, 106), Bruxelles 1969. Su questa iscrizione cf. M. Torelli, Per una storia dell'Etruria in età imperiale, in: Rivista di Filologia e di Istruzione classica, 99, s. III, fasc. 4 (1971), p. 493.

4. Dom. S. Francisci. Mane profectus sum Perusia Asisium, ubi peracto sacro pransus sum et postea Gualdum[305] discessi. Eo perveni sub principium noctis. Uno paulo amplius miliari ab eo oppido vidi in colle opposito vestigia Tadini[306]. Diverti ad Abbatem Angelinum[307]. In vestibulo aedium eius seu abbatiae notavi lapidem antiquum cum hac inscriptione:[308]

M · AVRELIO · PRO ·
CVLO · EX · EVOKK ·
AVGG · NN ·
AVRELIA · CRISTIN ·
MARITO · INCON
PARABILI · ATQ · DVL
CISSIMO · MEMORIAE
CAVSA · HVNC · TI
TVLVM · POSVIT

5. Lunae. Mane profectus Eugubium mil. p. XII sed longissimum consideravi ductum viae Flaminiae, qui a Gaifana[309] vico recta ducebat Tadinum, et inde per mediam planiciem sub Fossato[310] Sugillum[311]. Eugubio ad pontem Riccioli[312] 8 m. p., ubi in viam Flaminiam redij, inde Cantianum 2 m., Callem[313] 6 m. Notavi in via varia veterum

305 Gualdo Tadino. Il centro antico si sviluppò circa 4 km a valle, nei pressi della via Flaminia, in località „Taino".

306 Sulle rovine del centro antico di *Tadinum*, recentemente messe in luce da scavi dell'Università degli Studi di Perugia, cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 146–149 e S. Sisani, Gualdo Tadino. Il municipium romano di Tadinum, in: A. Bravi (a cura di), Aurea Umbria. Una regione dell'Impero nell'era di Costantino, Viterbo 2012 (Catalogo della mostra, Spello 6 luglio–29 dicembre 2012), pp. 307sg.

307 Personaggio non identificato. L'abbazia è comunque quella di S. Benedetto. Vedi sopra nota 290.

308 CIL XI, 5666: *M(arco) Aurelio Proculo / ex evokk(atis) (!) / Augg(ustorum) nn(ostrorum) / Aurelia Crispina / marito incon/parabili (!) atq(ue) dul/cissimo memoriae / causa hunc ti/tulum posuit.* Da *Tadinum*, ma attualmente irreperibile.

309 Frazione del comune di Gualdo Tadino, nei pressi della via Flaminia. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 146. Su questo punto del taccuino cf. anche Almagià (vedi nota 5), p. 79.

310 Fossato di Vico.

311 Attuale Sigillo, comune in provincia di Perugia e non distante da Gualdo Tadino, situato sempre lungo la via Flaminia in direzione di Rimini. Conserva, in località Madonna di Ponte Spiano, un ponte romano che consentiva alla strada antica l'attraversamento del torrente Fonturci. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 150.

312 Pontericcioli, nel comune di Cantiano.

313 Cagli.

operum pontium scilicet et substantiorum vestigia[314] . Diverti vesperi ad PP. Dominicanos[315], quia hospitium oppletum fuit militibus.

6. Martis. Calle Acqualangam[316] m., inde ex Flaminia diverti Urbinum, via admodum difficilis. Firminianum[317] 7 m., inde arduus ascensus Urbinum usque 3 m. Diverti ad D^num^ Julium Veteranum[318].

7. Mercurij et 8. Jovis. Lustravi bibliothecam a capite ad calcem. Et meliorum codicum Hebraicorum, Graecorum et Latinorum indicem peculiarem confeci[319].

9. Veneris. Salutavi Card. Gabriellum Prolegatum[320] et Comitem Ubaldinum[321], ᵛidi etiam Michalorium[322]. Vidi officinam instrumentorum mathematicorum[323], varias etiam picturas Barocij[324].

---

314 Si tratta dei resti del Ponte Voragine e di quelli del Ponte Grosso, ponti di epoca romana che permettevano alla via Flaminia l'attraversamento rispettivamente del fosso della Scheggia e del fiume Burano. Cf. M. H. Ballance, The Roman Bridges of The Via Flaminia, in: Papers of the British School at Rome 19 (1951), p. 106, nr. 25 e 26; G. Radke, Viae publicae romanae, Tübingen 1971 (RE Supplementband, XIII), col. 1564; Sisani (vedi nota 76), p. 245.

315 I domenicani di Cagli avevano la loro sede nel monastero di San Nicolò.

316 Acqualagna, in provincia di Pesaro e Urbino, nei pressi della gola del Furlo. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 248. Dopo il toponimo segue uno spazio bianco per l'indicazione della distanza.

317 Odierna Fermignano, località in provincia di Pesaro e Urbino, sul fiume Metauro.

318 Giulio Veterani (1601–1649), nobile urbinate. Cf. F. Negroni, Appunti su alcuni palazzi e case di Urbino, Urbino 2005, p. 57.

319 Cf. Moranti/Moranti (vedi nota 18), pp. 41sg.; P. Vian (vedi nota 10), p. 468, nota 102.

320 Giulio Gabrielli († 1677, 1641 cardinale), legato di Urbino nel 1643. Cf. Gauchat (vedi nota 73), pp. 25, 97 e 329; Weber (vedi nota 30), pp. 416 e 681sg. Fu molto attivo durante la guerra di Castro riuscendo, tra le altre cose, a respingere un attacco dei Veneziani alla città di Senigaglia, mosso il 4 settembre del 1643. Cf. S. Anselmi, Un episodio della guerra per il ducato di Castro: l'incursione veneziana contro Senigallia, Senigallia 1975, pp. 38–40.

321 Vedi sopra nota 124.

322 Jacopo Micalori (1570–1645) astronomo e matematico. Cf. Moranti/Moranti (vedi nota 18), p. 42; G. Dragoni (a cura di), Instrumenta. Il patrimonio storico scientifico italiano: una realtà straordinaria. Atti del convegno Una realtà straordinaria: il patrimonio storico-scientifico italiano tenuto a Bologna, 10–11 marzo 1990, Bologna 1991, p. 242.

323 Si tratta, molto probabilmente, del laboratorio per la costruzione di strumenti matematici e di orologi della famiglia Barocci di Urbino. Cf. F. Vetrano, La scienza del Ducato di Urbino, Urbino 2001, pp. 36sg. e 72.

324 Federico Barocci detto „il Fiori" (1535–1612), pittore urbinate della famiglia sopra menzionata. Cf. A. Petrucci in DBI, vol. 6, Roma 1964, pp. 423–428. Sulla bottega dell'artista cf. M. Mei, Il Diario di Francesco Maria II Della Rovere. Un ritratto privato, in: M. Mei/F. Paoli (a cura di), La libraria di Francesco Maria II Della Rovere a Casteldurante: da collezione ducale a biblioteca della città, Urbino 2008 (Collezioni di Casteldurante dai Della Rovere agli Ubaldini 24), p. 73.

10. Sabb. mane vidi bibliothecam Fed. Bonaventurae[325], nobilis et eruditi philosophi, et in ea Adrastum peripateticum de Musica[326] et alia quaedam Mathematica Barlaami[327] ms^{ta}. Post prandium cum Comite Ubaldino profectus sum Urbaniam[328], 7 m. Vesperi salutavi D^{num} Honoratum Ep^{um}[329].

11. Domin. mane ab eodem D^{no} Honorato sacrum sacerdotij ordinem suscepi in monasterio S. Clarae monialium Benedictinarum.[330] Post prandium perlustravi civitatem, vidi bibliothecam[331] et sepulturam ultimi ducis Francisci Mariae[332], illam in palatio ducum relictam monachis ignaris, hanc in ecclesia S^{ti} Crucifixi extra portam Roberarij[333]. Cognovi D^{num} Felicem Vicarium episcopi et canonicum[334], virum doctum, qui antiquum mihi ostendit instrumentum Othonis IV de Massa trabaria[335], quae iuris est S. Petri in Urbe.

---

325 Federico Bonaventura di Urbino (1555–1602). Cf. L. Firpo in DBI, vol. 11, Roma 1969, pp. 644–646. La biblioteca del filosofo doveva trovarsi, verosimilmente, nel palazzo di famiglia, Palazzo Bonaventura, ora sede di uffici dell'Università degli Studi di Urbino.

326 Degli scritti di Adrasto d'Afrodisiade (II sec. d. C.) sulla musica poco si è conservato, se non qualche informazione attraverso citazioni in Porfirio e di Teone Smirne. Altra copia di questo rarissimo trattato sulla musica del filosofo era conservata nella Biblioteca Brancacciana di Napoli. Cf. V. Trombetta, Storia e cultura delle biblioteche napoletane: librerie private, istituzioni francesi e borboniche, strutture postunitarie, Napoli 2002, p. 165.

327 Potrebbe essere l'opera *Arithmetica demonstratio eorum quae in secundo libro elementorum (Euclidis) sunt* di Barlaam di Seminara (1290–1348), filosofo, matematico e vescovo calabrese. Cf. S. Impellizzeri in DBI, vol. 6, Roma 1946, pp. 392–397 e D. E. Smith, Rara Arithmetica: A Catalogue of the Arithmetics Written Before the Year 1601, New York ^{2}2007, p. 315.

328 Urbania. Nota fino al 1636 col nome di Casteldurante, lo cambiò quando papa Urbano VIII la elevò al grado di diocesi e di città. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 240.

329 Onorato Honorati (1596–1683), primo vescovo di Urbania e S. Angelo in Vado, nominato da Urbano VIII nel 1636. Cf. E. Rossi, Memorie Ecclesiastiche di Urbania, Urbania 1936, vol. I, pp. 156–159.

330 Monastero delle clarisse benedettine di S. Chiara, dove Holste venne ordinato sacerdote. Cf. Mirto (vedi nota 5), p. 34, nota 122 e Vian (vedi nota 10), p. 468, nota 102.

331 Si tratta della biblioteca delle opere a stampa allestita nel Palazzo Ducale di Urbania da Francesco Maria II Della Rovere, il cui fondo è poi confluito in parte nella Biblioteca Alessandrina di Roma. Cf. S. Eiche, La Libreria Ducale a Casteldurante, in: M. Mei/F. Paoli (vedi nota 323), pp. 83–86 e J. Connors, La seconda vita della libraria di Urbania di Francesco Maria II Della Rovere a Manhattan, ibid., pp. 91sg.

332 Per la biografia del personaggio cf. G. Benzoni in DBI, vol. 50, Roma 1998, pp. 55–60.

333 Chiesa del SS. Crocifisso a Urbania, dove si trova la tomba di Francesco Maria II Della Rovere.

334 Francesco Felici, arcidiacono della cattedrale di Urbania e vicario del vescovo Onorato Honorati. Cf. G. Moroni (a cura di), Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, vol. 85, Venezia 1857, p. 315.

335 È il celebre diploma di Ottone IV sulla Massa Trabaria, datato 7 ottobre 1209, col quale l'imperatore prendeva sotto la sua protezione le pievi della Massa Trabaria, di cui indicava anche i confini. Del diploma, com'è noto, esistono varie versioni, molte ritenute spurie dalla critica. Su questo problema Cf. G. Cherubini (a cura di), T. Codignola, La Massa Trabaria, Firenze 2005 (Biblioteca Storica Toscana, Serie I 49), pp. 27–30. Per l'edizione di riferimento cf. A. Theiner, Codex diplomaticus dominii

12. Lunae. Mane redij Urbinum. Ad mediam viam in oratorio ad bivium[336] notavi lapidem antiquum cum hac inscriptione:[337]

D · M
T · OBVLSII
P · F

Ante prandium salutavi iterum Card. Gabriellum. Postea profectus sum Forum Sempronij m. p. 10. Redij in viam Flaminiam ad vicum Colmazzo[338].

13. Martis. Foro Flaminij[339] Fanum[340] m. p. 16, inde Senogalliam[341] m. p. 16. Vesperi vidi civitatem eiusque portum et munimenta ostendente Comite Corvo Urbinate militum tribuno[342].

14. Mercurij. Casa Brugiata divers.[343] m. p. 9. La Rocca di Fiumicino[344] 1 m. p., Anconam[345] 10 m. p., sed magna. Vidi portum et in eo arcum Traiani. Inspexi diligenter eius inscriptionem[346] ob varietatem exscriptorum controversam. Notavi in ea sic

temporalis S. Sedis, I, Romae 1861, pp. 43sg., nr. 55. Il documento visto da Holste doveva trovarsi, verosimilmente, nel palazzo del Governatore della Massa Trabaria, a Urbania.

336 Chiesa di S. Giovanni in Pozzuolo, nel comune di Urbino, lungo l'attuale strada provinciale Metaurense.

337 CIL XI, 6094: *D(is) M(anibus) / T(iti) Obulsii (!)/ P(ubli) f(ilii).*

338 Località nel Comune di Fossombrone, Calmazzo sorse nei pressi del diverticolo che dalla via Flaminia si staccava in direzione di *Urbinum Mataurense*. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 251.

339 Si tratta probabilmente di un errore per *Foro Sempronii. Forum Flaminii*, corrispondente all'attuale San Giovanni Profiamma, nel comune di Foligno, sarebbe infatti troppo lontana per essere raggiunta in giornata da Calmazzo, nel comune di Fossombrone.

340 Fano, l'antica *Fanum Fortunae*. Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 256–266.

341 Odierna Senigallia, antica *Sena Gallica*; cf. ibid., pp. 287–290.

342 Personaggio non identificato.

343 La località coincide con l'attuale Montemarciano, dove può essere localizzata la *statio ad Aesin*, che si trovava lungo la via litoranea, non lontano da Falconara. Cf. I. Di Cocco, La bassa valle dell'Esino: centuriazione e viabilità, in: Rivista di Topografia 13 (2003), pp. 93sg. Sull'„Osteria della Casa Bruciata", stazione di posta, cf. P. de Firenze, Itinera ministri generalis Bernardini ab Arezzo (1691–1698) IV: Per Italiam. In lucem edidit Marianus D'Alatri, Romae 1971 (Monumenta Historica Ordinis Minorum Capuccinorum 14), p. 407 e da ultimo E. Mugianesi/P. Munafò/D. Ripanti, La Casa Bruciata. Storia, valorizzazione e riuso del Mandracchio di Montemarciano, Ancona 2013, pp. 29–39 (http://issuu.com/thewhitelabsrl/docs/lacasabruciata; 10/06/2014).

344 Rocca di Fiumesino, altra *mansio* distante dalla Casa Brugiata circa 3 miglia. Cf. P. De Firenze (vedi nota 345), p. 408.

345 Sulla città antica e i suoi resti cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 316–326.

346 CIL IX, 5894 = ILS 298: *Plotinae / Aug(ustae) / coniugi Aug(usti) // Imp(eratori) Caesari divi Nervae f(ilio) Nervae / Traiano Optimo Aug(usto) Germanic(o) / Dacico pont(ifici) max(imo) tr(ibunicia) pot(estate) XVIIII imp(eratori) IX / co(n)s(uli) VI p(atri) p(atriae) providentissimo principi / senatus*

haberi TRIB. POT. XVIIII. IMP. IX COS. VI. Sed qui nuper inscriptionem recentarunt, fecere XVIVII et IMP. IXI., utrumque imperite[347].
Vidi pisciculos ballaros in saxo natos[348]. Post prandium discessi Lauretum[349] m. p. XV.

15. Iovis. Concessi ad collegium Patrum S. J., ut mihi deoque vacarem et me sacris praepararem.

16. Vener. mane scripsi Romam. Toto die exercui me in sacris.

17. Sabb. mane venit Lauretum D^nus^ Archiepiscopus Rhodi Gonzaga[350], quem salutavi. Post meridiem cum D^no^ Guber^re^ Caietano[351] vidi locum, ubi primum stetisse fertur sancta domus. Vidi deinde portum Recanatensem[352] et abbatiam S. Mariae ad pedem Potentiae[353] et inter dictam abbatiam et mare vestigia civitatis Potentiae penitus eversae[354].

18. Domin. S. Lucae Evang^ae^. Primum celebravi sacrum in sancta domo B. Virg^nis^.

---

p(opulus)q(ue) R(omanus) quod accessum / Italiae hoc etiam addito ex pecunia sua / portu tutiorem navigantibus reddiderit // Divae / Marcianae / Aug(ustae) / sorori Aug(usti).

347 Sulle molte lezioni dell'iscrizione dell'arco di Traiano in Ancona, trasmesse a partire dal XIV sec., si veda A. Campana, Giannozzo Manetti, Ciriaco e l'arco di Traiano ad Ancona, in: Italia medioevale e umanistica 2 (1959), pp. 483–504.

348 Tipo di molluschi commestibili, noti come „datteri bianchi" o „ballari". Di forma allungata e sottile che ricorda, appunto, i datteri, sono endolitici, cioè in grado di perforare la roccia. La loro crescita è molto lenta e possono impiegare anche trent'anni per raggiungere 5–6 cm di lunghezza. Sono particolarmente diffusi nella zona di Ancona. Cf. S. Anselmi, Adriatico: studi di storia (secoli XV–XIX), Ancona 1991, p. 432.

349 Loreto, luogo di culto mariano tra i più noti e frequentati del mondo. Sulla storia del complesso si veda, tra gli altri, F. Grimaldi/K. Sordi (a cura di), La Santa Casa di Loreto e le sue istituzioni, 3 vol., Foligno 2006 (Supplemento al Bollettino Storico della Città di Foligno 6).

350 Alfonso Gonzaga (1588–1649), nominato vescovo nel 1621. Cf. Gauchat (vedi nota 73), p. 296.

351 Gianfrancesco Caetani († 1671), governatore di Loreto dal 1642 al 1649. Cf. S. Nitti De Maria in DBI, vol. 16, Roma 1973, p. 176; Weber (vedi nota 30), pp. 281 e 535.

352 Porto Recanati. Sull'abitato antico cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 337–342.

353 Abbazia di Santa Maria in Potenza, non lontano da Macerata.

354 Sulle rovine di *Potentia*, colonia romana fondata nel 184 a. C. insieme a *Pisaurum*, cf. in generale E. Percossi Serenelli, Potentia. Una colonia romana sull'Adriatico, in: F. Lenzi (a cura di), L'archeologia dell'Adriatico dalla preistoria al medioevo. Atti del Convegno Internazionale, Ravenna 7–9 giugno 2001 (Centro Studi per l'Archeologia dell'Adriatico, Istituto per i beni artistici culturali naturali della Regione Emilia-Romagna), Firenze 2003, pp. 395–399 e Sisani (vedi nota 76), pp. 337–342.

19. Lunae. Celebravi sacrum de Sp. Sancto. Post meridiem profectus sum Numanam[355] visitaturus ecclesiam celebrem ob antiquum signum Christi crucifixi, DC circiter annorum[356]. Distat Laureto 5 m. p.

20. Martis. Dixi sacrum de B. Virg. Postea vidi donaria aurea argentea et gemmas inmensi precij in cimelijs ecclesiae[357]. Notavi prae reliquis libellum a Duce Bavariae missum[358], cuius operimento exteriori insertae sunt gemmae sive sigilla decem optimae antiquitatis[359]. In uno notavi signum Hebonis, cui victoria advolitans coronam imponit, in alio sacrificium duorum Cupidinum, in alio Cupidinem cithara et pastorem utricolo canentem, in alio Venerem dormientem adstante Cupidine. In alijs Cupidines aliaque numina marina delphinis vehuntur.

21. Mercurij. Dixi sacrum pro mortuis, deinde discessi Laureto Romam versus. Recanatum[360] 3 m., Maceratum[361] 10 m., sed ego longiori via profectus sum, ut viderem Ricinae veteris vestigia ad sinistram Potentiae fl. ripam, ubi murorum, aedificiorum et inprimis theatri latericij vestigia maxima apparent[362] ad ipsum pontem Potentiae fl. In oppido Maceratensi inspexi duas inscriptiones veteres sub porticu auditorij

355 Numana, alle falde del Monte Conero. Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 314–316.

356 Chiesa del SS. Crocifisso di Numana, scomparsa nelle forme in cui la vide Holste e ricostruita completamente negli anni '60 del novecento.

357 In seguito alla soppressione napoleonica del 1797, il tesoro del santuario di Loreto verrà smembrato, disperso e, quello che ne rimase, più volte depredato, anche in tempi recenti (vedi sopra pp. 176sg.). Sulla consistenza del tesoro, almeno fino al 1797, si veda l'inventario dei beni pubblicato in Grimaldi/Sordi (vedi nota 348), III, pp. 1061–1086.

358 Il duca menzionato da Holste è Guglielmo V di Baviera detto „il Pio" (1548–1626). Cf. S. R. von Riezler in ADB, vol. 42, Leipzig 1897, pp. 717–723.

359 Il dono in questione è così descritto nell'inventario del 1797: „un libretto aperto d'oro di getto formato a guisa d'ufficiolo che in tre parti al di dentro si divide, ove sono le varie figure sacre, rilevate in oro smaltato, e guarnite di smeraldi, diamanti, rubini e turchine. Al di fuori si vedono 10 cammei greci antichi, intagliati in agata sardonica orientale, 4 diamanti quadri, 12 rubini, 3 smeraldi, 8 grosse perle tonde da conto e 6 turchine, il tutto legato in oro, lavorato a basso rilievo e sostenuto da 3 catenelle dello stesso metallo ornate a capo di diamanti e di zaffiro rozzo occidentale pendente, fatto a goccia. Sotto detto libretto si rimira miniata l'effige della B. V. che appartiene all'interno del medesimo; tutto ciò consagrò a Maria SS. di Loreto Guglielmo Duca di Baviera nel 1585". Cf. Grimaldi/Sordi (vedi nota 348), III, p. 1080.

360 Recanati. Per il sito antico cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 336sg.

361 Per la città antica cf. Sisani, ibid., p. 336.

362 Per una visione d'insieme sulla città antica e la sua storia è ancora valido il saggio di D. Cecchi/C. Mozzicafreddo, Helvia Ricina e il Piceno nell'età romana, in: G. Paci (a cura di), Ricerche sull'età romana e preromana nel maceratese, Macerata 1970, pp. 126–214 (soprattutto pp. 175–181), con ampia appendice epigrafica. Si veda anche Sisani (vedi nota 76), pp. 333sg. Su questo punto del manoscritto cf. anche Cf. Almagià (vedi nota 5), pp. 79sg.

publici, ubi Ricinae[363] et Helviae Ricinae[364] mentio extat, quamvis alij male edant Recinae[365]. Vesperi Tollentinum[366] veni (!) m. In ecclesia Augustinianorum vidi sepulcrum S. Nicolai Tollentinatis miraculis[367] insigne et in foro insignem inscriptionem seculi Augustei in marmore candido[368].

22. Iovis. Mane Tollentino profectus veni Septempedam seu Sanctum Severinum[369], 5 m., sed longa. Vidi in foro inscriptionem, quam ordo Septempedanorum Fl. Valerio Constantio posuit[370], de qua prolixe agit Pater Cancellottus in vita S. Severini[371]. Notavi tres vel quattuor versus sub finem deletos, quos ipse ex Grutero[372] repraesentat, sed puto hoc supplementum ex conjectura confictum et ex aliquot literarum vestigijs.[373]

---

363 CIL IX, 5755 = ILS 6575: *[---] / colonia / Helvia Ricina / Pertinax.*

364 CIL IX, 5747: *[Imp(eratori) Caesari] / [divi M(arci) Antonini] / [Pii Germ(anici) Sarm(atici) f(ilio)] / [divi Commodi fratri] / [divi Antonini Pii nep(oti)] / [divi Hadriani pronep(oti)] / [divi Traiani Parthic] i abnep(oti) / [divi Nervae ad]nepoti / [L(ucio) Septimio Seve]ro Pio / [Pertinaci Au]gusto / [Arabico Adia]benico / [Parthico] maximo p(ontifici) m(aximo) / [tribunic(ia)] potest(ate) XIII / [imp(eratori) XI] co(n)s(uli) III p(atri) p(atriae) / c[olonia] Helvia Ricina / c[ond]itori suo.* Sul monumento cf. S. M. Marengo, Itineari epigrafici di Ciriaco nelle Marche: l'iscrizione ricinense C.I.L. IX 5747, in: G. Paci (a cura di), Ciriaco d'Ancona e la cultura antiquaria dell'Umanesimo. Atti del Convegno (Ancona 6–9 febbraio 1992), Ancona 1998, pp. 173–183 e da ultimo M. Mayer, Colonia Helvia Ricina Pertinax. A proposito de C.I.L. IX 5747, in: Picus 27 (2007), pp. 9–21.

365 Sembra ancora un riferimento polemico all'opera di Ciriaco d'Ancona. Cf. comunque quanto in Marengo (vedi nota 363), p. 174sg.

366 Tolentino. Sull'insediamento antico, situato lungo la strada che collegava *Septempeda* a *Urbs Salvia*, cf. D. Cecchi/C. Mozzicafreddo (vedi nota 364), p. 171 e Sisani (vedi nota 76), pp. 344–346.

367 Basilica di S. Nicola a Tolentino, con la grande aula affrescata da pittori riminesi del trecento, nota come „Cappellone di S. Nicola" e che ospita le spoglie del santo. Dopo il toponimo e la parola *veni*, segue uno spazio bianco per l'indicazione della distanza [percorsa].

368 Si tratta forse di CIL IX, 5568 = ILS 7256: *Ex s(enatus) c(onsulto) / schola Aug(usta) colleg(ii) fabror(um) / tignuar(iorum) impendi(i)s ipsorum ab in/choato exstructa solo dato ab (!) T(ito) Fu/rio Primigenio qui et dedic(atione) eius HS X(milia) n(ummum) ded(it) / ex cuius summ(ae) redit(u) omnib(us) annis XII K(alendas) August(as) / die natalis sui epulentur.*

369 San Severino Marche, sorto a monte dell'antico abitato. Cf. D. Cecchi/C. Mozzicafreddo (vedi nota 364), pp. 167sg.; il centro antico sorgeva lungo il diverticolo della via Flaminia che collegava *Nuceria* ad Ancona. Cf. Sisani (vedi nota 75), p. 327.

370 CIL IX, 5579 = EDR 015217: *Magno principi / Flavio Valirio (!) Con/stantio nobilissimo / Caes(ari) / ordo Septempedanorum / d(evotus) n(umini) m(aiestatique) e(ius) // pub(lice).* Ora nel Museo Civico Archeologico „G. Moretti".

371 Cf. Vita di S. Severino vescouo settempedano e di S. Vittorino suo fratello, descritta dal P. Gio. Battista Cancellotti della Compagnia di Gesù, Roma 1643, pp. 143–146 e 263.

372 È il famoso *corpus* di iscrizioni di Janus Gruterus, Inscriptiones antiquae totius orbis Romani in corpus absolutissimum redactae cum indicib(us) XXV, Heidelbergae ^{3}1603, che Holste possedeva nella sua biblioteca privata. Cf. Serrai (vedi nota 5), p. 445. L'iscrizione ricordata dal tedesco è pubblicata a p. 284, nr. 4 della silloge ed è erroneamente collocata a Roma.

373 L'iscrizione, nella versione riportata dal Cancellotti, presenta delle righe in più che in quella trasmessa dal Gruter non sono presenti.

Inde 5 m. per angustias montium ad Castellum Reymundi[374], quod tribus p. m. sub Pioraco seu Prolaqueo[375] situm est. Inde 5 m. Camerinum, quam civitatem reliquo diei spacio perlustravi.

23. Veneris. Mane profectus Serravallem[376] 7 m., Colle Fiorito[377] 3 m., Case Nove[378] 4 m., Fulgineum 7 m. Perlustravi civitatem et in ecclesia PP. Franciscanorum veneratus sum reliquias B[tae] Angelae[379]. Paulo supra oppidum in valle Menotre fl[380]. 2 m. supra Fulgineum vidi pagum Pale[381], ubi dictus fluvius praecipiti lapsu multas versat molas chartarias[382]. Cui subiacet locus amoenissimus Belfiore[383].

24. Sabbati. Spoletium[384] discessi Fulgineo Trebiam[385] 5 m., ad S. Salvatorem[386] 4 m., cui de proximo adiacet ecclesia S. Angeli, primum totius Umbriae baptisterium[387], 8 vel 9 m. Spoletum. Vidi ecclesiam cathedralem[388] et arcum ad forum cum antiqua inscript[ne389]. Spoleto ad Summa, seu Fanum Fugitivi[390] 5 m., inde ad divertigium viae

374 Castelraimondo, nella provincia di Macerata. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 294.
375 Pioraco, nella provincia di Macerata. Ibid., pp. 293sg.
376 Odierna Serravalle di Chienti, comune in provincia di Macerata.
377 Colfiorito, frazione del comune di Foligno. Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 139–142.
378 Casenove, frazione del comune di Foligno. Ibid., p. 310.
379 Chiesa di S. Francesco, nel centro della città di Foligno.
380 Menotre, fiume che scorre completamente all'interno del territorio folignate.
381 Pale, frazione del comune di Foligno nota soprattutto per il vicino eremo santuario di S. Maria Giacobbe, scavato nella roccia. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 143.
382 L'industria cartaria di Pale ha origini molto antiche e perdura fino al primo dopoguerra. Cf. R. Covino (a cura di), Le cartiere della Valle del Menotre. Un itinerario di archeologia industriale a Pale (Foligno) (Catalogo Regionale dei Beni Culturali dell'Umbria), Perugia 2008, soprattutto pp. 20–23.
383 Belfiore, frazione del comune di Foligno.
384 Sui resti dell'antica colonia romana Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 120–132.
385 Trevi. Cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 118sg.
386 La chiesa del S. Salvatore menzionata da Holste è da identificare con il tempietto del Clitunno, ubicato ai piedi della collina di Pissignano, non lontano da Trevi. Cf., a riguardo, L. Quilici/S. Quilici Gigli (a cura di), Città dell'Umbria, Roma 2002 (Atlante Tematico di Topografia Antica, XI Supplemento), pp. 140–150 e Sisani (vedi nota 76), p. 120.
387 La Pieve di S. Angelo, nei pressi del tempietto del Clitunno. Cf. Quilici/Quilici Gigli (vedi nota 389), pp. 150–152.
388 Chiesa di Santa Maria Assunta.
389 Si tratta dell'arco di Germanico e Druso minore con l'iscrizione CIL XI, 4776 = CIL XI, 4777: *[Germ]anico Caesari Ti(beri) August[i f(ilio)] / [divi] Augusti n(epoti) divi Iuli pron(epoti) / [co(n)s(uli) II] imp(eratori) II aug(uri) flamini Aug(usti) // [Drus]o Ca[esari Ti(beri) Augusti f(ilio)] / divi August[i n(epoti) divi Iuli pron(epoti)] / co(n)s(uli) II trib(unicia) pot(estate) II po[nt(ifici) ---] // ex s(enatus) c(onsulto)*. Il monumento, noto anche come arco di Monterone o Porta Romana, serviva da accesso alla via Flaminia in città. Cf. Sisani (vedi nota 76), p. 124.
390 *Fanum Fugitivi* era una *statio* sulla via Flaminia, segnalata nei diversi itinerari e forse collocabile nell'attuale località di „Palazzo del Papa", prima del valico della Somma. Cf. T. Ashby, The Via Fla-

Cassiensis 4 m., ad diversorium 3 m., ubi olim Tres Tabernae[391], inde Interamnam 9 m. Diverti ad gubernatorem civitatis D^num^ Bresciam.

25. Dominica. Mane profectus Narniam[392] 5 m., Ocriculum 8 m., Burghettum[393] 5 m. vel 6, Civitatem Castellanam[394] 4 m., Arignanum[395] 8 m.

26. Lunae. Arignano ad Castellum Novum[396] 6 vel 7 m., in medio l'hosteria nuova[397] 4 m., ubi olim villa rostrata nam (!) collis veterum aedificiorum reliquias ostendit[398]. A Castello novo ad Primam Portam 9 vel 10 m. Sub Prima Porta supra diversorium Quercus[399] apparent ruderae et vestigia maxima villae Augusti imp^ris^. Ad Rubras, seu ad Gallinas Albas[400], utrimque fluvius et pratorum planicies. Praeterfluit Tiberis ex

minia, in: Journal of Roman Studies 11 (1921), p. 167; I. Pineschi, L'antica Via Flaminia in Umbria, Roma 1997, pp. 66sg.

391 Altra *statio* lungo la via Flaminia, nei pressi dell'odierna Terni. Cf. T. Ashby (vedi nota 393), p. 167.

392 Narni. Sull'antica *Narnia* cf. Sisani (vedi nota 76), pp. 203–206.

393 Borghetto, frazione nel comune di Civita Castellana (Viterbo), posta tra la Flaminia, la Cassia e il Tevere. Conserva ancora i resti dell'antico castello. Cf. G. Messineo/A. Carbonara, Via Flaminia, Roma 1993 (Antiche Strade, 4), pp. 154–157.

394 Civita Castellana. Ibid., pp. 137–149.

395 Rignano Flaminio. Per la localizzazione esatta del toponimo antico lungo la via Flaminia cf. Ashby (vedi nota 393), pp. 115–157; Messineo/Carbonara (vedi nota 396), pp. 104–106.

396 Odierno Castelnuovo di Porto. Cf. G. Alvino, Via Salaria, Roma 1998 (Antiche Strade, 14), pp. 130sg.

397 Osteria Nuova, odierna frazione del comune di Sant'Angelo Romano, occupa l'antico sito della *Mansio ad Nova*s, al XXXIII miglio della Salaria. Cf. Ashby (vedi nota 393), p. 154; Thomas Ashby. Un archeologo fotografa la campagna romana tra '800 e '900, Roma 1986 (Catalogo della mostra, British School at Rome, 18 aprile–7 maggio 1986), pp. 28sg., nr. 8; Alvino (vedi nota 395), pp. 73–76.

398 Al XXIV miglio della via Flaminia, localizzabile presso l'attuale „Casale Morolo". Cf. Ashby (vedi nota 393), p. 155; Messineo/Carbonara (vedi nota 396), p. 101.

399 L'„Osteria della Quercia". Cf. Ashby (vedi nota 393), p. 155sg.

400 Sono i resti della villa di Livia a Prima Porta, da cui proviene anche la celebre statua loricata di Augusto scoperta nel 1863 e ora ai Musei Vaticani, oltre che i cicli degli affreschi al Museo Nazionale Romano di Palazzo Massimo. La villa sorgeva in corrispondenza del diverticolo tra la via Flaminia e la via Tiberina. Secondo Plinio (*N.H.*, XIV, 136sg.), Svetonio (*Galba*, 1) e Cassio Dione (XLVIII, 52), il toponimo deriverebbe da un prodigio occorso a Livia alla quale „un'aquila avrebbe fatto cadere sul ventre una gallina bianca con un rametto di alloro nel becco. Consigliata dagli aruspici, Livia allevò la prole del volatile e piantò il rametto generando un bosco, dal quale gli imperatori coglievano i ramoscelli per incoronarsi il capo durante i trionfi". Per via di questa leggenda la villa veniva anche detta *ad gallinas albas*. Questa di Holste è una delle prime indicazioni moderne sicure dei ruderi della dimora imperiale. Sulla villa in generale Cf. G. Messineo (a cura di), Ad Gallinas Albas. Villa di Livia, Roma 2001 (Bullettino della Commissione Archeologica Comunale di Roma, Supplemento 8), soprattutto le pp. 17–22 per le questioni di carattere topografico e la localizzazione dei resti e, da ultimo, G. Messineo in LTUR – Suburbium, vol. 5, Roma 2008, p. 22.

proximo et ex adversa ripa Castellum Jubileum, seu Fidenae veteres[401]. Inde 6 vel 7 m. Romam, quo perveni peracto itinere 26 Octobris hora 19 ipso meridie.

Appendice

Al fine di rendere più agevole la ricerca sul carteggio tra Lukas Holste e Francesco Barberini durante il soggiorno perugino dell'amburghese, diamo qui di seguito una breve sinossi del codice BAV, Barb. lat. 6489, che contiene le minute di molte delle lettere inviate da Holste al suo patrono, e del codice BAV, Barb. lat. 6491, con alcune delle risposte del cardinale Barberini a Holste.

BAV, Barb. lat. 6489

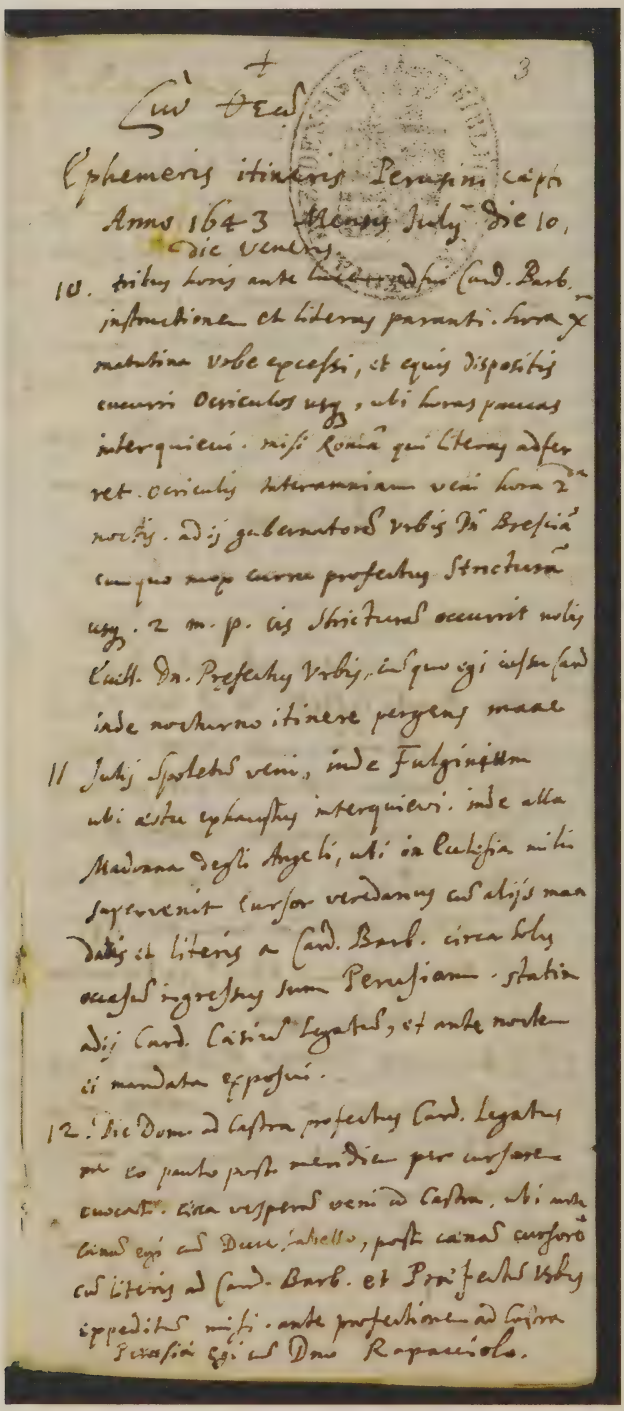
fol.	Mittente	Data
1r-2v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 10 luglio 1643
3r-6r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Monte Alera 12 luglio1643
7r-v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 13 luglio 1643
9r	Lukas Holste al computista	[senza data, ma dello stesso 13 luglio]
10r-11v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 14 luglio 1643
12r-v	*Lettera d'aviso d'Arezzo, mandata da persona senza nome*	
13r	Lukas Holste a Taddeo Barberini	Perugia, 14 luglio 1643
14v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 14 luglio 1643
15r	Lodovico Ansidei a Francesco Barberini	*dal Campo, 15 luglio 1643*
16r-17v	Copia dell'*Informatione del Campo nemico havuta da un soldato tedesco fugito li 14 di luglio 1643*	
20r-21v	*Informatione del Campo nemico havuta da un soldato tedesco fugito li 14 di luglio 1643*, anonima	
22r-v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 15 luglio 1643
23r-v	Taddeo Barberini a Lukas Holste	Collescipoli, 17 luglio 1643
24r-25v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Lago Trasimeno, 20 luglio 1643
26r-27v	Lukas Holste a Taddeo Barberini	Lago Trasimeno, 20 luglio 1643
29r	Taddeo Barberini a Lukas Holste	20 luglio 1643
30r-v	Federico Savelli a Lukas Holste	Lago Trasimeno, 20 luglio 1643
31r	Taddeo Barberini a Lukas Holste	Fossombrone, 21 luglio 1643
32r-33v	Holste a Francesco Barberini	Lago Trasimeno, 22 luglio 1643
34r-35v	Holste a Taddeo Barberini	Lago Trasimeno, 20 luglio 1643
36r	Copia della lettera di Ferdinado III d'Asburgo con la quale l'imperatore dispensa il Savelli dal ruolo di ambasciatore	

401 Castel Giubileo, altra antica *mansio*, è oggi una delle zone che compongono la periferia nord di Roma. Sull'antico toponimo Cf. Alvino (vedi nota 395), pp. 33–35.

fol.	Mittente	Data
37r-38r	Holste e Taddeo Barberini a Francesco Barberini	Castiglione, 23 luglio 1643
41r-v	Rapporto di Lukas Holste a Francesco Barberini	23 luglio 1643
42r-43v	Lukas Holste a Francesco Barberini	[senza data]
44r-46r	*Informatione di Castiglion del Lago havuta li 23 di luglio 1643*, anonima	
47r-49v	Copia dell'*Informatione di Castiglion del Lago havuta li 23 di luglio 1643*	
51r	Lukas Holste a Federico Savelli	Perugia, 24 luglio 1643
52r-53r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 24 luglio 1643
54r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 27 luglio 1643
55r	*Pianta delle Chiane trovata fra le scritture del Sig. Olstenio, del 1643 in circa*	
56r-v	Rapporto di Lukas Holste a Francesco Barberini	[senza data]
57r-58r	Taddeo Barberini a Lukas Holste	Bologna, 29 luglio 1643
62r-63r	Lukas Holste a Taddeo Barberini	Perugia, 25 luglio 1643
65r-66r	*Copia di lettera di Perugia del Sig. Luca Holstenio*	Perugia, 26 luglio 1643
68r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 27 luglio 1643
69r	Nota di Lukas Holste	luglio 1643
70r-v	Taddeo Barberini a Lukas Holste	Bologna, 29 luglio 1643
72r	Marchese di Ponte-Chasteau a Lukas Holste	luglio e agosto 1643
73r	Documento contabile di altra mano con annotazione finale di Lukas Holste, datato 11 di agosto 1643	
74r	Nota di Lukas Holste	Perugia, 13 agosto 1643
75r-76v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 2 agosto 1643
77r-78r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 2 agosto 1643
80r-81r	Lukas Holste ad Attilio Marcellini	Perugia, 3 agosto 1643
83r-84r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 3 agosto 1643
85r-v	Lukas Holste a Pierdonato Cesi	Corciano, 6 agosto 1643
86r-91r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 10 agosto 1643
92r-v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 12 agosto 1643
93r-95v	Appunti di Lukas Holste	Perugia, 13 agosto 1643
97r	Lukas Holste a Taddeo Barberini	Perugia, 16 agosto 1643
100r-v	Lukas Holste a Taddeo Barberini	Perugia, 16 agosto 1643
102r-104r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 20 agosto 1643
105r-v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Corciano, 22 agosto 1643
106r-107v	*Informatione circa la strada di Orvieto a Perugia* di mano di Lukas Holste [senza data]	
108r-109r	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 25 agosto 1643
110r-v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Corciano, 1 settembre 1643
111r-112v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Corciano, 3 settembre 1643
114r-115v	Lukas Holste a Francesco Barberini	Perugia, 5 settembre 1643

BAV, Barb. lat. 6491

fol.	Mittente	Data
52r	*Instruttione al Sig. Luca Holstenio*	Roma, 10 luglio 1643
53r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 10 luglio 1643
59r-73r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 10 luglio 1643
75r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 10 luglio 1643
76r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 16 luglio 1643
77r-v	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 16 luglio 1643
78r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 22 luglio 1643
79r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 22 luglio 1643
85r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 25 luglio 1643
86r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 28 luglio 1643
87r-v	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 29 luglio 1643
88r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 29 luglio 1643
89r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 29 luglio 1643
90r-91r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 29 luglio 1643
96r	Federico Savelli a Francesco Barberini	Roma, 2 agosto 1643
97r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 3 agosto 1643
98r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 3 agosto 1643
99r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 5 agosto 1643
100r-101r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 11 agosto 1643
107r-108v	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 11 agosto 1643
110r-111r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 15 agosto 1643
112r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 23 agosto 1643
113r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 26 agosto 1643
116r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 30 agosto 1643
117r	Cristoforo Toti a Francesco Barberini	Città della Pieve, 2 settembre 1643
118r	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 13 settembre 1643
119r-121v	Francesco Barberini a Lukas Holste	Roma, 15 settembre 1643

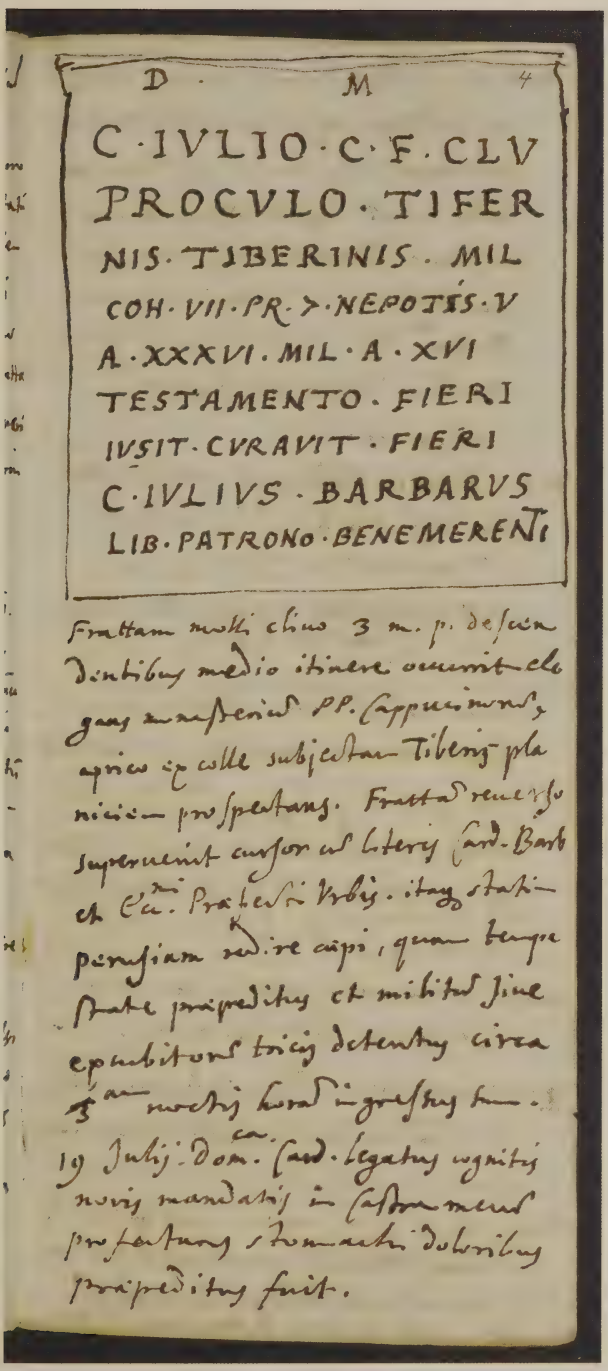


Cum Deo

Ephemeris itineris Perusini capti
Anno 1643 Mensis Julij die 10,
die veneris.

10. tribus horis ante lucem redeunt Card. Barb.
instructionem et literas paranti. hora x
matutina urbe excessi, et equis dispositis
cucurri Ocriculos usq, ubi horas paucas
interquievi. misi Romam qui literas adfer
ret. Ocriculis Interamniam veni hora 2da
noctis. adij gubernatorem urbis Dn Bresciam
cum quo mox curru profectus Stricturam
usq. 2 m. p. eis Stricturam occurrit nobis
Excell. Dn. Praefectus Urbis, cum quo egi iussu Card
inde nocturno itinere pergens mane
11 Julij Spoletum veni, inde Fulginium
ubi aestu exhaustus interquievi. inde alla
Madonna degli Angeli, ubi in Ecclesia mihi
supervenit Cursor veredarius cum alijs man
datis et literis a Card. Barb. circa solis
occasum ingressus sum Perusiam. statim
adij Card. Caesium Legatum, et ante noctem
ei mandata exposui.
12. Die Dom. ad Castra profectus Card. Legatus
me eo pauto post meridiem per cursorem
evocatum. circa vesperam veni ad Castra, ubi ante
caenam egi cum Duce Sabello, post caenam cursorem
cum literis ad Card. Barb. et Praefectum Urbis
expeditum misi. ante profectionem ad Castra
Perusiam egi cum Dno Rapaciolo.

Fig. 1: Ms. Dresd. F. 191, fol. 3r (© SLUB – Dresden)



D · M 4

C·IVLIO·C·F·CLV
PROCVLO·TIFER
NIS·TIBERINIS·MIL
COH·VII·PR·7·NEPOTIS·V
A·XXXVI·MIL·A·XVI
TESTAMENTO·FIERI
IVSIT·CVRAVIT·FIERI
C·IVLIVS·BARBARVS
LIB·PATRONO·BENEMERENTI

Frattam molli clivo 3 m. p. descen
dentibus medio itinere occurrit ele
gans monasterium PP. Cappucinorum,
aprico ex colle subjectam Tiberis pla
niciem prospectans. Frattam reverso
supervenit cursor cum literis Card. Barb
et Ecc.mi Praefecti Urbis. itaque statim
perusiam redire cupi, quam tempe
state praepeditus et militum sive
excubitorum tricis detentus circa
3am noctis horam ingressus sum.
19 Julij. Dom.ca Card. legatus cognitis
novis mandatis in castra meum
profectus stomachi doloribus
praepeditus fuit.

Fig. 2: Ms. Dresd. F. 191, fol. 4r (© SLUB – Dresden)

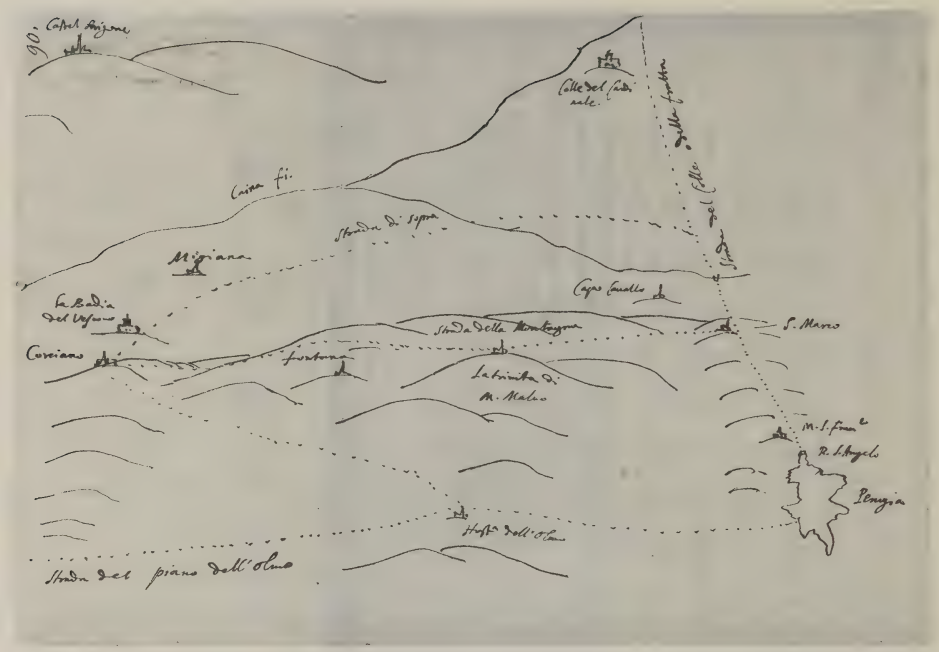


Fig. 3: BAV, Barb. lat. 6489, fol. 90r: mappa autografa di Lukas Holste del territorio perugino (© 2014, Biblioteca Apostolica Vaticana)

Rotraud Becker

Die Neubesetzung der kaiserlichen Gesandtschaft in Rom im Jahr 1634

Italienische Fürsten als Gesandte des Heiligen Römischen Reiches

1 Schwerpunkte der Nuntiaturkorrespondenz in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts
2 Suche nach Kandidaten für das Amt des kaiserlichen Gesandten in Rom nach dem Tod Fürst Paolo Savellis
3 Kandidaten aus den Häusern Aldobrandini, Ludovisi, Orsini, Ridolfi, Gonzaga di Castiglione und Grimaldi
4 Der Gesandte Scipione Gonzaga, Fürst von Bozzolo, und sein Nachfolger, Herzog Federico Savelli
5 Ende einer Epoche

Riassunto: La scelta di un nuovo ambasciatore imperiale per la corte di Roma rappresenta un tema importante dei carteggi dei nunzi presso la corte imperiale tra gli anni 1632 e 1634. Dopo la morte del principe Paolo Savelli, che aveva svolto questa mansione a partire dal 1620, Ferdinando II intendeva affidarla a un diplomatico proveniente dall'Impero o da un territorio dominato dalla casa d'Austria. Ma non si trovò nessuno che avrebbe voluto, o potuto, assumere l'incarico che, certamente di alto prestigio, comportava comunque costi elevati. Si fece invece avanti, del tutto inatteso, un gran numero di candidati nobili originari dai feudi imperiali italiani e dallo Stato della Chiesa. Alla fine fu nominato Scipione Gonzaga, principe di Bozzolo. Già suo padre e suoi fratelli erano stati, o erano tuttora, a servizio dell'Impero, e lui stesso non era vincolato da nessun obbligo nei confronti di un'altra potenza – cioè nei confronti della Spagna e non tanto della Francia. Bozzolo stesso si aspettava, come ricompensa, di essere sostenuto dalla corte imperiale nelle sue pretese ereditarie su Sabbioneta. In generale vanno sottolineati due aspetti che lo accomunavano ad altri candidati per l'ufficio di ambasciatore a Roma, nonché ai commissari incaricati nei feudi imperiali italiani: egli era legato all'Impero da salde tradizioni familiari e aveva bisogno, in quanto principe di un territorio molto piccolo, del sostegno di una potenza maggiore, in concreto dell'Impero, per raggiungere il suo obiettivo politico personale.

Abstract: The choice of a new imperial ambassador to the court of Rome is an important topic in the correspondence of the nuncios at the imperial court between 1632 and 1634. After the death of Prince Paolo Savelli, who had held this post from 1620, Ferdinand II intended to entrust it to a diplomat from the empire or from an area ruled by the House of Austria. However, no one willing or able to take on the office was found: though certainly highly prestigious, it also entailed high costs. Completely

DOI 10.1515/qfiab-2014-0009 — QFIAB 94 (2014)

unexpectedly, a large number of aristocratic candidates from the Italian imperial fiefs and the Papal States stepped forward. In the end, Scipione Gonzaga, Prince of Bozzolo, was appointed. His father and brothers had already been, or still were, in the service of the empire and he himself was not bound by obligations to another power. In return, Bozzolo expected the imperial court to support him in his hereditary claims on Sabbioneta. In general, two features that he shared with other candidates for the office of ambassador to Rome and the officials holding posts in the empire's Italian fiefs should be stressed: he was linked to the empire by solid family traditions and, as the prince of a very small territory, needed the support of a major power, in this case the empire, to achieve his own political objectives.

1. Die diplomatische Korrespondenz, die während der Amtsjahre der Nuntien Rocci[1] (1630–1634) und Baglioni[2] (1634–1639) zwischen der Nuntiatur am Kaiserhof und dem römischen Staatssekretariat geführt wurde, beschäftigte sich über viele Jahre in erster Linie mit den Bemühungen Papst Urbans VIII., unter den kriegführenden katholischen Mächten Ausgleichs- und Bündnisverhandlungen anzubahnen.[3] Einem Erfolg dieser Anstrengungen stand im Wege, daß Frankreich im Bündnis mit Schweden, den Generalstaaten und den protestantischen Reichsständen großen Machtzuwachs erzielte, daß Rom aber nur bei Spanien und beim von Spanien abhängigen Kaiser friedensstörende Absichten sah. Den päpstlichen Diplomaten in Wien war die Aufgabe gestellt, Spaniens Einfluß auf Kaiser Ferdinand II. zurückzudrängen und

1 Ciriaco Rocci, ca. 1581–1651, Neffe Kardinal Pompeo Arrigonis. Studium am *Collegio Clementino* in Rom, 1608 *Referendarius utriusque Signaturae*, 1624 Vizelegat in Ferrara, 1628–1630 Nuntius in Luzern, 1630–1634 Nuntius in Wien, 1633 Kardinal, 1637–1640 Legat in Ferrara; Nuntiaturberichte aus Deutschland, 4. Abt., Bd. 4: Nuntiaturen des Giovanni Battista Pallotto und des Ciriaco Rocci (1630–1631), bearb. von R. Becker, Tübingen 2009 (künftig: NBD IV/4) S. XLIX–LXVI; Nuntiaturberichte aus Deutschland, 4. Abt., Bd. 5: Nuntiatur des Ciriaco Rocci, außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi (1631–1633), bearb. von R. Becker, Berlin 2013 (künftig: NBD IV/5) S. XXI–XXVII.

2 Malatesta Baglioni, 1581–1648, Studium der Jurisprudenz in Padua, 1603 *Referendarius utriusque Signaturae*, 1612 Bischof von Pesaro mit führender Stellung unter den Räten Herzog Francesco Marias II. von Urbino, 1630 *Governatore* der Marken, 1634–1639 Nuntius in Wien, 1641 Bischof von Assisi; Nuntiaturberichte aus Deutschland, 4. Abt., Bd. 7: Nuntiaturen des Malatesta Baglioni, des Ciriaco Rocci und des Mario Filonardi, Sendung des P. Alessandro d'Ales (1634–1635), bearb. von R. Becker, Tübingen 2004 (künftig: NBD IV/7) S. XXXVI–LXXVII; DBI, Bd. 5, Roma 1963, S. 233 f. (A. Merola).

3 A. Leman, Urbain VIII et la rivalité de la France et de la Maison d'Autriche de 1631 à 1635, Lille-Paris 1920 (Mémoires et travaux publiés par des professeurs des Facultés catholiques de Lille 16); L. von Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 13, 2 Teile, Freiburg/Br. 1928, S. 462–483; A. V. Hartmann, Von Regensburg nach Hamburg. Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem französischen König und dem Kaiser vom Regensburger Vertrag (13. Oktober 1630) bis zum Hamburger Präliminarfrieden (25. Dezember 1641), Münster 1998 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 27), S. 96–182; NBD IV/5, ad ind. s. v. Urban VIII., Streben nach Frieden und Bündnis; NBD IV/7 s. v. Urban VIII., Vorbereitung von Friedenskongreß.

diesen davon zu überzeugen, daß es falsch sei, am französischen Friedenswillen zu zweifeln – eine Vorgabe, die schwerlich überzeugen konnte, während Frankreich das Kurfürstentum Trier und große Teile des Elsaß besetzte, Lothringen unterwarf und Protektionsverhältnisse mit Reichsständen einging, die ebenfalls die militärische Besetzung bedeuteten. Die diplomatischen Bemühungen zeitigten darum über lange Zeit auf allen Seiten nur Beteuerungen, daß man aufrichtig nach Frieden strebe, aber nicht davon ausgehen könne, daß auch die jeweils andere Seite zu ernsthaften Friedensverhandlungen bereit sei. Bezüglich Frankreich für diese Bereitschaft eine Garantie abzugeben, wie gelegentlich vorgeschlagen wurde,[4] war mehr, als der Papst und der das Staatssekretariat leitende Kardinalnepot Francesco Barberini zusagen konnten.

Ein anderes von der Kurie der Barberini jahrelang verfolgtes Verhandlungsthema war die Standeserhöhung des Papstnepoten Taddeo, den Urban VIII. mit dem Titel eines Präfekten von Rom versehen hatte, um ihm im päpstlichen Zeremoniell den Vortritt vor allen fürstlichen, also auch dem kaiserlichen Gesandten zuzuweisen, was bei diesen, z. B. bei Frankreich und Venedig, auf klare Verweigerung und bei den Kaiserlichen auf hinhaltenden, wenn auch nicht endgütig scheinenden Widerstand stieß.[5] Ein von kaiserlicher Seite ähnlich hartnäckig verfolgtes, festgefahrenes Problem war die Teilung oder doch Reformierung des von Venedig beherrschten Patriarchats Aquileia, in dessen kirchlicher Zuständigkeit sich die Grafschaft Görz und der Innerösterreich zugefallene Teil des Friaul befand – ein Problem, bei dem Venedig jedes Zugeständnis verweigerte und der Papst keinen Handlungsbedarf zu erkennen vorgab.[6] Über längere Zeit aktuell war schließlich auch der Grenzkonflikt zwischen dem Kirchenstaat und Venedig, wobei Unklarheiten des Grenzverlaufs am Unterlauf des Po, vor allem aber die Interessen der Handelsschiffahrt im Hafen von Goro und in den Wasserstraßen des Po-Deltas gewaltsame Übergriffe zur Folge hatten, die zeitweilig zu regelrechter Kriegsgefahr ausarteten.[7]

4 P. Alessandro d'Ales OFM Cap. an Barberini, Wien 1634 Mai 20, BAV Barb. 7049 fol. 71r-77v. Zu den Verhandlungen des Kapuziners Leman (wie Anm. 3) S. 389–396.

5 K. Repgen, Die römische Kurie und der Westfälische Friede, I: Papst, Kaiser und Reich 1521–1644, 1. Teil, Tübingen 1962 (Bibliothek des DHI in Rom 24), S. 290f., 348f., 360; D. Albrecht, Zur Finanzierung des Dreißigjährigen Krieges, in: H. U. Rudolf, Der Dreißigjährige Krieg, Darmstadt 1977 (Wege der Forschung 451) (Neudruck nach Zeitschrift für bayer. Landesgeschichte 19, 1956, S. 534–566) S. 393–396; M. A. Visceglia, La città rituale. Roma e le sue cerimonie in età moderna, Roma 2002 (La Corte dei Papi 8), S. 139, 146–150.

6 P. Paschini, Storia del Friuli, vol. 2: Dalla seconda metà del Duecento alla fine del Settecento, Udine ²1954, S. 423–425; E. Marcon, La genesi dell'Archidiocesi di Gorizia, in: Studi Goriziani 13 (1952) S. 131–150.

7 S. Perini, Controversie confinarie tra la Repubblica Veneta e la Santa Sede nel Seicento, in: Studi Veneziani n. s. 27 (1994), S. 286–328.

2. Mit großer Ernsthaftigkeit wurde über viele Monate aber auch ein Personalproblem behandelt. Am 21. Juli 1632 starb in Rom Fürst Paolo Savelli, der viele Jahre lang kaiserlicher Gesandter gewesen war,[8] und es sollte sich herausstellen, daß es nicht einfach war, das Amt neu zu besetzen. Paolo Savelli – seit 1607 Fürst von Albano – war Offizier gewesen und hatte 1601 in einem zur Unterstützung der kaiserlichen Armee bereitgestellten Hilfskorps päpstliche Truppen nach Ungarn geführt und danach als *Venturiere* am Türkenkrieg teilgenommen.[9] Von 1605 bis 1608 war er *Generale dell'armi di Ferrara, Bologna e Romagna*[10] und wurde 1611 Generalleutnant, d. h. der eigentliche Befehlshaber der päpstlichen Armee. Ihm oblag damit auch der großzügige Ausbau der Festung Ferrara. Eine Beziehung zu der innerösterreichischen Regierung in Graz bestand insofern weiter, als er zugleich als römischer Agent Erzherzog Ferdinands, des späteren Kaisers, tätig war. Trotzdem war er seinem beruflichen Werdegang nach keineswegs auf diplomatische Tätigkeit vorbereitet, als er im Jahr 1620 zu dessen Gesandten am Heiligen Stuhl ernannt wurde.

Die Entwicklung der diplomatischen Beziehungen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte noch nicht zu der festen Form gefunden, wie sie nach 1648 unter den europäischen Höfen üblich wurde.[11] Die habsburgischen Herrscher nutzten außer regulär ernannten Gesandten interimistisch die Dienste von Kurienkardinälen und setzten zur Übermittlung von Aufträgen und zur Nachrichtenbeschaffung Agenten und aus dem Reich stammende Kuriale ein, denen kein besonderer diplomatischer Status verliehen wurde.[12] Die Neubesetzung des Amtes konnte darum nicht die einfache Weiter-

8 I. Fosi, La famiglia Savelli e la rappresentanza imperiale a Roma nella prima metà del Seicento, in: Kaiserhof – Papsthof (16.–18. Jahrhundert), hg. von R. Bösel/G. Klingenstein/A. Koller, Wien 2006 (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, Abh. 12), S. 67–76; P. Litta, Famiglie celebri italiane, Bd. 8 Suppl. 2, Milano 1857; C. Mazzetti di Pietralata, Paolo e Federico Savelli, ambasciatori dell'imperatore, in: J. Martínez Millán/R. González Cuerva (Hg.), La dinastía de los Austria, Bd. 3, Madrid 2011, S. 1837–1866; NBD IV/5, S. 2 Anm. 6. Zur Geschichte der Familie, die bereits im Hochmittelalter dem römischen Baronaladel angehörte, I. Baumgärtner, Savelli, in: V. Reinhardt (Hg.), Die großen Familien Italiens, Stuttgart 1992 (Kröners Taschenausgabe 485), S. 480–484; C. Weber, Familienkanonikate und Patronatsbistümer, Berlin 1988 (Historische Forschungen 38), S. 217 f., 224, 232.

9 Grazer Nuntiatur, Bd. 5, Nuntiatur des Girolamo Portia 1500–1602, bearb. von E. Zingerle, Wien 2012, S. XXIII, 619; NBD IV/7, S. XXXf.

10 G. Brunelli, ‚Prima maestro, che scolare'. Nobiltà romana e carriere militari nel Cinque e Seicento, in: La nobiltà romana in età moderna, ed. M. A. Visceglia, Roma 2001, S. 98, 120 Anm. 83. Zur Bedeutung des Amtes B. Emich, Territoriale Integration in der Frühen Neuzeit. Ferrara und der Kirchenstaat, Köln-Weimar-Wien 2005, S. 450 Anm. 237.

11 Zur Geschichte des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens allg. H. Schilling, Konfessionalisierung und Staatsinteressen 1559–1660. Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, hg. von H. Duchhardt/F. Knipping, Bd. 2, S. 120–138.

12 R. Blaas, Das kaiserliche Auditoriat bei der Sacra Rota Romana, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 11 (1958), S. 49; E. Springer, Die Brüder Ridolfi in Rom. Habsburgische Agenten im Schatten des Bruderzwists, in: Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 20 (1993), S. 78–95;

führung einer Tradition sein. Es war ohne Zweifel eine deutliche Mehrung der kaiserlichen Repräsentation bei feierlichen zeremoniellen Anlässen beabsichtigt und damit allgemein ein sichtbareres Hervortreten des Kaisers im Kreis der in Rom agierenden Vertreter europäischer Mächte. Das bekannte Gemälde von Pietro da Cortona, das den Fürsten Savelli – zunächst noch als außerordentlichen Gesandten – bei dem pompös inszenierten Akt der Obödienzleistung für Kaiser Ferdinand II. vor Papst Paul V. in der *Sala regia* des Vatikanischen Palasts zeigt, vermittelt den Eindruck, als ob ihm diese Form des Auftretens sehr gut entsprach.[13] In jedem Fall erwies sich im Lauf der Jahre, daß Savelli, von August 1620 an *Ambasciatore imperiale residente*, im Stande war, sein Amt mit Würde auszuüben, und daß er trotz heftiger politischer Spannungen stets die angemessene Form zu wahren wußte – und dies, obwohl die kriegerischen Zeitumstände dazu zwangen, im Namen des Kaisers immer wieder mit der Bitte um Subsidien vorstellig zu werden, einem Ansinnen, das man in Rom zunehmend als Belästigung empfand.[14]

A. Koller, La rappresentanza imperiale a Roma intorno al 1600. Una panoramica, in: I. Fosi/A. Koller (Hg.), Papato e Impero nel pontificato di Urbano VIII (1623–1644), Città del Vaticano 2013 (Collectanea Archivi Vaticani 89), S. 105–126; E. J. Greipl, Deutsche diplomatische Vertreter beim Heiligen Stuhl in der Zeit vor dem Wiener Kongress, in: Deutsche diplomatische Vertretungen beim Heiligen Stuhl (hg. von P. Hermes), Rom 1984, S. 11–13. Zu den Diensten des Rota-Auditors Rembold aus Augsburg J. Schnitzer, Zur Politik des hl. Stuhles in der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges, in: RQ 13 (1899), S. 152; Le Istruzioni Generali di Paolo V ai diplomatici pontifici, 1605–1621, ed. S. Giordano, 3 Bde., Tübingen 2003, S. 926; Blaas S. 62f.

13 Das Gemälde entstand um 1625; Abbildungen in: Barock im Vatikan, Kunst und Kultur im Rom der Päpste, Bd. II, 1572–1676, Ausstellungskatalog, Bonn-Berlin 2006, S. 241, und Bösel/Klingenstein/Koller (wie Anm. 8), Buchdeckel. Es befand sich ursprünglich zusammen mit einem Gemälde *La Cavalcata del principe Savelli* von Antonio Tempesta und einem Bild von Domenichino mit Darstellung des zu Savellis Ehren im päpstlichen Palast gegebenen *Banchetto pubblico* im Palazzo Savelli (Teatro di Marcello); Descrizione di Roma moderna, formata nuovamente con le autorità del card. Baronio, Alfonso Ciacconio, Antonio Bosio e Ottavio Panciroli, t. II, Roma 1739, S. 222. Zu der Obödienzleistung am 5. Mai 1620 H. von Zwiedineck-Südenhorst, Die Obedienz-Gesandtschaften der deutschen Kaiser an den römischen Hof im 16. und 17. Jh., in: Archiv für Österreichische Geschichte 57 (1879), S. 196–199; J. Schmid, Die deutsche Kaiser- und Königswahl und die römische Curie in den Jahren 1558–1620, in: HJb 6 (1885) S. 199–202, 206f.; L. von Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 12, Freiburg Br. 1927, S. 574f. Anm. 5; Fosi (wie Anm. 8), S. 68f.; J. M. Merz, Pietro da Cortona, Tübingen 1991 (Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte 8), S. 158f. (In dem dort Anm. 104 zitierten Avvisi-Text ist von Savelli als *ambasciador d'udienza* die Rede, was in *ambasciador d'ubbidienza* zu emendieren ist.) Zu Paolo Savelli als Kunstsammler und Kunstvermittler Mazzetti di Pietralata (wie Anm. 8), S. 1848–1862.

14 Berichte Paolo Savellis aus Rom in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. A, C-K (1628–1632), Weisungen ebd. 53 I, Fasz. A, F, H-J (1628–1632), Varia 7. Zu weiteren Korrespondenzen Fosi (wie Anm. 8), S. 68 Anm. 5, 7, und P. Tusor, L'Ungheria e il Papato tra riforma tridentina e guerre turche, in: Gli Archivi della Santa Sede e il Regno d'Ungheria, ed. G. Platania/M. Sanfilippo/P. Tusor, Budapest-Roma 2008 (Collectanea Vaticana Hungariae 4), S. 58 Anm. 36, mit Verweisen auf AS

Ehrenvoll, aber auch kostspielig war es, daß mit der Gesandtentätigkeit auch die Gastgeberrolle für hochgestellte, mit Gefolge reisende Rombesucher verbunden war. So hatte Fürst Savelli 1624 Erzherzog Leopold zu Gast,[15] 1632 beherbergte er Kardinal Harrach.[16] Vor allem aber war es der hohe Aufwand, der im barocken Hofleben und besonders bei höfischen Festen üblich war, der die Übernahme einer Gesandtschaft zu einer finanziellen Belastung machte, die sich nur ein kleiner Kreis sehr vermögender Adeliger leisten konnte. Es liegt auf der Hand, daß interessierte Kandidaten hierfür nur gefunden werden konnten, wenn ihre verantwortungsvolle und mit großem Zeitaufwand verbundene Tätigkeit dennoch mit Vorteilen verbunden war, auch wenn diese auf anderem Gebiet lagen. So brachte es mit Sicherheit hohen Prestigegewinn, daß es dem Gesandten anheimgestellt war, in Rom eine Vielzahl von Anträgen auf besondere Privilegien oder Dispensen, von Bewerbungen um Pfründen und um höhere kirchliche Ämter durch Empfehlungen zu fördern, und verpflichtete zu Gegenleistungen. Der Einfluß des Gesandten war auch wertvoll in Wien, denn auch dort ließen sich Leute von ihm empfehlen, die in den Hofdienst oder in die kaiserliche Armee aufgenommen werden wollten.[17] Wichtig waren aber auch ehrende Auszeichnungen und Vorteile der Familie.[18] Schreiben der kaiserlichen Kanzlei wurden in den ersten Jahren mit der Anschrift *Paulo Savello nostro Consiliario et apud Suam Sanctitatem Oratori* versehen. Von 1625 an wurde sein Titel angegeben mit *Cameriere del Consiglio di Stato e Ambasciatore ordinario della Maestà Cesarea al Sommo Pontefice, Cavagliere del Toson d'oro.*[19] Der Gesandte war inzwischen mit dem Goldenen Vlies, dem vornehmsten Orden der habsburgischen Länder, ausgezeichnet worden und seine Aufnahme unter die Granden von Spanien schien nicht unmöglich.[20] Nutzen hatte von diesem hohen Ansehen auch sein Bruder Federico, der Inhaber eines Regiments in der kaiserlichen Armee war,[21] zumal als er von militärischer Seite heftigen

Roma, Arch. Sforza-Cesarini und Arch. Giustiniani (Armadio unico Savelli), ferner Bibl. Statale Santa Scolastica (Subiaco), Arch. Colonna (Girolamo Colonna).

15 Fosi (wie Anm. 8), S. 73.

16 R. Becker, Der Skandal um den Rombesuch Kardinal Pázmánys im Spiegel der Nuntiaturberichte, in: QFIAB 92 (2012) S. 414; Die Diarien und Tagzettel des Kardinals Ernst Adalbert von Harrach (1598–1667), hg. von K. Keller/A. Catalano, Bde. 1 (Register) und 2–4, Wien-Köln-Weimar 2010 (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 104), Bd. 2, S. 67 zu 1632 Mai 19.

17 Fosi (wie Anm. 8), S. 70 f.

18 Mazzetti di Pietralata (wie Anm. 8), S. 1839–1842.

19 Zitiert nach Fosi (wie Anm. 8), S. 69 Anm. 14.

20 Fosi (wie Anm. 8), S. 71 f.

21 Federico Savelli, 1625 Herzog von Poggio Nativo. 1608 Nachfolger seines Bruders als General in Ferrara, 1621 Generalleutnant der päpstlichen Armee, 1624/25 im Veltliner Krieg. Er war Oberst eines 1628 aufgestellten Regiments *niederdeutscher Knechte zu Fuß*, das nach der Schlacht von Lützen aufgelöst wurde; Die Hauptinstruktionen Gregors XV., 1621–1623, hg. von K. Jaitner, Tübingen 1997, S. 414 Anm. 148 (mit falschem Todesjahr); Brunelli (wie Anm. 10), S. 100, 121 Anm. 84–86; Documenta Bohemica Bellum Tricennale illustrantia. Quellen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges aus tsche-

Angriffen ausgesetzt war, nachdem er die Festung Demmin an die Schweden verloren hatte.[22] Auch Paolos Sohn Bernardino, der bereits 1618 Kammerherr des früh verstorbenen Erzherzogs Johann Karl geworden war, erreichte eine Standeserhöhung, als er 1632 den Titel eines Reichsfürsten und das Münzrecht erhielt.[23] Versprochen war dem Gesandten freilich darüber hinaus das erste in Italien freiwerdende Reichslehen – ein Versprechen, an das sein Sohn und sein Bruder 1632 noch einmal erinnerten,[24] das aber nicht eingelöst wurde.

Wie besorgt man in Rom in Bezug auf die Nachfolge war, läßt sich schon an der Tatsache ablesen, daß das Problem bereits erörtert wurde, als der Fürst zwar schwer erkrankt, aber noch am Leben war.[25] Urban VIII. befürchtete ernsthaft, daß der Wiener Hof feindselig genug war, das Amt jemandem zu übertragen, der der Kurie der Barberini nicht wohlgesinnt war und versuchen würde, ihr Schwierigkeiten zu bereiten, und er warnte vor einer Besetzung, die nicht seinen Wünschen entsprach: Falls erwogen würde, wiederum einen Vassallen des Kirchenstaats zu ernennen, sollte unbedingt als erstes geklärt werden, ob dem Papst die geplante Ernennung genehm wäre, um nicht die unangenehme Lage heraufzubeschwören, daß er seine Zustimmung verweigern müßte. Man war an der Kurie im übrigen der Meinung, daß es unbillig wäre, nicht weiterhin das Haus Savelli mit der Gesandtschaft zu betrauen.

Anders war die Einstellung des kaiserlichen Hofes. Es scheint, daß Ferdinand II. sich in den letzten Jahren, insbesondere aber, als nach der Vernichtung des kaiserlichen Heeres bei Breitenfeld und dem Vordringen der Schweden und ihrer Verbündeten bis zu den Alpen der endgültige Untergang der Reichskirche bevorzustehen schien, in Rom nicht gut vertreten fühlte. Dies bezog sich sicher auf den *Protector Nationis Germanicae*, Kardinal Scipione Caffarelli-Borghese, der sich in der dramatischen Lage nicht übermäßig engagiert zeigte,[26] aber auch auf Savelli, der die dringenden Bitten um Subsidien überbrachte, den Papst aber nicht zu einer Änderung seiner

choslowakischen Archiven und Bibliotheken. Hauptredaktion J. Polišensky/J. Kocí/G. Cechová, Bd. 5, Wien-Köln-Graz 1981, S. 389, 405; ADB, Bd. 53, Leipzig 1907, S. 720f. (Sommeregger).

22 M. Kaiser, Politik und Kriegführung. Maximilian von Bayern, Tilly und die Katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg, Münster 1999 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 28), S. 355–358.

23 Bernardino Savelli, Herzog della Riccia (dell'Ariccia) an Ferdinand II., 1632 Okt. 9, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Varia 7 (unfol.): Dankschreiben. Ebd. RHR, Privilegia varii generis latinae expeditionis 1–8–7: Verleihung des Münzrechts.

24 Fosi (wie Anm. 8), S. 72; NBD IV/5, S. 445 Nr. 110.1, 460 Nr. 112.1.

25 NBD IV/5, S. 345 Nr. 92.1.

26 M. Faber, Scipione Borghese als Kardinalprotektor, Mainz 2005 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abt. für abendländische Religionsgeschichte 204), S. 214–240. Zu den Aufgaben der Kardinalprotektoren J. Wodka, Zur Geschichte der nationalen Protektorate der Kardinäle an der römischen Kurie, Innsbruck-Leipzig 1938 (Publikationen des ehemal. Österreichischen Historischen Instituts in Rom 4, 1. Teil), S. 23–33; Koller (wie Anm. 12), S. 121.

grundsätzlich neutralen Haltung bewegen konnte.[27] Am Kaiserhof mag angenommen worden sein, daß in Rom lebende Zeitgenossen die katastrophale Entwicklung des Krieges in Deutschland nicht ernst genug nahmen. Ferdinand II. äußerte jedenfalls mehrmals, noch bevor eine bestimmte Person ins Auge gefaßt wurde, er sei entschlossen, diesmal einen *Nationale*, also einen Angehörigen des Reichs oder eines anderen seiner Herrschaft unterstehenden Landes zu ernennen.[28]

Die päpstlichen Diplomaten in Wien – neben dem ordentlichen Nuntius Rocci war Girolamo Grimaldi[29] als außerordentlicher Nuntius anwesend – waren aufgefordert, sehr sorgfältig zu beobachten, auf wen die Nachfolge des Fürsten Savelli fallen könnte. Sie erfuhren jedoch nicht mehr, als daß der Kaiser den Sohn des Fürsten Eggenberg, seines engsten Vertrauten und mächtigsten politischen Beraters, vorgeschlagen habe.[30] In Rom war der junge Herr bekannt, da er ein Jahr zuvor auf seiner ausgedehnten Kavalierstour zweimal in Rom gewesen war. Seinem Vater, von dem man sich günstigen Einfluß in der umstrittenen Präzedenzfrage des Präfekten von Rom erhoffte,[31] schrieb der Kardinalnepot damals überaus schmeichelhafte Briefe über den Eindruck, den der junge Fürst am päpstlichen Hof hinterließ.[32] Ob er als Botschafter willkommen gewesen wäre, ist dagegen fraglich, da er sich nach dem Rombesuch eine kritische Bemerkung über die Kurie erlaubte, die bekannt gewor-

---

27 Schnitzer (wie Anm. 12), S. 229. Zur an der Kurie vorherrschenden Beurteilung der deutschen Verhältnisse allg. S. Giordano, Due mondi a confronto. Roma e Germania nella prima metà del Seicento, in: M. Matheus/H. Wolf (Hg.), Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit, Rom 2009, S. 35–39.

28 NBD IV/5, S. 373 Nr. 98.1, 382 Nr. 100.1, 393 Nr. 102.1.

29 Girolamo Grimaldi-Cavalleroni, 1597–1685, aus genuesischem Adel, Studium der Jurisprudenz am *Collegium Clementinum* in Rom, 1621–1624 *Referendarius utriusque Signaturae*, 1625 *Vicelegato*, 1626 *Governatore* in Viterbo, 1628–1632 *Governatore* von Rom, 1632–1633 außerordentlicher Nuntius in Wien zur Anbahnung von Friedensverhandlungen unter den katholischen Mächten, 1634 *Governatore* in Urbino, 1636–1641 Vizelegat in Urbino, 1641–1643 Nuntius in Paris, 1644 Kardinal, 1648 Erzbischof von Aix (bestätigt 1655); NBD IV/5, S. XXVIII–XLVIII, DBI, Bd. 59, Roma 2002, S. 533–539 (F. Crucitti).

30 NBD IV/5, S. 382 Nr. 100.1. – Johann Anton von Eggenberg, 1610–1649; W. E. Heydendorff, Die Fürsten und Freiherren zu Eggenberg und ihre Vorfahren, Graz-Wien-Köln 1965, S. 159–163; T. Winkelbauer, Fürst und Fürstendiener. Gundaker von Liechtenstein, ein österreichischer Aristokrat des konfessionellen Zeitalters, Wien-München 1999 (MIÖG, Ergänzungsbd. 34), ad ind. Zu Kavaliersreise und Romaufenthalten NBD IV/5, S. 57 f. Anm. 7, und NBD IV/7, S. 17 Anm. 53.

31 Johann Ulrich Fürst Eggenberg war Direktor des Geheimen Rats seit 1619, nicht des Reichshofrats (*Consiglio Aulico*); H. F. Schwarz, The Imperial Privy Council in the 17th Century, Cambridge Mass. 1943 (Harvard Historical Studies 53), S. 117–119, 226–228. Zu korrigieren Fosi (wie Anm. 8), S. 68, 70.

32 NBD IV/5, S. 80 Nr. 20.1, 113 f. Nr. 30.1, 116 Nr. 30.2, 129 Nr. 35, 144 Nr. 41.1, 149 Nr. 42, 166 Nr. 47.2, 189 f. Nr. 54, 220 Nr. 63.1, 252 Nr. 68.1, 263 f. Nr. 71.1. Zum festlichen Aufwand anläßlich dieses Aufenthalts M. Murata, Operas for the Papal Court, Ann Arbor 1981, S. 20, 201, wo aber irrtümlich ein Rombesuch des Vaters Eggenberg angenommen wird. Ders. Irrtum in P. Rietbergen, Power and Religion in Baroque Rome. Barberini Cultural Policies, Leiden-Boston 2006 (Brill's Studies in Intellectual History 135), S. 186, 205, 251, 392.

den war.[33] Eine Entscheidung darüber war schließlich unnötig, da der alte Fürst sich gegen den Vorschlag entschied. Rocci mutmaßte, daß ihm die finanzielle Belastung zu groß geworden wäre und daß er wünschte, der Sohn solle zunächst eine eigene Familie gründen. Vermutlich hatte der Nuntius mit seiner Annahme recht, denn es ist zu dieser Zeit schon häufig von der schlechten Gesundheit Eggenbergs die Rede, und die Sorge, daß der Sohn bald die Nachfolge seines Vaters als Haupt der Familie antreten müsse, erwies sich als berechtigt.

Erst Monate später, im Februar 1633, wird den Nuntien wieder etwas zugetragen, was die Neubesetzung der Gesandtschaft in Rom betrifft. Diesmal heißt es, der junge Graf Tilly, der in Linz stationiert war, weil er im Kampf gegen den Bauernaufstand in Oberösterreich ein Kommando führte, sei dafür ausersehen.[34] Im April 1632 war Johann Tserclaes Graf von Tilly, Generalleutnant des kaiserlichen Heeres und der Katholischen Liga, kinderlos gestorben; er hatte aber seinen Neffen Werner adoptiert, dem als Erbe der Grundbesitz in der Oberpfalz und das neu erworbene Gut in Oberösterreich zugefallen war. Er war selbst von Jugend auf Offizier, war aber auch sehr wohlhabend, seit 1627 mit einer Fürstin Liechtenstein verheiratet, und schien die ihm zugedachte Aufgabe übernehmen zu wollen und für sie befähigt zu sein. Die Nuntien betonten seine guten Eigenschaften und seine besonderen Kenntnisse.[35] In Rom zeigte man sich erfreut und erhob keine Einwände,[36] und nach der ersten persönlichen Begegnung hat Rocci den Eindruck, daß Tilly sehr daran gelegen sei, ein

33 NBD IV/5, S. 292 Nr. 80.1; Becker (wie Anm. 16) S. 416 Anm. 144.

34 NBD IV/5, S. 688 Nr. 156.1, 692 Nr. 156.2. Werner Tserclaes Graf von Tilly, 1599–1655, 1624–1642 Oberst des Regiments Jung-Tilly, 1632 Kommandant der Festung Ingolstadt, 1635 Hofkriegsrat im Stab Ferdinands III., 1640 Generalkommissar der kaiserlichen Armee, kurbayerischer und kaiserlicher Kämmerer und Kriegsrat. Er war der Erbauer der Tillysburg bei St. Florian; Briefe und Akten zur Geschichte Wallensteins, hg. von H. Hallwich, Wien 1912 (Fontes Rerum Austriacarum, 2. Abt. Bd. 65), S. 239–241 Nr. 1372; Winkelbauer (wie Anm. 30), ad ind.; P. Engerisser, Von Kronach nach Nördlingen. Der Dreißigjährige Krieg in Franken, Schwaben und der Oberpfalz 1631–1635, Weißenstadt ²2007, S. 44f. Anm. 20, 58f. Anm. 31; Kaiser (wie Anm. 22), S. 25–28; L. Höbelt, Ferdinand III. Friedenskaiser wider Willen, Graz 2008, S. 80; Keller/Catalano (wie Anm. 16), ad ind.

35 Grimaldi rühmt Tilly als *soggetto stimato nel maneggio dell'armi. Ha studiato et è perito più che ordinariamente nelle mattematiche, di bellissimo tratto e gioviale, onde sperano che sia per fare una buona riuscita et esser di sodisfattione a Nostro Signore et a Vostra Eminenza*; NBD IV/5, S. 692 Nr. 156.2. Eggenberg sprach mit Rocci über Tilly *e mi commendò molto le rare qualità di lui, descrivendolo per buon soldato e per cavaliere virtuoso che è buon filosofo e che possiede perfettamente sei lingue, la fiamminga, la latina, l'alemanna, l'italiana, la francese e la spagnuola*; NBD IV/5, S. 698 Nr. 158.1. Die Beschreibung stimmt in erstaunlichem Maß mit der Charakterisierung aus dem Jahr 1644 überein, mit der Tilly, wie es scheint, für die Stelle des Obersthofmeisters beim ältesten Sohn Kaiser Ferdinands III. empfohlen wurde; Winkelbauer (wie Anm. 30), S. 475f.: Es heißt, er sei *gottsfürchtig, wol studiert, ein gueter linguist, hof- und kriegswesens erfahren, ein gueter cameralist, bescheiden, gueter conversation, ruiger persohn und eines mitleren alters, embsig und eines gueten judicii.*

36 NBD IV/5, S. 728 Nr. 163.2; 740 Nr. 165.4.

vertrauensvolles Verhältnis zwischen Papst und Kaiser zu pflegen, was sogleich als Entgegenkommen in der Streitsache um das vom Präfekten von Rom beanspruchte Präzedenzrecht gedeutet wurde. Beruhigt stellt Rocci außerdem fest: *Mostra ne' suoi discorsi che non sarà appassionato de' Spagnuoli, ma amatore del giusto e del conveniente.*[37] Grimaldi allerdings bemerkt kritisch, Tilly komme mit erstaunlich falschen Vorstellungen. Er habe z. B. geglaubt, der Papst habe seinen Neffen Taddeo wirklich mit dem Herzogtum Urbino belehnt – er lasse sich aber geduldig belehren.[38] Offensichtlich war Tilly auch noch nicht informiert über die Schwierigkeiten, die in der Präfektursache entstanden waren und die zur Folge hatten, daß der kaiserliche Gesandte wie auch die meisten anderen Gesandten an großen zeremoniellen Ereignissen nicht teilnahmen und nicht mehr in der päpstlichen Kapelle erschienen.[39] Zur Unklarheit in dieser Frage kam schließlich hinzu, daß Tilly, dem eine Jahresbesoldung von 10 000 *Scudi* zugesagt war,[40] vor seiner Abreise Sicherheit bezüglich der Bezahlung verlangte,[41] so daß sich der Zeitpunkt, zu dem er seine Amtstätigkeit hätte aufnehmen können, in eine ungewisse Zukunft verschob. Im Oktober 1633 meldet Rocci, daß man am Kaiserhof daran festhalte, Tilly als neuen Gesandten nach Rom zu entsenden.[42] Danach ist jedoch nicht mehr von ihm die Rede und auch nicht von weiteren Interessenten aus dem Reich. Von wann ab am Wiener Hof nach einem anderen Kandidaten gesucht wurde, erfahren wir daher nicht.

Um laufende Angelegenheiten an der Kurie erledigen lassen zu können, hatte man sich bereits zu einer Zwischenlösung entschlossen. Der Inhaber der traditionell einem Reichsangehörigen zustehenden Rota-Richter-Stelle, Cornelius Hendrik Motmans,[43] der seit langem auch als Agent von Kurmainz, weiteren Reichsfürsten und der Universität Löwen agierte, wurde zum Residenten befördert und mit der

37 Ebd., S. 769 Nr. 170.1.

38 Ebd., S. 772 Nr. 170.3.

39 Zu den Problemen der Rangordnung im päpstlichen Zeremoniell Visceglia (wie Anm. 5), S. 119–190.

40 NBD IV/5, S. 797 Nr. 174.2.

41 Vorsicht in dieser Hinsicht war berechtigt. Graf Johann Karl von Schönburg, der 1634 als kaiserlicher Gesandter nach Spanien ging, hatte am Dienstort große finanzielle Schwierigkeiten; H. Ernst, Madrid und Wien 1632–1637. Politik und Finanzen in den Beziehungen zwischen Philipp IV. und Ferdinand II., Münster 1991 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 18), S. 94–97. Zum ungelösten Problem der Bezahlung der Gesandten allg. H. von Thiessen, Reisen als soziale und symbolische Praxis, in: Kulturgeschichte des Papsttums in der Frühen Neuzeit, hg. von B. Emich/C. Wieland, Berlin 2013 (Zs. für historische Forschung, Beiheft 48), S. 139 Anm. 41.

42 Rocci an Barberini, 1633 Okt. 8, BAV Barb. 6973 fol. 129r-v, 135r-136v.

43 Cornelius Hendrik Motmans (Mottmann), 1589–1638, aus Tongern, *Dr. iuris utriusque* in Ingolstadt 1615, danach ständig in Rom. 1623–1627 Revisor der Suppliken an der *Signatura Iustitiae*, 1628 *Auditor Rotae*; Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, hg. von T. Bautz, Bd. 24, Nordhausen 2005, Sp. 1100–1109 (B. Indekeu); Blaas (wie Anm. 12), S. 64–68; Koller (wie Anm. 12), S. 122f.

Führung der Geschäfte beauftragt.[44] Kurzzeitig vertrat auch der spanische Botschafter Castel Rodrigo Interessen des Kaisers und versuchte, im Fall der höchst fragwürdigen, weil nachträglichen Einsetzung des von Venedig gewünschten Koadjutors für den verstorbenen Patriarchen von Aquileia wenigstens einen Aufschub der Entscheidung zu erreichen. Er hatte damit aber keinen Erfolg.[45] Schließlich gelang es Federico Savelli, der sich in Rom um wirtschaftliche Probleme seines Hauses kümmern mußte, als außerordentlicher Botschafter, zunächst *per interim* für das laufende Jahr, an die Kurie entsandt zu werden.[46] Am 3. Oktober 1632 brach er nach Rom auf.[47]

Daß diese Mission im Staatssekretariat noch hektische Korrespondenz mit der Nuntiatur auslöste, war eine Folge der neuen Regelung, wonach der Papst verlangte, um seine Einwilligung gebeten zu werden, ehe Vassallen des Kirchenstaats diplomatische Funktionen im Dienst anderer Fürsten annehmen durften.[48] Man hatte in Wien versäumt, eine entsprechende Anfrage zu stellen,[49] und Savelli selbst hielt sich verständlicherweise für nicht von der Regelung betroffen, da er nicht nur schon vor 1620 den Titel eines kaiserlichen Gesandten innegehabt hatte,[50] sondern erst vor wenigen Monaten unbeanstandet als außerordentlicher Gesandter in Rom gewesen war.[51] Dort aber verlangte man nun, die Zustimmung der Kurie einzuholen, selbst wenn dies bedeutete, dem abgereisten Diplomaten notfalls einen Kurier nachzusenden. Nach vielen Mahnungen reichte Savelli schließlich ein Schreiben nach, mit dem sich die Kurie abfand, obwohl sie es nicht als zufriedenstellend anerkannte.[52]

Ein Grund für die kleinlich anmutende Hartnäckigkeit, mit der hier im Fall des in Rom wohlbekannten Federico Savelli die Erfüllung einer Formalität gefordert wurde, kann nur sein, daß demonstriert werden sollte, wie fest man entschlossen war, in der Frage der anstehenden Neubesetzung der kaiserlichen Botschaft mitzuentscheiden. Die Beziehungen zu den fürstlichen Gesandten, denen das herkömmliche Zeremo-

44 NBD IV/5, S. 384 Anm. 9, 416 Nr. 105.4, 437 Nr. 109.2. Berichte an Ferdinand II., Eggenberg und Thun-Hohenstein in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52, Fasz. J (1632), O (1633), R (1634), S (1634), U (1635), V (1635); an Ferdinand II., Ferdinand III., Bf. Wolfradt, Stralendorf und Trauttmansdorff ebd. 54 I (1636, 1637, 1638); an Ferdinand III. ebd. 54 II; Weisungen ebd. 53 I, Fasz. L, S, V.

45 NBD IV/5, S. 402 Nr. 103.2, 410 f. Nr. 105.1, 413 f. Nr. 105.2; Paschini (wie Anm. 6), S. 425.

46 NBD IV/5, S. 419 Nr. 106.1, 445 Nr. 110.1, 459 Nr. 112.1. Berichte 1632–1634 in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52, Fasz. L, N, P; Weisungen ebd. 53 I, Fasz. K, P, U.

47 NBD IV/5, S. 484 Anm. 2. Der Auftrag wurde im Januar 1633 verlängert bis zur Entsendung eines ordentlichen Gesandten: Ebd. S. 636 Nr. 148.1.

48 Vgl. Anm. 25.

49 NBD IV/5, S. 438 Nr. 109.3, 453 f. Nr. 111.2, 468 Nr. 113.1, 480 Nr. 115.1.

50 Fosi (wie Anm. 8), S. 68. Es war ein reiner Ehrentitel, keine Amtsbezeichnung.

51 NBD IV/5, S. 472 Nr. 114.1, 483 f. Nr. 116.1. Zum Verlauf dieser Mission Becker (wie Anm. 16), S. 422 f.

52 NBD IV/5, S. 512 Nr. 121.1, 654 Nr. 151.2.

niell ihrem Rang angemessene Plätze in der päpstlichen Kapelle zugestand[53] und die bei großen Anlässen wie dem *Possesso* des Papstes[54] oder bei der Fronleichnamsprozession durchaus mitwirken sollten, waren allgemein belastet durch deren Weigerung, dem Präfekten von Rom Präzedenz zu gewähren. Besonders unangenehme Ereignisse waren darüber hinaus verursacht worden durch Gesandte wie den Venezianer Pesaro, der aggressive Zusammenstöße mit Taddeo Barberini provoziert hatte,[55] und vor allem durch den spanischen Gesandten Kardinal Borja, der eine die Politik Urbans VIII. vehement verurteilende Gruppe von Kardinälen anführte und versucht hatte, im Konsistorium eine Protestnote zu verlesen.[56] Er galt seitdem als erklärter Feind, und die Kurie verlangte energisch seine Ablösung, konnte sich damit aber bisher nicht durchsetzen. Als Affront hatte man schließlich auch die Mission des kaiserlichen Sondergesandten Kardinal Pázmány im Frühjahr 1632 aufgefaßt und fürchtete nun, daß dieser als der neue Amtsträger vorgesehen sei. Von solchen Absichten hatten die Nuntien berichtet; sie bemerkten allerdings auch wiederholt, daß nicht wirklich mit ihm zu rechnen sei:[57] Pázmány hatte in Wien voll Verbitterung über seine Erfahrungen in Rom gesprochen.[58] Auch als im folgenden Jahr vorgeschlagen wurde, ihn als Kardinal-Protektor an die Kurie zu entsenden, zeigte er keine Neigung zu der neuen Aufgabe und führte dafür auch finanzielle Gründe an.[59] Das einmal geweckte Mißtrauen aber, daß der Kaiserhof beabsichtigen könnte, die schwelenden Konflikte

53 M. A. Visceglia, Il cerimoniale come linguaggio politico: su alcuni conflitti di precedenza alla corte di Roma tra Cinquecento e Seicento, in: Cérémonial et rituel à Rome (XVIe–XIXe siècle), ed. M. A. Visceglia/C. Brice, Rome 1997 (Collection de l'Ecole Française de Rome 231), S. 130–133 (Nachdr. in Visceglia, wie Anm. 5, S. 128–130); M. A. Visceglia, Tra liturgia e politica: il *Corpus Domini* a Roma (XV-XVIII secolo), in: Bösel/Klingenstein/Koller (wie Anm. 8), S. 154.

54 Zu dem feierlichen Zug (*Cavalcata*) des Papstes nach der Krönung vom Petersdom zum Lateran B. Emich, Besitz ergreifen von der Kirche. Normen und Normkonflikte beim Zeremoniell des päpstlichen Possesso, in: Werte und Symbole im frühneuzeitlichen Rom, hg. von G. Wassilowsky/H. Wolf, Münster 2005, S. 88 f.; M. Boiteux, Il possesso. La presa di potere del Sovrano Pontefice sulla città di Roma, in: F. Buranelli (a cura di), Habemus Papam. Le elezioni pontificie da S. Pietro a Benedetto XVI. Catalogo, Roma 2006, S. 131–140; dies., Parcours rituels romains à l'époque moderne, in: Visceglia/Brice (wie Anm. 53), S. 36–45; I. Fosi, ‚Parcere subiectis, debellare superbos'. L'immagine della giustizia nelle cerimonie di possesso a Roma, in: Visceglia/Brice (wie Anm. 53), S. 89–104.

55 Pastor (wie Anm. 3), S. 717; NBD IV/5, S. 11–13 Nr. 2.3 mit Anm. 13.

56 Pastor (wie Anm. 3), S. 432–440; Leman (wie Anm. 3), S. 132–138; M. A. Visceglia, ‚Congiurarono nella degradazione del papa per via di un concilio': La protesta del cardinale Gaspare Borgia contro la politica papale, in: Roma Moderna e Contemporanea 11 (2003), S. 167 f.; D. Büchel/A. Karsten, Die ‚Borgia-Krise' des Jahres 1632: Rom, das Reichslehen Piombino und Europa, in: Zs. für historische Forschung 30 (2003), S. 397–402; Becker (wie Anm. 16), S. 392–394.

57 Tusor (wie Anm. 14), S. 58 Anm. 34; Becker (wie Anm. 16), S. 381–383; NBD IV/5, S. 382 Nr. 100.1.

58 Becker (wie Anm. 16), S. 418; Rocci an Barberini, 1633 Okt. 22, BAV Barb. 6973 fol. 148r-v, 157r-160v); ders. an dens., 1634 Jan. 21, Barb. 6974 fol. 31r-v, 38r-40r;

59 Rocci an Barberini, 1634 Feb. 25, BAV Barb. 6974 fol. 76r-v.

an der Kurie durch einen dort regelrecht verhaßten Mann weiterzuschüren, konnten solche Bemerkungen nicht wirklich zerstreuen, und das Staatssekretariat versuchte nicht nur durch Warnungen der Nuntien, sondern auch durch Einflußnahme anderer Korrespondenten einer Entscheidung für Pázmány entgegenzuwirken.[60] – Wenige Jahre später sollte sich zeigen, daß die Neubesetzung eines Gesandtenpostens tatsächlich dazu genutzt werden konnte, die Kurie zu provozieren und ihre Machtlosigkeit fühlen zu lassen. Den Eklat verursachte aber nicht der Kaiserhof, sondern Frankreich durch die Entsendung des in Rom unerwünschten und entschieden abgelehnten Marschalls d'Estrées.[61]

Einzelheiten über die Beratungen in Wien erfuhren die Nuntien nicht, während sich die Interims-Amtsführung Federico Savellis deutlich länger hinzog als vorgesehen war.[62] Sie verlief nicht ohne Ärgernisse. Da der Herzog Zeuge des unerfreulichen Rombesuchs Kardinal Pázmánys gewesen war,[63] konnte er von vornherein nicht mit viel Sympathie von Seiten der Barberini rechnen. Dies zeigte sich offen nach der Schlacht von Lützen und dem Tod Gustav Adolfs von Schweden, als im habsburgfreundlichen Lager Roms Enttäuschung darüber laut geworden war, daß der Papst das Ereignis nicht zum Anlaß für ein *Te Deum* genommen hatte.[64] Urban VIII. holte das Versäumte nach, ließ aber zugleich erklären, daß Savelli die mißliche Situation verursacht habe. Da er in Trauerkleidung bei Hof gesehen worden war, hätten die Zeremoniare annehmen müssen, es sei kein großer Sieg zu feiern.[65] Sehr ärgerliche Auftritte ergaben sich danach, als Savelli – weniger beherrscht als sein verstorbener Bruder – nicht einsichtig hinnahm, daß die von ihm überbrachten dringenden Bitten des Kaisers um Subsidien erfolglos blieben. Er brauste gegenüber Urban VIII. auf und geriet in heftigen Streit mit Francesco Barberini.[66] Auch die Nuntien verstärkten die Abneigung gegen ihn, indem sie nach Rom berichteten, Federico Savelli verbreite in seinen Berichten allerlei Gerüchte und bestärke die Adressaten in ihrem ohnehin feststehenden, verwerflichen Vorurteil, wonach der Papst Parteigänger Frankreichs sei.[67]

---

60 Barberini an Kurfürst Maximilian von Bayern, 1634 Jan. 14, Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, 2. Teil, Bd. 8: Die Politik Maximilians I. von Bayern und seiner Verbündeten, hg. von K. Bierther, München-Wien 1982, S. 617 Anm. 1; Barberini an Francesco Vitelli, Nuntius in Venedig, 1634 Feb. 4, ASV Fondo Pio 234 fol. 241r.

61 A. Leman, La nomination du maréchal d'Estrées à l'ambassade de Rome en 1636, in: Revue d'Histoire Ecclésiastique 32 (1936), S. 598–636.

62 Berichte in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52, Fasz. L (1632), N (1633), P (1634); Weisungen ebd. 53 I, Fasz. K.

63 Becker (wie Anm. 16), S. 422f.; NBD IV/5, ad ind. s. v. Savelli Federico, Erste Rommission.

64 NBD IV/5, S. 587 Anm. 5; 587f. Nr. 137.5.

65 Ebd., S. 590f. Nr. 138.2.

66 Ebd., S. 584 Nr. 137.2, 650–655, Nr. 151.1, 151.2.

67 Grimaldi an Barberini, 1633 Juni 25, BAV Barb. 6980 fol. 45r-v, 48r-51v; ders. an dens., 1633 Juli 16, ebd. fol.73r-v, 75r.

Nach Wallensteins Tod sah Herzog Savelli sogleich die Möglichkeit, in die kaiserliche Armee zurückzukehren, und bat darum, von seiner Tätigkeit in Rom entbunden zu werden.[68] Die Erlaubnis wurde erteilt und Ende Mai überläßt er die Geschäfte wiederum Motmans und reist ab.[69] Nach der langen Übergangszeit befaßte sich der Geheime Rat am 12. Juni 1634 mit der Bewerbung von Scipione Gonzaga, Fürst von Bozzolo, und kam zu dem Ergebnis, daß ihm das Amt des ordentlichen kaiserlichen Gesandten in Rom anvertraut werden solle.[70]

3. Die Liste der Kandidaten, die sich zuvor erfolglos darum bemüht hatten, diese Funktion zu übernehmen, oder von denen dies behauptet wurde, wies inzwischen erstaunlich viele und bedeutende Namen auf. Schon früh wurde der Prior der Malteserritter Aldobrandino Aldobrandini genannt,[71] der, aus der Familie Clemens VIII. stammend und damit dem Nepotenumfeld Gregors XV. zugehörig, 1622 General der päpstlichen Flotte geworden war. Zuvor war er 1616–1619 *Generale delle Galere* der Malteser gewesen und hatte erfolgreich gegen Türken und Korsaren im Mittelmeer gekämpft.[72] Nach dem Thronantritt Urbans VIII. verließ er den päpstlichen Dienst und trat in die kaiserliche Armee ein, in der ihm 1631 ein Regiment übertragen wurde.[73] Er fiel in der Schlacht von Nördlingen.

Wie ernsthaft Aldobrandini sich um die römische Gesandtschaft bemühte, geht aus den Nuntiaturberichten nicht hervor. Daran besteht aber kein Zweifel im Fall seines Konkurrenten Niccolò Ludovisi, der zur Unterstützung seiner Bewerbung auch noch den Großherzog von Toskana aufbieten konnte. Er war der Bruder des Kardinalnepoten Gregors XV. und war durch eine erste Heirat Fürst von Venosa und damit

---

68 Federico Savelli an Ferdinand II., 1634 März 18, Wien, HHStA Staatenabt. Rom Korrespondenz 52, Fasz. P fol. 7.

69 Ferdinand II. an Urban VIII., 1634 April 22, BAV Barb. 6840 Nr. 1. Federico Savelli an Ferdinand II., 1634 Mai 27, Wien, HHStA Staatenabt. Rom Korrespondenz 52, Fasz. P fol. 16v. – Rocci an Barberini, 1634 Aug. 5, BAV Barb. 6975 fol. 1r-v, 7r-8v: Federico Savelli ist wieder in Wien.

70 Bozzolo an Ferdinand II., Rom 1634 Mai 4, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. Q fol. 1r: Bewerbungsschreiben mit Verweis auf seinen Agenten Kanonikus Petrucci; ebd. fol. 2v: Hinweis auf Empfehlung Kardinal Dietrichsteins (Dietrichstein an Ferdinand II., Nikolsburg 1634 Juni 2, in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Hofkorrespondenz 10, Fasz. X fol. 7r). Das Empfehlungsschreiben Dietrichsteins dürfte von Petrucci veranlaßt worden sein, der Kanoniker in Olmütz war; NBD IV/7, S. 120 Anm. 1.

71 NBD IV/5, S. 358 Nr. 95.1, 381 Nr. 100.1.

72 Aldobrandino Aldobrandini, 1593–1634, Jaitner (wie Anm. 21), S. 111, 415 Anm. 155, 459; DBI, Bd. 2, Roma 1960, S. 100 f.; NBD IV/5, S. 51 Anm. 16; NBD IV/7, ad ind. (Er wird in der deutschsprachigen Literatur häufig mit seinem Bruder Pietro Aldobrandini, Herzog von Carpineto, † 1630, verwechselt, der ebenfalls Oberst in der kaiserlichen Armee war; Jaitner S. 243–246.)

73 ASV, Segr. Stato, Avvisi 81 fol. 301r-v: Wien, 1631 Aug. 23: *Questa mattina è partito di qua il s. priore Aldobrandino per andarsene al regimento che fu del Prenestein* (Vratislav von Pernštejn, gefallen 1631) *datoli ultimamente da S. M. C.*

spanischer Lehensträger geworden.[74] Seine zweite Heirat mit einer Erbin aus dem Hause Appiani hatte ihn zum Prätendenten auf deren Fürstentum Piombino gemacht. Da es sich dabei um ein Reichslehen handelte, mit dem seit 1621 Spanien investiert war,[75] mußte ihm daran liegen, als zuverlässiger und verdienstvoller Anhänger des Hauses Habsburg zu gelten. Im Fall des Strebens nach dem Amt des kaiserlichen Gesandten bestand aber hierin sein Nachteil. Er galt als politischer Gegner und wäre vom päpstlichen Hof der Barberini keinesfalls akkreditiert worden.[76]

Dasselbe gilt für einen weiteren Bewerber, Paolo Giordano Orsini di Bracciano.[77] Seine politische Präferenz galt zwar in früheren Jahren Frankreich, aber auch er war ein Prätendent auf das Fürstentum Piombino, so daß ihm das Wohlwollen der spanischen Seite wichtig sein mußte.[78] Für seine Bewerbung, für die er sogar einen Agenten in Wien unterhielt, hatte er sich der Empfehlung durch Kardinal Borghese versichert, der schrieb, Orsini spreche fünf Sprachen und kenne das Reich, da er es zweimal bereist habe.[79] Unterstützt von Toskana bemühte Orsini sich zugleich auch um das Amt des Reichskommissars für Italien, das nach dem Tod Herzog Cesares von Guastalla vakant war,[80] und berief sich zum Beweis der Macht, die seine Familie aufbieten konnte, auf das Konklave von 1621, in dem sein Bruder, Kardinal Alessandro Orsini, die Papstwahl des Borghese-Kandidaten Pietro Campori verhindert hatte.[81] Nach Grimaldis Meinung förderte Eggenberg die Absichten Orsinis; die Kurie aber

74 Niccolò Ludovisi, 1610–1664, Jaitner (wie Anm. 21), S. 167–178; DBI, Bd. 66, Roma 2005, S. 469–472 (G. Brunelli).

75 K. O. von Aretin, Das Reich. Friedensordnung und europäisches Gleichgewicht 1648–1806, Stuttgart 1992, S. 116 f.; Büchel/Karsten (wie Anm. 56), S. 393, 408–412.

76 NBD IV/5, S. 368 f. Nr. 97.1, 401 Nr. 103.1, 425 Nr. 107.1, 430 Nr. 108.1.

77 Ebd., S. 642 f. Nr. 149.4.

78 Paolo Giordano Orsini II, Herzog von Bracciano, 1591–1656, verheiratet mit Isabella Appiani. NBD IV/5, S. 381 Anm. 2; W. Reinhard, Paul V. Borghese (1605–1621). Mikropolitische Papstgeschichte, Stuttgart 2009 (Päpste und Papsttum 37), S. 679 f.; C. Wieland, Fürsten, Freunde, Diplomaten. Die römisch-florentinischen Beziehungen unter Paul V. 1605–1621, Köln 2004 (Norm und Struktur 20), ad ind.; Büchel/Karsten (wie Anm. 56), S. 392 f.; DBI, Bd. 79, Roma 2013, S. 697–700 (C. Benocci). Zur Familie M. Venditelli, Orsini, in: Reinhardt (wie Anm. 8), S. 399 f.

79 Faber (wie Anm. 26), S. 237 Anm. 122.

80 NBD IV/5, S. 571 Nr. 134.2; 704 f. Nr. 158.4. Cesare II Gonzaga, 1592–1632, 1630 Herzog von Guastalla, 1631 außerordentlicher Botschafter Spaniens in Wien. Er hatte 1624 gemeinsam mit seinem Vater, Herzog Ferrante, das Reichskommissariat für Italien übernommen; NBD IV/4, S. 70 Anm. 8; NBD IV/5, S. 17 Anm. 14, 206 Nr. 59.2 Anm. 12; E. Bartoli, ‚Zu sein wie ein Freiburg Italiens'. Das Herzogtum Guastalla zwischen den beiden habsburgischen Seelen, in: zeitenblicke 6 (2007) Nr. 1 <11>, URL:http://www.zeitenblicke.de/2007/1/bartoli/index_html, URN: urn:nbn:de:0009-9-8110. Neuer Reichskommissar wurde Giovanni Andrea Doria Landi, Fürst von Bardi und Compiano. Zur Bedeutung des Amts G. Rill, Reichsvikar und Kommissar. Zur Geschichte der Verwaltung Reichsitaliens im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Annali della Fondazione Italiana per la Storia Amministrativa 2 (1965), S. 173–198.

81 Zum Verlauf der Papstwahl Pastor (wie Anm. 3), S. 27–35; Jaitner (wie Anm. 21), S. 83–85.

beobachtete auch diese Bewerbung mit großem Mißbehagen und verbreitete, der Herzog von Bracciano könne das Amt der Guastalla gar nicht übernehmen, da er kein Reichslehen besäße.[82]

Unter den sogleich abgelehnten Namen findet sich ferner der von Ludovico Ridolfi.[83] Ridolfi hatte Erfahrung im Umgang mit den kurialen Behörden, da er zur Zeit von Erzherzog und Kaiser Matthias und bis 1620 bereits als kaiserlicher Resident in Rom tätig gewesen war. Sein Bruder Niccolò war danach unter Gregor XV. *Maestro di Sacro Palazzo* geworden und stand seit 1629 als Generaloberer an der Spitze des Dominikanerordens. Die familiäre Nähe konnte hier aber nicht als Empfehlung wirken, da Niccolò inzwischen prospanischer Umtriebe beschuldigt wurde und die Gunst des Barberini-Papsts verloren hatte.[84] Ludovico hätte gern seine frühere Funktion wieder aufgenommen, und seine Bewerbung hätte am Kaiserhof Gefallen finden können, wenn man Pázmány dazu bestimmte, als Kurienkardinal nach Rom zu gehen. Da dieser nicht zugleich Gesandter sein konnte,[85] wäre ein Resident an seiner Seite eine günstige Lösung gewesen.[86] Da aber auch Ludovico Ridolfi dem Hof Gregors XV. nahegestanden hatte und Familiare der Ludovisi war, konnte er ebenso wie sein Bruder den Barberini nicht genehm sein. – Aus Wiener Sicht wäre freilich auch unabhängig von den Personen Pázmánys und Ridolfis der Gedanke, auf einen ordentlichen Gesandten zu verzichten und nur einen Residenten zu unterhalten, nicht abwegig gewesen. Man hätte darin eine Möglichkeit sehen können, in der leidigen Präzedenzsache nachzugeben ohne das Gesicht zu verlieren, und hätte einen Ausweg benützt, der nicht ohne Beispiel war: Frankreich unterhielt seit Jahrzehnten am Kaiserhof nur Residenten, keine Gesandten, da am Wiener Hof, anders als in Rom, dem französischen Gesandten nicht vor dem spanischen der Vortritt zustand.[87] Der Gedanke wurde aber in Rom abgelehnt und in Wien wohl nicht weiterverfolgt.

Alle bisher genannten Amtsbewerber verbindet, daß sie engere Beziehungen zu dem Vorgänger des regierenden Papstes als zu diesem selbst hatten. Beobachtungen dieser Art spielen jedoch keine Rolle bei zwei weiteren Konkurrenten. Eggenberg teilt Rocci im Mai 1634 mit, daß auch Luigi Gonzaga, Marchese di Castiglione delle Sti-

82 NBD IV/5, S. 615 Nr. 143.4; 634 Nr. 147.3; 674 Nr. 153.6.

83 Ebd., S. 368 f. Nr. 97.1; 411 Nr. 105.1.

84 Ludovico Ridolfi, 1587–1649, aus florentiner Adel, *Dr. iuris utriusque*, 1608–1620 Resident, 1621–1622 Erzieher Niccolò Ludovisis, *Cameriere segreto* Gregors XV., 1625 *Maggiordomo* Kardinal Ludovico Ludovisis; NBD IV/5, S. 368 Anm. 8, 421 Anm. 1; Jaitner (wie Anm. 21), ad ind.; Springer (wie Anm. 12), S. 87–94. Zu Niccolò Ridolfi M. C. Giannini, Three General Masters for the Dominican Order, in: ders. (ed.), Papacy, Religious Orders, and International Politics in the 16th and 17th Centuries, Roma 2013 (I libri di Viella 159), S. 99–103.

85 Dies war eines der Streitthemen bei seinem Rombesuch gewesen; Becker (wie Anm. 16), S. 421, 424 f.

86 NBD IV/5, S. 373 Nr. 98.1.

87 Visceglia (wie Anm. 5), S. 127 f.

viere, ein Anwärter auf die römische Gesandtschaft sei,[88] und daß er sich darauf berufe, daß schon sein Vater, Francesco Gonzaga, zur Zeit Rudolfs II. kaiserlicher Gesandter war[89] – ein Umstand, an den auch Rocci sich erinnert.[90] Über seine weiteren Motive wie auch über seine Aussichten, in Wien und Rom akzeptiert zu werden, erfahren wir nichts.

Dagegen berichtet Rocci noch kurz vor der Ernennung Bozzolos, daß dieser einen sehr ernstzunehmenden Konkurrenten habe im Fürsten von Monaco, der von den spanischen Diplomaten in Wien besonders gefördert werde.[91] Man liest es mit Überraschung, daß Honoré Grimaldi, der 1641 dafür sorgte, daß sein Gebiet französischer Protektion unterstellt wurde, sich im Jahr 1634 noch in den Dienst des Reichs stellen wollte. Anzunehmen ist wohl, daß man in Spanien, das den Hafen Monacos für seine Seeverbindung nach Mailand brauchte und dort auch eine kleine Garnison unterhielt, die Gefahr kommen sah, die durch einen Seitenwechsel des Herrschers entstehen würde, und diesen stärker an das spanisch-kaiserliche Lager zu binden versuchte. Während diese Bestrebungen liefen, dürfte aber die Entscheidung über die Neubesetzung schon festgestanden haben.

4. Der Name Scipione Gonzagas – in der Korrespondenz stets *Principe di Bozzolo* genannt – erscheint in den Nuntiaturberichten erstmals, als der Wunschkandidat des Kaiserhofs noch Werner von Tilly war.[92] Rocci erwähnt ihn im Oktober 1633, weil ihm zugetragen worden war, der Fürst sei bereit, das Amt um die Hälfte der von Tilly verlangten Summe zu übernehmen, *e si lascia intendere di poter sostenere la*

88 Luigi Gonzaga, 1616–1636 Fürst von Castiglione delle Stiviere; M. Marocchi, Castiglione delle Stiviere. Un principato imperiale nell'Italia padana (sec. XVI–XVIII), Roma 1996, S. 10.

89 Francesco Gonzaga, 1577–1616, 1593 Fürst von Castiglione, 1603–1609 Gesandter in Rom, 1610–1612 in Spanien, 1613 Reichskommissar für Italien; DBI, Bd. 57, Roma 2001, S. 766f. (S. Giordano); Marocchi (wie Anm. 88) ad ind.; Epistulae et acta Antonii Caetani, 1607–1611, pars 4, September 1608–Juni 1609, ed. T. Černušák, Prag 2013, ad ind.

90 Rocci an Barberini, 1634 Mai 13, BAV Barb. 6974 fol. 186r-v, 194r-195v.

91 Honoré II Grimaldi, 1597–1662, reg. seit 1604; L.-H. Labande, Histoire de la Principauté de Monaco, Marseille 1980, S. 137–176. Die Absicht, die kaiserliche Gesandtschaft in Rom zu übernehmen, hatte der Fürst im Dezember 1633 dem Staatsrat in Madrid mitgeteilt. Dieser beriet darüber und ließ in Schreiben vom 4. und 8. März 1634 die Gesandten in Wien auffordern, die Zustimmung Ferdinands II. zu erwirken; G. Saige (Hg.), Documents historiques relatifs à la Principauté de Monaco depuis le 15e siècle, Bd. 3, Monaco 1891, S. CLXXIX, 520 Nr. DCCCLXXXIII. – Rocci an Barberini, 1634 Juni 17, BAV Barb. 6974 fol. 233r-v, 240r-242r.

92 Scipione Gonzaga, Fürst von Bozzolo, 1596–1670, reg. seit 1605, bis 1613 unter Vormundschaft seiner Mutter Isabella aus der Linie der Gonzaga di Novellara, kaiserl. Gesandter in Rom 1634–1641; F. C. Khevenhiller, Conterfet Kupfferstich deren jenigen regierenden grossen Herren, so von Kaysers Ferdinand des Andern Geburt biß ... Abschied successive regiert ..., Leipzig 1721, Bd. 2, S. 367; J. H. Zedlers Vollständiges Universallexicon, Bd. 34, Leipzig-Halle 1742, Sp. 300f.; P. Litta, Famiglie celebri italiane, Milano 1857, Bd. 3, tavola 15; NBD IV/7, S. 23 Anm. 2 und ad ind.; C. Mozzarelli, Scritti su Mantova, Mantova 2010 (Strumenti e Fonti 12), S. 288–292.

carica nobilmente e con splendore, per haver in Roma palazzo proprio e supellettili et entrate sufficienti.[93] Für ihn spreche, daß drei seiner Brüder in der kaiserlichen Armee dienten.[94] Eine zweite Erwähnung folgt erst viele Monate später, und auch hier ist nicht von seinen diplomatischen Fähigkeiten oder seinen Charaktereigenschaften die Rede. Rocci hat aber inzwischen erfahren, welches Ziel der Fürst mit der Übernahme der Gesandtschaft verfolge: Er hoffe, damit zu erreichen, daß ihm die Herrschaft Sabbioneta zugesprochen wird.[95] Einerseits erhob er selbst Erbansprüche auf dieses Teilgebiet des Herzogtums Mantua, zugleich wollte er Anna Carafa di Stigliano, die künftige Erbin eines anderen Zweiges der Gonzaga, heiraten, da Sabbioneta sich im Besitz ihrer Familie befand.[96] Da für die Verheiratung der reichen Erbin aber in Spanien andere Pläne bestanden – sie sollte die Gemahlin des Herzogs von Medina de las Torres werden,[97] des verwitweten Schwiegersohnes des *Conde duque* Olivares – bemühte er sich um Unterstützung von kaiserlicher Seite. In Spanien wurde seine Bewerbung um die Gesandtschaft in Rom ungern gesehen; Ferdinand II. aber entschied sich für Bozzolo, *perché non ha altra dependenza che dalla Maestà Sua, oltreché ha voluto haver riguardo alli meriti del padre, che ha militato in Germania con tanta sua lode,*[98] *et a quella che si vanno acquistando tre fratelli del principe che sono colonnelli nel campo cesareo.*[99] Ob die Verwandtschaft zur Kaiserin für die Entscheidung auch eine Rolle gespielt hatte, wissen wir nicht.

Scipione Gonzaga stammte aus einer Linie seines Hauses, die auf den zweiten Sohn des durch Mantegnas Fresken in Mantua bekannten Marchese Ludovico II Gonzaga (1414–1478), Gianfrancesco (1446–1496), zurückging.[100] Für diesen wurde ein

---

93 Rocci an Barberini, 1633 Okt. 8, BAV Barb. 6973 fol. 129r-v, 135r-136r.

94 Annibale, Camillo und Luigi Gonzaga. Nach einer Kriegsliste von 1633 hatten Annibale und Luigi je ein Kürassierregiment inne, für Camillo wurde ein Infanterieregiment *(10 Fändlein wällischer Knechte)* neu aufgestellt; Documenta Bohemica (wie Anm. 21), S. 433, 439.

95 Rocci an Barberini, 1634 Juni 3, BAV Barb. 6974 fol. 218r-v, 225r-227r.

96 Die Erbin selbst und ihre Mutter lehnten die Verbindung mit Bozzolo ab; Fulvio Testi, Lettere, a cura di M. L. Doglio, 3 Bde., Bari 1967 (Scrittori d'Italia 236–238), Bd. 1, S. 521f. Nr. 503, 531 Nr. 512; Bd. 2, S. 24f. Nr. 547, 42–44 Nr. 563, 65 Nr. 589, 76 Nr. 605, 88f. Nr. 622, 92f. Nr. 626, 101 Nr. 635, 161f. Nr. 690.

97 Ramiro Pérez de Guzmán, Duque de las Torres, ca. 1612–1670; R. A. Stradling, A Spanish Statesman of Appeasement, in: Historical Journal 19 (1976), S. 1–31. Die Heirat fand 1637 statt.

98 Ferdinando (Ferrante) Gonzaga, 1550–1605. Er hatte an der Schlacht von Lepanto teilgenommen; 1581–1593 Offizier in Flandern unter Alessandro Farnese, 1600 *Maestro di Campo Generale* im Türkenkrieg in Ungarn; Enciclopedia biografica e bibliografica italiana, ed. C. Argegni, serie XIX: Condottieri, capitani, tribuni, vol. 2 (Milano 1937), S. 22; Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 281 Anm. 11, 284–289.

99 Rocci an Barberini, 1634 Juni 17, BAV Barb. 6974 fol. 233r-v, 240r-242r. Breve mit Billigung der Ernennung, 1634 Aug. 5: Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Hofkorrespondenz 10, Fasz. Z Nr. 4 (Or.).

100 Zu den Erbgängen und zur Entwicklung der Nebenlinie der Gonzaga di Bozzolo E. Marani, Sabbioneta e Vespasiano Gonzaga, Sabbioneta 1977, S. 27–29; L. Bettoni, I Gonzaga dell'Oltre Oglio cremonese, dalla consignoria al feudo imperiale, in: I feudi imperiali in Italia tra XV e XVIII secolo, ed.

eigenes Teilgebiet des Herzogtums um die Orte Bozzolo und Sabbioneta gebildet, das 1540 an Vespasiano Gonzaga, einen Urenkel Gianfrancescos, fiel. Die Ausgestaltung von Sabbioneta zu einer idealen Renaissancestadt war die Leistung, die Vespasiano berühmt machte. Er hatte aber auch bereits damit begonnen, das nahe dem Unterlauf des Oglio gelegene Bozzolo zu einem symmetrisch gegliederten Ort auszubauen und zu bereichern durch die Errichtung einer neuen Kirche, eines Spitals, eines *Monte di Pietà* und durch die Modernisierung der überkommenen Burg. Nach seinem Tod im Jahr 1591 wurde das Erbe in der Weise geteilt, daß das in den letzten Jahren zu einer modernen Festung ausgebaute und zum Herzogtum aufgestiegene Sabbioneta an seine Tochter Isabella und ihren Mann, Luigi Carafa di Stigliano, gelangte. Bozzolo aber kam an einen Vetter zweiten Grades, Giulio Cesare Gonzaga,[101] einen Bruder des Vaters Scipiones. Außer dem väterlichen Besitz – Isola Dovarese, Rivarolo di Fuori, Cividale und San Martino dall'Argine – erbte Scipione die Besitzungen der kinderlosen Brüder seines Vaters und damit das Gebiet von Bozzolo, das unter seinem Onkel Giulio Cesare von Kaiser Rudolf II. 1594 zu einem Fürstentum mit Primogeniturrecht erhoben worden war. Zugleich war der Ort Bozzolo zur Stadt geworden und beherbergte unter Giulio Cesare wie später unter Scipione einen regelrechten kleinen Hof. Weitere Besitzungen aus den Nachlässen der Verwandten, die Scipione zufielen, waren das zur Grafschaft aufgestiegene Pomponesco, Commessaggio, Ostiano und kleine Orte der Umgebung.[102] Sabbioneta aber befand sich weiterhin in der Hand der Fürstin Isabella von Stigliano, deren einzige überlebende Enkelin Anna außer großem Besitz im Königreich Neapel das kleine, durch seine Festung aber strategisch wichtige lombardische Herzogtum erben mußte.

Die politische Orientierung fast aller Mitglieder der Familie zur spanisch-österreichischen Seite war durch den Lehensstatus und durch die Tradition vorgegeben.

C. Cremonini/R. Musso, Bordighera-Albenga 2010, S. 243–246; Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 269, 281–283; D. Parrott, The Mantuan Succession, 1627–31: A Sovereignty Dispute in Early Modern Europe, in: The English Historical Review 112 (1997), S. 26–30. Statuti del Principato di Bozzolo 1610–1633, a cura di N. Calani/A. Liva, Mantova 1993 (Fonti per la storia di Mantova e del suo territorio 3), S. 13f., 131f., 146f. Anm. 1–6 (mit abweichenden Lebensdaten Scipiones); G. Sartori, Il testamento e la lista dei beni di Luigi Gonzaga primogenito di Vespasiano, in: Vespasiano Gonzaga nonsolosabbioneta, a cura di A. Ghizzardi, Modena 2008 (mir nicht zugänglich). Zu Gianfrancesco Gonzaga D. S. Chambers, Un condottiero e i suoi libri, in: I Gonzaga di Bozzolo, a cura di C. M. Brown/P. Tosetti Grandi, Postumia 22/2 (2011), S. 57–128. Stammbaum: C. Weber, Genealogien zur Papstgeschichte, 6 Bde., Stuttgart 1999–2002 (Päpste und Papsttum 29), Bd. 5, S. 439.

101 Giulio Cesare Gonzaga, ca. 1552–1609; DBI, Bd. 57, Roma 2001, S. 787–789 (R. Tamalio); Mozzarelli (wie Anm. 92) S. 176, 269, 281–291.

102 Belehnungen durch Kaiser Matthias 1613 und Kaiser Ferdinand II. 1620; Litta (wie Anm. 92). Karten mit schematischer Eintragung der Herrschaften der Gonzaga-Nebenlinien in: Due cronache di Mantova dal 1628 al 1631, la prima di Scipione Capilupi, la seconda di Giovanni Mambrino, ed. C. d'Arco, in: Raccolta di cronisti e documenti storici lombardi, ed. G. Müller, vol. 2, Milano 1857, Doc. Nr. 10; Parrott (wie Anm. 100) S. 28; Calani/Liva (wie Anm. 100) S. 133.

Sie war aber auch durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit bedingt, da die Mutter Scipiones 1616 eine zweite Ehe eingegangen war mit Vincenzo Gonzaga, der 1626 nach dem Tod seines Bruders Ferdinando als letzter aus der älteren Linie seines Hauses Herzog von Mantua werden sollte. Die Ehe verlief nicht nur unglücklich; sie wurde auch vom regierenden Herzog abgelehnt.[103] Vincenzo versuchte schließlich, frei zu werden, indem er seine Frau der Hexerei bezichtigte.[104] Sie wandte sich an die römische Inquisition, die die Sache niederschlug, doch konnten die Beziehungen zwischen den Familienzweigen danach nur feindlich sein. Herzog Ferdinando griff das Gebiet von Bozzolo militärisch an und bewirkte damit, daß Scipione sich an den spanischen Gouverneur von Mailand und an den Reichskommissar für Italien, den Herzog des benachbarten Guastalla, um Hilfe wandte. Er konnte so den Angriff abwehren, blieb aber ein entschlossener Gegner des regierenden Hauses. Seine Haltung änderte sich auch nicht, als dort, unterstützt von Frankreich, Karl von Nevers die Regierung antrat. Im mantuanischen Erbfolgekrieg der Jahre 1628–1630 gewährte er den heranziehenden kaiserlichen Truppen in seinem Territorium das Durchzugsrecht und mußte hinnehmen, daß dies im Land zu erheblichen Schäden führte.[105] Kurze Zeit schien ihn der Krieg allerdings seinem Hauptziel näherzubringen: Da zu befürchten war, Karl von Nevers wolle sich Sabbionetas bemächtigen, versuchte er, die Festung seinerseits zu besetzen und sich vom kaiserlichen Kommissar als Gouverneur bestätigen zu lassen. Das Vorhaben scheiterte aber, da der die Interessen der Fürstin Isabella vertretende Herzog von Parma bereits eine eigene Besatzung heranführte. Diese wurde 1635 durch französisches Militär abgelöst;[106] kurze Zeit später, nach den savoyisch-französischen Kampfhandlungen gegen das Herzogtum Mailand,[107] war Sabbioneta jedoch spanisch besetzt.[108]

103 Parrott (wie Anm. 100), S. 37 f.

104 G. Errante, Il processo per l'annullamento del matrimonio tra Vincenzo II, duca di Mantova, e donna Isabella Gonzaga di Novellara, 1616–27, in: Archivio Storico Lombardo, ser. 5 (1916), S. 645–764; Les Papiers de Richelieu, Empire allemand, t. 1 (1616–1629), bearb. von A. Wild, Paris 1982, S. 260 Anm. 6; P. F. Grendler, The University of Mantua, the Gonzaga, and the Jesuits, 1584–1630, Baltimore 2009, S. 229 f.

105 R. Quazza, La guerra per la successione di Mantova e del Monferrato, Mantova 1926, vol. 2, S. 34 f. Anm. 3, 151, 161, 175 f.; Testi (wie Anm. 96), Bd. 1, S. 286 f., 291 Nr. 279, 302 Nr. 283; NBD IV/4, S. 85 Nr. 16.1.

106 D'Arco (wie Anm. 102) S. 498 f.; Nuntiaturberichte aus Deutschland, 4. Abt: Nuntiatur des Pallotto (1628–1630), Bd. 2, hg. von H. Kiewning, Berlin 1897, S. 89, 101 f.; NBD IV/7, S. 107 Anm. 1; Leman (wie Anm. 3), S. 505.

107 Zu den Kriegszügen in der Lombardei W. H. Cobb, French Diplomatic Relations with Spain 1632–1635, Ann Arbor 1979, S. 244 f.; M. Maggiorotti, Il Piemonte dal 1637 al 1642, Città di Castello 1913, S. 3–8; Ernst (wie Anm. 41), S. 158, 162–165.

108 Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 228 zu 1637 Okt. 10; Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 271 f. Anm. 61. Zur militärischen Bedeutung (ungenau) K. O. von Aretin, Das Alte Reich 1648–1806,

Schon 1628 hatte der Fürst von Bozzolo sich in der Sache seines Erbanspruchs auf Sabbioneta auch an den Papst gewandt und eine nichtssagend höfliche Antwort bekommen.[109] Da inzwischen aber zu befürchten war, daß Parma seine Besatzung abziehen und Spanien die Festung übernehmen wollte, schien es Rom sinnvoll, Bozzolos Ziele zu unterstützen. Nuntius Herrera in Neapel wurde angewiesen, sich um die Aussöhnung des Prätendenten mit der Familie der dort lebenden Fürstin Isabella zu bemühen und diese zu überreden, Scipione als Erben einzusetzen. Als Begründung sollte er anführen, daß andernfalls Gefahr bestehe, daß die Franzosen einen Gouverneur einsetzten; das hätte die Kriegsgefahr in der Region weiter erhöht. Die Bemühung des Nuntius blieb aber erfolglos, so daß ihm nur noch aufgetragen wurde, die Fürstin zu bitten, für die Behandlung der Streitsache am Kaiserhof wenigstens einen Prokurator zu bestellen.[110]

Bozzolo betrieb dort seine Sache unbeirrt weiter[111] und erreichte schließlich, daß ihm nach Behandlung seines Anspruchs im Reichshofrat[112] auf dem Kurfürstentag in Regensburg 1636 die Investitur mit Sabbioneta erteilt wurde.[113] Er führte danach wie später seine Söhne den Titel eines Herzogs von Sabbioneta, kam aber der Übernahme der Herrschaft dadurch nicht näher. Auch der Tod der Fürstin Isabella im Jahr 1637 und der ihrer Enkelin Anna 1644 änderten nichts an den Machtverhältnissen. Ein Urteil des Reichshofrats klärte die Rechtslage 1638 in der Weise, daß Bozzolo ein Erbrecht auf das Herzogtum bescheinigt wurde, das allerdings erst eintreten sollte nach Aussterben der Linie der derzeitigen Inhaber, und auch ein weiterer Bescheid im Jahr 1640 war nicht günstiger.[114] Als der Erbfall 1684 schließlich eintrat, wurde Bozzolos Nachfahren der Besitz weiterhin verwehrt. Er wurde von Spanien übernommen, das das kleine Gebiet von Mailand aus verwalten ließ.[115]

Bd. 1, Stuttgart 1993, S. 203f. (nennt irrtüml. Herzog Vincenzo statt Vespasiano als Erbauer der Festung).

109 Bozzolo an Francesco Barberini, 1628 Dez. 12, BAV Barb. 7453 fol. 54r-v; Kiewning (wie Anm. 106), S. 12.

110 Memoriale von Mai 1635 in ASV Misc. Arm. III 35 fol. 154r und fol. 182r (ohne Datum).

111 Memoriale für den Kaiserhof in BAV Barb. 7453 fol. 61r-64r: *Ragioni del principe di Bozzolo sopra Sabioneta* (ohne Datum); weitere Denkschrift unter den Materialien zur Instruktion für den 1636 zum geplanten Kölner Kongreß abgeordneten Legaten Ginetti in ASV Misc. Arm. III 36 fol. 705–711 mit gedruckter Beilage über Erbrechte im Fürstentum.

112 Baglioni an Barberini, 1636 Jan. 19, BAV Barb. 6994 fol. 27r.

113 C. Mozzarelli, Istituzioni e declino d'un microcosmo principesco, in: Vespasiano Gonzaga e il ducato di Sabbioneta, ed. U. Bazzotti/D. Ferrari/C. Mozzarelli, Mantova 1993, S. 257 Anm. 64.

114 So referiert von Kardinal Harrach; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 296 zu 1638 Feb. 14, S. 473 zu 1640 Juni 13.

115 Marani (wie Anm. 100), S. 36; Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 272 Anm. 62, 64; K. O. von Aretin, I Gonzaga e il ducato di Sabbioneta nelle relazioni con il Sacro Romano Impero, in: Bazzotti/Ferrari/Mozzarelli (wie Anm. 113), S. 321f.

Ernennung und Kreditivschreiben für Bozzolo[116] sowie die Mitteilung der Ernennung an Papst und Kardinalnepoten[117] wurden bereits am 16. Juni 1634 ausgestellt. Man war sichtlich bemüht, dem neuen Gesandten eine schnelle Übernahme der Geschäfte möglich zu machen. Er sollte darum auch nicht, wie es sein Wunsch war, vor Dienstantritt noch zu einem kurzen Aufenthalt in seine Heimat reisen.[118] In einer ebenfalls mit dem Datum des 16. Juni versehenen Instruktion erhielt er Anweisungen für seine Amtsführung, die aber nicht einzelne Aufträge, Ratschläge oder Verhaltensmaßregeln formulierten, sondern in allgemeiner Form darlegten, was von ihm erwartet wurde. Er wird auf die Wichtigkeit seiner Aufgabe hingewiesen und aufgefordert, sobald wie möglich Urban VIII. sein Kreditivschreiben zu überreichen. Anschließend habe er bei Kardinälen und Gesandten anderer Mächte deren Rang entsprechend Visiten zu machen, wobei besonders hervorgehoben die Barberini-Kardinäle und die Abgesandten des spanischen Königs erscheinen. Seine wichtigste Aufgabe solle sein, die Bemühungen um Wiedergewinnung des Friedens zu unterstützen und dabei vor allem mit den dem Haus Österreich wohlgesinnten Kräften zusammenzuarbeiten. Falls er von Plänen hört, die dem Kaiser, dem Reich oder seinen Fürsten Schaden brächten, soll er darüber berichten. Wenn jedoch die Zeit fehlt, eine Entscheidung aus Wien abzuwarten, muß er versuchen, sich nach eigenem Ermessen solchen Vorhaben zu widersetzen. Über seine Aktivitäten wie auch über Ereignisse in Rom und dort kursierende Nachrichten solle er mindestens wöchentlich nach Wien berichten, wenn nötig in chiffrierter Form. Im übrigen wird er in allen Fragen auf Erfahrung und Sachkenntnisse Motmans verwiesen. Mit keinem Wort werden die Spannungen und Zerwürfnisse der vergangenen Jahre erwähnt; ebensowenig findet sich etwas zu dem aktuellen Präzedenzproblem.[119]

Anzunehmen, daß Bozzolo ohne die Informationen Motmans über die vielen abgewiesenen Bitten um Subsidien oder über die feindseligen Reaktionen auf den Besuch Pázmánys nichts gewußt hätte, wäre aber sicher falsch. Er war in Rom kein Fremder, sondern hielt sich mindestens seit Dezember 1633 ständig dort auf.[120] Da er ein naher Verwandter des Hauses Mattei war – seine Mutter war eine Schwester der Gemahlin des Marchese Asdrubale Mattei[121] –, konnte er sich selbst zur Führungs-

116 Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 53 I, Fasz. W fol. 8r; ebd. Hofkorrespondenz 10, Fasz. Y fol. 8r und 10r, ebd. Fasz. ZZ fol. 13r-v.

117 Ferdinand II. an Urban VIII., 1634 Juni 16, BAV Barb. 6840 Nr. 5 (Or.), ders. an Francesco Barberini, Barb. 6843 Nr. 3 (Or.). Kaiserin Eleonora an Barberini, 1634 Juli 5, Barb. 6846 Nr. 9: Empfehlung für Scipione Gonzaga als neuen Gesandten.

118 Bozzolo an Ferdinand II., 1634 Juli 8, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. Q fol. 3r; ders. an dens. 1634 Aug. 4, ebd. fol. 5r-6v.

119 Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 53 I, Fasz. W fol. 1r-6v. Herrn Alexander Koller danke ich herzlich für die Überlassung einer Kopie der Instruktion.

120 Testi (wie Anm. 96), Bd. 1, S. 521f., 531, Bd. 2, S. 9, 76, 161, 228.

121 Fulvio Testi nennt dessen Sohn Girolamo Mattei einen Vetter Bozzolos; Testi (wie Anm. 96), Bd. 2, S. 89 Nr. 622, 237 Nr. 768; Stammbaum Mattei in: C. Weber, Papstgeschichte und Genealogie,

schicht der Stadt zählen und hatte Zugang zu Angehörigen des päpstlichen Hofes und zu den unter ihnen verbreiteten Nachrichten. In guter Beziehung stand er zu Alfonso Gonzaga, der als Kämmerer Urbans VIII. mit dem Titel eines Erzbischofs von Rhodos der Kurie angehörte,[122] und mit dem ebenfalls mit den Mattei verwandten, in Rom freilich weithin unbeliebten Kardinal Pio.[123] Verwandt war er ferner mit Kardinal Harrach, der im Jahr 1637 monatelang in Rom weilte und häufig mit ihm zusammentraf.[124]

Über den Verlauf der Botschaftertätigkeit, die Bozzolo bis 1641 ausübte, ist sehr wenig bekannt,[125] was mit dem allgemein geringen Interesse der Geschichtswissenschaft an dem Zeitraum zwischen Prager Frieden und Westfälischem Friedenskongreß zusammenhängen mag. Erkennbar ist, daß sie von Anfang an mit großen Problemen belastet war. Bozzolo war persönlich nicht unumstritten. Als heftiger Gegner tat sich der ehemalige Nuntius in Graz Erasmo Paravicini hervor,[126] dessen Onkel, Kardinal Ottavio Paravicini, in früheren Jahren dem nun abgewiesenen Residenten Ridolfi sehr verbunden war.[127] Rocci schreibt, der frühere Nuntius habe an Eggenberg über Bozzolo geschrieben, *che questo è giovane inesperto et inhabile alla carica, che è cavaliero povero et indebitato e che però non haverebbe potuto sostenere l'ambasciaria col dovuto decoro; che è parente del duca di Mantova e poco ben affetto a Spagna e che ha un suo fratello prelato,*[128] *sì che per avanzarlo haverebbe trascurato gli interessi di S. M.*

---

in: RQ 84 (1989), S. 387. Asdrubale Mattei, Marchese di Castel di Giove (ca. 1554–1638) ließ in seinem Palast Büsten der römischen Kaiser bis hin zu der Ferdinands II. aufstellen. Sein Sohn Luigi war Offizier im Reich; D. H. Bodart, I ritratti dei re nelle collezioni nobiliari romane, in: Visceglia (wie Anm. 10), S. 349 Anm. 175; S. Ebert-Schifferer, Pittori bolognesi e committenze romane nel pontificato di Paolo V, in: L. Mochi Onori (Hg.), I Barberini e la cultura europea del Seicento, Roma 2007, S. 49–52; DBI, Bd. 72, Roma 2009, Mattei Luigi, S. 170 f. (G. Brunelli); NBD IV/5, ad ind.

122 K. Eubel/P. Gauchat, Hierarchia Catholica, Bd. 4, Monasterii 1935, S. 296; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 179 zu 1637 Juli 27, 437 zu 1639 Dez. 31.

123 Testi (wie Anm. 96), Bd. 2, S. 230 Nr. 764, 274 Nr. 802, 282 Nr. 808; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 235, 250, 254 zu 1637 Okt. 20, Nov. 26, Nov. 30. Stammbaum in: Weber (wie Anm. 100), Bd. 4, S. 483. Zu Kardinal Pio B. Emich, Karrieresprung und Imagewandel. Die zwei Gesichter des Kardinals Carlo Emanuele Pio di Savoia (1585–1641), in: A. Karsten (Hg.), Jagd nach dem roten Hut, Göttingen 2004, S. 126–139, 272–276.

124 Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 1, S. 93, 191 f. und ad ind.

125 Berichte an den Kaiserhof und Weisungen sind nur lückenhaft erhalten: Wien HHStA, Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. Q (1634), T (1635); Korr. 54 I (1636, 1637, 1638), 54 II (1639, 1640). Weisungen ebd. Korrespondenz 53 I, einzelne Berichte ferner in HHStA, Friedensakten 18, Fasz. 1634. Schreiben Bozzolos an Francesco Barberini 1623–1670 in BAV Barb. 7453 fol. 46–107.

126 Erasmo Paravicini, 1611 Bischof von Alessandria, 1613–1622 Nuntius in Graz, † 1640; E. Zingerle, Dynastie und Reform. Zur Schließung der Grazer Nuntiatur, in: A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621), Tübingen 2008 (Bibliothek des DHI in Rom 115), S. 394–407.

127 Springer (wie Anm. 12), S. 88–92.

128 Bozzolo hatte einen Bruder Carlo im geistlichen Stand, Kommendatarabt von S. Lucedio, † ca. 1636; Weber (wie Anm. 100), Bd. 5, S. 440; Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 415.

Ferdinand II. habe sich davon aber nicht beeindruckt gezeigt, sondern im Gegenteil zugesagt, daß er Bozzolo ein Lehen in Italien zukommen lassen wolle.[129] Hinderlicher für dessen Amtsführung war ohne Zweifel, daß am spanischen Hof die Meinung verbreitet war, er sei für sein Amt nicht geeignet. In einer Staatsratssitzung am 5. Sept. 1634 wurde geäußert, man möchte Pazmany oder einen anderen in Rom sehen, nicht Bozzolo, der nicht aggressiv genug auftrete und Spanien wenig geneigt sei wegen des Streits um Sabbioneta.[130] Auch die spanischen Diplomaten in Rom waren ihm in der Anfangsphase nicht wohlgesinnt, so daß Bozzolo später bekannte, er hätte das Botschafteramt nicht übernommen, wenn er von diesem Widerstand rechtzeitig erfahren hätte.[131]

Die feierliche Antrittsaudienz fand am 26. November 1634 statt.[132] Als Dienstsitz hatte der neue Gesandte den repräsentativen Palazzo de Cupis an der Piazza Navona gemietet, günstig gelegen nahe der deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima, dem *Collegium Germanicum et Hungaricum* bei S. Apollinare und der spanischen Nationalkirche S. Giacomo degli Spagnoli.[133] Über die anstehenden Antrittsvisiten berichtete man aus Rom einige Wochen später recht anerkennend: *Il signor principe di Bozzolo ambasciatore cesareo ha quasi finito di dare e ricevere le visite de signori cardinali et ambasciatori de principi, et ricevendoli Sua Eccellenza ha fatto dare sempre alli gentilhuomini diversi rinfrescamenti et a palafrenieri abondanti colationi di pasticci et pullami con altre galanterie.*[134]

Bozzolo übte seine Amtstätigkeit aber bereits seit August aus[135] und befand sich sogleich in einer aus der Sicht des Reichs dramatischen Situation. Der unter französischer Protektion stehende Kurfürst Philipp Christoph von Sötern, Erzbischof von Trier und Bischof von Speyer, hatte Kardinal Richelieu zum Koadjutor in Speyer postulieren lassen. Ein ihm verbundener Kanoniker war seit Anfang August in Rom, um die Bestätigung dafür einzuholen, und wurde dabei vom französischen Gesandten und den ihm nahestehenden Kurialen lebhaft unterstützt.[136] Für die kaiserliche Seite mußte es darum gehen, dem Abgesandten Söterns nicht einfach das Feld zu über-

129 Rocci an Barberini, 1634 Aug. 12, BAV Barb. 6975 fol. 9r-v, 16r-17v.

130 Q. Aldea Vaquero, España y Europa en el siglo XVII. Correspondencia de Saavedra Fajardo, t. 3, vol. 2, Madrid 2008, S. 642.

131 Testi (wie Anm. 96), Bd. 2, S. 565 Nr. 1093.

132 Bozzolo an Ferdinand II., 1634 Nov. 25, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. Q fol. 23r. Avvisi di Roma, BAV Cappon. 20 fol. 462r, zu 1634 Dez. 2.

133 Haus Nr. 28–39, umgeben von Via dei Lorenesi und Via S. Maria dell'Anima. Avvisi di Roma, BAV Cappon. 20 fol. 437v, zu 1634 Nov. 11.

134 Avvisi di Roma, BAV Cappon. 21 fol. 1v, zu 1635 Jan. 6.

135 Bozzolo an Ferdinand II., 1634 Aug. 12, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. Q fol. 7r-9v.

136 Zu den Verhandlungen H. Weber, Frankreich, Kurtrier, der Rhein und das Reich 1623–1635, Bonn 1969 (Pariser Historische Studien 9), S. 343–359.

lassen. Bozzolo bemühte sich darum um Sonderaudienzen beim Papst, hatte damit aber nicht sogleich Erfolg. Gesprächsbereit zeigte sich dagegen Francesco Barberini, der Rocci ausführlich seine Erfahrungen mit dem noch unerfahrenen Diplomaten schildert: Bozzolo habe geglaubt, die *Concordata nationis Germanicae* als Argument gegen eine Bestätigung Richelieus ins Feld führen zu können, die dazu aber nichts aussagen. Er verstehe nicht, daß der Papst es nicht einfach ablehnen könne, über eine Bestätigung der Postulation zu verhandeln und daß er damit, daß er eine Kongregation mit der Beratung der Frage beauftragt habe, noch kein Entgegenkommen in der Sache zeige. Bozzolo habe nicht die Qualitäten Paolo Savellis und neige im übrigen zu unangemessen heftigen Äußerungen.[137]

Schwer belastet waren die Beziehungen zwischen Kaiser und Papst zu dieser Zeit bereits durch ein anderes Problem: Ferdinand II. strebte nach dem Friedensschluß mit den protestantischen Reichsständen und akzeptierte einen am 24. November 1634 geschlossenen Vorvertrag, auf den am 30. Mai 1635 der Friede mit Sachsen folgte.[138] Die Nuntien waren seit Jahren bemüht, diese Wendung des Krieges zu verhindern und stattdessen den Ausgleich mit Frankreich zu vermitteln.[139] In dieser Situation scheint Bozzolo nicht ungeschickt gegenüber Urban VIII. die Vorteile der beschlossenen Regelungen, die auch der Kirche zugute kommen konnten, herausgestellt zu haben. Er verstand es jedenfalls, einer schärferen Krise entgegenzuwirken.[140]

Daß Barberini von Bozzolo keine hohe Meinung hatte und auch dafür sorgte, daß dies in Wien bekannt wird,[141] ist offensichtlich. Man hatte ihm an der Kurie auch von Anfang an die Einarbeitung erschwert, indem ihm wie zuvor schon Federico Savelli wegen der Mitarbeit des Rota-Richters Motmans Schwierigkeiten gemacht wurden. Dem Papst behagte es nicht, sich zwei Verhandlungspartnern gegenüber zu sehen; er wollte weder beiden gemeinsam Audienz gewähren, noch Motmans weiter als Residenten zulassen.[142] Die Aufträge, die die Gesandtschaft aus Wien bekam, waren jedoch stets an beide Adressaten gerichtet,[143] so daß Motmans sich auch nicht einfach zurückziehen konnte. Der Konflikt um seine Zulassung zog sich also hin und

137 Barberini an Rocci, 1634 Aug. 26, BAV Barb. 7067 fol. 32r-34r; ders. an dens., 1634 Sept. 2, ebd. fol. 36r-v; ders. an dens., 1634 Sept. 30, ebd. fol. 54r; ders. an dens., 1634 Okt. 7, ebd. fol. 60r-v; ders. an dens., 1634 Okt. 14, ebd. fol. 63r-65r; NBD IV/7, S. 41 Nr. 5.4.

138 F. Dickmann, Der Westfälische Frieden, hg. von K. Repgen, Münster ^{6}1991, S. 70–74; Repgen (wie Anm. 5), S. 322–381.

139 NBD IV/5, ad ind. s. v. Rocci, Einwände gegen Friedensschluß im Reich.

140 R. Bireley, Pope Urban VIII and Emperor Ferdinand II, in: Fosi/Koller (wie Anm. 12), S. 44.

141 Rocci an Barberini, 1634 Okt. 21, BAV Barb. 6975 fol. 87r-v, 95r-97r; ders. an dens., 1634 Nov. 4, ebd. fol. 105r-v, 109r.

142 Barberini an Rocci, 1634 Juli 15, BAV Barb. 7066 fol. 66r-66^{a}v; ders. an dens., 1634 Aug. 5, BAV Barb. 7067 fol. 2r-v; ders. an dens., 1634 Aug. 19, ebd. 22r-23r. Bozzolo an Ferdinand II., 1634 Dez. 23, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. Q fol. 25r-30r; Motmans an Eggenberg, 1634 Aug. 12, ebd. Fasz. S fol. 3r; ders. an dens., 1634 Aug. 19, ebd. fol. 7r-10r.

143 NBD IV/7, S. 22–24 Nr. 3.1, Anm. 4 f.

verschärfte sich. Ob es allerdings Urban VIII. war, der Motmans nach einem ungehörigen Auftritt das Erscheinen bei Hof überhaupt verbot,[144] muß zweifelhaft bleiben, denn im Jahr 1637 war es Bozzolo, der die Zusammenarbeit mit Motmans und vor allem dessen Anwesenheit bei den Papstaudienzen als lästig empfand. Auf seine Bitte hin befahl darum Ferdinand III. Motmans, ihn nicht mehr zu begleiten.[145]

Wahrscheinlich ist richtig beobachtet, was ein namentlich nicht bekannter Korrespondent über Bozzolos Ansehen an den großherzoglichen Hof in Florenz schrieb:[146] *Egli non ad altro intendimento si procacciò questa carica che per rendersi con tal posto più grato alli Spagnuoli e per potere con più autorità et occasione negoziare il matrimonio a cui egli aspirava della principessa di Stigliano, dalla quale e dalla madre di lei sperava maggiormente poter esser gradito constituito in quel grado e con l'appoggio della Casa d'Austria. Né perdonando a spesa veruna per comparire più riguardevole in quella carica, haveva speranza con quella dote che egli aspettava riempir quei fondi che sul principio e dopo è andato facendo. Rimase ben tosto ingannato da tali speranze e, se bene i Barberini non potevano stimarlo a loro confidente come ministro de l'imperatore et interessato con li Spagnuoli, sì come la Corte tutta, non l'hebbero però in estimatione anco di testa gagliarda, né egli in molte occasioni ha saputo darne gran saggio. Onde, come che eglino non temevano del suo cervello, così non sel'erano in grand'odio recato, e molto meno, quando la detta principessa fu data al duca di Medina de las Torres, ché parvero cessati i proprii rispetti di tenerlo alli Spagnuoli più astretto. Ma dopo la protezione di Germania conferita nel cardinale di Savoia,*[147] *ricevuto egli sostenimento e vigore e subodorandosi ogni giorno qualche secreta consulta insieme con gl'ambasciatori e cardinali spagnuoli, pare che esso come partecipe divenuto degl'occulti pensieri di quelli, sia aborrito (quasi per dir così) per uno de congiurati di Casa Barberina.*

Nach Motmans Meinung wäre es allerdings nicht schwer gewesen, eine freundlichere Atmosphäre und günstigere Bedingungen für die eigenen Anliegen zu schaffen: Man hätte nur in der Präfektursache einlenken müssen.[148] Motmans mehrmals

144 So Pastor (wie Anm. 3), S. 487; Indekeu (wie Anm. 43).

145 Keller/Catalano (wie Anm. 16), S. 176–179 zu 1637 Juli 26 und 27, S. 183 zu Juli 30.

146 Florenz, Bibl. Riccardiana, Ms. 2437 (Sammelhandschrift mit Kopie eines für den florentinischen Hof geschriebenen, eingehenden Überblicks über Urbans VIII. Beziehungen zu den katholischen Fürstenhäusern, verfaßt ca. 1638 im Hinblick auf ein möglicherweise bevorstehendes Konklave, ohne Adresse und Absender) fol. 7v-8r.

147 Maurizio di Savoia, Bruder Herzog Vittorio Amedeos, war 1621–1636 Kardinal-Protektor für Frankreich, wechselte aber ins habsburgische Lager und wurde mit der zuvor von Kardinal Dietrichstein ausgeübten Protektion für Deutschland belohnt. Ernennung in Regensburg, 1636 Sept. 7; Wodka (wie Anm. 26), S. 56, 104 f.

148 Motmans an Graf Thun-Hohenstein, Obersthofmeister Ferdinands III., 1634 Dez. 30, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 52 Fasz. S fol. 13r-v; ders. an dens., 1635 Jan. 13, ebd. Fasz. V fol. 3r-4r; Motmans an Bischof Wolfradt von Wien, 1635 März 31, ebd. Fasz. U fol. 3r-7v.

wiederholter Vorschlag, in dieser Frage nachzugeben, hatte aber keine Aussicht auf Realisierung, denn der Widerstand dagegen ging, wie schon Grimaldi bemerkt hatte, nicht nur allgemein vom Kaiserhof, sondern vom Kaiser selbst aus.[149] Er war sich wohl bewußt, daß es hier nicht nur um eine Peinlichkeit ging, sondern daß die Vortrittsgewährung unvereinbar war mit der historisch tradierten Ordnung unter den europäischen Mächten. Ferdinand II. konnte nicht seine Zustimmung dazu geben, daß gerade am als *Theatrum mundi* verstandenen päpstlichen Hof[150] das Heilige Römische Reich im Rang herabgestuft wurde, indem sein Repräsentant um praktischer Vorteile willen auf den ihm gebührenden Platz verzichtete.

Besondere Ereignisse während der Amtszeit Bozzolos waren die mit allem barocken Prunk inszenierten Feiern anläßlich der Wahl Ferdinands III. zum Römischen König.[151] Die Nachricht traf in Rom am 4. Januar 1637 ein. Größte Pracht entfaltete der spanische Gesandte, der am 1. und am 8. Februar auf der Piazza di Spagna spektakuläre Feuerwerke abbrennen ließ, die in sich wandelnden allegorischen Bildern den Ruhm des Hauses Österreich darstellten.[152] Auch der noch neue *Protector Germaniae*, Kardinal Maurizio di Savoia, trieb großen Aufwand und ließ vor dem Orsini-Palast auf dem Monte Giordano eine den ganzen Platz umgebende *Porticus* mit anspielungsreichen Inschriften errichten,[153] und auch das Feuerwerk des Fürsten von Bozzolo auf der Piazza Navona war es wert, bestaunt und mit Hilfe einer gedruckten *Relatione* der Erinnerung erhalten zu bleiben.[154] Die Feierlichkeiten verliefen freilich nicht ohne Mißton: Die Konservatoren der Stadt wollten auf dem Kapitol ebenfalls ein Fest veranstalten und hatten die Zusage Bozzolos, zu den Kosten beitragen zu wollen. Das

149 NBD IV/5, S. XLII Anm. 200.

150 Koller (wie Anm. 12), S. 113. Zu dem Topos allg. Fosi (wie Anm. 54), S. 89f.; M. Rosa, Per „tenere alla futura mutatione volto il pensiero". Corte di Roma e cultura politica nella prima metà del Seicento, in: La Corte di Roma tra Cinque e Seicento „teatro" della politica europea, ed. G. Signorotto/M. A. Visceglia, Roma 1998 („Europa delle Corti". Biblioteca del Cinquecento 84), S. 13–36.

151 A. Sommer-Mathis, „... ma il Papa rispose, che il Re de' Romani era lui". Frühneuzeitliche Krönungsfestlichkeiten am Kaiser- und Papsthof, in: Bösel/Klingenstein/Koller (wie Anm. 8), S. 262–268; Rietbergen (wie Anm. 32), S. 182–185. Zum Zögern Urbans VIII., die Königswahl Ferdinands III. anzuerkennen, M. Hengerer, Kaiser Ferdinand III. (1608–1657), Wien-Köln-Weimar 2012, S. 173f., 447 Anm. 131f.

152 Abb. der Radierungen von Claude Lorrain nach den Feuerwerksdarstellungen in: M. Sonnabend/J. Whiteley, Claude Lorrain. Die verzauberte Landschaft. Städel-Museum Frankfurt 2012, S. 155–157, 200–215, in: S. Bettini, I Feux d'Artifice di Claude Lorrain. Fortuna e altre considerazioni, in: Römisches Jb. der Bibliotheca Hertziana 34 (2001/02), S. 221–254, und in: M. Fagiolo dell'Arco, La festa barocca. Corpus delle Feste a Roma, 1, Roma 1997, S. 289–294.

153 Abb. Sommer-Mathis (wie Anm. 151), S. 266; Fagiolo dell'Arco (wie Anm. 152), S. 297–300.

154 *Relatione delle Allegrezze fatte in Roma dall'illustrissimo e eccellentissimo sig. Prencipe di Bozolo Ambasciatore ordinario della Maestà dell'Imperatore Ferdinando II nella elettione di Ferdinando III Re d'Ungheria e di Boemia in Re de' Romani, in Roma, apresso Francesco Cavalli, 1637;* Sommer-Mathis (wie Anm. 151), S. 262 Anm. 39; Abb. Fagiolo dell'Arco (wie Anm. 152), S. 295.

Vorhaben mußte aber unterbleiben, da der Papst entschied *che il Re de' Romani a Roma era lui.*[155]

Große diplomatische Schwierigkeiten entstanden dann im folgenden Jahr anläßlich der Obödienzgesandtschaft, die der junge Fürst Eggenberg für Kaiser Ferdinand III. übernommen hatte.[156] Ob den Beteiligten bewußt war, daß dieser Akt auch im Fall Rudolfs II. erst nach schwierigen diplomatischen Auseinandersetzungen stattfinden konnte, wissen wir nicht. Damals ging es um Formulierungen in der bei der Obödienzleistung üblichen *Oratio*, die die grundsätzliche Zuordnung von kirchlicher und weltlicher Gewalt betrafen, wobei Papst Gregor XIII. zunächst unnachgiebig die Verwendung des Wortes *oboedientia* verlangte, während die kaiserliche Seite statt dessen von *observantia* und *reverentia* sprechen wollte und beide Seiten nur mühsam zu einer Kompromißlösung fanden.[157] Dagegen legte nun Eggenberg besonderes Augenmerk darauf, daß keinesfalls Abstriche im Zeremoniell gemacht wurden gegenüber der Behandlung Paolo Savellis vor 18 Jahren. Zwistigkeiten darüber gab es wohl von Anfang an.[158] Zur Vorbereitung der Feierlichkeiten kam Eggenberg schon im Mai nach Rom und veranstaltete seinen Einzug – *Entrata in carrozza* – am 18. Juni. Bei der anschließenden Papstaudienz kam es zu einem unangenehmen Zwischenfall, da Urban VIII. den Gesandten nach seinem Kniefall nicht, wie das Zeremoniell vorsah, aufforderte, sich zu erheben. Ob dies eine absichtliche Mißachtung war oder ob der Kniende eine entsprechende Geste des Papstes übersehen oder nicht verstanden hatte, war für die Anwesenden nicht erkennbar.[159] Da Eggenberg nicht mit persönlichem Wohlwollen Urbans VIII. rechnen konnte, da er vor Jahren Partei für Pázmány genommen hatte, war es nicht ganz abwegig, daß er den Vorfall als Affront auffaßte und auf einer Entschuldigung bestand, die nach langen, hinhaltenden Verhandlungen und einer Drohung des Gesandten, abzureisen, schließlich geleistet wurde. Eine feierliche *Entrata a cavallo* konnte danach erst am 7. November stattfinden, die eigentliche Obödienzleistung in der *Sala regia* des Vatikans[160] am 16. November.

---

155 Zitiert von Sommer-Mathis (wie Anm. 151), S. 251 nach G. Gigli, Diario di Roma, vol. 1, a cura di M. Barberito, Roma 1994, S. 291 f.

156 Gigli (wie Anm. 155), S. 311–313 (mit abweichenden Daten); Pastor (wie Anm. 3), S. 487; A. Benedetti, La fastosa ambasceria di Gio. Antonio Eggenberg presso Urbano VIII, in: Studi Goriziani 34 (1963), S. 9–30; Rietbergen (wie Anm. 32), S. 185–200; Hengerer (wie Anm. 151), S. 175 f., 448 f. Anm. 137–140.

157 A. Koller, Der Konflikt um die Obödienz Rudolfs II. gegenüber dem Hl. Stuhl, in: A. Koller (Hg.), Kurie und Politik. Tübingen 1998 (Bibliothek des DHI in Rom 87), S. 148–164. Einen Nachhall dieser Auseinandersetzungen erwähnt Rietbergen (wie Anm. 32), S. 186 f.

158 Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 334 f. zu 1638 Juni 15.

159 Visceglia (wie Anm. 5), S. 157–159; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 343 zu 1638 Juli 10. Abweichende Darstellung des Vorfalls bei Rietbergen S. 187 f., 192 f.

160 Zur *Sala regia* als Ort der Obödienzleistungen und zu ihrer darauf bezogenen künstlerischen Ausstattung A. Böck, Die Sala Regia im Vatikan als Beispiel der Selbstdarstellung des Papsttums in

Ob die Schuld an den Mißhelligkeiten ganz bei Bozzolo lag, wie Eggenberg später behauptet haben soll,[161] steht dahin.

Ein Hauptaspekt der Obödienzgesandtschaften lag daneben in der öffentlichen Prunkentfaltung, die bei vorangegangenen Anlässen dieser Art – es waren die Obödienzleistungen des Marschalls Créqui für Frankreich[162] und des Fürsten Ossoliński für Polen[163] – Ausmaße angenommen hatten, die kaum zu überbieten waren. Kostspielige Vorbereitungen waren nötig, um den Auftritten des kaiserlichen Sondergesandten den erwarteten Glanz zu verleihen. So wird davon berichtet, daß die Fassade eines Palasts hinter S. Maria in Via für die vorbeiziehende *Cavalcata* ganz mit Gemälden behängt war und daß eine massiv silberne Kutsche mitgeführt worden sei. Auch der prächtige Aufzug des ordentlichen kaiserlichen Gesandten wird eigens vermerkt.[164]

Bozzolo hat sich durch die jahrelange Tätigkeit als Gesandter – anders als manche Zeitgenossen erwarteten[165] – nicht ruiniert. Dazu mag seine Verheiratung mit einer schon zweimal verwitweten Cousine aus dem Hause Mattei beigetragen haben.[166] Außerdem verließ er Anfang April 1640 Rom, um sich in Bozzolo um häusliche Angelegenheiten zu kümmern. Schon im Juli desselben Jahres wußte Federico Savelli, daß er nicht in die Gesandtschaft zurückkehren würde.[167] Seine Vertretung lag in der Hand Christoph Peutingers, der auch als Rota-Richter der Nachfolger des am 24. April 1638 verstorbenen Motmans war.[168]

---

der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Hildesheim-Zürich 1997 (Studien zur Kunstgeschichte 112), S. 19, 136–138 Anm. 118.

161 Pastor (wie Anm. 3), S. 487 Anm. 4. Die Beziehungen unter den beiden Gesandten waren von Anfang an nicht gut. Bozzolo nahm übel, daß Eggenberg nicht bei ihm logieren wollte, sondern einen eigenen Palazzo anmietete; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 178 f. zu 1637 Juli 26.

162 Bericht über feierliche *Entrata* am 19. Juni 1633, öffentliches Konsistorium mit Obödienzleistung und *Cavalcata* in Diarium Alaleonis BAV Vat. lat. 12325 fol. 284v, 286v-291v, 292v-297v; Gigli (wie Anm. 155), S. 233–235.

163 *Entrata* am 20. Nov. 1633, Obödienzleistung am 6. Dez.; Diarium Alaleonis (wie Anm. 161), fol. 314r-v, 318r-v, 322r-325v, 326r-v; Gigli (wie Anm. 155), S. 237 f.

164 Gigli (wie Anm. 155), S. 312; Benedetti (wie Anm. 156), S. 17 f.; Rietbergen (wie Anm. 32), S. 196 f.

165 Testi (wie Anm. 96), Bd. 2, S. 277 f. Nr. 805.

166 Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 416. Eheschließung am 1. Jan. 1640; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 442 zu 1640 Jan. 18.

167 Federico Savelli an Trauttmansdorff, Gesualdo 1640 Juli 14; Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 54 II.

168 Christoph Peutinger aus Augsburg, 1602–56; Blaas (wie Anm. 12), S. 68–75; H. Hoberg, Die Antrittsdaten der Rotarichter von 1566 bis 1675, in: RQ 48 (1953) S. 220, 222; Pastor (wie Anm. 3), S. 494. Berichte Peutingers an Ferdinand III. und Trauttmansdorff von 1639–1642 in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 54 II.

Von September 1640 an war der Fürst von Bozzolo auf dem Reichstag in Regensburg[169] und bat dort um seine Entlassung mit der Begründung, daß er sich eine weitere Amtsführung nicht mehr leisten könne.[170] Seine aufwendigen Dienste hatten ihm keinen Vorteil eingebracht – selbst den Titel eines Geheimen Rats, der ihm 1635 schon zugesagt war, hatte er nicht erhalten.[171] Nun erwartete er wie vor ihm Paolo Savelli als Entschädigung ein Reichslehen in Italien und erinnerte an vakante Lehen der Malaspina,[172] war aber auch damit nicht erfolgreich. Es könnte allerdings sein, daß Bozzolos Verdienste sich günstig auf die Karrieren seiner Brüder im kaiserlichen Heer auswirkten.[173] Offensichtlich ist im übrigen, daß die kaiserliche Seite weiterhin Vertrauen in seine diplomatischen Fähigkeiten hatte: Er wurde im September 1643 mit dem Titel eines *Plenipotenziario imperiale* dazu bestellt, an dem Kongreß teilzunehmen, der den Castro-Krieg beenden sollte. Im Auftrag Ferdinands III. sollte er dort das Angebot machen, daß kurzfristig aus Mailand abzuziehende Reichstruppen das umstrittene Gebiet sichern könnten, bis die Kriegsparteien – der Kirchenstaat und eine Liga italienischer Fürstentümer um Parma – eine Einigung erzielt hätten.[174]

---

169 Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 486 zu 1640 Sept. 12; K. Bierther, Der Regensburger Reichstag von 1640/41, Kallmünz 1971 (Regensburger historische Forschungen 1), S. 92 Anm. 79; M. Hengerer, Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts, Konstanz 2004 (Historische Kulturwissenschaft 3), S. 334.

170 Fosi (wie Anm. 8), S. 75.

171 Motmans an Bischof Wolfradt, 1635 März 31, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz. 52 Fasz. U fol. 3r-7v. Ferdinand II. an Bozzolo, 1635 April 19, ebd. Korrespondenz 53 II (Fasz. ohne Buchstaben) fol. 18r-19v. Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 335 zu 1638 Juni 15, 377 zu 1638 Nov. 25. Zur Funktion in Wien nicht anwesender Geheimer Räte Hengerer (wie Anm. 169), S. 116–120.

172 Bozzolo an Ferdinand III., ohne Ort, ohne Datum; Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Varia 8 (unfoliiert, dorsal Bearbeitungsdaten 1641 März 16/17). Bozzolo an Barberini, 1641 April 16, BAV Barb. 7453 fol. 78r: Meldet Entpflichtung von seinem Amt als kaiserlicher Gesandter.

173 Annibale Gonzaga, 1602–1668, war der Bote Ferdinands III., der dem Kaiser die Nachricht vom Sieg bei Nördlingen überbrachte; Rocci an Barberini, 1634 Sept. 12, BAV Barb. 6966 fol. 38r-40r. Er wurde 1635 *Sergente Generale di battaglia*, danach Feldzeugmeister (General der Artillerie) und 1639 Mitglied des Hofkriegsrats. 1640 wurde er Kommandant von Wien, 1642 erhielt er den Oberbefehl über die gesamte Feldartillerie. Um 1655 Mitglied des Geheimen Rats, 1658 Vizepräsident des Hofkriegsrats, 1665 Hofkriegsratspräsident; DBI, Bd. 57, Roma 2001, S. 685–689 (R. Becker). Luigi Gonzaga, 1599–1660, hatte 1636 die Aufgabe, die Überführung des inhaftierten Kurfürst-Erzbischofs von Trier aus den Niederlanden nach Linz zu leiten; später Festungskommandant in Raab (Győr); U. Lucas, Die kurtrierische Frage von 1635–1645, Diss. Mainz 1977, S. 57, 311 Anm. 12f.; Litta (wie Anm 92, nennt irrtüml. Annibale als Kommandant in Raab); Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 415.

174 Koller (wie Anm. 12), S. 107 Anm. 8, 119. In ders. Sache Bozzolo an Ferdinand III. und an Trauttmansdorff 1643 Okt. 6 – 1644 Jan. 19 in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 55. Zum Castro-Krieg Pastor (wie Anm. 3), S. 864–875; Brunelli (wie Anm. 10), S. 108f., 129 Anm. 179.

Die Nachfolge Bozzolos als Gesandter in Rom trat Herzog Federico Savelli an, der als Interimsgesandter auch schon sein Vorgänger gewesen war. Er war nach seiner Rückkehr ins Reich als Generalkriegskommissar nach Böhmen entsandt worden[175] und stieg zum Rang eines Feldmarschalls auf, war dann aber auch beteiligt an den schweren militärischen Rückschlägen des kaiserlichen Heeres beim Kampf um Breisach im Jahr 1638.[176] Er schied danach aus dem aktiven Militärdienst des Reiches aus. In Rom übte er das ihm bekannte Amt des kaiserlichen Gesandten in schwieriger Zeit bis zu seinem Tod am 19. Dezember 1649 aus,[177] wie es scheint ohne Bedenken hinsichtlich der angespannten wirtschaftlichen Lage, die sich mittlerweile für seine Familie ergeben hatte. Schon am Ende des vergangenen Jahrhunderts hatten Schulden dazu geführt, daß der angestammte Familienbesitz Castel Gandolfo an die *Camera Apostolica* verlorenging.[178] Schulden hinterließ dann auch Paolo Savelli,[179] so daß 1636 die Güter Stazzano und Castelchiodato an die Spada verkauft werden mußten,[180] und noch bedeutendere Verkäufe – vor allem an Kunstwerken – waren unvermeidlich, als um 1650 ein Neffe Federicos die Familienfinanzen in Ordnung zu bringen suchte.[181] Eine besonders verantwortungsvolle Phase während der Amtsperiode Savellis ergab sich im Jahr 1644, als er im Konklave nach dem Tod Urbans VIII. die Interessen des Kaisers vertreten mußte, ohne daß ihm dafür aktuelle Instruktionen zugegangen waren.[182] Was von ihm erwartet wurde, hatte man ihm in allgemeiner Form schon vor Monaten geschrieben: *In caso della morte del Papa conferirete con li ministri di Spagna et cardinali confidenti il negotio et procurate che sia eletto un Papa buono (ché in questo consiste tutto) et non affetionato ai Francesi. Quali suggetti poi si debbono escludere io non vi saprei dire; ... non so anco in che termini stia*

175 NBD IV/7, S. 133 Anm. 2; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 116 zu 1635 Feb. 7; Höbelt (wie Anm. 34), S. 80.

176 O. Regele, Zur Militärgeschichte Vorderösterreichs, in: F. Metz (Hg.), Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, Freiburg ²1967, S. 132, 137 (Lit.). Zur Kriegsentwicklung allg. Dickmann (wie Anm. 138), S. 95–98.

177 Berichte in Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 54 II (1642) und 55 (1643, 1644, 1645).

178 Weber (wie Anm. 8), S. 224. Federico Savelli scheint Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Übereignung von Castel Gandolfo gehabt zu haben; NBD IV/5, S. 671f. Nr. 153.2.

179 NBD IV/5, S. 419 Nr. 106.1.

180 A. Karsten, Kardinal Bernardino Spada, Göttingen 2001, S. 197.

181 Mazzetti di Pietralata (wie Anm. 8), S. 1866.

182 L. Wahrmund, Das Ausschliessungs-Recht (Jus exclusivae) der katholischen Staaten ... bei den Papstwahlen, Wien 1888, S. 272f. Das im Haus Savelli erbliche, für die Sicherheit des Konklave wichtige Amt des *Maresciallo di Santa Romana Chiesa e Custode del Conclave* übte dagegen nicht Federico (so irrtüml. Keller/Catalano, wie Anm. 16, Bd. 2, S. 536 zu 1644 Aug. 7, 537 zu Aug. 8, 549 zu Aug. 13), sondern sein Neffe Bernardino aus; Keller/Catalano (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 521 zu 1644 Aug. 1; F. Petrucci, Il Maresciallo di Santa Romana Chiesa Custode del Conclave dai Savelli ai Chigi, in: Buranelli (wie Anm. 53), S. 88–90. Zur Bedeutung des Amtes Mazzetti di Pietralata (wie Anm. 8), S. 1837 Anm. 2.

la pratica per il Vostro fratello[183] *che, se lui si facesse Papa, io lo vederei molto volentieri.*[184]

Abwesend von Rom war Savelli zur Zeit des Castro-Kriegs gewesen, da ihm – diesmal im Dienst des Kirchenstaats – wieder ein militärisches Kommando übertragen wurde. Er führte erfolgreich die in der Provinz Perugia operierenden päpstlichen Truppen.[185] Als militärischer Berater war er auch noch 1646 an den Kämpfen bei Orbetello beteiligt.[186] Im Geschäftsalltag der Gesandtschaft hatte sich inzwischen allerdings ein Problem erledigt: Innozenz X. schaffte zwar nicht das Amt des Präfekten von Rom ab, aber doch die von Urban VIII. damit verbundenen Prärogativen im Zeremoniell,[187] die Anlaß gewesen waren zu viel Korrespondenz, zu störenden Zwischenfällen bei offiziellen Auftritten[188] und zu Ärger bei zufälligen Begegnungen.

5. Mit dem Tod Federico Savellis im Jahr 1649 endete in den Beziehungen zwischen Kaiser und Papst eine Epoche, da der Kaiserhof in den kommenden Jahrzehnten auf einen eigenen ordentlichen Gesandten in Rom verzichtete.[189] Es liegt darum nahe, das diplomatische Personal der ersten Jahrhunderthälfte im Überblick zu betrachten. Dabei fällt ins Auge, daß es eine geradezu homogene soziale Schicht ist, die das Amt des kaiserlichen Gesandten beim Papst ausübte oder anstrebte: Es sind Angehörige des hohen italienischen Adels, die aus dem Kirchenstaat kommen oder aus den Reichslehen Norditaliens wie die Gonzaga aus der Herrscherfamilie Mantuas oder der Fürst von Monaco aus der genuesischen Familie Grimaldi. Unter den römischen Kandidaten finden sich Angehörige früherer Nepotenfamilien wie der Aldobrandini und Ludovisi, die den Barberini nicht nahestanden, aber auch Vertreter der alten Adelshäuser wie der Savelli und Orsini, wobei anzunehmen ist, daß auch die Savelli sich als Lehensträger des Reiches verstanden.[190] Besonders auffällig ist, daß nicht nur der Fürst von Bozzolo, sondern auch Francesco und Luigi Gonzaga von Castiglione, Niccolò Ludovisi und Honoré Grimaldi über eigene Kleinstaaten regierten, und daß diese

183 Giulio Savelli, 1615 Kardinal, 1630 Erzbischof von Salerno, seit 1625 *Comprotector Nationis Germanicae,* Wodka (wie Anm. 26), S. 54, 67; Jaitner (wie Anm. 21), S. 456. Er starb 1644 unmittelbar vor dem Eintritt ins Konklave.

184 Ferdinand III. an Federico Savelli, 1644 Jan. 28, Wien, HHStA Staatenabt. Rom, Korrespondenz 57 fol. 6r. Für die Mitteilung des Zitats danke ich Herrn Alexander Koller.

185 Brunelli (wie Anm. 10), S. 109, 129 Anm. 185 f.

186 Zu den Kämpfen, durch die Frankreich Rückkehrerlaubnis und Straflosigkeit für die Barberini erzwang, L. von Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 14, Freiburg Br. 1929, S. 48 f.; NBD IV/5, S. XLVII.

187 Visceglia (wie Anm. 5), S. 151 f., 187 Anm. 147.

188 Zuletzt noch nach der Wahl Innozenz X.; Keller/Catalano (wie Anm. 34), Bd. 2, S. 626 f. zu 1644 Sept. 17.

189 Koller (wie Anm. 12), S. 123 f.; K. Müller, Das kaiserliche Gesandtschaftswesen im Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden (1648–1740), Bonn 1976 (Bonner historische Studien 42), S. 63.

190 Zu den Reichslehen im Kirchenstaat zählte Albano, das sie in ihrem Fürstentitel führten; Aretin (wie Anm. 108), Bd. 2, S. 90–94.

Gruppe sich in den Fällen Francescos von Castiglione und Paolo Giordano Orsinis mit der der Reichskommissare für die italienischen Lehen überschneidet. Die Annahme liegt nahe, daß dieselben Gründe, die die Doria-Landi,[191] Malaspina di Fosdinovo[192] und Gonzaga von Guastalla[193] veranlaßt hatten, sich zu Reichskommissaren für die italienischen Lehen bestellen zu lassen, es anderen mindermächtigen Fürsten sinnvoll erscheinen ließ, sich – ohne Rücksicht auf die Kosten – um das Amt des Gesandten in Rom zu bemühen: Ihre fürstliche Macht war zu gering, um sie aus eigener Kraft zu verteidigen, aber Ansehen und Bedeutung ihrer Herrschaft konnten durch vom Kaiser verliehene Titel und Rangerhöhungen und durch die mit der Gesandtentätigkeit einhergehenden vielfältigen Verbindungen zu weiteren Höfen angehoben werden.[194] Vor allem aber konnten Nähe zum Kaiserhof und Verdienste um die kaiserliche Politik nützlich sein in den häufigen Konflikten mit mächtigeren Nachbarn oder bei Feindschaften in der eigenen Dynastie – sei es, daß in Prozessen vor dem Reichshofrat die juristische Klärung von Streitfragen betrieben werden mußte oder daß es um direkte diplomatische oder militärische Unterstützung ging.

Als bezeichnend für die Lage im Reich und in den Erbländern nach vielen Kriegsjahren kann daneben vermerkt werden, daß sich trotz des ausdrücklichen Wunsches Ferdinands II., einen *Nationale* zu suchen, der als Gesandter nach Rom ginge, in der langen Vakanzzeit von 1632 bis 1634 niemand fand, der die Aufgabe übernommen hätte. Nuntius Rocci erklärt dies ganz sachlich, *giacché tra nationali non vi era chi potesse fare la spesa*.[195]

191 NBD IV/5, S. 206 Anm. 13, 747; C. Cremonini, La mediazione degli interessi imperiali in Italia tra Cinque e Settecento, in: Cremonini/Musso (wie Anm. 100), S. 39–42; dies., Das Reichslehenswesen in Italien zwischen Kaisertreue und spanischen Interessen: Einige Überlegungen, in: zeitenblicke 6 (2007) Nr. 1 <12>, URL:http://www.zeitenblicke.de/2007/1/cremonini/index_html, URN: urn:nbn:de:0009-9-8075.

192 NBD IV/5, S. 355f., 608; Cremonini (wie Anm. 191).

193 Anm. 80; Cremonini (wie Anm. 191).

194 Mozzarelli (wie Anm. 92), S. 300–303 mit Bezug auf Castiglione.

195 Rocci an Barberini, 1634 Juni 17, BAV Barb. 6974 fol. 233r-v, 240r-242r.

Massimo Carlo Giannini

Una carriera diplomatica barocca: Cesare Monti arcivescovo di Milano e agente della politica papale (1632–1650)*

1 Introduzione
2 La carriera curiale e diplomatica
3 Arcivescovo di Milano
4 Agente, informatore e diplomatico
5 Diplomatico in tempo di guerra
6 La „buona corrispondenza con gli arcivescovi": i Cantoni svizzeri e i Grigioni
7 Conclusioni

Zusammenfassung: Der Beitrag befaßt sich mit einer wenig bekannten politischen und kirchlichen Karriere im Barockzeitalter, d. h. mit dem Werdegang Cesare Montis, der zunächst apostolischer Nuntius in Neapel und Madrid (1628–1632), dann Erzbischof von Mailand (1632–1650) war. Es handelt sich dabei um eine komplexe Persönlichkeit: juristische Studien, seine Tätigkeit in wichtigen römischen Kongregationen des päpstlichen Hofes, die Zugehörigkeit zum Barberini-Kreis und die politisch-diplomatischen Erfahrungen am Hof von Madrid schufen einen beachtlichen Karriereweg, bevor er zum Erzbischof von Mailand und Kardinal ernannt wurde. Eine Analyse seiner Korrespondenz mit Francesco Barberini, Kardinalnepot Papst Urbans VIII., zeigt, daß Monti auch nach seinem Amtsantritt in Mailand (1635) eine hochkarätige politische und diplomatische Rolle spielte. In den langen und schwierigen Kriegsjahren, die Mailand damals durchlebte, entwickelte er eine Reihe von Aktivitäten, die von der traditionellen Pflege der Beziehungen zwischen den römischen Kongregationen und den weltlichen Behörden (Gouverneur, Mailänder Senat usw.) bis zur Übermittlung von Kriegsnachrichten und politischen Informationen reichte. Er war Erzbischof und gleichzeitig – wenn auch nur informell – politischer Gesandter des Papsttums für das Herzogtum Mailand und die Schweizer Territorien und schließlich auch Vermittler der päpstlichen Propaganda. Gemäß der traditionellen Kategorien, die bei der wissenschaftlichen Analyse der Karrieren im Dienst der katholischen Kirche und des

* Abbreviazioni utilizzate: ACDF - Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede, Città del Vaticano (S.O. = Sanctum Officium); AGS - Archivo General de Simancas (E = Estado); AHNM - Archivo Histórico Nacional, Madrid (E = Estado; MAE, AEESS = Ministerio de Asuntos Exteriores, Archivo de la Embajada de España ante la Santa Sede); ASFi - Archivio di Stato di Firenze (MP = Mediceo del Principato); ASV - Archivio Segreto Vaticano, Città del Vaticano; BAV - Biblioteca Apostolica Vaticana, Città del Vaticano; DBI - Dizionario Biografico degli Italiani, Roma 1960sg.

Una prima e parziale versione di questo articolo è stata da me presentata sotto forma di relazione alla General Conference of the European Network for the Baroque Cultural Heritage (Roma, Sapienza Università di Roma, 27–29 marzo 2014). Desidero ringraziare Silvano Giordano e Gianvittorio Signorotto che hanno accettato di leggere queste pagine, formulando preziose osservazioni e critiche.

Heiligen Stuhls (Erzbischof/Seelsorger, Kurialer/Beamter, Gesandter/Nuntius) angewandt werden, füllte Monti eine schwer zu definierende Funktion aus. Bei all diesen Aktivitäten konnte er auf seine diplomatischen Erfahrungen und sein umfassendes Netzwerk persönlicher und politischer Beziehungen in Rom und am Mailänder Hof zurückgreifen.

Abstract: The aim of this article is focusing a little known political and ecclesiastical baroque career: that of Cesare Monti, first papal nuncio in Naples and Madrid (1628–1632) and then archbishop of Milan (1632–1650). He was a complex personality: legal studies, the activity as member of important Roman Congregations in the papal court, the frequentation of the Barberini circle and the political and diplomatic experience at the court of Madrid forged a considerable career, before being appointed archbishop of Milan and cardinal. The analysis of his correspondence with Francesco Barberini, cardinal nephew of Pope Urban VIII, shows how Monti, even after his entrance in Milan (1635), maintained a high-profile political and diplomatic role. In the long and difficult years of war that involved the State of Milan he carried out a series of activities ranging from traditional management of relations with the Roman Congregations and the secular authorities (Governor, Senate of Milan etc.) to sending news about the war and political information to Rome. He was archbishop and, at the same time, political envoy, although informal, of the papacy for the State of Milan and the Swiss area, and also medium of papal propaganda. Monti played a role not easily defined, according to traditional categories that scholars use in analyzing the careers at the service of the Catholic Church and the Holy See (Archbishop/pastor, curial/official, envoy/nuncio). In all his activities he was able to rely on his diplomatic experience and the wide network of personal and political relations both in Rome and at the court of Madrid.

1. La figura di Cesare Monti ha conosciuto una sorte singolare nella storiografia. Non certo per l'eccezionalità di una carriera ecclesiastica, peraltro assai rapida, che lo vide all'età di 31 anni nunzio a Napoli e tre anni dopo alla corte di Madrid. Bensì perché la sua esistenza è stata letta dando per scontata una più o meno inconsapevole cesura fra i suoi anni di curiale e poi di nunzio papale a Napoli e a Madrid, e quelli in cui fu arcivescovo di Milano. Sin dai profili biografici elaborati dagli eruditi del XVIII secolo, i due periodi della vita di Monti appaiono nettamente separati fra loro, quasi a comunicare l'impressione che si trattasse di due diversi personaggi. In special modo è evidente in quegli autori il desiderio di mettere in grande risalto l'attività pastorale a Milano, rispetto alla quale le cariche ricoperte in precedenza sono materia di mera elencazione.[1]

1 F. Argelati, Bibliotheca scriptorum mediolanensium, Mediolani 1745, II, coll. 948–950; G. V. Marchesi, Antichità ed eccellenza del protonotariato appostolico partecipante, Faenza 1751, p. 408;

Questa lettura ha esercitato senza dubbio un'influenza di lunga durata sulla storiografia milanese, coniugandosi con la costruzione del modello di pastore borromaico. Ancora nel 1990 Danilo Zardin, nella voce dedicata a Monti nel „Dizionario della Chiesa ambrosiana", sottolineava gli aspetti pastorali e organizzativi delle sua azione e riassumeva la sua figura alla luce dell'„intensa operosità dispiegata nel quindicennio di governo episcopale", che „abbraccia i campi abituali dell'impegno dei vescovi milanesi del Seicento, accomunati dal devoto riferimento al modello di S. Carlo".[2]

Viceversa la storiografia spagnola del secondo dopoguerra si è interessata alla figura di Monti esclusivamente in relazione alla storia dei rapporti fra Stato e Chiesa e al ruolo della nunziatura apostolica a Madrid.[3]

Nel settembre 1991 il convegno internazionale „Lombardia borromaica Lombardia spagnola, 1554–1659" tenutosi a Pavia e coordinato da Paolo Pissavino e Gianvittorio Signorotto ha segnato un importante momento di confronto e di revisione della storiografia sullo Stato di Milano nel quadro della Monarchia spagnola.[4] Per la figura di Cesare Monti il 1994 è l'anno cruciale: nel Palazzo reale di Milano ebbe luogo la grande mostra dedicata alla ricostruzione della quadreria del cardinale con 116 fra dipinti, disegni e arazzi.[5] Il catalogo della mostra, contenente un saggio di Agostino Borromeo sulla carriera di Monti prima dell'episcopato milanese rappresenta senza dubbio una tappa fondamentale, soprattutto sul versante degli studi storico-artistici.[6] Quasi in contemporanea uscì un lungo articolo di Leonida Besozzi interamente

---

G. A. Sassi, Archiepiscoporum mediolanensium series historico-chronologica, Mediolani 1755, III, pp. 1122–1142; L. Cardella, Memorie storiche de' cardinali della Santa Romana Chiesa, Roma 1793, VI, pp. 304–306.

2 D. Zardin, Monti, Cesare, in: Dizionario della Chiesa ambrosiana, Milano 1990, IV, pp. 2313–2314. Analoghe considerazioni sono esposte in Id., L'ultimo periodo spagnolo (1631–1712). Da Cesare Monti a Giuseppe Archinto, in: A. Caprioli/A. Rimoldi/L. Vaccaro (a cura di), Storia religiosa della Lombardia. Diocesi di Milano, Brescia 1990, II, pp. 575–613.

3 N. García Martín, Secciones, emolumentos y personal de la Nunciatura española en tiempos de César Monti (1630–1634), in: Anthologica Annua IV (1956), pp. 283–339 e Q. Aldea, Iglesia y Estado en la España del siglo XVII (ideario político-eclesiástico), in: Miscelánea Comillas XXXVI (1961), pp. 178–194. Solo in anni molto recenti le ricerche di Juan Eloy Gelabert e di José Ignacio Fortea Pérez hanno cominciato a scavare nell'attività politico-diplomatica di Monti a Madrid.

4 Si vedano gli atti di quel convegno P. Pissavino/G. Signorotto (a cura di), Lombardia borromaica Lombardia spagnola, 1554–1659, 2 voll., Roma 1995. Per un'analisi della storiografia del XIX e XX sullo Stato di Milano si veda G. Signorotto, Fonti documentarie e storiografia. La scoperta della complessità, in: M. C. Giannini/G. Signorotto (a cura di), Lo Stato di Milano nel XVII secolo. Memoriali e relazioni, Roma 2006, pp. VII–LXIII.

5 Le stanze del Cardinale Monti 1635–1650. La collezione ricomposta. Catalogo della mostra, Milano 1994.

6 A. Borromeo, Cesare Monti prima dell'arcivescovado milanese, ibid., pp. 17–22 che riprende in parte il suo precedente studio, La Chiesa milanese del Seicento e la Corte di Madrid, in: A. De Maddalena (a cura di), „Millain the great". Milano nelle brume del Seicento, Milano 1989, pp. 98–101.

dedicato alla ricostruzione della vita del porporato e delle sue vicende familiari.[7] Sebbene la vocazione erudita e la conoscenza diretta delle sole fonti milanesi ne rappresentino talora un limite, questo lavoro fu particolarmente significativo per il tentativo di comprendere, per la prima volta, la figura di Monti nella sua pienezza e complessità. Gli interessi familiari e le carriere al servizio della Monarchia e della Chiesa dei membri della famiglia Monti erano le chiavi di volta di un saggio che mise a disposizione degli studiosi una notevole mole di documentazione. Questi elementi furono ulteriormente sviluppati e inquadrati da Gianvittorio Signorotto nel suo volume sulla Milano spagnola, che ha impostato una lettura del ruolo di Monti, nel quadro dei molteplici livelli di relazioni fra Milano, la Santa Sede e la Monarchia spagnola.[8]

In anni recenti nuovi e interessanti contributi sono venuti dagli studi di storia del collezionismo e del *patronage* artistico: David García Cueto, analizzando i nunzi, come agenti per i rapporti culturali fra l'Italia e la Spagna, ha portato in luce documenti interessanti sul ruolo di Monti a Madrid. Laura Facchin si è invece dedicata, proprio a partire dall'indagine sui gusti artistici di Cesare, alla paziente ricostruzione della storia dei palazzi e delle collezioni della famiglia Monti.[9]

Scopo del mio contributo è prendere in esame l'attività politico-diplomatica di Cesare Monti durante il suo arcivescovado, come chiave interpretativa in grado di ricomporre la frattura storiografica fra le esperienze più importanti della sua carriera: prima quale curiale e nunzio al servizio della Santa Sede e poi come arcivescovo di Milano. Infatti attraverso la ricostruzione della sua attività di ministro informale del papato, con una capacità d'azione politica e diplomatica, che travalicava notevolmente i compiti di arcivescovo e i confini della diocesi, diventa possibile collocare la carriera di Monti al crocevia fra relazioni personali, problemi politici, questioni religiose e vicende belliche di un periodo di conflitti di scala europea.

2. Cesare Monti nacque a Milano il 15 maggio 1594, figlio primogenito di Principalle e della sua seconda moglie, Anna Landriani. Il padre, membro del Collegio dei giure-

7 L. Besozzi, Il cardinale arcivescovo Cesare Monti giureconsulto collegiato e patrizio milanese (1594–1650), in: Archivio storico lombardo 120 (1994), pp. 39–163.

8 G. Signorotto, Milano spagnola. Guerra, istituzioni, uomini di governo (1635–1660), Firenze ²2001, pp. 237–240.

9 D. García Cueto, Los nuncios en la corte de Felipe IV como agentes del arte y la cultura, in: J. Martínez Millán/M. Rivero Rodríguez (eds.), Centros de poder italianos en la Monarquía hispánica (siglos XV–XVIII), Madrid 2010, III, pp. 1823–1890; L. Facchin, I palazzi e le collezioni dei Monti a Milano, in: A. Spiriti (a cura di), Lo spazio del collezionismo nello Stato di Milano (secoli XVII–XVIII), Roma 2013, pp. 125–204 ed ead., Il cardinale Cesare Monti curiale romano e nunzio in Spagna: strategie artistiche e collezionismo, in: A. Anselmi (a cura di), I rapporti tra Roma e Madrid nei secolo XVI e XVII: arte diplomazia e politica. Atti del convegno internazionale di studi (Roma, Reale Accademia di Spagna, 7–9 luglio 2011), Roma 2013 (in corso di stampa). Il ruolo di Monti nel mondo del collezionismo era peraltro già stato oggetto di interesse: M. Jaffé/P. Cannon-Brookes, *„...Sono dissegni coloriti di Rubens"*, in: The Burlington Magazine 128 (1986), pp. 780–785.

consulti e vicario di Provvisione della città, apparteneva a una famiglia che, nel corso del Cinquecento, muovendo dall'attività cancelleresca era passata a ricoprire uffici del governo della città ed era così entrata nei ranghi del patriziato milanese. Proprio Princivalle fu protagonista della consacrazione dell'ascesa sociale della famiglia Monti: egli, dopo la nascita di Cesare, ricoprì una serie di cariche pubbliche che, nel 1620, lo condussero a diventare membro del Senato, massima istituzione giudiziaria e amministrativa dello Stato di Milano.[10]

Cesare, insieme al fratello minore Marcantonio, fu avviato agli studi giuridici. Frequentò l'Università di Pavia, risiedendo nel Collegio Borromeo, e conseguì la laurea in diritto nel 1617. L'anno seguente ottenne l'ascrizione al prestigioso Collegio dei giureconsulti di Milano, via maestra per i rampolli del patriziato verso le carriere al servizio della città, della corona asburgica e della Chiesa.[11]

Fu quest'ultima la strada che Cesare scelse (o forse gli fu imposta): nel 1618, quasi certamente grazie ai buoni rapporti del padre con l'arcivescovo di Milano Federico Borromeo, ottenne l'ufficio di protonotario apostolico e si trasferì a Roma, per intraprendere la carriera curiale. Nel 1619 divenne referendario delle due Segnature e, due anni dopo, fu nominato da papa Gregorio XV prelato della Congregazione della Sacra Consulta, supremo tribunale civile e criminale dello Stato pontificio. Nel 1622 divenne consultore della Congregazione del Sant'Ufficio (prestando giuramento l'8 giugno).[12]

Forse proprio nella sua attività per il Sant'Ufficio il prelato milanese ebbe modo di conoscere il cardinale Maffeo Barberini e di ottenerne la stima. Questi infatti, asceso al soglio papale con il nome di Urbano VIII (6 agosto 1623) lo promosse, nell'ottobre 1624, al ruolo chiave di assessore della Congregazione del Sant'Ufficio.[13] Inoltre, nel dicembre 1623, il cardinale Ludovico Ludovisi, con l'avallo del pontefice, nominò lo stesso Monti proprio sostituto nella carica di uditore delle cause relative alla Congregazione *de Propaganda Fide*, all'interno della quale egli operò nei tre anni successi-

10 Besozzi (vedi nota 7), pp. 40–44.

11 Ibid., pp. 39sg.

12 Ibid., pp. 40sg. e 44. Le tappe della carriera curiale di Monti sono sintetizzate da B. Katterbach, Referendarii utriusque Signaturae a Martino V ad Clementem IX, Città del Vaticano 1931, p. 252; F. Arese, Cardinali e Vescovi milanesi dal 1535 al 1796, in: Archivio storico lombardo 107 (1981) p. 183; K. Jaitner, Einleitung, in: Id. (Hg.), Die Hauptinstruktionen Gregors XV. für die Nuntien und Gesandten an den Europäischen Fürstenhöfen (1621–1623), Tübingen 1997, I, pp. 353, 399; Ch. Weber (Hg.), Die päpstlichen Referendare 1566–1809. Chronologie und Prosopographie, Stuttgart 2004, III, p. 752.

13 Sull'attività di Monti nel Sant'Ufficio si vedano alcuni elementi in M. Gotor, I beati del papa. Santità, Inquisizione e obbedienza in età moderna, Firenze 2002, pp. 296sg. e T. F. Mayer, The Roman Inquisition. A Papal Bureaucracy and Its Laws in the Age of Galileo, Philadelphia 2013, p. 132.

vi.[14] Dunque una carriera curiale segnata dallo stretto legame con Urbano VIII e con l'*entourage* barberiniano.

All'inizio di aprile 1627 il papa designò Monti quale nuovo nunzio a Napoli.[15] Si trattava di una promozione a un incarico assai delicato, segno inequivocabile del favore di cui godeva. Come prima cosa egli dovette operare per convincere il viceré, Antonio Álvarez de Toledo, V duca d'Alba, a soprassedere alla richiesta dell'ambasciatore spagnolo a Roma, Íñigo Vélez de Guevara y Tassis, conte di Oñate, di inviargli 30 soldati spagnoli come guardia del corpo, atto che la Curia considerava lesivo della sovranità papale. Il nunzio, con molta circospezione, cercò di convincere il viceré, non solo attraverso colloqui privati, ma anche con l'appoggio del suo confessore, frate Ferdinando di Santa Maria, e del suo maggiordomo. Tuttavia, nonostante gli sforzi di Monti, il viceré inviò i soldati a Roma e decise di schierare truppe in Abruzzo, ai confini fra il Regno di Napoli e lo Stato della Chiesa, quale dimostrazione di forza a scopo intimidatorio. Alla fine, però, l'azione del nunzio ebbe successo, anche grazie alle pressioni diplomatiche della Santa Sede sulla corte madrilena.[16]

La permanenza a Napoli di Monti s'interruppe dopo solo un anno: il precipitare degli eventi legati alla contesa franco-spagnola per la successione al Ducato di Mantova spinse infatti Urbano VIII a inviare una serie di nunzi straordinari presso le corti italiane ed europee, al fine di evitare lo scoppio della guerra nella Penisola italiana. Il papa designò il prelato milanese quale inviato a Madrid.[17] La sua nomina costituiva un'indubbia attestazione di fiducia nei confronti del curiale trentaquattrenne, ma al contempo il nuovo e prestigioso incarico si presentava come un banco di prova assai arduo per le sue capacità politiche e diplomatiche.

Monti giunse a Madrid ai primi di giugno del 1628, con il compito di affiancare il nunzio ordinario Giovanni Battista Pamphili. Già nel novembre 1629, allorché fu resa pubblica la concessione della porpora cardinalizia a Pamphili, Monti fu creato dal papa patriarca di Antiochia e nominato nunzio ordinario e collettore apostolico nei

14 J. Metzler (ed.), Sacrae Congregationis de Propaganda Fide memoria rerum, Rom-Freiburg-Wien 1971, I-1, pp. 284, 292 e 336.

15 ASV, Sec. Brev., Reg. 724, fol. 59r-60v, breve di Urbano VIII a Cesare Monti (minuta), Roma, 10 aprile 1627.

16 Ibid., Segr. Stato, Napoli 26, fol. 48r-166v; 327, fol. 9r-73v. Segno dello scrupolo e dell'acume con cui il prelato svolse le proprie mansioni è la *Relatione della nuntiatura e colletteria di Napoli* che egli lasciò al successore, nella quale analizzò con puntiglio tutte le prerogative del nunzio a Napoli e le questioni giurisdizionali oggetto di contenzioso con le autorità laiche: ibid., Segr. Stato, Nunz. Div., vol. 248, fol. 45r-79r, *Relatione della nuntiatura e collettoria di Napoli fatta da mons. Monti nuntio in detta città e Regno*. Cfr. A. Lauro, Il giurisdizionalismo pregiannoniano nel Regno di Napoli. Problemi e bibliografia (1563–1723), Roma 1974, pp. 178, 240 e 325.

17 ASV, Ep. ad Princ., Registra 42, fol. 144r-v, breve di Urbano VIII a Filippo IV, Roma, 15 aprile 1628.

Regni spagnoli.[18] Poiché era prassi da alcuni decenni che tale carica fosse attribuita a personaggi di rango episcopale, con due appositi brevi Urbano VIII concesse a Monti – che aveva ricevuto solo la prima tonsura – di ricevere nell'arco di pochi giorni gli ordini minori e maggiori e quindi di essere consacrato vescovo.[19]

La consacrazione episcopale ebbe luogo nel corso di una solenne cerimonia celebrata il 28 gennaio 1630 presso la cappella del palazzo reale del *Buen Retiro*, alla presenza di Filippo IV, del suo *valido*, Gaspar de Guzmán, conte duca di Olivares, e dell'intera corte.[20] La benevolenza regia non durò tuttavia a lungo. Sin dalla fine del 1630, man mano che andava crescendo la diffidenza del sovrano e di Olivares verso la politica di Urbano VIII, la posizione del nunzio si fece sempre più difficile. In un primo momento, infatti, la corte di Madrid – che identificava il successo o la sconfitta della causa cattolica con quelli della casa d'Asburgo *tout court* – cominciò a rimproverare al papa di non voler fornire il necessario appoggio politico e finanziario agli sforzi militari della Monarchia spagnola. In seguito, nel corso del 1631, la scoperta dei maneggi sotterranei della diplomazia barberiniana volti a dividere il fronte asburgico e a favorire in funzione anti-imperiale l'alleanza tra la Baviera e la Francia, a sua volta alleata della Svezia, convinsero il conte duca di Olivares che Urbano VIII avesse abbandonato la propria equidistanza per schierarsi di fatto con i nemici della casa d'Asburgo.[21] Il progressivo deterioramento dei rapporti fra la Santa Sede e la corte di Madrid si manifestò non solo in ambito diplomatico, ma anche in quello, assai delicato, della partecipazione del clero ai tributi versati dai Regni spagnoli alla corona.

Ai primi del 1631 il re e i suoi ministri stabilirono di istituire un censo sul sale nel Regno di Castiglia in sostituzione del servizio dei *millones* concesso dalle *Cortes*. Tale decisione, che mirava ad aumentare le entrate delle finanze regie, si scontrò con una netta opposizione, legata anche ai problemi pratici della gestione dei meccanismi fiscali.[22] Fra il luglio e l'agosto di quell'anno, Siviglia fu l'epicentro di un duro conflitto: il capitolo della cattedrale si oppose pubblicamente alla nuova imposizione che comprendeva anche il clero, dichiarandola illecita. L'arresto e la condanna all'esilio di alcuni canonici in viaggio alla volta di Madrid fece, a sua volta, deflagrare la questione a corte: Monti intervenne a tutela dell'immunità ecclesiastica, ottenendo, grazie a un abile lavoro di convincimento nei riguardi di Filippo IV, la revoca del decreto

18 Ibid., Sec. Brev., Reg. 756, fol. 687r-694v e 695r-700r, brevi di Urbano VIII a Monti (minuta), Roma, 20 novembre 1629 (anche editi in García Martín [vedi nota 3], pp. 320–328 e 328–334).

19 ASV, Sec. Brev., Reg. 756, fol. 707r-v, breve di Urbano VIII a Monti (minuta), Roma, 29 novembre 1629. Cfr. García Martín (vedi nota 3), p. 288.

20 Ibid., p. 289.

21 J. H. Elliott, The Count-Duke of Olivares. The Statesman in an Age of Decline, New Haven-London 1986, pp. 427sg.

22 J. E. Gelabert, Castilla convulsa (1631–1652), Madrid 2001, pp. 17–62.

regio di espulsione voluto dall'Olivares.[23] Lo scacco subìto non fermò il conte duca ben deciso a dare avvio a una politica più aggressiva nei confronti delle prerogative fiscali e giurisdizionali della Santa Sede in Castiglia.

A tale scopo, il sovrano, su suggerimento del conte duca, sin dal marzo 1631, aveva costituito una *Junta sobre los abusos de Roma y de la nunciatura*, formata da ministri laici e da ecclesiastici fedeli alla corona, presieduta dal confessore del re, il domenicano Antonio de Sotomayor. Compito della *junta* era mettere sotto osservazione l'intera attività del nunzio e, in modo particolare, il flusso di denaro dalla Castiglia alla Santa Sede, che egli gestiva nella sua qualità di collettore apostolica sotto diverse voci (spogli, annate, dispense, contributi per la Fabbrica di San Pietro ecc.). Monti, però, aveva un confidente di prim'ordine, che lo teneva segretamente informato di ciò che veniva discusso nella *junta* e nelle stanze del conte duca: Ramiro Nuñez de Guzmán, duca di Medina de las Torres e genero dello stesso Olivares.[24]

Dopo l'incidente di Siviglia, la *junta* discusse il comportamento di Monti, considerato un sobillatore della resistenza del clero all'autorità regia, ventilando anche la sua possibile espulsione. Il 14 settembre Antonio de Sotomayor, accompagnato da tre ministri, fra cui Jerónimo de Villanueva, protonotario della corona d'Aragona, nonché uno dei più stretti collaboratori di Olivares, si recò dal nunzio e gli lesse un messaggio con cui il sovrano lo ammoniva a non intromettersi nel governo politico ed economico dei Regni iberici.[25] Tuttavia Monti riuscì a ottenere l'intervento a proprio favore dell'*infanta* suor Margherita della Croce, clarissa nel convento delle *Descalzas reales* e zia di Filippo IV. In un colloquio privato con il nipote, suor Margherita cercò di moderare gli orientamenti anti-romani voluti da Olivares e gli fece presente che il nunzio operava secondo le sue mansioni e per *la causa de Dios*. Il re cattolico si disse

23 Aldea (vedi nota 3), pp. 40–45 e J. I. Fortea Pérez, La gracia y la fuerza: el clero, las ciudades y el fisco en la Monarquía católica (1590–1664), in: J. I. Fortea Pérez/J. E. Gelabert (eds.), Ciudades en conflicto (siglos XVI–XVIII), Valladolid 2008, pp. 145–148. Una dettagliata ricostruzione della vicenda sivigliana è compiuta da Gelabert (vedi nota 22), pp. 41–48.

24 Elliott (vedi nota 21), p. 429. Sulla figura di Medina de las Torres si veda R. Stradling, A Spanish Statesman of Appeasement: Medina de las Torres and Spanish Policy, 1639–70, in: Historical Journal 19 (1976), pp. 1–31.

25 Aldea (vedi nota 3), pp. 180–185. Lo stesso Filippo IV scrisse al cardinale Gaspar de Borja, ambasciatore a Roma, di essere assai scontento del comportamento del nunzio, accusato di attentare alla *quietud pública* dei regni iberici e di seminare inimicizia fra il pontefice e il sovrano. Sebbene tali azioni avrebbero potuto giustificare l'espulsione di Monti, come gli era stato proposto, Filippo IV si era limitato a farlo ammonire e incaricò Borja di presentare al papa le sue rimostranze circa l'azione del nunzio: AHNM, E, lib. 730, Filippo IV al cardinal Gaspar de Borja (minuta), Madrid, 2 novembre 1631. Sul ruolo di Villanueva, si veda Elliott (vedi nota 21), pp. 260sg. e 421–423.

infine soddisfatto della persona di Monti, ma di ritenerlo *muy riguroso* nelle questioni di giurisdizione.[26]

3. Tuttavia si era in quegli stessi mesi aperta una nuova partita. La morte di Federico Borromeo, avvenuta a Milano il 21 settembre 1631, generò ulteriori tensioni fra la Santa Sede e la corte di Madrid. Cinque giorni prima del trapasso del cardinale Borromeo, Gómez Suárez de Figueroa, duca di Feria e governatore dello Stato di Milano, scrisse al cardinale Gaspar de Borja, rappresentante di Filippo IV a Roma, per informarlo che, sulla base della consuetudine, avrebbe operato per la custodia dei beni e delle entrate arcivescovili durante la sede vacante e per chiedergli di favorire la nomina di un prelato *natural*. A tale proposito il duca segnalava i nomi di tre *sugetos beneméritos*: il cardinale Giulio Roma, il nunzio Monti e il dottor Filippo Pirovano, uditore della Rota. Peraltro circolava la voce che Filippo Colonna, principe di Paliano e connestabile del Regno di Napoli, si stava muovendo con *todos los medios poderosos* per ottenere l'arcivescovado di Milano per il cardinale Girolamo suo figlio. Si trattava di una soluzione del tutto sgradita al duca di Feria che riteneva il connestabile inaffidabile e per giunta in grado di dirigere le azioni del figlio.[27] Pertanto il governatore si pronunciò a favore della richiesta delle autorità municipali perché la scelta cadesse su un soggetto milanese.[28] Anche il viceré di Napoli, Manuel de Acevedo y Zúñiga, conte di Monterrey e cognato di Olivares, in accordo con Borja, informò il sovrano delle manovre del connestabile a favore del figlio, alle quali il papa aveva risposto che avrebbe consentito se fosse stato certo l'assenso del sovrano. L'assegnazione della sede arcivescovile di Milano al cardinal Colonna era, a suo parere, da evitare, sia per

26 Il colloquio fu riferito a Monti che ne mandò una relazione a Francesco Barberini, Madrid 4 ottobre 1631, edita in Aldea (vedi nota 3), pp. 192–194. Circa la figura di Margherita d'Austria (figlia dell'imperatore Massimiliano II e sorella di Anna, moglie di Filippo II), entrata nel convento madrileno delle *Descalzas Reales*, nel 1584, dove professò l'anno successivo – con il nome di suor Margherita della Croce – e visse sino alla morte, nel 1633, esercitando una significativa influenza a favore degli interessi degli Asburgo d'Austria, si vedano M. L. Sánchez Hernández, Patronato regio y órdenes religiosas femeninas en el Madrid de los Austrias: Descalzas Reales, Encarnación y Santa Isabel, Madrid 1997, pp. 82sg. e 371 e M. S. Sánchez, The Empress, the Queen and the Nun. Women and Power at the Court of Philip III of Spain, Baltimore and London 1998, pp. 45–47, 52–54 e 105–110 e 122sg.

27 AHNM, E, leg. 1240, il duca di Feria al cardinale Borja (copia), Milano, 16 settembre 1631. Giulio Roma, già avvocato concistoriale (1608), quindi governatore di Perugia, era stato creato cardinale nel 1621 e vescovo di Recanati; nel 1639 divenne membro della Congregazione del Sant'Ufficio: Arese, Cardinali e Vescovi milanesi dal 1535 al 1796, p. 185 e P.-N. Mayaud S. I., Les „Fuit congregatio Sancti Officii in ... coram ..." de 1611 à 1642. 32 ans de vie de la Congrégation du Saint Office, in: Archivum Historiae Pontificiae 30 (1992), p. 274; Filippo Pirovano era uditore di Rota dal 1610: Arese (vedi nota 12), p. 216. Sulla figura di Gaspar de Borja, si vedano S. Giordano, Introduzione, in: Id. (a cura di), Istruzioni di Filippo III ai suoi ambasciatori a Roma (1598–1621), Roma 2006, pp. LXVIII–LXX e id., Gaspar Borja y Velasco, rappresentante di Filippo III a Roma, in: Roma moderna e contemporanea 15 (2007), pp. 157–185.

28 AGS, E, leg. 2996, il duca di Feria a Filippo IV (decifrata), Milano, 27 ottobre 1631.

l'inaffidabilità del padre, sia per essere lo stesso porporato *sugeto incapaz y de poca suficiencia*. Si doveva insomma evitare di affidare la cattedra ambrosiana a un non milanese unicamente interessato a *introducir competencias de iurisdición y de fomentarlas inquietando con esto los ministros y vassallo y sacando del Estado la sustancia de lo que vale la Iglesia*.[29]

Anche le autorità municipali milanesi, subito dopo la morte di Borromeo, si diedero da fare, per mezzo dell'avvocato concistoriale Girolamo Melzi, per promuovere la nomina di un loro concittadino, contando sull'avversione del cardinale Borja nei confronti di Colonna. Nel marzo 1632 giunse così a Roma Carlo Francesco Serbelloni, inviato dalla città di Milano, a supplicare il papa di addivenire alla concessione richiesta.[30] Purtroppo il suo arrivo coincise con uno dei momenti di massimo scontro fra Filippo IV e il papa: l'8 marzo ebbe infatti luogo il drammatico concistoro nel corso del quale il cardinale Borja lesse un durissimo documento contro Urbano VIII e la sua politica, giudicata dal sovrano e da Olivares, pregiudizialmente ostile alla Monarchia spagnola.[31]

Nell'udienza concessa a Serbelloni e a Borja una settimana dopo, Urbano VIII comunicò di aver scelto proprio il cardinale Gerolamo Colonna. Si trattava di una decisione volta a creare notevoli problemi al sovrano: Filippo IV e i suoi ministri non potevano proclamarsi apertamente contrari a un porporato che aderiva al partito spagnolo.[32] Nella seduta del *Consejo de Estado* dell'11 aprile 1632 il conte duca mise in evidenza che negare il consenso al cardinale avrebbe significato *perder de todo punto una casa Casa tan grande como la Colona*. Tuttavia la diffidenza del conte di Monterrey e del cardinal Borja, unite alle considerazioni del *Consejo de Italia*, rendevano impossibile accettare la cosa. L'unica soluzione era prender tempo rispondendo con buone parole alla richiesta del nunzio del *placet* – l'atto con cui la corona acconsentiva alla presa di possesso dei beni arcivescovili – per Colonna e nel mentre scrivere ai cardinali spagnoli a Roma per chiedere in gran segreto il loro parere. La risposta di Filippo IV giunse dopo che era pervenuta a corte la notizia degli avvenimenti drammatici del concistoro dell'8 marzo precedente e sottolineò come il comportamento tenuto dal cardinale Colonna escludesse totalmente l'assenso regio alla presa di possesso dell'arcivescovato di Milano.[33]

---

29 Ibid., il conte di Monterrey a Filippo IV, Napoli, 8 ottobre 1631.

30 Besozzi (vedi nota 7), pp. 57–62. Nel gennaio 1632 Borja aveva chiesto di far imprigionare il connestabile Colonna a Napoli e di privarlo di titoli e feudi nel Regno di Napoli: AGS, E, leg. 2996, Borja a Filippo IV (decifrata), Roma, 15 gennaio 1632.

31 La vicenda è stata finemente analizzata da M. A. Visceglia, „Congiurarono nella degradazione del papa per via di un concilio": la protesta del cardinale Gaspare Borgia contro la politica papale nella guerra dei Trent'anni, in: Roma moderna e contemporanea 11 (2003), pp. 167–177.

32 Besozzi (vedi nota 7), pp. 63sg.

33 AGS, E, leg. 2996, consulta del *Consejo de Estado* a Filippo IV, Madrid, 11 aprile 1632.

Di fronte alla situazione di stallo causata dalla posizione irremovibile del re cattolico, Colonna decise di lasciare la partita: nel novembre 1632 il pontefice lo nominò arcivescovo di Bologna e un mese dopo designò ufficialmente Cesare Monti quale nuovo arcivescovo di Milano.[34]

Questi aveva senza dubbio le caratteristiche richieste da Filippo IV e soprattutto, in quanto nunzio a Madrid, vantava un'indubbia conoscenza degli uomini e dei meccanismi sociali e di potere della corte asburgica. È interessante notare che, malgrado le gravi tensioni in atto, nel settembre 1632, Monti aveva officiato nella cappella reale la cerimonia di consacrazione episcopale del domenicano Antonio de Sotomayor – da poco nominato anche inquisitore generale – cui era seguito un banchetto offerto dal medesimo nunzio.[35] Non sappiamo se si trattò di una mossa volta a marcare la dipendenza dall'autorità pontificia del neo-nominato arcivescovo di Damasco o a stabilire buone relazioni con il potente frate, ma senza dubbio essa ci mostra un personaggio assai ben inserito e in grado di intrattenere – nonostante gli aspri contrasti – rapporti diretti e cordiali con i personaggi più influenti della Monarchia.

La designazione di Monti – di cui egli stesso diede notizia al sovrano già nell'ottobre 1632 –[36] fu esaminata dal *Consejo de Estado* e fu proprio Sotomayor a esprimere tutto l'imbarazzo in cui la corona si veniva a trovare: da un lato, a causa dei contrasti con Urbano VIII, non si poteva concedere il beneplacito al nunzio papale di cui si aveva *poca satisfacción*, ma, dall'altro, egli aveva la condizione di *natural* milanese che era servita a negare il *placet* a Colonna. Ancora una volta l'unica soluzione era temporeggiare, in attesa che il papa annunciasse ufficialmente la nomina, e chiedere maggiori informazioni al duca di Feria soprattutto per quanto concerneva la delicata materia giurisdizionale.[37] Anche il *Consejo de Italia* rilevò che Monti era suddito naturale di Milano, figlio e nipote di ministri del re cattolico e che il principale ostacolo risiedeva nell'essere un fedele servitore del papa. Soprattutto, data la difficile posizione dello Stato di Milano, era necessario che il nuovo arcivescovo fosse *muy siguro servidor* del sovrano, senza destare alcun sospetto, *porque el arçobispo de Milan tiene gran mano y autoridad, y quanto mas deudos tuviere la tendrá mayor, y si los Franceses invadiesen aquel Estado, y el arçobispo de Milán que es tan venerado en el la aiudase a sublebar los ánimos de aquellos vassallos, aunque ellos son muy fieles, y debotos al servicio de V. M. pero como se hallan tan aflixidos con las largas guerras y alojamientos que han padecido pudiera suceder algun accidente.*

34 Borromeo, La Chiesa milanese (vedi nota 6), pp. 98sg. Cfr. Hierarchia catholica medii et recentioris aevii, Monasterii 1935, IV, p. 237.

35 García Cueto (vedi nota 9), p. 1842.

36 AGS, E, leg. 2996, il segretario Luis Ortiz de Matienço al segretario Pedro de Arce, Madrid, 30 ottobre 1632.

37 Ibid., consulta del *Consejo de Estado* a Filippo IV, Madrid, 4 novembre 1632.

Anche sul terreno dei conflitti giurisdizionali, la figura di Monti destava notevoli preoccupazioni dal momento che, come nunzio, aveva sempre difeso energicamente le prerogative ecclesiastiche e quindi ci si poteva senz'altro attendere che a Milano egli avrebbe cercato di ampliare la sfera d'intervento dell'autorità arcivescovile. Fra i punti che il *Consejo* sottolineava vi era anche il fatto che, come nunzio papale, Monti non solo si era dimostrato *muy duro y amigo de su opinión*, ma aveva anche avuto rapporti troppo stretti con gli ambasciatori di Francia e di Venezia, al punto che il sovrano aveva scritto a Roma per chiederne la sostituzione.[38]

La nomina papale ad arcivescovo di Milano fu ufficializzata solo il 20 dicembre e la comunicazione formale alla città avvenne ai primi del mese di gennaio,[39] ma a Madrid si attese l'arrivo delle informazioni richieste al viceré di Napoli e al governatore di Milano prima di prendere una decisione. Solo nel maggio 1633 giunsero a corte i relativi dispacci. Il conte di Monterrey, ricordando i meriti del nonno e del padre di Monti negli uffici occupati a Milano, riferì che aveva sempre sentito parlare bene del comportamento di Cesare quale nunzio a Napoli e che era un soggetto stimato a Roma. A difesa del suo operato come nunzio presso il re cattolico, il conte di Monterrey utilizzò un'interessante argomentazione che faceva perno sui doveri connessi all'ufficio di un ambasciatore: *si en la occupación con que oy assiste cerca de V.M.d no ha dado satisfación será más presto culpa del Príncipe a quien sirbe, que mal ánimo suyo, porque no pudiendo los ministros apartarse de los dictámenes de sus dueños, ni dexar de obedezerlos, y executarlos sin interpretación no es facil hazerse amables, y bien quistos a los Príncipes con quien negocian. Este mismo riesgo corren los embaxadores de V.M.d sin que sea materia que pueda hazerse de mejor chalidad por ningun caso.*

Quindi l'aver Monti compiuto il proprio dovere non poteva essere considerato ragione sufficiente perché il sovrano gli negasse il possesso dell'arcivescovado milanese.[40]

A sua volta il duca di Feria, governatore dello Stato di Milano, inviò a Madrid una relazione in cui, pur dichiarando di conoscerlo poco, dava buone referenze sulla sua famiglia e ricordava in special modo che il fratello Marcantonio era morto durante l'epidemia di peste del 1629–1630 mentre era presidente del Tribunale della Sanità. Inoltre il governatore rimarcava che il cardinale non aveva *parentesco estrecho con la gente más principal* e non riteneva sostenibile, dopo il rifiuto della candidatura di Colonna, negargli il *placet* regio. Restava naturalmente aperta la questione della presa di possesso dei beni arcivescovili che il duca non avrebbe concesso fino a ordine del

38 AHNM, E, leg. 1937, consulta del *Consejo de Italia* a Filippo IV, Madrid, 12 novembre 1632. Questo e i successivi documenti del medesimo *legajo* sono stati utilizzati per la prima volta da Borromeo (vedi nota 6), pp. 99sg. Cfr. anche Besozzi (vedi nota 7), p. 79.

39 Besozzi (vedi nota 7), pp. 69 e 75sg.

40 AGS, E, leg. 2997, il conte di Monterrey a Filippo IV (decifrata), Napoli, 30 marzo 1633. La lettera si trova in copia anche in AHNM, E, leg. 1937.

sovrano, sebbene il capitolo della cattedrale avesse già provveduto a porre le insegne del nuovo arcivescovo sulla porta del Duomo e sul palazzo arcivescovile.[41] Questi due interventi dovettero apparire decisivi al conte duca e al sovrano che concesse il suo assenso al nuovo arcivescovo il 30 maggio.

Malgrado l'indubbio successo, Monti continuò a svolgere nei mesi seguenti le sue funzioni di nunzio a Madrid, dove nel dicembre 1633 venne raggiunto dalla notizia del conferimento della porpora cardinalizia, che il pontefice proclamò di aver deciso *in pectore* nel novembre 1629. È interessante notare come una relazione inviata dall'ambasciatore del re cattolico a Roma, Manuel de Moura, marchese di Castel Rodrigo, in occasione delle nuove nomine cardinalizie effettuate da Urbano VIII lo tratteggiasse in maniera per nulla ostile: *El cardenal Monti es gentilhombre milanés, nieto y hermano de ministros de Su Magestad. Y de su persona se tiene alla bastante noticia. Aquí es tenido por entendido y virtuoso. Es de 39 años.*[42]

Queste parole documentano un atteggiamento di prudente ottimismo, se non un'apertura di credito nei confronti del cardinale che, grazie ai buoni rapporti che aveva saputo intessere con influenti esponenti della corte di Madrid, non era visto – malgrado il suo ruolo di alfiere della politica barberiniana – come un nemico. In questa luce dobbiamo leggere due episodi avvenuti nel maggio 1634, allorché Monti lasciò la corte di Madrid alla volta di Barcellona, da dove si sarebbe imbarcato per Genova. Il primo concerne il dono di una croce di diamanti da parte di Filippo IV a Monti. Giustamente García Cueto, che ha messo per primo in luce il fatto, rileva che l'abitudine del re di fare un dono ai nunzi alla conclusione della loro missione aveva il duplice scopo di simbolizzare la sua soddisfazione e di mantenere buoni rapporti con personaggi che spesso tornavano a Roma per entrare nel Collegio cardinalizio.[43] Tuttavia il fatto stesso che la croce di diamanti fosse recapitata a Monti da un corriere regio con una missiva calorosa di Jerónimo de Villanueva, fedelissimo di Olivares, testimonia qualcosa di più: una strategia di *captatio benevolentiae* verso colui che andava a occupare la sede arcivescovile di Milano.[44]

---

41 AGS, E, leg. 2997, il duca di Feria a Filippo IV, Milano, 22 marzo 1633. La missiva fu esaminata dal *Consejo de Italia*: AHNM, E, leg. 1937, Madrid, 11 maggio 1633. Marcantonio Monti, di un anno più giovane di Cesare, si laureò in diritto a Pavia lo stesso anno del fratello; dopo l'ingresso nel Collegio dei giureconsulti di Milano era divenuto avvocato fiscale (1625) e quindi nominato membro del Senato (1628) e presidente del Tribunale della Sanità (1630). In tale veste fu chiamato a fronteggiare l'epidemia di peste del 1629–1630, durante la quale morì il 13 agosto 1630: Besozzi (vedi nota 7), pp. 44–52.

42 AGS, E, leg. 3121, *Relación de la creación de cardenales* inviata con lettera del marchese di Castel Rodrigo, Roma, 1 dicembre 1633. Sulla nomina cardinalizia, Besozzi (vedi nota 7), p. 78.

43 García Cueto (vedi nota 9), pp. 1870 e 1876.

44 BAV, Barb. lat. 7821, doc. 19–21 Monti al cardinale Barberini, Genova, 16 giugno 1634, con allegata copia della lettera di accompagnamento della croce di Jerónimo de Villanueva a Monti, Madrid, 20 maggio 1634.

Più nebuloso appare il secondo episodio: la visita compiuta da Monti, sulla via di Barcellona, al convento della mistica francescana suor María de Ágreda. In tale occasione, il nunzio lasciò in dono una croce da processione d'argento del valore di 2.100 *reales de a ocho*.[45] L'elemento interessante è costituito dal fatto che il convento di Ágreda rappresentava senza dubbio uno dei centri „mistici" cui si rivolgevano – per consigli, preghiere, elemosine e per contatti e scambi più o meno sotterranei – i più influenti esponenti della corte e della società castigliana. Peraltro risultano attestati almeno altri due successivi contatti di Monti con suor María, sulla base comunque di una documentazione per nulla studiata: uno nel febbraio 1636 tramite Juan de Chumacero e uno nel 1642 concernente l'invio da Milano di un'elemosina di 100 ducati.[46]

Intanto a Milano, nei mesi successivi alla morte di Borromeo, era esploso un durissimo conflitto giurisdizionale. Il fatto che il duca di Feria avesse disposto che l'economo generale dei benefici vacanti – di nomina regia – il canonico Juan Gutiérrez prendesse il controllo dei beni e delle entrate dell'arcivescovado a nome della corona aveva causato un braccio di ferro con Antonio de Nobili, il vicario arcivescovile nominato dal capitolo della cattedrale ambrosiana. Questi aveva fulminato la scomunica contro l'economo e l'interdetto sull'intera città. Da parte sua, Filippo IV, dopo aver concesso il *placet* al nuovo arcivescovo, aveva impartito severe disposizioni ai suoi ministri a Milano circa il rispetto della consuetudine in materia, che prevedeva che l'interessato si rivolgesse all'economo generale per dare esecuzione al *placet* e ottenere il pieno possesso dei beni arcivescovili. In questo contesto, nel luglio 1634, il cardinale Francesco Barberini ordinò al vicario capitolare di procedere alla presa di possesso dell'arcivescovado per conto del nuovo ordinario, senza aver prima richiesto il *placet* all'economo generale. Tale atto, giudicato dalle autorità una presa di possesso „clandestina" da parte di Monti, scatenò un nuovo conflitto, reso particolarmente intricato dalla lentezza degli scambi epistolari fra Milano, Madrid e Roma.[47]

Monti era giunto a Roma nel giugno 1634 al fine di ricevere il cappello cardinalizio e di informare il pontefice dell'attività della nunziatura in Spagna. Il mese successivo, il porporato incaricò il cugino Giulio Monti – già suo collaboratore negli anni della nunziatura – di recarsi alla corte di Filippo IV per ottenere dal sovrano l'eliminazione dal *placet* della clausola in cui si ravvisava l'affermazione della superiorità dell'economo rispetto all'arcivescovo.[48] Giulio giunse a Madrid nel novembre

45 R. Fernández Gracia, Arte, devoción y política. La promoción de las artes en torno a sor María de Ágreda, Soria 2002, p. 159.

46 Ibid., pp. 140 e 160.

47 Besozzi (vedi nota 7), pp. 79–88 e G. Dell'Oro, Il regio economato. Il controllo statale sul clero nella Lombardia asburgica e nei domini sabaudi, Milano 2007, pp. 105–112.

48 La lettera di istruzioni a Giulio Monti, Roma, 10 luglio 1634, è analizzata da Besozzi (vedi nota 7), pp. 81–83.

1634 ed ebbe colloqui con il conte duca di Olivares, il duca di Medina de las Torres, alcuni membri del *Consejo de Italia* e con lo stesso sovrano, al fine di far intendere la buona fede e la lealtà dell'arcivescovo.[49] Nel frattempo il cardinale Monti trattava a Roma con Juan de Chumacero e Domingo de Pimentel, vescovo di Cordova, i due inviati della corona per i complessi negoziati circa le numerose questioni pendenti con la Santa Sede. Ai primi di dicembre la notizia di un accomodamento fu inviata a Madrid, dove fu accolta con qualche perplessità da Olivares e, una volta sottoposto al *Consejo de Italia*, suscitò la dura opposizione del reggente Alonso Guillén de la Carrera.[50] Finalmente, nel gennaio 1635, il governatore dello Stato di Milano, il cardinale Gil de Albornoz, – ritenuto da Monti ostacolo alla composizione del conflitto –[51] sulla base di un complicato gioco di silenzio-assenso del sovrano e malgrado la contrarietà del Senato, acconsentì a riconoscere la buona fede di Monti e dispose la consegna dei beni arcivescovili ai suoi procuratori.[52]

È interessante notare che, nonostante l'asprezza del contrasto, il conte duca di Olivares e il sovrano, durante le trattative informali che ebbero luogo a Roma, si mossero con prudenza per saggiare l'affidabilità di Monti, nella speranza di portarlo dalla parte della corona. In questo senso una missiva di Filippo IV dei primi del 1635 a Chumacero e Pimentel ordinava che non si dovesse *desesperarle porque se podria ganar* e che quindi gli inviati avrebbero dovuto *hablar en él bien y no mal de ninguna manera*.[53] Da parte loro, i due inviati, nel marzo di quell'anno, riferendo la partenza di Monti da Roma, espressero la loro fiducia nella sostanziale fedeltà del presule verso la corona e suggerirono al monarca di mostrargli la sua benevolenza, ordinando

49 Ibid., pp. 88–90.

50 Milano, Archivio Storico Diocesano, sez. IX[a], vol. 80, Giulio Monti al cardinale Monti, Madrid, 9 dicembre 1634 (minuta). Il documento – che è stato utilizzato per primo da Besozzi (vedi nota 7), p. 91 – testimonia l'esistenza, all'interno dello stesso *entourage* olivaresiano, di una sensibilità ancor più marcatamente regalista. Nella fattispecie impersonata da Alonso Guillén de la Carrera. Questi, dottore *in utroque iure*, e cattedratico di diritto canonico all'Università di Salamanca (1608–1623), era stato nominato presidente del Magistrato straordinario dello Stato di Milano nel 1623. Cinque anni dopo era stato promosso reggente del *Consejo de Italia*. Nell'agosto 1634 fu quindi nominato luogotenente della Regia Camera della Sommaria, dotato di ampi poteri, e incaricato della *visita general* del Regno. Rientrato alla fine degli anni '30 a Madrid, ove aveva mantenuto la piazza di reggente del *Consejo de Italia*, divenne membro del *Consejo de Castilla*: J. Fayard, Les membres du Conseil de Castille à l'époque moderne (1621–1746), Genève-Paris 1979, p. 40; F. Arese, Le supreme cariche del Ducato di Milano da Francesco II Sforza a Filippo V (1535–1706), in: Archivio storico lombardo 97 (1970), pp. 102 e 134; R. Magdaleno (ed.), Títulos y privilegios de Nápoles (siglos XVI–XVIII), Valladolid 1980 (vol. I), p. 289; M. Peytavin, Visite et gouvernement dans le royaume de Naples, XVIe–XVIIe siècles, Madrid 2003, pp. 84–86.

51 BAV, Barb. lat. 7821, doc. 40–41, Cesare Monti al cardinale Francesco Barberini, Roma, 15 dicembre 1634.

52 Besozzi (vedi nota 7), pp. 93sg.

53 AHNM, MAE, AEESS, leg. 60, fol. 71r, Filippo IV a Juan de Chumacero e Domingo de Pimentel (decifrata), senza data, ma dei primi mesi del 1635.

ai ministri di Milano di mantenere buoni rapporti con lui.[54] A sua volta, il cardinale cercò in qualche modo di costruire, nei limiti del possibile, un'immagine ben accetta ai ministri spagnoli: in questo senso, il marchese di Castel Rodrigo riferì a Olivares che, prima di partire per Milano, Monti gli aveva suggerito di cercare di conquistare il cardinale Antonio Barberini, *pues que esperava que aun havía de mudar casaca*.[55] Inoltre il porporato milanese scrisse al conte duca in merito ad alcune concessioni finanziarie del papa sul clero dei Regni di Sicilia, del Portogallo e delle Indie, mostrandosi solerte assertore della *perfeta correspondencia* fra Roma e Madrid.[56]

Non appena giunse a Madrid la notizia che il cardinale Albornoz aveva ammesso Monti al possesso dei beni arcivescovili, Olivares congedò Giulio Monti *con molta hilarità* e gli affidò una missiva per il presule. Nel documento il *valido*, oltre a esprimere la sua soddisfazione per il modo in cui Giulio aveva svolto la sua missione, manifestava – con un linguaggio da vera e propria *charm offensive* – tutta la sua (interessata) benevolenza: *he querido dezir a V. Em.a que la noticia que los SS.res embaxadores nos dan de la fineza singular con que V. Em.a R.ma trata los particulares de Su Mag.d y lo que coopera en ellos tiene tan bien dispuesto su real animo y por el consiguiente el de todos sus ministros, como lo experimentara en las ocasiones que se offrecieren. Y yo muy particularmente como tan servidor suyo holgándome mucho de que se aya ajustado lo de la iglesia con que tendremos a V. Em.a R.ma más cerca para servirle*.[57]

Tuttavia, a livello formale, l'aggiustamento messo in atto dal cardinale Albornoz a Milano apparve pregiudizievole ai diritti della corona e Filippo IV si premurò di tutelare le proprie prerogative per il futuro. Il sovrano inviò una reprimenda ad Albornoz, nella quale sottolineava di non aver dato il proprio assenso, né preso in alcun modo parte alla sua decisione di ammettere Monti al possesso dei beni arcivescovili. Inoltre ordinò al marchese di Castel Rodrigo di presentare una vibrante protesta al papa e al cardinale Barberini per la *possessión clandestina*, con tanto di richiesta di una dichiarazione della Santa Sede da cui constasse che l'arcivescovo non avrebbe dovuto procedere *sin presentar el* „placet" *al governador*.[58]

---

54 Ibid., fol. 274v, Juan de Chumacero e Domingo de Pimentel a Filippo IV (minuta), Roma, 24 marzo 1635.

55 AHNM, E, leg. 1842, il marchese di Castel Rodrigo al conte duca di Olivares (minuta), Roma, 4 maggio 1635.

56 AGS, E, leg. 2999, Monti a Olivares, Roma, 30 marzo 1635 e la minuta della risposta di Olivares, Madrid, 7 luglio 1635.

57 BAV, Barb. lat. 7825, doc. 4, Cesare Monti a Francesco Barberini (decifrata), Milano, 23 maggio 1635, con allegata al doc. 6, copia della lettera del conte-duca di Olivares, Madrid, 28 aprile 1635.

58 AHNM, E, leg. 1198, Filippo IV al cardinal Albornoz (copia), Madrid, 9 ottobre 1635; leg. 1323, Filippo IV al marchese di Castel Rodrigo, Madrid, 20 dicembre 1635; AGS, E, leg. 3150, Filippo IV a Chumacero e Pimentel (minuta), Madrid, 16 ottobre 1635. Sulla conclusione della vicenda che si trascinò fino alla decisione di Filippo IV, nel 1636, di far rilasciare i beni trattenuti dall'economo generale al nuovo arcivescovo, si veda Borromeo, La Chiesa milanese (vedi nota 6), pp. 100sg.

4. Il nuovo arcivescovo fece la sua solenne entrata a Milano il 29 aprile 1635. Per la cerimonia furono eretti numerosi apparati effimeri che decoravano le vie e le chiese cittadine.[59] Un cronista del tempo registrò l'assenza proprio del cardinale Albornoz, per ragioni di salute, sebbene commentasse che i motivi fossero altri e che *non vi sarebbe ancora andato per essere cardinale anciano*. Questo fatto e l'orazione tenuta in Duomo dal presidente del Senato di Milano, Giovanni Battista Trotti – in cui veniva ricordata la necessità che l'arcivescovo prendesse provvedimenti contro i cattivi comportamenti del clero e i *molti chierici quali havevano pigliato l'abito con fraude* –[60] mostrano quanto teso fosse ancora il clima dopo anni di aspri contrasti.

Secondo un'abitudine assunta durante gli anni della nunziatura a Madrid, anche dopo il suo ingresso nella diocesi, Monti mantenne con Francesco Barberini, cardinale nipote di Urbano VIII, un fitto carteggio che rappresenta una fonte d'indubbio interesse. Sin dai suoi primi giorni a Milano, al di là delle visite di omaggio da parte dei ministri regi e delle *dimostrationi d'affetto*, egli si mostrò consapevole della difficile situazione in cui era chiamato a operare, tanto nel governo di una Chiesa rimasta per quasi quattro anni senza guida, quanto nel contesto politico internazionale e dei sempre conflittuali rapporti fra Roma e Madrid.[61] In questo senso risulta di grande interesse l'azione di avvicinamento di Monti ad alcuni ministri spagnoli. Ad esempio, nel luglio 1635, così scriveva a Barberini circa il vescovo di Cordova, da lui ritenuto in qualche modo recuperabile agli interessi e alle strategie della Santa Sede: *Io fin di Spagna, e dopo in Roma ho sempre procurato di stringere in particolare corrispondenza Mons.re vescovo di Cordova con V. Em.za, giudicandolo del servitio publico non meno che del privato, per il buon zelo che ho riconosciuto in lui nelle cose publiche, e per le buone relationi, et ufficij in quello che riguarda la corrispondenza fra S. S.tà e V. Em.a con S. M.tà Catt.ca, che mi consta che egli ha fatto con lettere communi, e particolari, in tempo massime che altri ministri d'Italia scrivevano molto differentemente. Con quest'istesso dettame son venuto a Milano, et in alcune lettere che sono dopo passate con Mons.re vescovo son andato insinuando il medesimo.*[62]

---

59 A. Dallaj, Le decorazioni viarie a Milano in onore dei nuovi arcivescovi, in: Diocesi di Milano. Rassegna di vita e di storia ambrosiana 21 (1980), pp. 525sg. e C. Cavalca, Festeggiamenti per l'arcivescovo. Il „Theatrum temporaneum aeternitati" di Sant'Alessandro per Cesare Monti, in: A. Cascetta/R. Carpani (a cura di), La scena della gloria. Drammaturgia e spettacolo a Milano in età spagnola, Milano 1995, pp. 717–730. Cfr. Besozzi (vedi nota 7), pp. 96–100.

60 Un diario secentesco inedito d'un notaio milanese, a cura di A. Giulini, in: Archivio storico lombardo 57 (1930), p. 474.

61 BAV, Barb. lat. 7821, doc. 42, Monti a Barberini, Milano, 2 maggio 1635; ibid., 7823, doc. 1–2, Monti a Barberini, Groppello, 16 maggio 1635.

62 Ibid., 7825, doc. 15, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 11 luglio 1635. Il profilo del prelato, che sarebbe stato creato cardinale da Innocenzo X nel 1653, è tracciato da Giordano, Introduzione (vedi nota 27), pp. LXXIX–LXXXI.

Vi è poi il caso del gran cancelliere dello Stato di Milano, Antonio Briceño Ronquillo, con cui l'arcivescovo ebbe – o cercò d'intrattenere – sempre ottimi rapporti. Monti lo descrisse a Barberini come *cavaliere di ottima qualità, e di buona legge* che aveva già conosciuto in Spagna. Al momento il gran cancelliere era *tutto d'Albornoz*, ma, in quanto *primo Ministro di questo Stato* sarebbe stato stimato da ogni governatore. Lo stesso Monti inviava una missiva con cui Briceño Ronquillo si proclamava servitore del cardinal Barberini e chiese di fargli avere la risposta che gli avrebbe recapitato.[63] Negli anni successivi i rapporti con l'importante ministro si sarebbero consolidati, al punto che l'arcivescovo nel 1642 avrebbe scritto di suo pugno al re per chiedergli di prorogarne l'incarico a Milano.[64] Non solo, in un anonimo *Papel de advertencias para Milán*, diretto nel 1643 al nuovo governatore Antonio Sancho Dávila y Toledo, marchese di Velada, Briceño Ronquillo era ritratto in maniera assai critica: *persona de letras, pero no mui amigo de travajar*, molto soggetto alla moglie e ai padri della Compagnia di Gesù, più incline agli interessi di Milano che a quelli del sovrano e *todo de el cardenal Monti*. L'arcivescovo, a sua volta, era indicato come personaggio cui prestare attenzione *porque es muy diestro y fino*.[65]

Non dobbiamo tuttavia assumere come totalmente veritiere queste affermazioni, tanto più se poste all'interno di un discorso volto a screditare il gran cancelliere. I rapporti fra questi e l'arcivescovo dovettero essere improntati senza dubbio a scambi di informazioni e favori, ma non senza riserve. Lo testimoniano due episodi avvenuti nel 1639, che conosciamo grazie ai dispacci cifrati di Briceño Ronquillo al marchese di Leganés e a quello di Castel Rodrigo. Nel primo egli riferiva al governatore che un cappellano di Monti aveva avvicinato il segretario del Consiglio segreto nonché archivista dello Stato, Marco Antonio Platone, per chiedergli in segreto se, quando veniva un nunzio papale a Milano, i governatori lo accoglievano e con quali formalità. Il gran cancelliere diede un giudizio quasi sprezzante sulla fedeltà barberiniana di Monti: *este nuestro cardenal jamás se quitará ni dexará de merezer al papa las abadías y favores que le haze*. A suo avviso si trattava di un sondaggio in vista di una possibile missione del nunzio alla corte sabauda, caldeggiata dallo stesso Monti che aveva ricevuto in quei giorni un messo del primo.[66] In secondo luogo, nell'autunno di quello stesso anno, Briceño Ronquillo si disse preoccupato, insieme al governatore, per l'arrivo di un corriere del nunzio a Madrid incaricato di recare un messaggio a voce

63 BAV, Barb. lat. 7825, doc. 29, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 4 agosto 1635. Circa la figura di Briceño Ronquillo, si veda Signorotto (vedi nota 8), pp. 87–89.

64 Signorotto (vedi nota 8), p. 239, nr. 15.

65 Papel de advertencias para Milán (1643), in: Giannini/Signorotto (a cura di), Lo Stato di Milano nel XVII secolo, p. 21.

66 AHNM, E, lib. 88, il gran cancelliere al marchese di Leganés (copia decifrata inviata al marchese di Castel Rodrigo), Milano, 1 aprile 1639.

a Monti. Questi, interrogato dal gran cancelliere, si mostrò all'oscuro, consentendo a Briceño Ronquillo di rilevarne la bugia.[67]

Senza dubbio il ruolo di Monti fu particolarmente amplificato da un evento che coincise con il suo arrivo a Milano: la dichiarazione di guerra della Francia di Richelieu alla Monarchia spagnola (maggio 1635) e l'avvio delle operazioni militari in area lombarda e sabauda. Sin dal suo insediamento, egli fu considerato dal governatore, dai ministri del re e dai membri dell'aristocrazia e del patriziato lombardi come il plenipotenziario barberiniano, il tramite privilegiato per far giungere richieste di cariche e oneri direttamente al cardinal nipote e a Urbano VIII. In questo senso appaiono esemplari la richiesta presentata a Monti dal cardinale Albornoz, in predicato di lasciare il governo di Milano e di recarsi a Roma, di essere nominato nella Congregazione del Sant'Ufficio (che non andò a buon fine); o la raccomandazione di monsignor Pozzobonelli per ottenere il vescovado di Tortona, dato che il vescovo aveva intenzione di rinunciarvi; o infine il colloquio con il cardinale Teodoro Trivulzio, che gli confidò *quello che sperava dalla benignità* del papa e del cardinale Barberini per sé e il principe suo figlio e, in particolare, la richiesta di essere nominato alla guida della legazione di Ferrara, nello Stato pontificio.[68] Ovviamente Monti inviò anche raccomandazioni a favore di propri protetti, come nel caso di Francesco Albizzi, per il quale chiese e ottenne la nomina ad assessore della Congregazione del Sant'Ufficio.[69]

Del resto egli era giunto a Milano munito di numerose prerogative in materia di collazione dei benefici e di esercizio dell'attività inquisitoriale: come il suo predecessore, aveva chiesto e ottenuto da Urbano VIII (luglio 1634) l'indulto che gli aveva attribuito la facoltà, propria dei cardinali titolari di diocesi, di conferire tutti i benefici e le dignità ecclesiastiche.[70] Nel gennaio 1635 un altro breve papale aveva concesso all'arcivescovo la facoltà, per un quinquennio, di nominare i canonici della cattedrale senza che appartenessero a determinate famiglie. Nel marzo seguente la Congregazione del Sant'Ufficio, di cui Monti era divenuto membro effettivo al suo ritorno a Roma – anche se, dopo il trasferimento a Milano, non avrebbe più preso parte alle sedute del supremo tribunale della fede – gli conferì la facoltà, della durata di cinque

67 Ibid., il gran cancelliere al marchese di Castel Rodrigo (decifrata), Milano, 12 ottobre e 2 novembre 1639.

68 BAV, Barb. lat. 7825, doc. 7, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 23 maggio 1635 (l'esito negativo della pratica è documentato dalla risposta trasmessa dal medesimo arcivescovo ad Albornoz, ibid., doc. 15, Milano, 11 luglio 1635); ibid., 7823, doc. 4, Monti a Barberini, Milano, 25 giugno 1635; ibid., 7825, doc. 2, Monti a Barberini (decifrata), 23 maggio 1635.

69 Ibid., 7823, doc. 4 e 6, Monti a Barberini, Milano, 25 giugno e 29 luglio 1635.

70 ASV, Sec. Brev., Reg. 817, fol. 19r-25r, breve di Urbano VIII a Monti (minuta), Roma, 15 luglio 1634, con allegata la supplica del cardinale. Cfr. anche A. Palestra, Regesto delle pergamene dell'Archivio arcivescovile di Milano, Milano, 1961, p. 260 (il regesto indica qui la data del 20 luglio).

anni – in seguito sempre rinnovata – di assolvere in *foro conscientiae* gli eretici ultramontani che fossero ritornati alla Chiesa cattolica.[71]

Monti svolse in realtà non solo le tradizionali mansioni di governo ecclesiastico, che peraltro prevedevano contatti con una pluralità di istituzioni della Curia romana (le Congregazioni del Sant'Ufficio, dei Vescovi e Regolari, *de Propaganda Fide* ecc.), ma anche quelle di rappresentante politico di primo piano, sebbene informale, della Santa Sede. Questo ruolo fu reso possibile sia dai suoi stretti rapporti con i Barberini, sia dalle relazioni intessute con i principali esponenti della corte di Madrid durante la sua nunziatura e coltivate con abilità negli anni milanesi.

Allo stesso modo anche i rappresentanti e gli inviati a Milano dei principi italiani a lui si rivolsero: l'inviato straordinario del granduca di Toscana, nel novembre 1635, ebbe istruzione, subito dopo aver parlato con il marchese di Leganés, di recarsi a Milano e, per prima cosa, omaggiare i cardinali Trivulzio e Monti. In particolare egli avrebbe dovuto fare riconoscere all'arcivescovo *il particolarissimo affetto* del granduca e *la piena confidenza che gli haveremo sempre seco*.[72]

Il carteggio con Francesco Barberini documenta l'attività di Monti quale informatore politico dedito alla raccolta e all'invio a Roma di notizie, avvisi e relazioni, a stampa e manoscritti, spesso in cifra, relativi all'andamento del conflitto franco-spagnolo, che giungevano a Milano dalla Germania e dai Paesi Bassi. La città rappresentava uno snodo fondamentale non solo per il suo ruolo strategico di *plaza de armas* della Monarchia spagnola,[73] ma anche per i canali politici e informativi che connettevano la Penisola italiana all'Europa settentrionale. Come scriveva nel febbraio 1636 il granduca di Toscana nelle istruzioni al suo residente a Milano, quella città era *frontiera alle principali provincie d'Europa et scala alla maggior parte di quelli che vanno et vengono di Spagna, Francia, Fiandra et Alemagna, et perché quello stato confina con li Svizzeri et con i signori duchi di Savoia, Mantova et Parma, et con la repubblica*

71 Palestra (vedi nota 70), pp. 260sg. e 267. Si veda in proposito il rinnovo al cardinale Monti, deciso da papa Innocenzo X, delle *facultates alias ei concessas necnon etiam eidem Emin.mo D. Montio facultatem duraturam ad alium quinquennium absolvendi in foro conscientiae milites haereticos ultramontanos recusantes comparere in S. Officio cum auctoritate conferendi facultatem communicandi tribus confessarijs sibi benevisis, eisque iniuncto ut notam haereticorum, quos iidem confessarii Ecclesiae Catholicae reconciliabunt eidem Emin.mo Dominationi suae exhibeant*: ACDF, S.O., Decreta 1645, fol. 29v-30r, verbale di seduta della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 16 febbraio 1645. Circa l'ingresso di Monti nella Congregazione del Sant'Ufficio, si veda Mayaud (vedi nota 27), pp. 272 e 288.

72 Istruzioni di Ferdinando II de' Medici a Costanzo Bellencini, Firenze, 22 novembre 1635, edite in F. Martelli/C. Galasso (a cura di), Istruzioni agli ambasciatori e inviati medicei in Spagna e nell'„Italia spagnola" (1536–1648), Roma 2007, II, pp. 437sg.

73 L'espressione è ripresa dal noto studio di L. A. Ribot García, Milán, Plaza de Armas de la Monarquía, in: Investigaciones históricas 10 (1990), p. 206.

di Venezia et con altri, et havendo per lo più origine da Milano le novità d'Italia et quivi arrivando quasi tutte le commessioni di Spagna.[74]

Già nell'agosto 1635 l'arcivescovo inviò al cardinale Barberini una relazione di due fogli a stampa sulla campagna in corso nelle Fiandre e una scrittura tratta da una lettera del conte di Oñate, ora ambasciatore spagnolo presso la corte imperiale, che erano giunte a Milano. Secondo Monti si trattava di due bocconi particolarmente prelibati, che Barberini avrebbe gradito: nel primo caso – e forse anche nel secondo – egli aveva ottenuto il testo dal gran cancelliere Briceño Ronquillo.[75] Per tutti gli anni successivi, per lo meno sino al 1644, anno dell'estromissione dal potere del cardinal nipote in seguito alla morte di Urbano VIII, Monti continuò a inviare avvisi e relazioni a stampa e manoscritti.[76]

Egli fu anche tramite per l'invio di libri a Francesco Barberini, noto bibliofilo, in almeno due occasioni: nel 1640 spedì copia delle *Memorie historiche delle guerre d'Italia* dell'abate olivetano Giovanni Francesco Fossati[77] e, quattro anni dopo, l'*Idea de un príncipe político christiano*, fattogli pervenire dall'autore, il diplomatico Diego de Saavedra Fajardo, molto probabilmente nella seconda edizione di Milano (1642).[78]

Monti fu anche procacciatore – e talora produttore – di notizie politiche e belliche che riceveva direttamente dai ministri regi e dai governatori. A partire dal maggio 1635 tenne aggiornato Barberini circa i movimenti militari e, più in generale, sulla situazione della guerra nello Stato di Milano su cui avanzavano le forze francesi dalla Valtel-

74 Istruzioni di Ferdinando II de' Medici a Desiderio Montemagni, Pisa, 12 febbraio 1636, edite in Martelli/Galasso (vedi nota 72), II, p. 441.

75 BAV, Barb. lat. 7821, doc. 45 e 48, Monti a Barberini, Milano, 5 e 7 agosto 1635, con allegate la *Relación de lo sucedido en Flandes desde que entraron en los Estados obedientes a Su Magestad Católica los exercitos de Francia y Holanda este año de 1635* (doc. 46) e la scrittura tratta dalla lettera del conte di Oñate (doc. 50). È interessante notare che il cardinale riteneva che le notizie riprese dalla lettera di Oñate sarebbero risultate gradite a Roma *per la scarsezza che si ha di nuove certe di Fiandra*.

76 In particolare vi sono due volumi che raccolgono avvisi a stampa e manoscritti inviati da Monti a Francesco Barberini da Milano: ibid., 7934–7935, datati dal 7 gennaio 1643 al 20 luglio 1644. Una prima sintetica descrizione in P. Bellettini, Le più antiche gazzette a stampa da Milano (1640) e da Bologna (1642), in: La Bibliofilia 100 (1998), pp. 465–494, segnatamente p. 470.

77 BAV, Barb. lat. 7822, doc. 16, Monti a Barberini, Groppello, 29 agosto 1640. Il titolo completo del volume è G. F. Fossati, Memorie historiche delle guerre d'Italia del secolo presente, Milano 1640. Vale la pena di notare che nel 1629 Monti aveva recapitato alcuni libri al conte-duca di Olivares da parte del cardinal nipote: García Cueto (vedi nota 9), p. 1864.

78 BAV, Barb. lat. 7824, doc. 34, Monti a Barberini, Milano, 6 aprile 1644. Il volume non presenta alcuna nota tipografica: D. de Saavedra Fajardo, Idea de un príncipe político christiano, En Monaco a 2 de Marzo 1640 / En Milan a 20 de Abril 1642. Su tale edizione, si veda S. Boadas, La difusión de la obra de Diego de Saavedra Fajardo en Italia, in: V. Nider (a cura di), Il prisma di Proteo. Riscritture, ricodificazioni, traduzioni fra Italia e Spagna (sec. XVI–XVIII), Trento 2012, pp. 505–527, specialmente pp. 506sg.

lina.[79] Così ad esempio, mescolando notizie belliche e preoccupazioni pastorali egli scriveva nel corso dell'agosto seguente: *Siamo con la guerra viva in casa e s'accrescono le miserie di questo povero afflitto stato. L'esercito francese occupato il forte della Villatta con alcune altre terre doppo qualche scorreria e contributione lasciato presidio nel forte et in Sartirana, ha ripassato il Po' e tratta d'assediare Valenza del Po' piazza di molta conseguenza perché se si perdesse restarebbe tagliata fuori Tortona et Alessandria e con facilità di serraria il passo a soccorsi che per via di Genova possino venire in questo Stato. Al ripassare del Po' fu la retroguardia attaccata da 3 compagnie de cavalli che dovevano essere seguitate da molte altre e mancorno, onde le 3 da un'imboscata de Francesi finirono molto mal tratatte e persero una cornetta.*

Si va con timore in questo Stato, et dalla Lomellina et Alessandrino hanno ridotto a Pavia il meglio delle sostanze loro. Il debole raccolto di quest'anno minaccia una crudel carestia.

Si è ricorso all'aiuto di Dio havendo io ordinato publiche generali cerimonie; e per domenica una communione generale con le cerimonie poi delle 40 hore con indulgenza plenaria e remissione de peccati usando di un breve che hebbi da N. S.re per 3 volte l'anno a mia elettione.[80]

Nell'aprile 1640, Monti, comunicando la sua prossima partenza per effettuare una visita pastorale della diocesi della durata di un mese, non esitava ad aggiungere informazioni circa gli avvenimenti militari: nella fattispecie la partenza del governatore, Diego Mexía Felípez de Guzmán, marchese di Leganés, alla volta dell'esercito con lo scopo di conquistare Casale e il parere del residente veneziano, secondo cui l'impresa sarebbe andata a buon fine perché la guarnigione francese non arrivava a 1400 uomini (ma in realtà l'operazione si rivolse in una pesante sconfitta).[81]

Ancora: nel marzo 1641, egli segnalava la conclusione dell'alleanza fra i principi Tommaso e Maurizio di Savoia e Juan Velasco de la Cueva, conte di Siruela e nuovo governatore dello Stato di Milano.[82] Accanto alle notizie militari quelle politiche, come quella relativa al viaggio segreto del duca di Parma, partito da Torino alla volta della corte francese con un seguito di soli 12 gentiluomini nel gennaio 1636.[83] O l'ingresso in città di Fernando Afán de Ribera, III duca di Alcalá de los

79 BAV, Barb. lat. 7825, doc. 4, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 23 maggio 1635; ms. 7823, doc. 4, Monti a Barberini, Milano, 25 giugno 1635. Sull'invasione del 1635–1636, si vedano F. Catalano, La fine del dominio spagnolo, in Storia di Milano, vol. XI, Il declino spagnolo (1630–1706), Milano 1958, pp. 61 e 63 e O. Poncet, La Francia di Luigi XIII e la questione della Valtellina (1619–1639), in: A. Borromeo (a cura di), La Valtellina crocevia dell'Europa. Politica e religione nell'età della guerra dei Trent'anni, Milano 1998, pp. 73 e 75.

80 BAV, Barb. lat. 7823, doc. 7–8, Monti a Barberini, Milano, 29 agosto 1635.

81 Ibid., 7822, doc. 3, Monti a Barberini, Milano, 10 aprile 1640.

82 Ibid., 7823, doc. 106, Monti a Barberini, Milano, 13 marzo 1641.

83 Ibid., 7821, doc. 59, Monti a Barberini, Milano, 30 gennaio 1636.

Gazules, nell'aprile 1636, come nuovo governatore al posto di Leganés.[84] Tuttavia il duca, dopo solo un mese, ricevette da Filippo IV l'ordine di recarsi in Germania come ministro plenipotenziario al congresso di Colonia. Monti sottolineò che Alcalá, dietro suo suggerimento, aveva dato ordine scritto al Senato di non assumere alcuna decisione senza prima consultarlo circa la questione dei poteri dell'economo dei benefici vacanti, punto fra i più sentiti dall'autorità ecclesiastica.[85]

In occasione della partenza del duca di Alcalá alla volta di Trento – mentre Leganés riprendeva il governo di Milano – Monti ebbe un colloquio con un altro importante ministro del re cattolico in Italia, l'ambasciatore a Genova Francisco de Melo, il quale gli chiese di far giungere al cardinale Barberini un messaggio politicamente inequivocabile: *Che S. M.tà havea ordinato [che Alcalá] partisse subito, acciò il mondo conoscesse che non restava per parte sua cosa di più da fare, inviando il duca anche prima che s'ncamminasse la croce del legato. Che dopo qualche tempo S. M.tà lo richiamerà, ma che era bene d'avertire che se poi restasse impossibilitato il trattato della pace, S. M.tà non ne potrebbe esser punto incolpato, havendo prima dato sodisfatione al mondo con dichiarar i suoi plenipotentiarij e con mandarli prontamente verso dove s'havesse havuto a fare il congresso.*[86]

Questi episodi mostrano come le fonti delle notizie trasmesse da Monti fossero per lo più gli stessi ministri spagnoli.[87] Non mancarono peraltro conflitti circa le modalità con cui il cardinale esprimeva pubblicamente il suo ruolo. Nel gennaio 1641, infatti, il marchese di Leganés informò il sovrano che Monti non solo aveva evitato di riferirsi pubblicamente a Filippo IV con l'espressione di *Rey nuestro señor*, ma anche in una non meglio precisata stampa di esortazione alla preghiera aveva fatto riferimento solo alle vittorie della Monarchia. Interpellato dal gran cancelliere, Monti aveva risposto che i chierici non usavano l'espressione in questione, intendendosi *por nuestro señor solo el papa*. L'incidente rientrò perché il governatore fece convocare per una reprimenda Giulio Monti il quale riferì che l'arcivescovo avrebbe fatto ammenda sul punto.[88]

---

84 Ibid., 7823, doc. 16, Monti a Barberini, Milano, 9 aprile 1636. Peraltro, sin dal suo arrivo a Genova, il duca di Alcalá aveva ricevuto una missiva di cortesia dell'arcivescovo che si congratulava per la sua nomina, alla quale il governatore rispose con egual tono: AHNM, E, lib. 95, il duca d'Alcalá a Monti, Genova, 28 gennaio 1636.

85 BAV, Barb. lat. 7823, doc. 13, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 21 maggio 1636.

86 Ibid., 7826, doc. 20, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 4 giugno 1636.

87 Un altro esempio: nel dicembre 1642, l'arcivescovo mandò una persona a presentare i suoi omaggi al conte di Siruela, allora a Pavia, che gli comunicò di essere in attesa di essere sollevato dal governo dello Stato (cosa che poi non avvenne); la notizia circolò giungendo alle orecchie dell'agente mediceo che la trasmise a Firenze: ASFi, MP, fil. 3191, fol. 508r, Pier Francesco Rinuccini al cavalier Gondi, Milano, 31 dicembre 1642.

88 AGS, E, leg. 3354, doc. 57, il marchese di Leganés a Filippo IV (decifrata), Milano, 5 gennaio 1641. Sull'episodio ha richiamato per primo l'attenzione Besozzi (vedi nota 7), p. 122.

Le notizie politiche trasmesse dall'arcivescovo in alcuni casi dovettero avere una qualche diffusione al di fuori dei ristretti circoli barberiniani: nel gennaio 1643 uno scrittore di avvisi, l'abate Giovanni Antonio Costa, scrisse da Roma al marchese di Castel Rodrigo citando una lettera di Monti relativa all'avvicendamento al vertice dello Stato di Milano fra il conte di Siruela e il duca di Medina de las Torres, che peraltro aveva chiesto al sovrano di essere dispensato *per non esser egli soldato*.[89]

5. Alla luce di quanto sinora esposto, appare davvero arduo ridurre la figura di Monti alla mera dimensione di pastore post-tridentino imbevuto di zelo borromaico. Occorre semmai cercare di comprenderlo analizzandone ruoli e comportamenti in ambito ecclesiastico e politico durante gli anni del suo arcivescovato milanese. Il più importante dei quali fu probabilmente quello di operare come una sorta di nunzio papale informale, in grado di agire in sede politico-diplomatica con facoltà che andavano ben al di là di quelle di un normale ordinario diocesano.[90] Non si tratta nel caso milanese di una novità. Tanto Carlo (1560–1584) quanto Federico Borromeo (1595–1631) avevano goduto di posizioni analoghe, derivanti nel caso di Carlo dagli ampissimi poteri ricevuti dal pontefice e dal rango di ex cardinale nipote.[91] A differenza dei due predecessori Monti poteva vantare l'essere stato nunzio papale presso una delle maggiori – se non la maggiore – corti della Cristianità. Aveva avuto così modo di conoscere le dinamiche politiche madrilene e di intessere rapporti personali e politici che, una volta divenuto arcivescovo di Milano, gli consentirono di trattare da pari a pari con i governatori, i loro familiari e i principali ministri della corona che operavano in quegli anni in Italia. Ciò implicò, come abbiamo visto, la possibilità di attingere a notizie più o meno riservate da inviare a Roma, ma anche di svolgere un vero e proprio ruolo diplomatico che, a causa della guerra, fu senza dubbio maggiore di quello svolto dai suoi predecessori.

Ai primi di gennaio del 1636, subito dopo l'ingresso a Milano del marchese di Leganés – cugino di Olivares – quale nuovo governatore, il cardinale ebbe con lui un abboccamento circa le prospettive belliche. In tale circostanza il marchese si mostrò desideroso di giungere alla pace e fece intendere che tale era l'opinione del sovrano e del conte duca. Secondo quanto Monti riportò a Barberini, il governatore *venne a*

89 AHNM, E, lib. 89, Giovanni Antonio Costa al marchese di Castel Rodrigo, Roma, 31 gennaio 1643.

90 Il punto è stato sollevato per la prima volta da Signorotto, secondo il quale Monti a partire da 1635 divenne „un tramite importante tra la diplomazia pontificia e la corte di Spagna": Signorotto (vedi nota 8), p. 239.

91 Si vedano al riguardo P. Prodi, Charles Borromée, archevêque de Milan, et la paupaté, in: Revue d'histoire ecclésiastique 62 (1967), pp. 379–411 e A. Borromeo, San Carlo Borromeo arcivescovo di Milano e la Curia romana, in: San Carlo e il suo tempo. Atti del Convegno Internazionale nel IV centenario della morte (Milano, 21–26 maggio 1986), Roma 1986, I, pp. 237–301. Meno studiata da questo punto di vista appare la figura di Federico Borromeo, su cui comunque si può vedere C. Mozzarelli (a cura di), Federico Borromeo principe e mecenate, Roma 2004.

dire che S. S.tà era quella che potria darla [la pace] alla Christianità, volendola con efficacia, e promuovendola con risolutione, dichiarandosene con le corone in modo che potessero credere che S. B.ne non sarebbe con chi rifiutarse la pace posta in termini e conditioni ragionevoli. Soggiunse confidentemente che essi stavano tuttavia con le loro gelosie antiche, ma ben pronti a deporle, et sempre supplicando N.S. a voler con la sua auttorità, e il suo zelo operare che non si derami sangue cattolico. Io le dissi che quelle assicurationi dell'ottima volontà di S. S.tà verso la corona che più volte le havevo rese in Spagna gliele potevo confirmar al presente. [...] Che se a S. Ecc.a s'offerivano mezi più facili, et efficaci, me li significasse perché ero certo di non poter scrivere a V.Em.a cosa che fosse per piacere più a N. S. e che di questo io ne havevo ancora di fresco certissimi rincontri.[92]

Abile nel captare ogni minimo segnale di apertura in linea con gli orientamenti della Santa Sede, Monti espresse un'attenta analisi del personaggio, il cui legame di parentela con Olivares garantiva un canale diretto con le stanze del potere madrileno: *io riconobbi nel marchese gran desiderio della pace, et oltre al fiato col quale egli parla di Spagna, la sua inclinatione ve lo porta, e ve lo agiutano grandemente le difficoltà, i danni, et i pericoli della guerra, che ha da correre per suo conto, quali conosce, e potendo escusaria volentieri ancora per la pietà, e buona mente che tiene. Ond'io apprendo che con niun altro ministro della corona si negotiaria la pace con più facilità, che con esso lui, né ancora con più efficace per quello che le sue relatioeni, e negotiati havriano d'autorità, e di confidenza in Spagna.*[93]

Non solo: il giorno successivo il marchese disse al cardinale di aver riflettuto sulla questione e gli consegnò un documento contenente *i suoi sensi*, che gli consegnò con la condizione di non inviarlo a Roma, ma solo affinché ne ricavasse gli elementi essenziali da riferire al papa. Ovviamente Monti inviò subito il documento a Barberini.[94] Molto probabilmente egli cercò di convincere anche il marchese di Castel Rodrigo a cooperare con la sua iniziativa, ottenendo però solo di alimentare la diffidenza dell'ambasciatore e del sovrano.[95] Come è noto, l'apertura di Leganés nei confronti di Urbano VIII fu del tutto sconfessata da Olivares e il governatore fu protagonista della campagna che, nel corso del 1636, condusse all'occupazione del Ducato di Parma e Piacenza, alleato della Francia.[96]

---

92 BAV, Barb. lat. 7825, doc. 39, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 7 gennaio 1636.

93 Ibid., doc. 42.

94 Ibid., doc. 43, con allegata copia del documento del marchese di Leganés (doc. 44).

95 Una missiva di Monti inviata a Madrid dal marchese di Castel Rodrigo suscitò il duro commento del sovrano che approvò il parere dell'ambasciatore: *dezis que si lo de Milán está como conviene no ay que temer nada y si no, no ay en el más amigo, y es bien que tengáis entendido que lo que el cardenal Monti dize en la carta muestra estar mal informado entonces y aora tiene otro estado muy diferente con las resoluciones que he tomado y las provisiones que se han hecho para mayor refuerzo de aquellas armas*: AGS, E, leg. 3151, Filippo IV al marchese di Castel Rodrigo (minuta), Madrid, 4 maggio 1636.

96 Besozzi (vedi nota 7), pp. 101sg.

L'assedio di Piacenza, dove si era chiuso il duca Odoardo Farnese, fu condotto dalle forze spagnole alla lontana, ma con una decisa opera di devastazione del territorio. Monti cercò d'intendere dal gran cancelliere quali fossero le intenzioni del governatore circa la campagna e il destino di Piacenza, ma riuscì a ottenere solo alcune informazioni sui sospetti del gran duca di Toscana, alleato degli Spagnoli, per alcuni contatti riservati con Farnese.[97] Pochi giorni dopo l'arcivescovo fu latore del breve con cui, in virtù dell'alta signorìa papale sul Ducato, feudo della Santa Sede, e del desiderio di preservarlo dalle devastazioni, Urbano VIII esortava il marchese di Leganés a far sgombrare le truppe spagnole dai territori di Parma e Piacenza, dichiarandosi disposto a giudicare il comportamento del duca Odoardo. Da parte sua Monti aveva *poi soggiunto altre ragioni di convenienza, e prevenuto qualche obiettioni che mi si potevano fare, e col lume di que motivi che V. Em.za mi ha significato, e che il desiderio di servire alla Sede apostolica mi ha suggerito, ho procurato far constare al marchese la giustificatione dell'instanza di S. S.tà e l'obligo ch'egli ha di sodisfarvi, mentre va col desiderio di N. S.re congiunto ancora il servitio del suo re.*[98]

Pur essendosi mostrato soddisfatto *de termini honorifici del breve, e del concetto che S. B.ne porta della sua bona mente, e desiderio della quiete publica*, Leganés rimandò la risposta alla richiesta di Roma. Tuttavia era chiaro che egli non era minimamente intenzionato a rinunciare a cogliere il successo e a scaricare sulle terre farnesiane tutto il peso degli alloggiamenti militari, con tutto ciò che essi comportavano in termini di ulteriori violenze e prelievo di risorse: *mi ha detto che havendo il s.r duca di Parma, principe tanto disuguale al suo re, invaso i suoi stati, e mal trattatili, come è noto, l'ha posto in necessità di risentirsene, e che la povertà, e miserie di questo stato obligano hora a partir gli alloggiamenti delle soldatesche con i stati del duca senz'alcun fine di pregiudicare alla Sede apostolica, non essendosi presi, né fortificati luoghi se non per difesa, e sicurezza delle genti da guerra che sono ivi.*

Anche in questo caso – non sappiamo quanto sinceramente – Leganés raccomandò al suo interlocutore di non scrivere a Roma niente di quanto dettogli. È certo però che Monti sollecitò l'invio di *un ristretto delle ragioni della Sede apostolica sopra Piacenza*, cosicché egli fosse *ben instrutto di quello che suppongo indubitato della Sede apostolica* e quindi in grado di dibattere con i ministri spagnoli circa i diritti papali su Piacenza.[99]

---

97 BAV, Barb. lat. 7826, doc. 33–34, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 29 ottobre 1636. Sull'assedio di Piacenza si veda G. Hanlon, Piacenza's „assedio alla larga" during the Thirty Years' War, in: G. Alfani/M. Rizzo (a cura di), Nella morsa della Guerra. Assedi, occupazioni militari e saccheggi in età preindustriale, Milano 2013, pp. 75–83.

98 BAV, Barb. lat. 7826, doc. 37–38, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 5 novembre 1636. Il breve di Urbano VIII al marchese di Leganés, Castelgandolfo, 25 ottobre 1636, è edito in N. M. Antonelli, Ragioni della Sede apostolica sopra il Ducato di Parma e Piacenza, s.n.t., [Roma 1741], IV, pp. 188–190.

99 BAV, Barb. lat. 7826, doc. 37.

A partire dal 1638 l'attenzione dell'arcivescovo fu catturata dal precipitare della situazione nel vicino Piemonte, a causa dei contrasti fra i principi Tommaso e Maurizio di Savoia, sostenuti dalla Monarchia spagnola, e la reggente del Ducato sabaudo Cristina di Borbone, appoggiata dalla Francia. Nel marzo 1639 scoppiò la guerra civile che si sovrappose al conflitto franco-spagnolo.[100] Il successo delle forze dei due principi e del marchese di Leganés, che entrò a sua volta con un esercito in Piemonte, arrivando ad occupare Torino, portò il Ducato sull'orlo della dissoluzione. La reggente aveva da tempo chiesto l'intervento papale per una mediazione, di cui furono incaricati il nunzio a Torino, Fausto Caffarelli, e lo stesso Cesare Monti. Il primo dispiegò la sua opera di mediazione fra la reggente e i due principi, ottenendo la sospensione dei combattimenti e quindi la stipula di una tregua di settanta giorni (14 agosto). L'arcivescovo di Milano supportò in ogni modo la fragile tregua, contribuendo a mantenere canali informali di comunicazione fra i due schieramenti, Milano e Roma.[101] Al riguardo egli fece presente a Barberini che, nel caso i nunzi a Madrid e a Parigi, avessero ottenuto che i due sovrani inviassero ai rispettivi ministri francesi e spagnoli in Italia i pieni poteri, data la disponibilità che questi ultimi avevano mostrato, si sarebbe potuto sperare di concludere rapidamente la sospensione d'armi. Per quanto concerneva poi la guerra civile fra i principi e la reggente, egli sottolineava che, visto l'interesse delle due corone alla conservazione del casato sabaudo, con la mediazione papale essi avrebbero potuto raggiungere un accordo. Infine Monti suggeriva che la tregua dovesse servire per trattare la pace generale in Italia e che, nel frattempo, i contendenti avrebbero dovuto disarmare, perché i negoziati sarebbero andati incontro a numerosi problemi.[102]

La mediazione del nunzio non ebbe, però, alcun seguito e nel 1640 la guerra in Piemonte riprese. Monti non cessò comunque di sottoporre al marchese di Leganés ipotesi di accordo proposte da Roma.[103] Nel corso di quell'anno fu catturato fra Pinerolo e Torino e condotto nel castello di Milano un alto ufficiale francese: René de Voyer de Paulmy, conte d'Argenson, *intendant de justice* dell'armata d'Italia.[104]

---

100 G. Quazza, Guerra civile in Piemonte 1637–1642 (nuove ricerche), in: Bollettino Storico-Bibliografico Subalpino 57 (1959), pp. 281–321; LVIII (1960), pp. 5–63. Cfr. anche E. Stumpo, Cristina di Francia, duchessa di Savoia, in: DBI, vol. 31, Roma 1985, pp. 31–37. Per un riesame critico dei rapporti fra il Ducato sabaudo e lo Stato di Milano si veda ora G. Signorotto, Milan et l'ennemi savoyard dans la première moitié du dix-septième siècle, in: G. Ferretti (ed.), De Paris à Turin. Christine de France duchesse de Savoie, Paris 2014, pp. 35–57.

101 BAV, Barb. lat. 7823, doc. 63, Monti a Barberini, Groppello, 16 agosto 1639. Sulla mediazione del nunzio a Torino, si vedano M. Maggiarotti, In Piemonte dal 1637 al 1642. I contrasti nella reggenza di Maria Cristina e l'opera dei Nunzi papali, Città di Castello 1913, pp. 66–84 e R. Becker, Caffarelli, Fausto, in: DBI, vol. 16, Roma 1973, pp. 245–249.

102 BAV, Barb. lat. 7823, doc. 68–69, Monti a Barberini, Milano, 21 gennaio 1640.

103 AGS, E, leg. 3353, il marchese di Leganés a Filippo IV (decifrata), Torino, 27 luglio 1640.

104 Nei mesi della prigionia egli si dedicò alla traduzione in francese dell'Imitatio Christi e alla composizione del trattato della saggezza cristiana: A. Barbier, Notice biografique sur René de Voyer

Nel dicembre di quello stesso anno, una volta rimesso in libertà dietro pagamento di un riscatto, d'Argenson si recò a visitare l'arcivescovo, con il quale si intrattenne a discutere *delle publiche calamità* e delle prospettive della pace. A fronte della disponibilità dell'*intendant* a recare profferte di tregua d'armi – generale e non limitata alla sola Italia – alla corte di Parigi, Monti si recò dal marchese di Leganés, il quale, dopo aver dato *un'occhiata ad alcune lettere di Spagna nella materia*, fece sapere al cardinale che *per conto della sospensione generale quando la proposta sia agiustata alla ragione, et i ss.ri Ministri francesi d'Italia habbino facoltà e potere per trattare, il s.r marchese de Leganés darà egual sodisfattione. Il secretario di Guerra mi ha portata la risposta, et datomi a credere che vi sia non meno buona dispositione, che potere nel s.r marchese. Con che io scriverò a Monsù d'Argenson, et a Mons.r Mazzarino et a Mons.r Nuntio di Francia, e N. S.re e V. Em.za potranno dar gli ordini che alla somma sua prudenza pareranno opportuni.*[105]

In effetti nei giorni successivi, l'arcivescovo di Milano inviò un corriere a d'Argenson e a Mazzarino circa la proposta di tregua generale.[106]

Di nuovo ai primi del 1643 Monti si fece promotore delle istanze dei sovrani italiani per una tregua, informando Barberini che, in occasione delle feste natalizie, erano passati a riverirlo i loro residenti a Milano, i quali si erano pronunciati affinché il papa si facesse promotore di trattative di pace e auspicando la restituzione delle piazze piemontesi. In special modo il residente della Repubblica di Venezia gli aveva riferito che il conte di Siruela, al campo, gli avesse mostrato copia dello scambio di lettere in tal senso con Tommaso di Savoia.[107]

Tuttavia, in quegli stessi mesi, il riaccendersi della guerra di Castro fra la Santa Sede e il duca di Parma e la formazione a fianco di quest'ultimo di un'alleanza tra la Repubblica di Venezia, il granduca di Toscana e il duca di Modena, vanificarono ogni speranza di pace.[108] Lo stesso Monti – che già in precedenza aveva inviato notizie a Roma circa la formazione dell'alleanza anti-papale –[109] fu il canale di informazione (e propaganda) della Santa Sede presso le autorità milanesi, al punto da richiedere,

---

d'Argenson intendant d'armée du Poitou ambassadeur a Venise 1596–1651, Poiters 1885, p. 11 (con alcune imprecisioni) e, soprattutto, M. de Certeau, Politique et mystique: René d'Argenson (1596–1651), in: Revue d'ascétique et de mystique 39 (1963), pp. 45–82.

105 BAV, Barb. lat. 7822, doc. 26–27, Monti a Barberini, Milano, 5 dicembre 1640.

106 Ibid., doc. 29, Monti a Barberini, Milano, 12 dicembre 1640.

107 Ibid., 7831, doc. 8, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 28 gennaio 1643.

108 Sulla questione si vedano G. Demaria, La guerra di Castro e la spedizione de' Presidii (1639–1649), in: Miscellanea di storia italiana 35 (1898), pp. 191–256; C. Costantini, Fazione Urbana. Sbandamento e ricomposizione di una grande clientela a metà Seicento, Genova 1998–2008 (URL: http://www.quaderni.net/WebFazione/000indexFazione.htm; 1. 6. 2014); C. Callard, Della guerra in Toscana: Castro (1643–1644). Documenti, storie e immagini, in: E. Fasano Guarini/F. Angiolini (a cura di), La pratica della storia in Toscana. Continuità e mutamenti tra la fine del '400 e la fine del '700, Milano 2009, pp. 121–144.

109 BAV, Barb. lat. 7822, doc. 92, Monti a Barberini, Milano, 5 novembre 1642.

nel giugno 1643, l'invio di *notitie de successi* dal campo pontificio così da contrastare le *relationi che escono da ministri de Principi collegati*.[110] Egli veniva in questo modo a svolgere, come in altre circostanze, un importante ruolo di vettore di informazioni e propaganda nei due sensi fra Roma e Milano. Monti esercitò pressioni sui vertici del governo milanese, enfatizzando – come egli stesso ammise con Barberini – la gravità dell'invasione dello Stato pontificio e sottolineando l'obbligo per un sovrano che si pregiava del titolo di difensore della Chiesa di assistere la Santa Sede: *ho detto ancora che io ero certo che il re faria delle dimostrazioni favorevoli, ma che a loro intanto toccava di operare. La guerra viva in Italia, la debolezza delle forze regie, l'occupatione del re in tante altre parti con la rotta di Fiandra li fanno andare molto pesati in irritare i Principi d'Italia collegati et armati. In Spagna converria stringere et battere. Io ancora ai stessi ministri de Principi collegati, quando mi capitano, faccio vive esagerazioni et rimostranze della scandalosa conspiratione, et invasione de stati della Chiesa, contro la quale alla fine Portae Inferi non praevalebunt*.[111]

L'attività politico-diplomatica di Monti in quei mesi non si limitò a questo. Egli infatti svolse – d'accordo con Roma e cooperando con Girolamo Farnese, nunzio papale a Lucerna – un'opera di mediazione riservata con i ministri spagnoli per agevolare il passaggio attraverso lo Stato di Milano dei mercenari svizzeri reclutati nei Cantoni cattolici dall'inviato papale, Domenico Maria Lama.[112] Allorché si profilarono impedimenti alla concessione da parte dei Cantoni delle licenze per la leva degli Svizzeri, attribuiti agli *aderenti di Spagna*, l'arcivescovo attivò i suoi canali informali inviando un proprio uomo di fiducia, il canonico Francesco Castelletti, a conferire con il gran cancelliere al fine di ottenere che si desse ordine al rappresentante del re cattolico di non ostacolare la leva. Sebbene il medesimo canonico, pratico dei *negocij dei Svizzeri*, gli avesse assicurato che non l'influenza spagnola *ma l'interesse di cavar danari è quello che causarà le dilationi de despacci*,[113] Monti parlò personalmente

110 Ibid., 7831, doc. 22, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 24 giugno 1643.

111 Ibid., doc. 24, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 6 luglio 1643.

112 Ibid., 7822, doc. 113–114, Monti a Barberini, Milano, 25 agosto 1643. Circa l'attività del nunzio a Lucerna in materia di arruolamenti, si veda S. Andretta, Farnese, Girolamo, in: DBI, vol. 45, Roma 1995, pp. 95–98. Un accenno alla necessità di arruolare soldati svizzeri per la guerra di Castro nel 1642–43, in G. Brunelli, Soldati del papa. Politica militare e nobiltà nello Stato della Chiesa (1560–1644), Roma 2003, pp. 275 e 283.

113 BAV, Barb. lat. 7822, doc. 126, Monti a Barberini, Milano, 21 ottobre 1643. L'azione di Monti volta a influenzare il governatore e il gran cancelliere è anche testimoniata dalla missiva di Domenico Maria Lama al cardinale Barberini: ibid., ms. 9820, fol. 24, Domenico Maria Lama a Francesco Barberini (decifrata), Genova, 31 ottobre 1643. Poco o nulla si sa di Francesco Castelletti: la missiva di Monti lo definiva *prattico del paese et che in tutti i negocij dei Svizzeri ha la mano*; il che lascerebbe supporre che già allora svolgesse mansioni diplomatiche informali per la corona spagnola, godendo però della piena fiducia dell'arcivescovo. Sappiamo poi che nell'agosto 1644 Castelletti fu presentato da Filippo IV per la cappellania di giuspatronato regio di San Sebastiano di Milano e nel settembre 1645 per un canonicato nel capitolo di Santa Maria della Scala; morì nel 1679: A. Gónzalez Vega/A. M. Díez Gil

della questione con il marchese di Velada, Antonio Sancho Dávila y Toledo, da pochi mesi insediatosi al governo di Milano. D'altra parte il cardinale aveva fatto sapere al nunzio che i suoi sospetti circa possibili interferenze degli Svizzeri filo-spagnoli erano infondati.[114]

Dopo la conclusione della pace (trattato di Roma del 31 marzo 1644) fra i collegati e Urbano VIII, i ministri di Filippo IV cominciarono a circolare voci secondo cui le truppe smobilitate dal papa sarebbero passate al servizio della Francia per una nuova offensiva contro lo Stato di Milano. Questa volta fu il marchese di Velada a rivolgersi a Monti perché interponesse i suoi buoni uffici, affinché non si giungesse a un passo tanto clamoroso. L'arsenale retorico del governatore fu dispiegato appieno: non si poteva pensare di favorire i nemici del sovrano che difendeva la Chiesa, tanto più per l'invasione di uno stato *tanto cattolico e pio et tanto afflitto come questo di Milano; che il dare le genti Francesi, et Avignonesi [...] et insieme l'imbarcatione per portarli a Nizza, donde intrariano subito nel Piemonte a danni di questo Stato saria quasi il medesimo che immediatamente passarvele*. Da parte sua il cardinale disse di non aver avuto da Roma alcuna notizia sulla questione e che avrebbe riferito le parole del marchese.[115]

6. I rapporti con l'area elvetica rappresentarono per Monti – così come in passato per Carlo e Federico Borromeo –[116] un banco di prova fondamentale della sua attività in ambito sia religioso sia politico-diplomatico. Già nel luglio 1635, pochi mesi dopo il suo arrivo a Milano, egli ricevette un'ambasceria dei Cantoni svizzeri cattolici, giunta per complimentarsi con lui. Il motivo era chiaro: *parte della diocesi sta ne' suoi Stati, et in Milano vi è un Collegio della Natione, e sempre quei Signori hanno tenuta buona*

(eds.), Títulos y privilegios de Milán (siglos XVI–XVII), Valladolid 1991, pp. 36 e 86. Castelletti svolse missioni in Svizzera per conto del governatore di Milano nel 1653 e, ancora tre anni dopo, il marchese di Caracena lo indicava al cardinale Trivulzio come tramite informale con l'area elvetica: E. Rott, Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des Cantons Suisses, de leur alliés et de leur confédérés, Berne 1917, VI, pp. 87 e 192 e Copia della relazione consegnata dal marchese di Caracena al cardinale Trivulzio (1656), in Giannini/Signorotto (vedi nota 4), p. 66.

114 Semmai l'avere il nunzio *tenuto poco conto de Svizzeri adherenti a Spagna e molto de gli adherenti a Francia, ha causato gelosia et emulatione fra di loro Svizzeri, donde poteva esser nato qualche ritardamento alla leva*: BAV, Barb. lat. 7822, doc. 142, Monti a Barberini, Milano, 25 novembre 1643.

115 BAV, Barb. lat. 7824, doc. 35–36, Monti a Barberini, Milano 13 aprile 1644.

116 C. di Filippo Bareggi, Le frontiere religiose della Lombardia. Il rinnovamento cattolico nella zona ‚ticinese' e ‚retica' fra Cinque e Seicento, Milano 1999; J. Zunckel, Come la testa dell'Idra. La politica milanese di Paolo V fra problemi giurisdizionali e „Sacro Macello", in: A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621), Tübingen 2008 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 115), pp. 327–354; ead., Quasi-Nuntius in Mailand. Giulio della Torre als Vertrauensmann spanischer Governeure und des Papstes, in: J. Zunckel/H. von Thiessen/G. Metzler/J.-Chr. Kitzler, Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese (1605–1621) zwischen Spanien, Neapel, Mailand und Genua. Eingeleitet und hg. von W. Reinhard, Tübingen 2004 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 107), pp. 335–426.

corrispondenza con gli arcivescovi.[117] Del resto il cardinale mantenne una corrispondenza diretta con i nunzi a Lucerna e intervenne a più riprese presso le autorità milanesi per favorirne le attività. Come ad esempio, nel gennaio 1636, allorché assicurò a Barberini che avrebbe caldeggiato la *sincerità et affetto alla Casa d'Austria* del nunzio Ranuccio Scotti – peraltro di sentimenti notoriamente filo-francesi – sia a Francisco de Melo sia al marchese di Leganés.[118] O come dimostra il fatto che, nel dicembre 1643, allorché il nuovo nunzio papale, Lorenzo Gavotti, vescovo di Ventimiglia, giunse a Milano, soggiornando presso la casa teatina di Sant'Antonio, fu ricevuto più volte dall'arcivescovo.[119]

Come è noto, la Santa Sede seguì con preoccupazione le trattative condotte dalla corte di Madrid, per mezzo del governatore di Milano, con le Leghe Grigie (o Grigioni). Monti cercò di influire per quanto possibile sul punto ritenuto più importante a Roma: il mantenimento del solo culto cattolico in Valtellina, area di grande importanza strategica che, di fatto, con la rivolta del 1620 contro i Grigioni si era resa indipendente sotto il protettorato spagnolo. Nel febbraio 1638, egli informò Barberini che il marchese di Leganés aveva voluto che gli ambasciatori dei Grigioni, partiti da Milano alla volta di Madrid, fossero accompagnati da Nicolás Cid, *veedor general* dello Stato. In tale circostanza l'arcivescovo aveva avuto un colloquio con Cid, al quale aveva raccomandato *con la maggior premura il punto della religione ponderandoli fra molte ragioni anche quella di dovere S. M.tà in questa occasione mostrar al mondo ch'era vero e reale il motivo col quale S. M.tà haveva dichiarato d'entrare nelle cose della Valtelina, cioè per agiustare i catolici e la religione*.[120]

Dopo accese discussioni fra favorevoli e contrari a un'alleanza con un potentato di fede riformata, quali i Grigioni, e malgrado le proteste dei Valtellinesi, Filippo IV decise di procedere all'accordo, fortemente voluto da Olivares, che fu siglato dal marchese di Leganés a Milano il 3 settembre 1639.[121] Il trattato prevedeva il ritorno sotto l'autorità dei Grigioni delle terre che si erano rese autonome, mentre una clausola

117 BAV, Barb. lat. 7825, doc. 16, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 11 luglio 1635.

118 Ibid., 7821, doc. 59, Monti a Barberini, Milano 30 gennaio 1636.

119 ASFi, MP, fil. 3191, fol. 1183r-v, avviso da Milano, 30 dicembre 1643. Cfr. D. Busolini, Gavotti, Lorenzo, in: DBI, vol. 52, Roma 1999, pp. 729–731.

120 BAV, Barb. lat. 7823, doc. 25, Monti a Barberini, Milano, 10 febbraio 1638. Gli ambasciatori erano giunti a Madrid il 28 novembre 1637, accompagnati da Cid e ricevuti da Filippo IV il 9 dicembre: A. Rodríguez Villa, La corte y la Monarquía de España en los años de 1636 y 37, Madrid 1886, pp. 210sg. e 220.

121 G. Signorotto, Lo Stato di Milano e la Valtellina, in: Borromeo (vedi nota 79), pp. 131–135 e Q. Aldea Vaquero, Il doppio trattato del 1639, ibid., pp. 201–217. Cfr. Rott, Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des Cantons Suisses, V, pp. 345–364. Appare privo di spunti originali, limitato a un riassunto molto lacunoso della storiografia sul tema e dedicato a un'analisi superficiale dei documenti prodotti nelle discussioni alla corte di Madrid il contributo di D. Maffi, Confesionalismo y razón de estado en la Edad Moderna. El caso de la Valtellina (1637–1639), in: Hispania Sacra 57 (2005), pp. 467–489.

tutelava il cattolicesimo come unica confessione ammessa in Valtellina e nei contadi di Bormio e Chiavenna (che facevano parte della diocesi di Como).[122]

La sfera d'intervento di Monti era anche estesa alla tutela della confessione cattolica nel vescovado di Coira. Mentre veniva sottoscritto il trattato di Milano con i Grigioni, il cardinale informò Barberini circa alcuni segnali inquietanti provenienti dalla Bassa Engadina, dominio grigione ora occupato dagli Asburgo d'Austria nonché parte del vescovado di Coira, da dove era giunta voce che i protestanti volessero cacciare i frati cappuccini. Da un lato gli inviati del vescovo di Coira, Johann Flugi d'Aspremont, avevano cercato protezione contro le manifestazioni di ostilità verso il culto cattolico, ma, dall'altro, i rappresentanti grigioni di fede riformata avevano avuto buon gioco a contrapporre l'offerta della libertà di culto per i cattolici nel vescovado di Coira in cambio della possibilità per le famiglie protestanti originarie di Chiavenna di rimanervi. Da parte sua Monti aveva interposto i suoi buoni uffici a favore dei missionari cappuccini presso il marchese di Leganés e il gran cancelliere, e scritto all'ambasciatore del re cattolico alla corte dell'arciduchessa vedova Claudia, signora della Bassa Engadina. Aveva poi ricevuto gli ambasciatori dei Cantoni cattolici, rincuorandoli, animandoli *ad essere salde colonne della religione cattolica ne' suoi paesi, et procurare di propagarla* e promettendo loro il suo appoggio presso i ministri spagnoli.[123] Non appare certo un caso che, nelle settimane successive, l'arcivescovo si recasse a compiere la visita pastorale delle terre svizzere dell'arcidiocesi milanese e comunicasse a Roma di stare operando contro la ventilata espulsione dei cappuccini, considerati per la loro attività missionaria un vero e proprio baluardo del cattolicesimo.[124]

La risposta cifrata di Francesco Barberini fu del tutto priva della consueta malizia della diplomazia papale, al punto da apparire quasi avulsa dalla realtà, nell'auspicio che il re cattolico abbandonasse i suoi interessi politici per abbracciare il punto di

---

122 Circa la regolamentazione dei problemi religiosi nel trattato del 1639 e l'azione dei vescovi di Como e Coira, con il supporto di Monti, si veda A. Wendland, Passi alpini e salvezza delle anime. Spagna, Milano e la lotta per la Valtellina (1620–1641), Sondrio 1999, pp. 298–307.

123 BAV, Barb. lat. 7821, doc. 156–157, Monti a Barberini, Milano, 7 settembre 1639. L'atteggiamento fermo di Monti non fece mai velo in quelle settimane al suo pragmatismo politico: Wendland (vedi nota 122), pp. 317–319. Sulla figura dell'arciduchessa, cfr. G. Benzoni, Claudia de' Medici, duchessa di Urbino, in: DBI, vol. 26, Roma 1982, pp. 150–157.

124 BAV, Barb. lat. 7821, doc. 162, Monti a Barberini, dalla valle di Bleno, 24 settembre 1639. Per le vicende della presenza cappuccina nella diocesi di Coira, si veda M. Bertolini, Ignazio Imberti da Casnigo, O.F.M. Cap. (1571–1632). Studio e documenti inediti, Bergamo 1961. Sul loro ruolo pastorale nei Grigioni, area caratterizzata da aspri conflitti confessionali e dalla debolezza, almeno negli anni in questione, del clero diocesano, si vedano U. Pfister, Pastors and Priests in the Early Modern Grisons. Organized Profession or Side Activity, in: Central European History 33 (2000), pp. 41–65, specialmente pp. 61–64 e C. Gauthier, Apostolat dans les Alpes suisses au XVIIe siècle. Les missions capucines du Valais et de la basse Engadine, in: S. Brunet/N. Lemaitre (eds.), Clergés, communautés et familles des montagnes d'Europe, Paris 2005, pp. 281–291.

vista romano: *ho visto la permissione di S. E. [il governatore] per la stanza in Chiavenna degli eretici nativi di quel luogo; il che è molto contrario di quello che fu stabilito in Roma col consenso del duca di Pastrana che fu poi ratificato da S. M.tà disponendosi che nissun eretico di qualsivoglia setta possa haver domicilio nella Valtelina, nelli contadi di Bormio e di Chiavenna, nella terra Bruz e di Poschiavo. Confido però nel zelo e nella pietà del re che S. M.tà non ratificarà questa conventione, ma vorrà rimanere nella prima sua religiosa dispositione di non lasciar pigliar domicilio agli eretici in luogo tanto propinquo allo Stato di Milano, invigilando tanto la M.tà S. che li suoi stati si mantenghino puri e liberi da ogni contaggio di religione diversa dalla cattolica romana. Il che non può farsi né con maggior facilità, né con più stabile sicurezza che con allontanare li professori della falsa religione dalli confini. E tanto maggiormente spero questi effetti dalla vigilanza di S. M.tà, quanto può farlo senza pregiudicar punto alla promessa che fanno li Grigioni a benefitio delli religiosi cattolici nelli stati delle tre Leghe.*

A tale fine, Barberini esortava l'arcivescovo a operare affinché *l'eresia si discosti quanto più si può da cotesti confini.*[125] Su questo punto il papato barberiniano non era disposto a transigere: di nuovo nel febbraio 1640, il cardinale nipote tornò a raccomandare, in un'altra cifra, la questione della presenza di protestanti in Valtellina, contro le disposizioni del trattato di Milano, e l'esigenza di allontanare *questa peste* dagli stati cattolici. Il particolare interessante è dato dal fatto che Barberini aveva ordinato al nunzio a Lucerna di mantenere continuamente informato l'arcivescovo di ciò che accadeva in quelle terre, *acciò che ella vi possa impiegar quella opera che richiederanno le congiunture*. Di fatto Monti era riconosciuto come il rappresentante informale della Santa Sede, in grado di tutelare i cattolici delle terre svizzere e grigioni presso il governo di Milano, passando completamente al di sopra dei vescovi di Coira e di Como, pure teoricamente competenti per giurisdizione.[126]

Il cardinale ottemperò alle sollecitazioni di Barberini: ai primi del 1643, avendo appreso che a Chiavenna risiedevano riformati non solo originari del luogo, ma anche espulsi dalla Valtellina, aveva chiesto al governatore che fossero cacciati in applicazione del trattato. Questi promise che avrebbe fatto scrivere a Francesco Casati, ambasciatore del re cattolico presso i Grigioni, perché ottenesse quanto richiesto, con la minaccia di sospendere *ad alcuno de principali* il pagamento delle pensioni del re cattolico.[127] Nel corso dei mesi successivi la Congregazione del Sant'Ufficio, per ordine espresso di Urbano VIII, intrattenne un fitto carteggio con Monti affinché spingesse il governatore a intervenire a difesa dei cattolici nei Grigioni e, soprattutto, a promuovere l'elezione di un *Landrichter* cattolico nella Lega grigia (una delle tre che

125 BAV, Barb. lat. 7832, fol. 108r-v, Barberini a Monti in cifra (minuta), Roma, 1 ottobre 1639.

126 Ibid., fol. 118r-v, Barberini a Monti in cifra (minuta), Roma, 25 febbraio 1640.

127 Ibid., 7831, doc. 1, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 7 gennaio 1643. Sulla figura di Casati, ambasciatore del re cattolico presso i Grigioni, nonché artefice del riavvicinamento degli stessi con la Spagna, si veda A. Borromeo, Casati, Francesco, in: DBI, vol. 21, Roma 1978, pp. 238–241.

formavano la confederazione grigione). Venne infatti eletto Conradin von Castelberg, esponente del partito filo-spagnolo che aveva partecipato ai negoziati del trattato del 1639.[128]

La complessità della situazione politica e religiosa dell'area elvetica era tale da creare tensioni anche nei rapporti fra Monti e Farnese. Nel luglio 1643 egli, lamentando il contenuto di un documento del nunzio a Lucerna contenente critiche circa la situazione religiosa delle valli svizzere (Blenio, Leventina e Riviera) facenti parte dell'arcivescovado di Milano, minacciò il ricorso alla Congregazione dei Vescovi e chiese la protezione del cardinal nipote contro *novità non attentate con miei predecessori né con me da alcun altro Nuncio*. Con puntiglio Monti difese la propria posizione contro la prevaricazione di Farnese, richiamando gli esempi dei due Borromeo. Fece presente che, essendo stato anch'egli nunzio, ben conosceva le prerogative di tale ufficio: *scuso che il zelo di sodisfar alla mia carica di far il servicio dell'anime, della disciplina ecclesiastica del buon governo in una parte di questa Diocesi tanto considerabile, che S. Carlo la calculava il 3° della sollecitudine pastorale, dando l'altro 3° dal governo delle monache che saranno da 5000 e l'altro al rimanente città e diocesi. Io ho visto le scritture e le memorie di S. Carlo e del s.r cardinale Borromeo e so quanto importi il conservare la veneratione e l'obedienza all'arcivescovo e al clero appresso que popoli et a Cantoni svizzeri che ne sono in temporale padroni. Tocco con mano quanto le novità poco rispettose di Mons.r Nuncio habbino pregiudicato e siano per pregiudicare in avvenire, se non si dà la soddisfatione el rimedio che giustamente s'attende.*

Io lo chieggo a N. S.re col favor di V. E. et alla S. Congregatione, havendo sofferto per il rispetto in che abbondo a ministri della Sede apostolica senza lasciarmi movere da gl'esempi de prelati minori che si sono, come è noto a V. E., risentiti. Il s.r cardinal d'Aquino già Nuntio a Svizzeri intentò novità. Il s. cardinal Borromeo hebbe propitia la S.tà di Paolo V per contenerlo in officio. Io mi prometto ben certa la protettione di N. S. e di V. E. già che per loro singolar clemenza anch'io ho havuto l'honore del servicio se non il merito di più d'una Nuntiatura, con che anco son venuto a sapere quel ch'è nelle facoltà e quel ch'è nella prudenza de Nuntij.[129]

A ogni modo i contrasti in materia religiosa nella diocesi di Coira dovettero far passare in secondo piano la questione. Monti infatti riferì di aver appreso che le autorità grigioni avevano intimato l'ordine ai cappuccini dell'ospizio in via di costruzione a Coira di lasciare la città. Subito egli si attivò presso il gran cancelliere e il conte Francesco Casati, perché cercassero d'impedire l'esecuzione dell'ordine e, vice-

128 Le lettere di Monti sono riassunte in ACDF, S.O., Decreta 1643, fol. 20v, 53r, 76r e 90v, verbali delle sedute della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 5 febbraio, 9 aprile, 21 maggio e 18 giugno 1643. Sul Castelberg, si veda Rott (vedi nota 113), pp. 177, 483, 490 e 503.

129 BAV, Barb. lat. 7823, doc. 127–128, Monti a Barberini, Groppello, 7 luglio 1643. Circa l'azione di Federico Borromeo e il contesto sociale e religioso delle valli svizzere poste nella diocesi di Milano, si veda F. Braghetta, Le „Tre Valli Svizzere" nelle visite pastorali del Cardinale Federico Borromeo (1595–1631), Lugano 1977.

versa, facessero un'elemosina a favore dell'ospizio. Esso, una volta terminati i lavori, avrebbe costituito un segnale volto a scoraggiare i riformati *di facilmente sbattere li padri cappuccini*. Inoltre Monti aveva scritto al nunzio e al vescovo di Coira, affinché quest'ultimo, in caso di venir meno di altre opzioni, accogliesse i religiosi nel palazzo vescovile, *nel quale Grisoni non hanno potere*.[130]

Malgrado le rassicurazioni, come è noto, i ministri del re cattolico che operavano fra Milano e l'area elvetica mantennero un atteggiamento assai pragmatico e prudente nelle spinose questioni religiose: per molti aspetti appare esemplare delle priorità degli uomini della Monarchia la lettera che in quegli stessi giorni il conte Carlo Emanuele Casati, ambasciatore a Lucerna, inviava al marchese di Castel Rodrigo (a Roma) circa i lavori della dieta dei Cantoni elvetici, da poco conclusasi a Bada. La missiva infatti non faceva alcuna menzione di questioni religiose, soffermandosi unicamente su quelle strettamente politiche e sulle lamentele degli ufficiali svizzeri in servizio nell'esercito di Leganés.[131]

Di opposto tenore erano invece le notizie trasmesse dal nunzio a Lucerna ed esaminate dalla Congregazione del Sant'Ufficio alla presenza di Urbano VIII: si parlava infatti non solo di un decreto di espulsione dei cappuccini dai Grigioni, ma anche di non meglio definiti punti proposti dai protestanti grigioni, *praeiudiciales religioni Catholicae*. Ancora una volta il papa ordinò di scrivere a Monti affinché premesse sul governatore di Milano: gli inviati del re cattolico avrebbero dovuto ottenere che *Rheti haeretici non perturbent statum praesentem religionis Catholicae in illis partibus, et se abstineant ab omni mutatione*. È significativo del rango diplomatico dell'arcivescovo di Milano che Urbano VIII disponesse che analoghe lettere fossero contestualmente inviate al cardinale Gaspare Mattei, nunzio presso la corte imperiale, al cardinal Girolamo Grimaldi, nunzio a Parigi, e all'arciduchessa Claudia d'Asburgo.[132]

In modo particolare l'azione di Monti si concentrò nel fare tutto il possibile affinché i vertici milanesi cooperassero nell'evitare l'espulsione dei cappuccini da Coira e dai Grigioni. In questo senso egli riferì al Sant'Ufficio che i religiosi avevano trovato ricetto nel palazzo vescovile di Coira e che, da parte sua, continuava a promuovere

130 BAV, Barb. lat. 7822, doc. 111–112, Monti a Barberini, Milano, 29 luglio 1643. Sulla presenza dei cappuccini nella città di Coira si veda A. Bruckner (Hg.), Helvetia Sacra, Abteilung V: Der Franziskusorden, Bern 1974, II/1, pp. 241–245.

131 AHNM, E, lib. 92, Carlo Emanuele Casati al marchese di Castel Rodrigo, Lucerna, 25 luglio 1643. Casati fu ambasciatore del re cattolico a Lucerna dalla fine del 1629 alla morte, nel giugno 1645: A. Borromeo, Casati, Carlo Emanuele, in: DBI, vol. 21, Roma 1978, pp. 223–225. Sull'atteggiamento pragmatico e cauto dei ministri spagnoli si vedano le considerazioni di G. Signorotto, Equilibri politici e tensioni religiose in Valtellina dopo il Capitolato di Milano del 1639, in: A. Pastore (a cura di), Riforma e società nei Grigioni. Valtellina e Valchiavenna tra '500 e '600, Milano 1991, pp. 173–201, specialmente pp. 173sg.

132 ACDF, S.O., Decreta 1643, fol. 122r, verbale della seduta della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 20 agosto 1643.

presso il governatore non solo la loro causa, ma anche quella della repubblica cattolica del Vallese, dove i Bernesi, attraverso il trattato di alleanza fra i due stati volevano introdurre la libertà di coscienza.[133] Il papa continuò a raccomandare all'arcivescovo di Milano la questione e a operare di concerto con il nunzio a Lucerna.[134] La vigilanza di Monti in materia ereticale si esplicò anche nei riguardi delle leve di soldati: infatti, nell'ottobre 1643, egli fu messo sull'avviso dal nunzio Farnese circa il tentativo di Daniel de Bellujon, barone di Coppet, reclutatore di mercenari svizzeri per conto della Repubblica di Venezia, di ottenere il passo attraverso i Grigioni e lo Stato di Milano per 4000 fanti di *gente tutta heretica*. Il punto essenziale per il papato non era soltanto evitare che soldati protestanti scendessero in Italia, quanto piuttosto di ostacolare con ogni mezzo – così come fu fatto anche per le leve nel Delfinato – che le truppe svizzere arrivassero nella Serenissima, in quel momento alleata del duca di Parma contro la Santa Sede nella guerra di Castro.[135]

Nel groviglio di interessi politici e di conflitti confessionali dell'area elvetica, Monti fu dunque un importante intermediario diplomatico, se non addirittura un tessitore di rapporti fra il papato barberiniano, il nunzio a Lucerna e la Congregazione del Sant'Ufficio, da un lato, e i ministri spagnoli a Milano, il vescovo di Coira e i padri cappuccini dall'altro.[136] Pur perseguendo con zelo gli interessi della Chiesa cattolica, egli diede mostra di un notevole realismo, suggerendo al cardinale Barberini di ricorrere, se necessario, al pagamento di *pensioni publiche e private* ai maggiorenti grigioni, notoriamente avvezzi a ricevere cospicue pensioni ora dalla Francia ora dalla Spagna.[137]

Alla fine di luglio del 1644 la morte di Urbano VIII, da tempo malato, catalizzò l'attenzione degli osservatori. Già un mese prima era giunta a Milano la notizia che il papa fosse in punto di morte. Il cardinale Trivulzio si era affrettato a prendere licenza dal gran cancelliere e dal governatore, mentre Monti aveva promesso al residente mediceo che, per testimoniare la sua devozione al granduca di Toscana, avrebbe seguito il percorso che passava per Firenze. Tuttavia affermò che non sarebbe partito

133 Ibid., fol. 125r-v e 138v, verbali delle sedute della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 27 agosto e 24 settembre 1643. In quest'ultima occasione il papa *laudavit diligentiam D. Emin.mi mandavitque et rescribi ut circa utrumque officia sua prosequatur*.

134 Ibid., fol. 147r e 172v, verbali delle sedute della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 8 ottobre e 2 dicembre 1643.

135 BAV, Barb. lat. 7822, doc. 124, Monti a Barberini, Viggiù, 6 ottobre 1643; ibid., 7831, doc. 28, Monti a Barberini (decifrata), Milano, 14 ottobre 1643. Sulla complessa vicenda politico-diplomatica del tentativo del barone di Coppet di raggiungere Venezia, si veda Rott (vedi nota 113), pp. 14–22.

136 ACDF, S.O., Decreta 1644, fol. 81v e 100v, verbali delle sedute della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 24 maggio 1644.

137 ACDF, Stanza Storica L-7-a, fasc. III, fol. 220r, Monti a Barberini, Milano, 11 maggio 1644. Purtroppo questo fascicolo, contenente numerose lettere di Monti, che avevo consultato ma non schedato, risulta a tutt'oggi in restauro.

finché non avessero ricevuto un corriere ufficiale con la notizia del trapasso del pontefice: ciò al fine di non incorrere nelle censure che, in simili casi, obbligavano i cardinali vescovi a non lasciare le diocesi senza avere avuto notizie certe.[138] Finalmente ai primi di agosto, Monti partì alla volta di Roma per partecipare al conclave. Un avviso da Milano lo dipingeva – forse a scopo propagandistico – in termini poco lusinghieri, come molto rattristato per le scarse possibilità nella corsa al soglio pontificio: *partì afflittissimo, si sta in dubbio se per voler giunger a Roma più vecchio, e farsi creder mal sano, o pure parendoli ne' vantaggi fattisi da Triulzio, e da cardinali spagnoli di Roma, e qui da questi ministri, di venir dichiarato per poco confidente della corona, se ne sia attristato come d'intoppo a gli ambiti avanzamenti.*[139]

Dopo l'elezione di Innocenzo X, Monti rientrò nell'autunno a Milano dove riprese la sua corrispondenza con la Congregazione del Sant'Ufficio, nella quale lamentava l'offensiva fatta di minacce e violenze da parte dei riformati nei confronti dei cattolici dei Grigioni. Anche il nuovo papa manifestò la volontà di servirsi dell'arcivescovo come tramite con i ministri spagnoli, avviando al contempo un'azione diplomatica nei riguardi della reggente di Francia e del suo ministro Giulio Mazzarino, perché intervenissero a fermare le persecuzioni anti-cattoliche. Di fronte all'incalzante pressione dei protestanti, cominciarono a circolare notizie di prediche tenute da calvinisti in due località della Valtellina – in palese violazione del trattato del 1639 – che Monti si affrettò a smentire.[140] Anche in questo caso va sottolineato che l'arcivescovo di Milano rappresentò il punto di riferimento essenziale per la Santa Sede: quando poco tempo dopo giunse a Roma una lettera del vescovo di Como, Lazzaro Caraffini, circa l'espulsione dei riformati dalla Valtellina, Innocenzo X, presente alla seduta del Sant'Ufficio, diede ordine che copia della missiva fosse trasmessa a Monti perché *faciat considerationem, quae suae prudentiae videbitur necessaria, et certioret suum sensum* e insistesse presso Francesco Casati per usare maggior ardore nella difesa del culto cattolico. Di nuovo nel luglio 1646, avendo ricevuto dall'inquisitore di Como una lista di nomi di eretici espulsi che erano tornati a vivere in Valtellina, il Sant'Ufficio ordinò a Monti di far presente la situazione al governatore e di ottenere in qualche modo *quo posset huismodi pestis expelli a dicta Valle.*[141]

Nel gennaio 1645, due lettere di Lorenzo Gavotti, nunzio a Lucerna, allarmarono i vertici romani con l'affermazione che *Catholicos Rhetiae cepisse cedere praetensionibus haereticorum in maximam perniciem religionis catholicae*. Innocenzo X ordinò che si scrivesse all'arcivescovo di Milano di reiterare i suoi uffici nei confronti dei

138 ASFi, MP, fil. 3192, fol. 96r-v, Rinuccini al cavalier Gondi, Milano, 30 luglio 1644.

139 Ibid., fol. 288v, avviso da Milano, 3 agosto 1644.

140 ACDF, S.O., Decreta 1644, fol. 157r, verbale della seduta della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 1 dicembre 1644; ibid., Decreta 1645, fol. 8v, Roma, 5 gennaio 1645.

141 Ibid., Decreta 1645, fol. 59r e 88r-v verbali delle sedute della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 6 aprile 1645; ibid., Decreta 1646, fol. 109v, Roma, 25 luglio 1646.

ministri del re, affinché inviassero al più presto Carlo Emanuele Casati a Coira *cum maiore quantitate possibili pecuniarum, ut hoc medio reparet imminentibus periculis*. A stretto giro di posta Monti rispose che il governatore avrebbe mandato Casati con una somma di denaro e che un'altra somma sarebbe stata inviata in occasione della prossima dieta dei Grigioni, dove si sarebbero discussi i contrasti religiosi. Finalmente il cardinale comunicò a Roma l'avvenuta partenza di Casati il 1 marzo *cum pecunia ad effectum placandi animos Rhetorum haereticorum*.[142]

Tuttavia nel corso del 1645 prese avvio nei Grigioni una nuova offensiva dei protestanti che si fece più intensa nel corso del biennio successivo. Essa fu senza dubbio l'esito dei tradizionali odî religiosi, ma fu anche resa possibile dalla debolezza del partito cattolico, minato per giunta da aspri contrasti al suo interno (a causa dei dissensi fra clero diocesano e cappuccini e dei sospetti di giochi sottobanco con i protestanti condotti dal vescovo di Coira) e dalla politica di non ingerenza in materia confessionale della Monarchia spagnola, della Francia e della Repubblica di Venezia, interessate a mantenere buoni rapporti politici con le Leghe grigie.[143] Monti, nel dicembre 1645, fu nuovamente esortato ad agire per evitare l'espulsione dei cappuccini, cosa che egli fece sollecitando il governatore a inviare Casati con altro denaro.[144] Questi interventi non impedirono però che fosse emanato nell'estate 1646 un ordine ai cappuccini stranieri – cioè, in pratica, a tutti – di lasciare i Grigioni. Ciò ebbe come effetto l'inasprirsi dei rapporti con l'arciduchessa Claudia, che minacciò un intervento militare nella Bassa Engadina, mentre i cattolici dei Grigioni si preparavano allo scontro armato.[145]

In questo contesto, Monti fece presente alla Congregazione del Sant'Ufficio come fosse preferibile utilizzare i collaudati strumenti della corruzione politica, per mezzo di pensioni pagate dai ministri spagnoli a influenti personaggi grigioni, piuttosto che soffiare sul fuoco degli odî confessionali, con il rischio di far esplodere una nuova guerra di religione. Egli stesso si era rivolto per l'ennesima volta al governatore di Milano, Bernardino Fernández de Velasco y Tovar, connestabile di Castiglia, il quale gli aveva risposto *non haver fundamento per premere vigorosamente con Grisoni non si potendo ingerirse adrittura nel governo del loro paese*, ma semmai di poter cercare di ritardare l'esecuzione del decreto di espulsione dei cappuccini. In questo senso, a parere del cardinale, il prossimo arrivo a Milano di un importante rappresentante dei Grigioni, di confessione protestante, poteva tornare utile ai disegni della Santa Sede,

142 Ibid., Decreta 1645, fol. 13r, 33v e 50r, verbali delle sedute della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 14 gennaio, 23 febbraio e 23 marzo 1645. In effetti Casati, su incarico del marchese di Velada, fece costanti pressioni sui Grigioni: Rott (vedi nota 113), pp. 104–106.

143 Rott (vedi nota 113), pp. 106–108. Un accenno alla questione anche in Pfister (vedi nota 124), p. 61 (che però non utilizza il fondamentale lavoro di Rott).

144 ACDF, S.O., Decreta 1645, fol. 201r, verbale della seduta della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 21 dicembre 1645; ibid., Decreta 1646, fol. 20v-21r, verbale, Roma, 1 febbraio 1646.

145 Rott (vedi nota 113), pp. 112–114.

purché gli si fosse promessa una *publica pensione* e *un donativo particolare*, affinché si desse da fare per procrastinare l'esecuzione del decreto di espulsione.[146] L'attitudine realistica, frutto di lunghi anni di esperienza diplomatica, dell'arcivescovo emerge ulteriormente, allorché, in un'altra missiva al Sant'Ufficio, affermò che le pressioni a favore dei religiosi avrebbero avuto buon gioco se ne fossero stati allontanati alcuni particolarmente poco graditi alle autorità. La questione era però delicata e complessa: Innocenzo X si disse favorevole al suggerimento di Monti. Tuttavia, essendo la missione cappuccina a Coira sotto l'autorità della Congregazione *de Propaganda fide*, lo stesso pontefice avrebbe portato la decisione a conoscenza del pro-prefetto della medesima, il cardinale Luigi Capponi.[147] Le notizie sull'avvio di una nuova campagna militare francese in Lombardia, da una parte, e il prevalere degli esponenti più moderati dei due schieramenti, dall'altra, favorirono, nella dieta dei Grigioni tenuta nel dicembre 1646 a Coira, la decisione di deferire la questione del decreto di espulsione dei cappuccini all'arbitrato dei Cantoni elvetici.[148] A informare il Sant'Ufficio fu nuovamente Monti: alla dieta di Bada, sarebbero andati, nella delegazione dei Grigioni, due esponenti cattolici, e che in tale occasione *Comitem Casatum facturum suas partes*. La notizia dovette essere molto ben accolta dal papa che, come recita sinteticamente il verbale, *commendavit diligentias D. Emin.mi Archiepiscopi*.[149]

7. Cesare Monti morì a Milano il 16 agosto 1650, lasciando come erede universale dei beni non di natura ecclesiastica – questi ultimi destinati all'Ospedale Maggiore di Milano – il cugino Giulio, a favore del quale, sin dal febbraio 1637, aveva istituito un fedecommesso.[150]

---

146 ACDF, Stanza Storica L-7-a, fasc. III, fol. 333r-v, Monti al cardinale Roma, Milano, 7 settembre 1646. Alla fine di novembre, Monti scrisse al Sant'Ufficio, *efficaciter se gessisse apur oratorem Rhetum ad favorem Capuccinorum Rhetiae*: ibid., S.O., Decreta 1646, fol. 180r, verbale della Congregazione, Roma, 20 dicembre 1646.

147 Ibid., Decreta 1646, fol. 161r, verbale della seduta della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 8 novembre 1646. Circa la missione cappuccina in Rezia, come erano definiti i territori dei Grigioni, che, per volontà della Congregazione *de Propaganda fide*, dal 1645 dipendeva dalla provincia di Brescia (il cui provinciale era prefetto della missione, sostituito in loco dal vice-prefetto), si veda Bruckner (vedi nota 130), II/2, pp. 882–884 e G. Pizzorusso, I cappuccini della provincia dell'Umbria nelle missioni „ad gentes" tra XVII e XVIII secolo, in: G. Ingegneri (a cura di), I cappuccini nell'Umbria tra Sei e Settecento, Roma 2005, pp. 156–158. Il cardinale Capponi, membro della Congregazione de Propaganda fide sin dalla fondazione, nel 1623, in seguito alla fuga da Roma del prefetto Antonio Barberini *iunior* (dicembre 1645), fu designato pro-prefetto della Congregazione: L. Osbat, Capponi, Luigi, in: DBI, vol. 19, Roma 1976, pp. 67–69.

148 Rott (vedi nota 113), pp. 114sg.

149 ACDF, S.O., Decreta 1647, fol. 6r e 23v, verbali delle sedute della Congregazione del Sant'Ufficio, Roma, 3 gennaio e 7 febbraio 1647 (le citazioni provengono dal secondo verbale).

150 Nel 1647, dopo aver servito fedelmente per molti anni il cardinale, Giulio aveva ottenuto dal governatore di Milano la nomina a membro del Consiglio dei Sessanta decurioni di Milano e aveva potuto acquistare il feudo della Valsassina, zona metallurgica di grande importanza, con il titolo co-

Si chiudeva così la carriera di un arcivescovo e cardinale su cui occorreranno ulteriori ricerche, al fine di ricostruirne le molte sfaccettature in ambito sia politico sia religioso. Come mostrano i recenti studi sui suoi gusti artistici, Monti fu un personaggio complesso: la formazione giuridica, l'attività di curiale in importanti Congregazioni romane, la frequentazione dell'*entourage* dei Barberini e l'esperienza politico-diplomatica presso la maggiore corte dell'Europa cattolica contribuirono a forgiare una personalità d'indubbio spessore. Allorché fu nominato arcivescovo di Milano – inaugurando così la serie dei nunzi chiamati al governo della diocesi ambrosiana – egli mantenne un alto profilo politico-diplomatico che si esplicò in un ventaglio di attività che andava dalla tradizionale gestione dei rapporti con le Congregazioni romane e le autorità laiche (governatore, Senato ecc.) all'invio di notizie e informazioni politiche a Francesco Barberini, dallo svolgimento di vere e proprie mansioni diplomatiche, più o meno riservate, al ruolo di veicolo della propaganda pontificia.

La carriera di Monti va quindi collocata in un crocevia poco frequentato dagli studiosi, che amano categorie nette e definitive. Egli infatti ebbe una posizione non facilmente definibile secondo le categorie tradizionali con cui sono lette le carriere al servizio della Chiesa cattolica e della Santa Sede (arcivescovo/pastore, curiale/funzionario, inviato/nunzio). Fu arcivescovo e, al contempo, rappresentante politico di rilievo, sebbene informale, del papato per lo Stato di Milano e per l'area svizzera. A tale scopo egli poté contare sul proprio ampio bagaglio di esperienze e sull'ampia rete di rapporti personali e politici intessuti durante il suo soggiorno alla corte di Madrid. Questi elementi gli permisero di agire con riconosciuto prestigio e autorevolezza – malgrado le grandi difficoltà e le numerose insidie derivanti, dall'essere egli anzitutto una creatura dei Barberini – sul crinale di un'ambigua e irrisolta duplice fedeltà, al re cattolico e al papa: ben lontano comunque dal *cliché* di zelante pastore post-tridentino privo di passioni e interessi umani, dedito esclusivamente alla preghiera, alla riforma dei costumi e alla difesa della giurisdizione ecclesiastica.

---

mitale. La maggior parte della collezione di quadri (ben 221 opere) del cardinale, per sua espressa volontà, fu donata ai successori sulla cattedra arcivescovile ambrosiana *pro tempore*, con divieto di alienazione: Besozzi (vedi nota 7), pp. 103–118; 123–141 e Signorotto (vedi nota 8), pp. 239sg.; Facchin (vedi nota 9).

Heinz Duchhardt

„Römer“ in Mainz

Ein Doppelporträt aus der Frühgeschichte der „neuen“ Mainzer Universität*

Riassunto: Il contributo si basa su una conferenza, tenuta in occasione del sessantesimo compleanno di Michael Matheus, l'ex direttore dell'Istituto Storico Germanico di Roma, presso l'Accademia delle scienze e della letteratura a Magonza. Vengono presentate le carriere accademiche di due storici che lavoravano all'Istituto durante due periodi chiave, il primo tra la fine degli anni Venti e l'inizio degli anni Trenta, l'altro, un suo allievo, negli anni Cinquanta del XIX secolo. Tutt'e due provenivano dalla regione del Reno centrale e da famiglie che non vantavano alcuna tradizione accademica, ma tutt'e due erano molto ambiziosi, anche se le vicende del tempo avrebbero impedito loro di fare una rapida e gloriosa carriera accademica: nel primo caso il regime nazionalsocialista, nel secondo caso la partecipazione alla seconda guerra mondiale, il ferimento e infine la prigionia di guerra. Mentre Leo Just avrebbe mantenuto per tutta la vita un legame e una vicinanza emozionale con Roma e l'Istituto, dedicando fino alla sua morte importanti pubblicazioni, che attingevano ai fondi documentari presenti a Roma, alla curia e ai rapporti ecclesiastici tra Roma e l'Impero nell'età moderna, il suo allievo più eminente si sarebbe orientato diversamente. Heribert Raab si allontanò ben presto dal tema della Chiesa imperiale e i suoi rapporti conflittuali con il papa, per aprirsi gradualmente altri campi di ricerca. Tutt'e due gli storici, il maestro e l'allievo, accomuna però il merito di aver valorizzato il materiale archivistico romano, in particolare quello dell'ex nunziatura di Colonia, come fondo indispensabile per la storia generale dell'Impero; sotto questo aspetto tutt'e due erano dei pionieri.

Abstract: This article – originating as a talk on the occasion of the 60th birthday of the former director of the German Historical Institute in Rome, Michael Matheus – examines the academic careers of two historians who both spent years of their academic life in Rome, one in the late 1920s and early 1930s, the other in the early 1950s.

* Der nachfolgende Beitrag gibt den – um wenige Einleitungsbemerkungen und einen auf das Mainzer Historische Seminar nach Justs Tod bezogenen Absatz entlasteten – Text einer Festansprache wieder, die im Rahmen einer Veranstaltung in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz am 20. September 2013 zum 60. Geburtstag des früheren Direktors des Deutschen Historischen Instituts Rom, Michael Matheus, gehalten wurde. Der spezifische Charakter des gesprochenen Worts wurde beibehalten.

Both from the Middle-Rhine region and with a non-academic family background, the two men proved rather ambitious although the circumstances – the National Socialist regime and participation in World War II – prevented them from enjoying a rapid and brilliant academic career. Whilst Leo Just kept long lasting ties to Rome and the German Institute, and continued throughout his life to devote publications based on Roman archival materials to the Curia and the ecclesiastical relations between the Curia and early modern Germany, Heribert Raab, his most prominent pupil, soon emancipated himself from Curia-related topics and moved on to other research fields. However, both historians played an important role in signalling hitherto virtually unknown archival series, especially of the Cologne nuncios.

Die Wissenschafts- und Universitätsgeschichte – nicht nur die des ausgehenden 15. Jahrhunderts, sondern auch die des 20. – zählt seit langem zu den von Michael Matheus besonders gepflegten Forschungsfeldern.[1] Dazu rechneten neben institutionellen und Verfassungs-Fragen immer auch die nach den Personen und Personengruppen, die hinter den Ämtern stehen, die sie besetzen, vielleicht auch an ihnen scheitern, zählt die Prägung durch den jeweiligen *genius loci*, zählt die Dynamik des akademischen Umfelds, das befruchtet und anspornt – um andere Szenarien gar nicht erst zu nennen. Das Doppelporträt, an dem ich mich versuche, lässt von alledem etwas erkennen, insbesondere aber von der Strahlkraft, die die Ewige Stadt auf Wissenschaftler, Historiker zumal, ausüben konnte und kann – und die ja auch Michael Matheus in ihren Bann gezogen hat. In seinem Mittelpunkt steht ein Historikerduo, Lehrer und Schüler, die maßgeblich durch ihre jeweiligen Rom-Aufenthalte geprägt worden sind, Leo Just und Heribert Raab, der eine von 1946 bis 1964 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere und Weltgeschichte, der andere von 1960 bis zu seiner Wegberufung Privatdozent bzw. Wissenschaftlicher Rat und Professor an der 1946 wiederbegründeten Mainzer Universität. Sie zählen von den Denominationen ihres Lehrstuhls bzw. ihrer *venia legendi* her zwar nicht zu den direkten Vorgängern von Michael Matheus, teilen mit ihm noch nicht einmal die Epoche, für die

1 Aus der großen Zahl einschlägiger Veröffentlichungen von Michael Matheus greife ich nur einige wenige heraus: M. Matheus (Hg.), Friedensnobelpreis und historische Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung, Berlin/Boston 2012; ders. (Hg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in der Nachkriegszeit, Tübingen 2007; ders., Alma Mater Trevirensis. Die „alte" Trierer Universität von 1473 bis 1798 (Katalog), Trier 1980; ders., Fonti vaticane e storia dell'università, in: P. Guglielmotti [u. a.] (Hg.), Europa e Italia. Studi in onore di Giorgio Chittolini, Firenze 2011, S. 275–293; ders., Roma docta. Rom als Studienort in der Renaissance, in: QFIAB 90 (2010), S. 128–168; ders., Rom und die Frühgeschichte der Mainzer Universität, in: M. Dreyer/J. Rogge (Hg.), Mainz im Mittelalter, Mainz 2009, S. 214–232; ders., Rom und Mainz. Italienische und deutsche Universitäten im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert, in: RQ 102 (2007), S. 47–75; ders., Das Verhältnis der Stadt Trier zur Universität in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in: Kurtrierisches Jahrbuch 20 (1980), S. 60–139.

sie zuständig waren, teilen mit ihm aber doch manches in Erfahrung und Habitus, was ich zu zeigen hoffe.

Ein solcher Versuch ordnet sich ein in eine derzeit sehr aktuelle Forschungsrichtung, die ich als wissenschaftliche Biographik bezeichne und die sich als Teil der modernen Geschichtsschreibung durchaus (wieder) etabliert hat. In einem eigens ins Leben gerufenen Arbeitskreis wird über die Möglichkeiten und Grenzen einer erneuerten Biographieforschung nachgedacht, es liegt inzwischen ein eigenes „Handbuch Biographie" vor, das – so der Untertitel – über Methoden, Traditionen und Theorien Rechenschaft ablegt,[2] und die Monographien, die in den zurückliegenden Jahren zu Historikern des 20. Jahrhunderts erschienen sind, sind an zwei Händen längst nicht mehr abzuzählen – ob man nun an Gerhard Ritter[3], Hans Rothfels[4] und Karl Dietrich Erdmann[5], an Golo Mann[6] und Franz Schnabel[7] oder auch an Percy Ernst Schramm[8] denkt. Es ist allerdings ebenfalls auffällig, dass die gegenwärtige Konjunktur der wissenschaftlichen Biographik vor allem jenen Historikern „zugute gekommen" ist, die in irgendeiner Form in den Kontext der vom NS-Regime initiierten sog. Ostforschung einzuordnen sind – hier mögen als Beispiele Hermann Aubin[9], Werner Conze[10] und zuletzt Gotthold Rhode[11] genannt sein, letzterer der einzige Mainzer Historiker, der bisher monographisch aufgearbeitet worden ist. Die Fokussierung auf jenen Typus des deutschen Historikers erklärt sich ohne Mühe auch von dem grundsätzlichen Ansatz, der die Geschichtswissenschaft seit dem Frankfurter Historikertag 1998 bewegt, nämlich wie sich diese Kohorte von Wissenschaftlern mit dem NS-System arrangierte und nach dessen Ende doch wieder den Weg ins akademische Establishment zurück fand.

---

2 Handbuch Biographie, hg. von C. Klein, Stuttgart/Weimar 2009.

3 C. Cornelißen, Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001.

4 J. Eckel, Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005.

5 M. Kröger/R. Thimme, Die Geschichtsbilder des Historikers Karl Dietrich Erdmann. Vom Dritten Reich zur Bundesrepublik, München 1996.

6 J. Koch, Golo Mann und die deutsche Geschichte. Eine intellektuelle Biographie, Paderborn [usw.] 1998.

7 Th. Hertfelder, Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft. Geschichtsschreibung zwischen Historismus und Kulturkritik (1910–1945), 2 Teilbde., Göttingen 1998.

8 D. Thimme, Percy Ernst Schramm und das Mittelalter. Wandlungen eines Geschichtsbildes, Göttingen 2006.

9 E. Mühle, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung, Düsseldorf 2005.

10 J. E. Dunkhase, Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert, Göttingen 2010; Th. Etzemüller, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001.

11 E. Eckert, Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916–1990), Osnabrück 2012.

Im Umkehrschluss ist festzuhalten, dass über die regional anders ausgerichteten Historiker dieser elementare Reiz, den Weg aus dem einen System ins andere zu rekonstruieren und zu bewerten, nicht in ähnlicher Form ausgeprägt ist wie bei den Osteuropahistorikern oder den Allgemeinhistorikern mit einer ostmitteleuropäischen Schwerpunktsetzung. Das betrifft auch Leo Just (Abb. 1), über den zwar der eine oder andere kleinere Aufsatz erschienen ist,[12] der aber monographisch noch unbehandelt ist, obwohl sein Nachlass im Mainzer Universitätsarchiv das durchaus erlauben würde,[13] der freilich keine Korrespondenzen enthält. Immerhin liegt zu Just eine sehr hilfreiche Auswahledition seiner wissenschaftlichen Korrespondenz zwischen 1923 und 1944 vor.[14] Dem Pendant bei unserem Doppelporträt fehlt dieser wissenschaftspolitische Anreiz dann völlig, weil er einer anderen Generation angehört, die das NS-Regime nicht mehr im eigentlichen Sinn bewältigen musste. Ich spreche von Justs „Meisterschüler" Heribert Raab (Abb. 2), bei dem folglich auch die Nachrichten- und Forschungslage viel bescheidener ist und bei dem man auf einige Nachrufe[15] und die Laudatio eines befreundeten Kollegen in einer ihm gewidmeten Festschrift[16] angewiesen ist.

Die beiden Protagonisten trennt von ihren Geburtsdaten her eine Zeitspanne von gut 22 Jahren – derart frühe Heiraten waren im akademischen Bereich Anfang des 20. Jahrhunderts zwar denkbar unüblich, aber Leo – mit vollem Vornamen Franz Dionys Leo – Just (geboren im Oktober 1901) hätte durchaus Heribert Raabs (geboren im März 1923) Vater sein können. Generationell zählten die beiden Protagonisten also zu zwei Welten. Diese Altersdifferenz hat ein ganz enges kollegiales Verhältnis

12 K. Wojtynowski, Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961, Stuttgart 2006, S. 74–77; M. F. Feldkamp, Reichskirchengeschichtsschreibung und Grenzlandforschung. Zum wissenschaftlichen und publizistischen Werk des Bonner Historikers Leo Just (1901–1964), in: Griff nach dem Westen. Die „Westforschung" der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), hg. von B. Dietz [u. a.], Münster [usw.] 2003, S. 1017–1035. Ferner H. Mathy, Leo Just als erster Historiker und Dekan der „neuen" Universität Mainz, in: P. C. Hartmann (Hg.), 50 Jahre Historisches Seminar und Lehrstuhl für Allgemeine und Neuere Geschichte der Universität Mainz, Mainz 1996, S. 7–18; M. F. Feldkamp, Leo Just und die Erforschung der Reichskirchengeschichte. Ein Gelehrtenleben in Rom und Bonn, ebd., S. 19–25; E. Ewig, Leo Just 1901–1964, in: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn: Geschichtswissenschaften, Bonn 1968, S. 393–397.

13 Universitätsarchiv Mainz, Nachlass 4.

14 L. Just, Briefe an Hermann Cardauns, Paul Fridolin Kehr, Aloys Schulte, Heinrich Finke, Albert Brackmann und Martin Spahn 1923–1944, hg. von M. F. Feldkamp, Frankfurt/Main [u. a.] 2002.

15 H. Mathy, Der Erforscher der Reichskirche in der Neuzeit und „Stellvertreter Görres' auf Erden". Nachruf auf Heribert Raab (1923–1990), in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 43 (1991), S. 485–501. Der NDB-Artikel von M. Weitlauff ist eher dürr (21 [2003], S. 51).

16 Kirche, Staat und katholische Wissenschaft in der Neuzeit. Festschrift für Heribert Raab zum 65. Geburtstag, hg. von A. Portmann-Tinguely, Paderborn [usw.] 1988.

sozusagen auf Augenhöhe sicher verhindert, auch die in den 1950er Jahren noch ganz intakte hierarchische Ordnung in der akademischen Welt stand dem entgegen. Aber es gab dann auch wieder Gemeinsamkeiten zwischen beiden Männern: die gemeinsame landmannschaftliche Herkunft – der eine (Just) direkt aus Bonn, der andere (Raab) aus dem Eifeldörfchen Bell bei Mayen –, die beiden gemeinsame Herkunft aus familiären Zusammenhängen, die nicht gerade als großbürgerlich bezeichnet werden können – Justs Vater war Zahntechniker, Raabs Vater Ofenbauer, beiden eignete also bei fehlendem akademischen Hintergrund eine Mentalität des sozialen Aufstiegs,[17] die bekanntlich zu besonderem Ehrgeiz führen, wenn nicht verführen kann.

Beiden war zudem die aktive Kriegsteilnahme gemeinsam, die sich allerdings ganz unterschiedlich gestaltete: Während Leo Just als Angehörigem des Jahrgangs 1901 die – an sich durchaus noch denkbare – Teilnahme am Ersten Weltkrieg erspart blieb und er erst im Zweiten Weltkrieg eingezogen wurde, dort aber keine Fronterfahrung sammeln musste, sah das bei Raab ganz anders aus: Er musste, nachdem er sich nach dem Abitur noch gerade eben zum Sommersemester 1941 an der Marburger Universität immatrikuliert hatte, des Reichsarbeitsdienstes wegen das Studium wieder zurückstellen, musste dann an der Ostfront mit kämpfen, wurde mehrfach verwundet, geriet zudem in Breslau, wohin er sich durchgeschlagen hatte, in russische Kriegsgefangenschaft, die immerhin dreieinhalb Jahre währte, bis zum Jahresende 1947, ehe er dann – als einer jener jungen Frontsoldaten, die wissen wollten, wie es „dazu" hatte kommen können – zum Sommersemester 1948 mit dem Studium an der noch in ihren Anlaufschwierigkeiten steckenden *Alma Mater Moguntina* beginnen konnte. Bei Just fehlte dagegen diese Erfahrung: Er fand zunächst als Dolmetscher in Berlin Verwendung, war dann im Reichspropagandaministerium tätig und wurde schließlich auf Vermittlung von Franz Petri Sprachmittler für Französisch beim Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich und mit der Abhaltung von Kursen an der Universität Gent betraut.

Auch die Studienorte beider Protagonisten waren nicht identisch: Bei Just seiner rheinischen Heimat entsprechend die beiden „klassischen" rheinischen Universitäten Bonn und Köln, wo er neben Geschichte, Germanistik und Philosophie bemerkenswerterweise auch (Zahn)Medizin studierte – hier ist der Einfluss des Vaters wohl mit den Händen zu greifen –, bei Raab in der unmittelbaren Nachkriegszeit „nur" die junge, noch glanzlose Universität Mainz, wo er sich, nachdem er in Marburg noch mit der Kombination Geschichte, Germanistik und Anglistik begonnen hatte, auf die „klassische" Trias Geschichte, Philosophie und Pädagogik verlegte, offenbar zunächst mit der Absicht, sich für den Schuldienst zu qualifizieren. Just war bei seiner Promotion, für die er als Betreuer der Dissertation Justus Hashagen und den

17 Raab besuchte zunächst die Volksschule Mutterschied – wo er dann später wohnen sollte – und dann das Realgymnasium in Simmern. Dies und anderes nach der Personalakte der Universitätsverwaltung Mainz, der ich für die Möglichkeit, Einsicht zu nehmen, danke.

Abb. 1: Leo Just (1901–1964). L. Just, Briefe an Hermann Cardauns, Paul Fridolin Kehr, Aloys Schulte, Heinrich Finke, Albert Brackmann und Martin Spahn 1923–1944, hg. von M. F. Feldkamp, Frankfurt/M. 2002, Frontispiz.

Abb. 2: Heribert Raab (1923–1990) . Kirche, Staat und katholische Wissenschaft in der Neuzeit. Festschrift für Heribert Raab zum 65. Geburtstag, hg. von A. Portmann-Tinguely, Paderborn [usw.] 1988, Frontispiz.

Germanisten Ernst Bertram gewonnen hatte, gut 24 Jahre alt – für die damalige Zeit etwas Normales –, Raab legte das Rigorosum erst im Alter von 30 Jahren im Mai 1953 ab, was als eher atypisch eingeschätzt werden kann, sich aber natürlich den „verlorenen Jahren" 1941 bis 1947 schuldete.

Mit ihren Dissertationen zogen freilich beide das Interesse der Öffentlichkeit auf sich – in dem einen Fall das einer breiteren, in dem anderen Fall einer interdisziplinären. Dem Vorwort seiner Dissertationsschrift[18] zufolge hatte sich Just schon seit seinen Schülertagen mit der Gestalt des Koblenzer Juristen und Literaten Franz von Lassaulx (1781–1818) beschäftigt, also mit einem der frühvollendeten (und früh verstorbenen) rheinischen Intellektuellen, dem Schwager des berühmteren Joseph Görres – der dann, antizipierend bemerkt, zu einer der großen wissenschaftlichen Herausforderungen des reifen Raab werden sollte. Ein ehemaliger Mainzer Fachkollege hat die Dissertation, die von den Gutachtern glänzend bewertet wurde und der sogar eine – völlig ungewöhnliche – Unterstützung durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft widerfuhr, als Justs „persönlichstes Werk" gewürdigt,[19] und in der Tat werden hier seine literatur- und geistesgeschichtlichen Wurzeln besonders klar sichtbar. Lassaulx war ein frankophiler Verleger, der entsprechende Periodika vertrieb und zugleich Professor an der von Napoleons Gnaden gegründeten kaiserlichen Rechtsschule wurde und nach der Rückkehr von Koblenz an die deutsche – jetzt preußische – Verwaltung sich selbst treu blieb und nach Frankreich emigrierte.

Es gehörte in einer nach Versailles und dem Übergang der Rheinlande unter französische Besatzung aufgeladenen Zeit einiger Mut dazu, mit einer solchen Arbeit über einen dezidierten Frankophilen seine wissenschaftliche Visitenkarte abzugeben, und dieser Mut wird auch nicht dadurch relativiert, dass Just es peinlich vermied, pro-französische oder pro-deutsche (oder gar pro-preußische) Positionen zu beziehen. Die Studie, die sich einordnet in die Bemühungen, die rheinische Grenzlandforschung – vor allem über das 1920 gegründete Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde – zu organisieren und zu beleben, verstand sich vielmehr als einen Baustein und Nachweis, dass im Kampf zwischen Frankreich und Deutschland das Rheinland zu einem geschlossenen Ganzen zusammengewachsen sei. Damit ließ sich in einer aufgewühlten Region in einer aufgewühlten Zeit allemal starke öffentliche Beachtung finden.

Dass die Doktorarbeit später für die Nationalsozialisten noch einmal zu einem gravierenden Stein des Anstoßes werden sollte und ihrem Verfasser den Vorwurf

18 Der junge Franz von Lassaulx. Zwei Kapitel rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution. Mit einem Abriß der späteren Entwicklung. Die Arbeit erschien dann in erweiterter Form unter dem Titel: Franz von Lassaulx. Ein Stück rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution und Napoleons, Bonn 1926, als Bd. 12 der Studien zur rheinischen Geschichte.

19 Ewig, Just (wie Anm. 12), S. 393.

zuzog, ein verkappter Separatist zu sein, der 1923 für eine Rheinische Republik von Frankreichs Gnaden eingetreten sei, war zur Zeit ihres Entstehens nicht abzusehen – der Vorgang zwang Just zu vielen Verrenkungen und Selbstverleugnungen dem Regime gegenüber, um sich nicht die akademische Karriere von seiner Erstlingsschrift verbauen zu lassen.[20]

So wie Just zu den Akkorden seiner Erstlingsschrift durch die Jahrzehnte immer wieder zurückkehren sollte, so blieb auch Heribert Raab der Thematik seiner Doktorarbeit über einen längeren Zeitraum hinweg treu; sie sollte in seinem nachfolgenden wissenschaftlichen Oeuvre variierend immer wieder aufgegriffen werden. Und das Thema, das seinen Mentor Leo Just schon in den 1920er Jahren bewegt hatte und das er nun Raab anvertraute, war spannend genug: die Art und Weise und die Intensität, wie die berühmten *Concordata Nationis Germanicae*, die im 15. Jahrhundert die Pfründenvergabe und die Bistumsbesetzungen bis in die „Sattelzeit" hinein regelten, in der kanonistischen Literatur des 17./18. Jahrhunderts diskutiert und kommentiert wurden. Da im Römisch-Deutschen Reich das Verhältnis der Krone und der Fürsten zur Kurie immer sensibel und prekär blieb, kam diesen gelehrten Diskussionen in der Barock- und Aufklärungszeit eine erhebliche Bedeutung zu; sie waren sowohl von allgemeiner politischer, aber auch von kirchengeschichtlicher und kirchenrechtlicher Relevanz. Manche der von Raab herangezogenen Gewährsleute und Teilnehmer an dem gelehrten Diskurs über die kirchenrechtlichen und kirchenhistorischen Fundamente einer möglichen Nationalkirche – etwa Georg Christian Neller und Johann Kaspar Barthel – sind, recht betrachtet, erst durch ihn in den Fokus der Forschung gerückt.

Nach der Promotion konvergierten die beiden Lebensläufe aber dann stärker, und jetzt werden sie auch für unseren Ansatz spannender. Just erhielt zunächst Stipendien der Görres-Gesellschaft und dann auch der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zur Herausgabe der Schriften von Joseph Görres, also eines anderen bedeutenden Koblenzers der Sattelzeit, der freilich im Unterschied zu Lassaulx eine deutliche Wendung hin zu einem nationalen Denken vollzog. Das Stipendium der Notgemeinschaft sollte einer Studie über den Trierer Weihbischof Nikolaus Hontheim dienen, also jenen katholischen Aufklärer, der sich in einer berühmten Schrift unter einem Pseudonym (*Febronius*) für eine nachhaltige Stärkung der episkopalen Gewalt zu Lasten der päpstlichen Zentralgewalt stark gemacht hatte. Das Vorhaben Justs nahm dann aber rasch einen anderen Charakter an und mündete in eine Aufarbeitung der komplizierten kirchenrechtlichen Situation des Erzbistums Trier, dessen geistlicher Sprengel sowohl deutsche als auch französische Gebiete umfasste. Gemeinsam mit dem katholischen (und politisch sehr aktiven[21]) vormals Straßburger Historiker

20 Vgl. Feldkamp, Reichskirchengeschichtsschreibung (wie Anm. 12), S. 1024 f.

21 Nach seiner Wahl in den Reichstag 1924 ließ Spahn, inzwischen Professor in Köln, seine akademischen Pflichten im Wesentlichen ruhen.

Martin Spahn sowie mit dem protestantischen Berliner Ordinarius Albert Brackmann und dem katholischen Kirchenrechtler und Reichstagsabgeordneten Georg Schreiber entwickelte Just vor diesem Hintergrund das Konzept eines umfassenden Handbuchs der Reichskirchengeschichte zwischen dem Tridentinum und der Säkularisation, in dem der Trier-Band dann als Pilotband auch tatsächlich erscheinen sollte. 1929 – dieses Projekt war noch am Laufen – war Just mit einer Bewerbung um eine Assistentenstelle – formal war das eine „Hilfsassistenz" – am Preußischen Historischen Institut in Rom erfolgreich, also jener damals bereits über 40 Jahre alten Forschungseinrichtung, die aktuell unter der Leitung des protestantischen Wissenschaftsmagnaten Paul Fridolin Kehr stand, der neben seinen vielfältigen anderen Funktionen[22] freilich nur sporadisch vor Ort weilte. Nach dem Bewerbungsgespräch in Berlin-Dahlem beurteilte Kehr den Nachwuchshistoriker als einen „ungewöhnlich intelligenten, kenntnisreichen, arbeitsfreudigen und energischen Gelehrten",[23] was bei Kehrs großer Erfahrung etwas heißen wollte (und es nachvollziehbar macht, dass er Just in späteren Jahren immer wieder mit Rat und Tat zur Seite stand). Just traf in Rom seit dem Herbst 1929 auf ein hoch ambitioniertes und anregendes Team von Nachwuchswissenschaftlern, von denen Friedrich Baethgen, Carl Erdmann, der Kirchenhistoriker Karl August Fink, Hans-Walter Klewitz und Gerd Tellenbach hier genannt sein sollen. Von Nutzen im Sinn einer akademischen Karriere ist ihm diese Zusammenarbeit mit später zu hohen Ämtern aufgestiegenen Kollegen nicht unbedingt gewesen, um so weniger als einige von ihnen in der für Justs Weiterkommen kritischen Phase der mittleren und späteren 1930er Jahren nur über wenig, wenn überhaupt, Einfluss verfügten. Einem „Kartell" ehemaliger „Römer", die in den Nachkriegsjahren einander bei ihren wissenschaftlichen Karrieren gegenseitig behilflich waren, gehörte Just jedenfalls nicht an, mochte die Beziehung zu Tellenbach und Fink auch durchaus ihre Tiefe gehabt haben. Er hat deswegen, nachdem er denn endlich akademisch reussiert hatte, auch gar nicht erst den Versuch gemacht, andere ehemalige „Römer" nach Mainz zu ziehen und mit ihnen einen inhaltlich-thematischen Schwerpunkt zu etablieren.

Heribert Raab ging ziemlich rasch nach seiner Promotion und der Übernahme einer Assistenz am Lehrstuhl seines Doktorvaters,[24] 1955, auf Empfehlung seines Mentors auf Stipendienbasis nach Rom,[25] also nicht als etatisierter Mitarbeiter. Aber es kann trotzdem angenommen werden, dass auch er in der anregenden Umgebung, für die der neue Institutsdirektor Walther Holtzmann sorgte, in den Betrieb des DHI

22 Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive, Vorsitzender der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica.

23 Zit. von Feldkamp, Leo Just (wie Anm. 12), S. 21.

24 Raab versah diese Assistenz, die wiederholt verlängert wurde, bis zu seiner Habilitation im Juli 1960, also – mit der römischen Unterbrechung – acht Jahre lang.

25 Die Assistenz wurde während seiner zweijährigen Beurlaubung vertreten durch Winfried Trusen, der sich dann ganz der Rechtsgeschichte zuwandte und Professor in Würzburg wurde.

voll integriert war und er Dieter Albrecht, der dann Leo Just in Mainz nachfolgen sollte, und Horst Fuhrmann, Norbert Kamp und Heinrich Lutz, Erich Meuthen und August Nitschke, Konrad Repgen und Franz-Josef Schmale häufiger als nur gelegentlich traf. Ob er mit einem von ihnen wirklich Freundschaft schloss, entzieht sich unserer Kenntnis, ist aber eher zu bezweifeln. Verifizieren ließe sich diese Annahme – beim offensichtlichen Fehlen eines Nachlasses Raab – freilich nur über die Durchsicht von sehr vielen dritten Gelehrtennachlässen. Was aber auch im Fall Heribert Raab auf jeden Fall gesagt werden kann, ist, dass ihm diese römischen Bekanntschaften auf seinem Karriereweg nicht offensichtlich förderlich waren. Mit dieser spannenden Neuaufbruchsphase des römischen Instituts, das ja nach vielen diplomatischen Irrungen und Wirrungen erst 1953 an die Bundesrepublik Deutschland restituiert und am Corso Vittorio Emanuele wiedereröffnet wurde, hat sich der Jubilar im Übrigen auch selbst beschäftigt.[26]

Beide, Just und Raab, nutzten die Jahre in Rom, um in den Vatikanischen Archiven ausgedehnte Quellenstudien zu betreiben – in beiden Fällen für die geplante Habilitationsschrift, deren Thema bei beiden am Beginn ihrer jeweiligen Rom-Aufenthalte noch nicht präzise festlag, die also als Suchende in die Ewige Stadt kamen. Von dieser Unsicherheit über die endgültige Festlegung des Themas der zweiten Qualifikationsschrift her erklärt es sich, dass beide einen sehr breiten archivalischen Einstieg in die Geschichte der alten Reichskirche wählten. Just war dabei, recht betrachtet, der erste Historiker, der die Überlieferung der Kölner Nuntiatur erschloss und wichtige Anstöße zu ihrer Erforschung gab. Von den dort erhobenen Akten sollten beide weit über die römische Zeit hinaus wissenschaftlich „leben", auf sie griffen sie über längere Wegstrecken, ja, im Fall Just bis an das Lebensende für größere und kleinere Studien immer wieder zurück. Raab hatte, möglicherweise auch durch die neuen technischen Möglichkeiten bedingt, einen wohl noch größeren Aktenfonds – der ehemaligen Kölner Nuntiatur und anderer Provenienzen – erhoben, ohne dass es zu einer – denkbaren – Gesamtgeschichte der Kölner Nuntiatur im Verhältnis zum Reich und zur Germania sacra oder auch zu einer Geschichte der Reichskirche in ihren Auseinandersetzungen mit der Moderne, mit Aufklärung und Säkularisation, gekommen wäre. Bei ihm waren die römischen Jahre zwar knapper bemessen als bei Just, der immerhin vier Jahre in Rom weilte, allerdings unterbrochen durch bemerkenswert

26 M. Matheus, Gestione autonoma. Zur Wiedereröffnung und Konsolidierung des Deutschen Historischen Instituts in Rom (1953 bis 1961), in: Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, hg. von dems., Tübingen 2007, S. 99–126; ders., Die Wiedereröffnung des Deutschen Historischen Instituts 1953 in Rom. Transalpine Akteure zwischen Unione und Nation, in: Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die „Ökumene der Historiker", hg. von U. Pfeil, München 2008, S. 91–113; Ders., Deutsche Akteure im internationalen Kontext. Zu den Auseinandersetzungen um die deutschen Forschungsinstitute in Italien (1949–1953), in: 100 Jahre Bibliotheca Hertziana/Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte. Die Geschichte des Instituts 1913–2013, hg. von S. Ebert-Schifferer, München 2013, S. 124–143, 283–291.

zahlreiche Archivreisen nach Frankreich, Luxemburg und das rheinische Deutschland; nach nur zwei Jahren kehrte dagegen der Görres-Stipendiat Raab wieder nach Mainz zurück, um sich ganz seiner Habilitationsschrift zu widmen.

Für Just waren die römischen Jahre damit ausgefüllt, nicht nur seine umfängliche Studie über das Erzbistum Trier und die Luxemburger Kirchenpolitik von Philipp II. bis Joseph II. zum Druck zu befördern, die in der genannten neuen, von ihm mit initiierten Reihe „Die Reichskirche vom Trienter Konzil bis zur Auflösung des Reiches" erschien,[27] sondern vor allem, wie erwähnt, der Materialerhebung für seine Habilitationsschrift, deren Thema er kurzfristig noch einmal geändert hatte und in bemerkenswert kurzer Zeit abschloss. Sie behandelte jetzt – Just blieb der Region treu – den (letztlich erfolglosen) Kampf um das dem Behauptungswillen gegenüber französischen Ansprüchen entsprungene lothringische Staatskirchentum am Beginn des 18. Jahrhunderts aus kurialer Sicht,[28] konkret ein Gesetzbuch, das wegen staatskirchlicher Passagen in Rom verurteilt und schließlich vom Herzog wieder zurückgezogen wurde.[29] Die Schrift wurde der Bonner Fakultät im Frühjahr 1933 vorgelegt. Die Habilitation, die von Max Braubach und Wilhelm Levison mentoriert wurde, die in Gestalt des Protestanten Fritz Kern, des Gründungsdirektors des nachmaligen Instituts für Europäische Geschichte, aber auch auf Gegenwind stieß und keineswegs ein „Selbstläufer" war, verzögerte sich indes – umständebedingt –, weil die Verleihung der *venia* vom eigentlichen Habilitationsverfahren abgetrennt und von der vorherigen Teilnahme an einem Wehrsportlager und der Kitzeberger Dozentenakademie abhängig gemacht wurde. 1934 wurde das Verfahren dann mit der Erteilung der *venia legendi* beendet.

Bei Raab gab es vergleichbare politisch bedingte Verzögerungen nicht. Er wurde – mit einer umfangreichen Studie über den wettinischen Kirchenfürsten Clemens Wenzeslaus, der u. a. Kurfürst-Erzbischof von Trier gewesen war – 1960 an „seiner" Mainzer Universität habilitiert, natürlich mit Leo Just als Hauptgutachter, der damals freilich gesundheitlich schon stark belastet war und seinen Dienstpflichten nur noch bedingt nachkommen konnte. Die Clemens-Wenzeslaus-Studie, die auf römischen, aber selbstverständlich auch auf anderen Aktenfonds aus stattlichen 14 deutschen und außerdeutschen Archiven aufruhte, wurde dann 1962 publiziert,[30] gelangte aber – Schicksal so mancher Habilitationsschrift – über den 1. Band nie hinaus; die Ankündigung im Vorwort, der 2. Band werde „im nächsten Jahr" erscheinen, wurde nie eingelöst. Raabs Nachfolger auf der Assistenz und Zimmergenosse Helmut Mathy

27 Leipzig 1931.

28 Clemens XI. und der Code Léopold (1701–1720). Die kuriale Politik im Kampf um das lothringische Staatskirchentum zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 1935.

29 Erste Skizzierung: Just an Kehr, 1932 Jan. 18 (Briefe, Nr. 36, S. 56 f.)

30 Clemens Wenzeslaus von Sachsen und seine Zeit (1739–1812). Bd. 1: Dynastie, Kirche und Reich im 18. Jahrhundert, Freiburg/Basel/Wien 1962.

mutmaßte, dass er, der oft genug seinen Hohn und Spott über Habilitationsschriften ausgeschüttet hatte, die Fragmente geblieben waren, ihn sich für die Zeit nach der Emeritierung aufgespart hatte.[31]

Raab, der ganz rasch nach seiner Habilitation von seiner Fakultät für die Ernennung zum Wissenschaftlichen Rat vorgeschlagen wurde und 1966 dann auch zum Wissenschaftlichen Rat und Professor, hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt bereits als *der* deutsche Fachmann der Nach-Just-Ära schlechthin für die Aktivitäten der Kölner Nuntiatur profiliert und insbesondere in der „Römischen Quartalschrift",[32] aber auch in landesgeschichtlichen Zeitschriften eifrig Einzelstudien zu den Finalrelationen der Nuntien des 18. Jahrhunderts – es war damals ja klar, dass die Editionen der vom Deutschen Historischen Institut Rom betreuten „Nuntiaturberichte aus Deutschland" nie das 18. Jahrhundert erreichen würden – und zu den Informativprozessen deutscher Bischöfe bzw. Erzbischöfe publiziert. Da sich diese rege Publikationstätigkeit nach der Habilitation fortsetzte und Raab sich nun auch weitere Persönlichkeiten der Reichskirche des ausgehenden 18. Jahrhunderts und Phänomene wie den Episkopalismus und die Säkularisation sowie die kirchlichen Reunionsbemühungen erschloss,[33] erschienen viele Voraussetzungen für eine rasche akademische Karriere gegeben zu sein. Wenn es dann doch nicht dazu kam, Raab vielmehr bis 1967 in Mainz – unterbrochen durch eine immerhin viersemestrige Lehrstuhlvertretung in München (1963–1965), übrigens keineswegs *sine spe* – lehrte und erst in jenem Jahr auf eine außerordentliche, einige Jahre später in eine ordentliche umgewandelte Professur im eidgenössischen Fribourg berufen wurde, dann hing das möglicherweise auch mit seinem schwierigen Charakter zusammen. Raab wirkte – jedenfalls auf die Studenten – unnahbar, wenn nicht abweisend, einem Über-Ehrgeiz verpflichtet, war, wie es Weggenossen erschien, ein Arbeitstier, das an sich und an andere allerhöchste Ansprüche stellte.[34] Er hat, soweit zu ermitteln, in Mainz auch keine Doktoranden betreut. Auch das sicher nicht zufällig, ist er beispielsweise nie in die Mitherausgeberschaft der von seinem eigenen Lehrer Leo Just begründeten einschlägigen Veröffentlichungsreihe „Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit" kooptiert

31 Mathy (wie Anm. 15), S. 487.

32 In der Römischen Quartalschrift hat Raab, soweit die Bibliographie in der ihm gewidmeten Festschrift erkennen lässt, bis 1988 acht Aufsätze publiziert, freilich seit den späten 1960er Jahren mit abnehmender Frequenz.

33 Sie spiegeln sich in der zu seinem 65. Geburtstag erschienenen, wohl von ihm selbst weitgehend konzipierten Aufsatzsammlung: Reich und Kirche in der Frühen Neuzeit. Jansenismus – Kirchliche Reunionsversuche – Reichskirche im 18. Jahrhundert – Säkularisation – Kirchengeschichte im Schlagwort, Freiburg/Schweiz 1989.

34 Vgl. auch die Einschätzung des Weggefährten Helmut Mathy in dem oben Anm. 15 zitierten Nachruf: „So mochte er bisweilen in seiner Apodiktik manchem Seminarteilnehmer, den er mit seinem stupenden Wissen immer wieder imponierte, als fordernd, ja bisweilen in der Beurteilung der Arbeiten auch als rigoros erscheinen" (S. 489).

worden, für die er an sich ein „geborener" Partner gewesen wäre und die ja auch mit seiner eigenen Dissertation eröffnet worden war.[35] Offenbar stand er sich – so etwa auch bei der Schnabel-Nachfolge in München – gelegentlich wohl selbst im Weg. Auch seine späteren Versuche, von Fribourg aus einen deutschen Lehrstuhl zu übernehmen, blieben allesamt erfolglos.[36]

In Mainz hat Raab, wenn meine Erinnerung mich nicht im Stich lässt, wenig zur Geschichte des Papsttums und der Kurie angeboten, wohl weil er glaubte, bei den Studierenden ohnehin nicht die erforderlichen Sprachkenntnisse voraussetzen zu können. Er las in den Kollegs – wie einst sein Lehrer Leo Just – über Europäische Geschichte, hier dann zwar oft die Kirchengeschichte und namentlich die Reichskirchengeschichte thematisierend, aber seine „römische" Vergangenheit konnte man nur noch erahnen, wenn man sich seine Veröffentlichungen vergegenwärtigte. Rom war für ihn eine – ihm von seinem Lehrer nahegelegte und sehr intensiv und produktiv genutzte – kurze Etappe in seinem wissenschaftlichen Leben, aber nichts, von dem er bis ans Lebensende zehrte. Wenn mein Kenntnisstand richtig ist, war er beispielsweise auch nie im Gespräch, Mitglied des Beirats des römischen Instituts zu werden. Vielleicht wirkten seine vielen kleinen Studien über Informativprozesse und Aktenfunde aus dem Archiv der Kölner Nuntiatur für ihn selbst irgendwann einmal ermüdend – und offensichtlich nur bedingt karrierefördernd. Die Verlagerung seiner Interessen in seiner Zeit in Fribourg auf Joseph Görres, einen Rheinländer, dem sich der aus dem linksrheinischen Bonner Hinterland stammende Mann wohl auch emotional stark verbunden fühlte, über den er nicht nur eine profunde Biographie[37] schrieb, sondern auch zwei Bände seiner „Gesammelten Schriften" herausgab[38] und als Herausgeber einer traditionsreichen Gesamtausgabe tätig war, spricht für sich – auch wenn sich hier der Kreis zwischen Lehrer und Schüler auf ganz eigenartige und fast etwas melancholisch anmutende Weise schließt. Andreas Kraus, Raab wohl als einer nur weniger Kollegen in ganz besonderer Weise verbunden, stellte seine Ansprache aus Anlass der Überreichung der Festschrift zu Raabs 65. Geburtstag bezeichnenderweise schon unter das Thema „Dem Biographen des großen Görres".[39]

Für Leo Just war seine römische Erfahrung demgegenüber dauerhafter, prägender. Er hat sich – unter dem ständigen Rekurs auf die Geschichtslandschaft der Rheinlande zwischen Deutschland und Frankreich – in den Jahren um 1940, nachdem die ersten Bewerbungen des praktizierenden Katholiken wegen seiner ungünstigen Beur-

35 Er hat allerdings wohl während Justs Erkrankung die Geschäfte dieser Reihe geführt.

36 Raab hat sich später durchaus bemüht, an eine deutsche Universität zurückzukehren – so bewarb er sich zum Beispiel 1972 auf den Hassinger-Lehrstuhl in Freiburg/Br. –, scheiterte aber mit diesen Bewerbungen.

37 Joseph Görres. Ein Leben für Freiheit und Recht, Paderborn [usw.] 1978.

38 Leben und Werk im Urteil seiner Zeit 1776–1876, Paderborn [usw.] 1985; Schriften der Straßburger Exilzeit 1824–1827, Paderborn 1987.

39 Festschrift (wie oben Anm. 16), S. IX–XVIII.

teilung durch die Dozentenakademie und des ihm anhängenden Rufs, eine „Kreatur" Braubachs zu sein, um Professuren erfolglos geblieben waren[40] und er dann, sicher mehr nolens als volens, 1938 Parteimitglied geworden war, mit publizierten Vorträgen, die den NS-Sprachgebrauch durchaus adaptierten, um das spannungsvolle Verhältnis zwischen Frankreich und dem Reich im Wandel der Geschichte bemüht. So hat er beispielsweise eine aus einem Bonner „Kriegsvortrag" erwachsene kleine Schrift „Der geistige Kampf um den Rhein" publiziert, die nicht zufällig schon nach einem Jahr eine zweite Auflage erlebte.[41] Zuvor hatte er schon in seiner Bonner Antrittsvorlesung vom November 1934 dem „Zeitgeist" Tribut gezollt und, ganz im Einklang mit Franz Steinbachs Parolen von der „völkischen Rückeroberung" dazu aufgerufen, das Saarland als das „letzte Stück eines Landes" zu verteidigen, „dessen Volkstum auch außerhalb der Grenzen ewig zu uns gehört"; die Saarabstimmung werde mit Sicherheit der „Verwelschung" Einhalt gebieten und die Wende im Kampf des deutschen Grenzvolkes im Sinn seiner „Heimkehr ins Reich" einläuten.[42] Aber ungeachtet dieser auch vom Dienstort Bonn „diktierten" Hinwendung zur politisch aufgeladenen Rheinfrage und der westlichen Volkstumspolitik: Italien und die Kurie blieben in seinem Fokus – „die Geschichte Italiens liegt mir sehr am Herzen", ließ er den Direktor des römischen Instituts im März 1935 wissen.[43] In einem Brief an Paul Fridolin Kehr vom Herbst 1933 beklagte er, dass ihm seine Absichten, sich jetzt dem Risorgimento und dem italienischen Faschismus zuzuwenden, bei seiner Karriereplanung unter den gegenwärtigen schwierigsten Verhältnissen in keiner Weise förderlich wären.[44]

Immerhin hat er, inzwischen durch den Kriegseinsatz mehrerer Professoren des Bonner Historischen Seminars akademisch etwas aufgewertet, in derselben Schriftenreihe der Bonner Universität 1940 einen Kriegsvortrag über „Das Haus Savoyen und Italiens Aufstieg. Ein geschichtlicher Rückblick"[45] publiziert, der sich freilich dem Drängen der Universitätsleitung im Zusammenhang mit der geplanten, aber nie realisierten Errichtung eines Lehrstuhls für italienische Geschichte verdankte.[46] Neben seinem großen Handbuch-Artikel in dem von ihm mit herausgegebenen

40 Viel Material dazu in der oben Anm. 14 genannten Briefe-Edition von Feldkamp. Er hatte sich wenigstens um Lehrstühle in Braunsberg, Freiburg, Würzburg, Innsbruck und Tübingen beworben. Vgl. auch Wojtynowski (wie Anm. 12), S. 76.

41 Bonn 1940, 2. Aufl. 1941. Das Büchlein erschien in der Reihe „Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn am Rhein", Heft 36.

42 L. Just, Lothringen und die Saar, in: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch 14 (1935), S. 143–159. – Ich danke meinem Mainzer Kollegen Franz-Josef Felten für diesen Hinweis.

43 Just an Kehr, 1935 März 31 (Briefe, Nr. 57, S. 87).

44 Vgl. Feldkamp, Reichskirchengeschichtsschreibung (wie Anm. 12), S. 1023, unter Bezugnahme auf einen Brief Justs vom 6. November 1933.

45 Bonn 1940 (Kriegsvorträge ..., Heft 19).

46 Feldkamp, Reichskirchengeschichtsschreibung (wie Anm. 12), S. 1026.

„Handbuch der deutschen Geschichte",[47] neben seinen Görres-Studien und -Herausgeberschaften und später seinen Arbeiten zur Mainzer Universität hat immer auch die Kurie und die Reichskirchenpolitik des ausgehenden 18. Jahrhunderts ihren Platz behalten. Das letzte Buch, dessen Erscheinen Just, seit Jahren unter Knochenkrebs leidend, vor seinem Tod 1964 noch erlebte, betraf ein Thema, das ihn, den mit Trier ebenso eng wie mit Rom vertrauten Mann immer wieder, seit den ausgehenden 1920er Jahren und seinem Plan, seine Habilitationsschrift Nikolaus Hontheim zu widmen, elektrisiert hatte: den Widerruf des Febronius im Spiegel der Korrespondenz eines deutschen Prälaten mit dem Wiener Nuntius Garampi.[48] Bezeichnenderweise stand nun aber nicht mehr Hontheims die Kurie herausfordernde These im Mittelpunkt seines Interesses, also die Forderung nach einer deutschen Nationalkirche, sondern Hontheims Widerruf in den ausgehenden 1770er Jahren, also seine faktische Rückkehr unter die kuriale Obedienz. Das Vorwort der genannten Edition erhellt, dass Just seit 1932 – tatsächlich aber wohl schon 1931 – im Besitz des ihm von einem kurialen Archivbeamten zugänglich gemachten Materials aus dem Fondo Garampi war,[49] das wohl von zentraler Bedeutung für die kurialen Entscheidungsprozesse war. Wie sehr ihn Rom und die Kurie dauerhaft geprägt hatten und wie sehr er von den damaligen Archivarbeiten zehrte, spiegelt sich in dieser Episode überdeutlich. Seine fast emotionale Beziehung zu seinen römischen Jahren und seinem Dienstort manifestiert sich auch darin, dass er seit 1930 mehr oder minder regelmäßig in den am römischen Institut herausgegebenen „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" publizierte, auch nach dem Zweiten Weltkrieg, wenn auch dann eher im Rezensionsteil. Und: Auch in Zeiten schwerer wirtschaftlicher Sorgen kehrte er immer wieder einmal zu Archivarbeiten nach Rom zurück, etwa in den Osterferien 1937.[50]

Sein Nachlass spiegelt eindrücklich wider, wie sehr ihn das Erlebnis „Italien" seit den späten 1920er Jahren „gepackt" hatte. Es findet sich in ihm ein dickes Konvolut mit handschriftlichen Exzerpten und Zeitungsausschnitten, die wohl als Grundlage einer zu schreibenden Monographie über das deutsche Italienerlebnis seit der Frühen Neuzeit gedacht waren, zu der es nie kommen sollte, und hier finden sich auch Tagebuchnotizen seiner Kunstreisen, die er – soweit sie Rom betrafen – 1929/30 mit anderen Mitarbeitern des römischen Instituts unternahm, namentlich mit Tellenbach und Finke. In einem Entwurf hat er kurz vor Kriegsende, im März 1945, skizziert, wie er sich eine solche persönlich gefärbte Würdigung Italiens hätte vorstellen können: ein stichwortartiger Aufriss mit den Stationen seiner Aufenthalte in den 1930er Jahren

47 Der aufgeklärte Absolutismus, Handbuch Bd. 2, Abschnitt 4, Konstanz 1952.

48 Der Widerruf des Febronius in der Korrespondenz des Abbé Franz Heinrich Beck mit dem Wiener Nuntius Giuseppe Garampi, Wiesbaden 1960.

49 S. VII. Auch: Just an Kehr, 1931 Mai 8 (Just, Briefe [wie Anm. 14], Nr. 26, S. 40 ff.), sowie Just an Kehr, 1931 Juni 7 (ebd., Nr. 27, S. 45).

50 Just an Kehr, 1937 März 28 (Briefe, Nr. 59, S. 88 f.).

und mit den wichtigsten Begebenheiten, etwa einer durch den Trierer Bischof Franz Rudolf Bornewasser vermittelten Papstaudienz, einer Rede Goebbels' und seiner Teilnahme am 50. Geburtstag des römischen Instituts. Das sollte wohl in den Mußestunden nach dem Krieg – auf die er sich innerlich wohl eingestellt hatte – ausgearbeitet werden, aber zu diesen Mußestunden sollte es dann doch nicht kommen.

Mit dem Hinweis auf Justs letztes, aus den römischen Archivbeständen geschöpftes Buch sind wir den Dingen vorausgeeilt. Eher unerwartet, erhielt der in Bonn einigermaßen überraschend als unbelastet und nur formaler Parteigenosse eingestufte,[51] freilich in der Nachkriegszeit oft Bedauern, Scham, Reue ob seines nicht geradlinigen Verhaltens in der NS-Zeit zum Ausdruck bringende Gelehrte im Frühjahr 1946 den Ruf auf den Lehrstuhl für Weltgeschichte und Neuzeitliche Geschichte an der gerade begründeten Mainzer Universität, verbunden mit der Funktion des Gründungsdekans der Philosophischen Fakultät. Für den eher als ängstlich, scheu, manchmal, vor allem gegenüber den französischen Funktionsträgern als devot charakterisierten, jedenfalls nie hemdsärmelig auftretenden und seine Ellenbogen einsetzenden Mann war das sicher eine ganz besondere Herausforderung, die er aber als gelegentlicher „Ein-Personen-Vermittlungsausschuss" erstaunlich souverän bewältigte.[52] Es spricht manches dafür, dass die Mainzer und französischen Verantwortlichen sich seiner Frankreichnähe wegen für ihn entschieden, sprach er doch nicht nur ein glänzendes Französisch, sondern hatte Frankreich und Paris auch immer wieder bereist, und dass seine Forschungen in ganz ungewöhnlicher Dichte dem deutsch-französischen Grenzraum gewidmet gewesen waren, wurde bereits gezeigt. Es war in seinem Fall eine klare Personalentscheidung zu seinen Gunsten – unter (freilich ob ihrer viel intensiveren Verstrickung mit dem NS-Regime leicht nachvollziehbaren) Hintanstellung von Historikern wie Wilhelm Mommsen, Georg Smolka und Willy Andreas.[53] Dass sich auch kirchliche Kreise in Mainz – bis hin zu Bischof Stohr – für ihn verwendet hatten, scheint erwiesen zu sein.[54] Den Kreis von Kollegen, der zeitgleich mit ihm an die taufrische Alma mater Moguntina berufen wurde – in aller Regel ohne sein Zutun und seine Einflussnahme –, verband nicht eine römische Vergangenheit, sondern eher eine rheinische Herkunft, ob man etwa an Heinrich Büttner,[55] Eugen Ewig[56] oder Theodor Schieffer[57] denkt, die alle drei seit 1946 in Mainz lehrten – insofern blieb das Historische Seminar dann doch generationell und landsmannschaftlich irgendwie kompakt, freilich nicht italienlastig. Es war zugleich die Phase von Justs akademischer Karriere, die – der Umstände geschuldet – nicht glänzend und

51 Wojtynowski, S. 77.
52 So eine Formulierung von H. Mathy, Leo Just (wie Anm. 12), S. 14.
53 Wojtynowski (wie Anm. 12), S. 21.
54 Ebd., S. 15.
55 Ebd., S. 80–82.
56 Ebd., S. 82–84.
57 Ebd., S. 77–79.

geradlinig verlaufen war, in der er zum ersten Mal auch wissenschaftlichen Erfolg in bezug auf Schüler und Schülerinnen hatte, die von ihm zur Promotion geführt wurden.[58] Nicht alle von ihnen hatten römische Schwerpunkte, was der Quellenerhebung wegen auch noch längst nicht so einfach war wie heute, aber immerhin einige von ihnen hatten einen Schwerpunkt in der Staat-Kirche-Problematik und der Reichskirchengeschichte. Heribert Raab, um auf unser Thema zurückzukommen, war nicht der erste von ihnen, aber der, der akademisch am meisten reussierte.

Neben der Reichskirchengeschichte behielt Italien in allgemeinerer Form in Justs Oeuvre seine Bedeutung. In der Nachkriegszeit veröffentlichte er beispielsweise noch gewichtige Essays in den „Questioni di Storia Contemporanea",[59] in den „Atti del Congresso internazionale di scienze storiche"[60] und in der „Rassegna storica toscana"[61] und rezensierte wiederholt italienische Neuerscheinungen. Auch in seinen Mainzer Lehrveranstaltungen[62] kam Italien eine hervorragende Rolle zu; Seminare und Vorlesungen zur Renaissance in Italien, zu Machiavelli, zum Prozess der Einigung Italiens, zu Cavour, zum Vaticanum I mögen das illustrieren, das letzte von ihm angekündigte Oberseminar sollte das Thema „Pius IX. und die Entstehung der römischen Frage" behandeln. Rom, Italien blieben auf Dauer mehr als heimliche Lieben Leo Justs, auch wenn er dieser Liebe wegen der Zwänge eines breit aufgestellten Lehrstuhls nicht immer nachkommen konnte und vor allem glaubte, den Erwartungen der französischen Behörden gemäß sich auch intensiv in der französischen Geschichte tummeln zu sollen. Die Einrichtung des Wissenschaftlichen Beirats des römischen Instituts 1961[63] erfolgte zu einem Zeitpunkt, als Just von seiner schweren Krankheit bereits gezeichnet war – er kam deswegen für die Übernahme eines Beiratssitzes nicht mehr in Betracht, aber er wäre ohne dieses Ausschlusskriterium wohl ein ganz heißer, gewissermaßen ein natürlicher Kandidat gewesen.

Jedes Doppelporträt muss mit geradezu zwingender Notwendigkeit auf das Aufzeigen von Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen, mithin von Parallelen und deutlichen Unterschieden, hinauslaufen. Leo Just und Heribert Raab, der akademische Lehrer und der Schüler, haben das Römische, die römische Erfahrung sicher ganz unterschiedlich auf ihr Leben einwirken lassen – Just sehr viel emotionaler und tiefer wirkend, Raab rationaler –, aber beide haben auf ihre Weise der Erforschung der alten Reichskirche eine feste Heimat in Mainz gegeben. Just – eine wunderbare Wortschöpfung! – „verrömerte" (bzw. ließ sich „verrömern"), für Raab blieb Rom eine gern

58 Einige von ihnen (Schuhmann, Kramer, Hagmann) aufgeführt bei Wojtynowski (wie Anm. 12), S. 106.
59 3 (1953), S. 653–691.
60 Roma 1957, S. 171–175.
61 6 (1960), S. 289–298.
62 Zusammengestellt von M. F. Feldkamp in der oben Anm. 14 genannten Edition.
63 Vgl. Matheus, Gestione autonoma (wie Anm. 26), S. 114.

genutzte, aber nicht mit sonderlicher Empathie bedachte Materialbasis. Just war der Pionier, Raab der gelehrige Schüler, der sich nach seiner Berufung ins Ausland dann aber von der Forschungstradition seines Mentors – und auch von seiner Heimatuniversität[64] – mehr und mehr emanzipierte – bezeichnenderweise sind in der weithin von eidgenössischen und österreichischen Historikern geprägten Festschrift zu seinem 65. Geburtstag nur noch ganze drei Beiträge der Reichskirche der Vormoderne gewidmet.[65] Immerhin: In den 1950er Jahren konnte die junge Mainzer Universität als eine Hochburg der Reichskirchengeschichtsschreibung und der wissenschaftlichen Aufarbeitung des römischen Archivmaterials gelten. Der Genius der *Germania Sacra* und der *Sancta Sedis Moguntina* wehte noch einmal kräftig und verband sich auf ganz eigene Weise mit der *Roma aeterna*.

64 Vgl. die Einschätzung von H. Mathy: In der Schweiz habe Raab zunächst noch eine Verbindung zu seinen reichskirchengeschichtlichen Wurzeln aufrecht erhalten, „obgleich er dort kaum noch Kontakte zu seinem ehemaligen Mainzer Umfeld pflegte“ (Erforscher [wie Anm. 15], S. 498). In der Tabula gratulatoria seiner Festschrift finden sich nur noch ganz wenige Mainzer Einträge, noch nicht einmal die seines langjährigen Assistentenkollegen Helmut Mathy oder die seines Ko-Autors des „Wörterbuchs der Geschichte“, Konrad Fuchs.

65 Die Aufsätze von Nikolaus Grass, Manfred Weitlauff und Pierre Louis Surchat. – Leider enthält weder die Festschrift noch die oben Anm. 32 genannte Aufsatzsammlung ein Verzeichnis der von Raab betreuten Dissertationen, so dass Angaben zu seinen Doktoranden in Fribourg und deren Themen schwierig sind.

Gabriele Rigano

Jenseits von „schwarzer und weißer Legende“

Eine Diskussion über Pius XII. und die Deportation der römischen Juden*

Riassunto: A partire da alcune novità editoriali e dalla polemica storiografica tra Sergio I. Minerbi e Matteo Luigi Napolitano il saggio intende proporre una messa a punto su un argomento in cui spesso prevalgono impostazioni ideologiche: il ruolo del Vaticano e di Pio XII nella vicenda della deportazione degli ebrei romani nell'ottobre 1943. Pio XII sapeva del piano tedesco prima che si svolgesse? Ci fu un accordo tra la Santa Sede e i tedeschi che prevedeva il silenzio del papa sulla deportazione degli ebrei e il rispetto della neutralità vaticana da parte dei tedeschi? Al di là di leggende, nere o rosa, il saggio ricostruisce quelle vicende alla luce della documentazione disponibile.

Abstract: Following on from some new articles and the historiographical controversy between Sergio I. Minerbi and Matteo Luigi Napolitano, this essay discusses an issue in which ideology often prevails: the role of the Vatican and Pope Pius XII in the deportation of Roman Jews in October 1943. Did Pius XII know about the German plan before it was implemented? Was there an agreement between the Holy See and the Germans that included the Pope's silence regarding the deportation of Jews and the respect of the Vatican's neutrality by the Germans? Going beyond the legends, interpreting this episode in a positive or negative light, the essay reconstructs the actual events on the basis of the available documentation.

Die Kontroverse über das Schweigen Pius' XII., die bereits zum Zeitpunkt der fraglichen Ereignisse einsetzte und unter wechselhaften Bedingungen fortgeführt wurde,[1] erregt noch heute nicht nur in den Medien, sondern auch unter den Wissenschaftlern heftigst die Gemüter. Tatsächlich greift man auch in geschichtswissenschaftlichen Zusammenhängen häufig auf das Bild von der verurteilenden oder freisprechen-

* Übersetzung von G. Kuck.

1 Der damalige apostolische Legat Angelo Giuseppe Roncalli vermerkte in seinem Tagebuch unter dem 10. Oktober 1941 die wichtigsten Punkte, die in der Audienz mit Pius XII. angesprochen wurden. Dort heißt es: „Er äußerte sich mir gegenüber über seine Großzügigkeit im Umgang mit den Deutschen, die ihn besuchten. Er fragte mich, ob sein Schweigen über das Auftreten des Nazismus nicht negativ beurteilt werde.“ Vgl. A. Melloni, Fra Istanbul, Atene e la guerra. La missione di A. G. Roncalli (1935–1944), Genova 1992, S. 240 f. Als gewiefter Diplomat annotierte Roncalli nicht, wie seine eventuell gegebene Antwort ausfiel.

DOI 10.1515/qfiab-2014-0012 — QFIAB 94 (2014)

den Geschichte zurück.[2] Da muß man fast zwangsläufig an Marc Blochs bekannten Ausspruch denken: „Wir bitten euch inständig, ihr Anhänger und ihr Gegner Robespierres: Habt Erbarmen und sagt uns ganz einfach, wer Robespierre denn eigentlich war!“[3] Und wer war Pius XII.? Es geht darum, zu wissen, wer er war und nicht, wer er nicht war oder wer er hätte sein können; was er gemacht hat und nicht, was er nicht gemacht hat oder was er hätte machen können. Erhellend ist hier eine methodologische Bemerkung von Giovanni Miccoli: „Das Problem ist also nicht so sehr festzustellen, was der Papst hätte tun sollen und nicht getan hat, oder zu behaupten, er habe das gemacht, was er machen mußte, da er gar nicht anders habe handeln können, sondern in erster Linie herauszuarbeiten, was er gemacht hat und warum, und zwar unter Beachtung des Zusammenhangs, in dem er und seine Mitarbeiter agieren mußten, sowie unter Berücksichtigung der Ideen, Erwartungen, Sorgen und Urteile, die sie Fall für Fall anspornten und leiteten.“[4]

Die jüngst in der Zeitschrift „Nuova storia contemporanea“ entflammte Diskussion zwischen Sergio I. Minerbi und Matteo Luigi Napolitano scheint diesem Paradigma von der verurteilenden und freisprechenden Geschichte zu folgen.[5] Bei Minerbis Aufsatz handelt es sich um eine Erweiterung und Vertiefung eines früheren, bereits 2002 in derselben Zeitschrift veröffentlichten Artikels.[6] Damals betonte Minerbi, Pius XII. sei einige Tage vor dem 16. Oktober 1943 von der bevorstehenden „Judenaktion“ informiert worden und habe nicht im geringsten versucht, ihr entgegenzutreten. Zehn Jahre später nimmt er den Faden wieder auf und spinnt ihn weiter: Obgleich vorab in Kenntnis gesetzt, habe Pius XII. nichts unternommen, weil es ein konkretes Abkommen gegeben habe, worin er zusicherte, zur Verhaftung und Deportation der römi-

2 Vgl. O. Marquard/A. Melloni, La storia che giudica, la storia che assolve, Roma-Bari 2008. Mit spezifischem Bezug auf die hier vorliegende Fragestellung vgl. die ausgewogenen Überlegungen von A. Foa, Le due leggende. Riflessioni sulla storiografia su Pio XII e gli ebrei, in: Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento 31 (2005), S. 319–331. Die Literatur zur Frage, warum der Papst geschwiegen hat, ist sehr umfangreich: vgl. die Aufsätze in dem von A. Riccardi herausgegebenen Sammelband: Pio XII, Roma-Bari 1984, G. Miccoli, I silenzi e i dilemmi di Pio XII. Vaticano, Seconda guerra mondiale e Shoah, Milano ²2007, und zum neuesten Stand: Pius XII and the Holocaust. Current state of Research, Jerusalem 2012.

3 M. Bloch, Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers, Stuttgart ²1980, S. 149.

4 Miccoli (wie Anm. 2), S. VIII.

5 Vgl. S. I. Minerbi, Pio XII e il 16 ottobre 1943, in: Nuova storia contemporanea 6 (2012), S. 15–40 (wenig vorher erschienen in Italia 21 [2012], S. 91–128) und M. L. Napolitano, Pio XII e gli ebrei di Roma nel 1943. A margine di un recente articolo di Sergio I. Minerbi, ebd., 2 (2013), S. 59–82.

6 S. I. Minerbi, Pio XII, il Vaticano e il „sabato nero“. Le responsabilità nell'arresto e nella deportazione degli ebrei romani, in: Nuova storia contemporanea 3 (2002), S. 27–45; P. Pasqualucci hatte ihm mit wenig überzeugenden Argumenten geantwortet in: Le infondate accuse di Sergio Minerbi a Pio XII, in: Archivum Historiae Pontificiae 40 (2002), S. 291–306. Minerbi übernimmt 2012 zahlreiche Stellen wörtlich aus seinem Aufsatz von 2002.

schen Juden zu schweigen, während die Nationalsozialisten sich verpflichteten, die Souveränität des Vatikans zu wahren.

Worauf stützt Minerbi seine Aussagen? In welchem Rahmen soll der Papst über das Vorhaben informiert worden sein? Zur Vorgeschichte sei gesagt, daß die Deutschen zwei Tage nach dem 8. September die Besetzung Roms abgeschlossen hatten. Angesichts der neuen Lage waren die römischen Juden geteilter Meinung über die Linie, die sie einschlagen sollten: Der Oberrabbiner Israele Zolli, der tragische Folgen befürchtete, drängte darauf, die Synagoge zu schließen und die Gemeinde aufzulösen, während der Gemeindevorsteher, Ugo Foà, und der Präsident der Unione delle Comunità Israelitiche Italiane, Dante Almansi, eine eher abwartende Haltung einnahmen, weil sie hofften, die Alliierten würden bald aus dem Süden vorrücken.[7] Am 25. September erhielt Kappler, der deutsche Polizeichef in der Hauptstadt, den Befehl, die Festnahme der römischen Juden vorzubereiten.[8] Der Kampfkommandant von Rom, General Stahel, erfuhr von dem Befehl; ihn mißbilligend, informierte er den Konsul Möllhausen, der zu jenem Zeitpunkt in Abwesenheit des Botschafters Rahn die deutsche Botschaft in Rom leitete, und forderte ihn auf einzugreifen. Möllhausen teilte Stahels Position und wandte sich an Kappler. Dieser dachte nicht anders, sah aber keine Möglichkeit, das Schlimmste zu verhüten. Sie kamen überein, den Oberbefehlshaber Süd, Kesselring, zu informieren; dieser erklärte, er verfüge über keine Kräfte, die er für die Operation freistellen könne.[9] Am 26. September bestellte Kappler Foà und Almansi zu sich ein und verlangte von ihnen ein Lösegeld von 50 kg Gold, das zwei Tage später übergeben wurde. In den Folgetagen plünderten die Nationalsozialisten die Einrichtungen und Bibliotheken der jüdischen Gemeinde. Anfang Oktober traf Dannecker, ein enger Mit-

7 Sowohl Minerbi, Pio XII, il Vaticano e il „sabato nero" (wie Anm. 6), S. 32; ders., Pio XII e il 16 ottobre 1943 (wie Anm. 5), S. 22f. und 25, als auch Napolitano (wie Anm. 5), S. 69–72 und 75 erwähnen den Fall des Rabbiners Zolli und seine Auseinandersetzung mit Foà und Almansi. Zolli ließ sich nach der Befreiung Roms taufen. Vgl. G. Rigano, Il caso Zolli. L'itinerario di un intellettuale in bilico tra fedi, culture e nazioni, Milano 2006. Eher vage und tendenziös sind Napolitanos Hinweise auf die „engen Beziehungen" Foàs und Almansis zu „faschistischen", was richtig ist, „und nazionalsozialistischen Kreisen", was falsch ist; vgl. Napolitano (wie Anm. 5), S. 75.

8 Eine aktualisierte Darstellung der zeitlichen Abläufe und der Quellenlage vgl. in L. Klinkhammer, L'occupazione tedesca in Italia e lo sterminio degli ebrei, in: Storia della Shoah in Italia. Vicende, memorie, rappresentazioni, Bd. I, a cura di M. Flores/S. Levis Sullam/M.-A. Matard-Bonucci, E. Traverso, Torino 2010, S. 433–453.

9 Vgl. F. E. Möllhausen, La carta perdente. Memorie diplomatiche 25 luglio 1943–2 maggio 1945, Roma 1948, S. 112–119. Der von Möllhausen angegebene zeitliche Ablauf ist nicht ganz eindeutig. Vgl. R. Katz, Sabato nero, Roma 1973 [engl. Originalausgabe 1969], S. 139. Kappler erwähnt weder den Konsul noch die Intervention bei Kesselring. Vgl. Tribunale militare territoriale di Roma, Processo Kappler, b. 1077, vol. 7: Interrogatori imputati, fase istruttoria, Interrogatorio di Kappler in fase istruttoria. Der den 16. Oktober betreffende Teil ist abgedruckt in: Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia di una deportazione, a cura di S. H. Antonucci/C. Procaccia/G. Rigano/G. Spizzichino, Milano 2006, S. 151–171.

arbeiter Eichmanns, aus Berlin ein; mit allen Vollmachten versehen, leitete er die operative Phase der Deportation der römischen Juden ein.[10] Am 6. und 7. Oktober wandte sich Möllhausen direkt an das Auswärtige Amt, wobei er sich ausdrücklich auf einen Befehl Kapplers bezog, doch Außenminister Ribbentrop antwortete ihm am 9. Oktober, er solle sich nicht einmischen, und rügte ihn ob seiner Initiative.[11] Am selben Tag, neun Tage vor der „Judenaktion", wurde der deutsche Botschafter beim Heiligen Stuhl, von Weizsäcker, vom Papst empfangen.[12] Nach Minerbi unterrichtete der Botschafter Pius XII. bei dieser Gelegenheit über die Vorbereitungen der Operation. In seinem Aufsatz aus dem Jahr 2002 schrieb der Autor: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Weizsäcker mit dem Papst darüber gesprochen hat" (S. 34), wobei er seine Annahme mit einer Äußerung des amerikanischen Wissenschaftlers Michel Phayer untermauerte, für den „der Papst schon weit im voraus von der Aktion wußte, aber beschloß, die Juden nicht zu warnen."[13] Allerdings räumte er ein: „Ich weiß nicht, worauf sich Phayer stützt, doch höchstwahrscheinlich hatte von Weizsäcker den Papst in der Audienz vom 9. Oktober informiert." (ebd.) Phayer berief sich in Wirklichkeit auf einen 1989 unter dem Titel „Pope Pius XII and the Holocaust: The Case in Italy" veröffentlichten Beitrag von Susan Zuccotti.[14] Die amerikanische Wissenschaftlerin folgte hier Robert Katz, der seine Kenntnisse über die damaligen Aktivitäten von Weizsäckers aus seinem Interview mit dem vormaligen deutschen Konsul in Rom, Möllhausen, schöpfte.[15] Zehn Jahre später bekräftigte Minerbi im wesentlichen seine These und beschränkte sich auf den Hinweis, daß „einige Historiker erklären, von Weizsäcker habe den Vatikan informiert" (2012, S. 27), bzw. „der Papst habe bereits vor der Operation gewußt, daß die Juden deportiert werden sollten" (2012, S. 29); er zitierte hier erneut Phayer, dem er nun den israelischen Historiker Meir Michaelis beigesellte, obgleich dieser keine Quelle dafür angab, daß von Weizsäcker den Heiligen Stuhl unterrichtet hatte.[16]

All dem geht eine andere Frage voraus: Wußte von Weizsäcker vor der Audienz am 9. Oktober um die Vorbereitungen zu dieser Aktion? Nach Minerbi ja, wobei er sich sowohl 2002 (S. 34) als auch 2012 (S. 28) auf die Äußerungen Kessels, eines Mitar-

---

10 Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia (wie Anm. 9), S. 34.

11 Vedi Klinkhammer (wie Anm. 8), S. 436 f.

12 Actes et documents du Saint Siège relatifs à la Seconde guerre mondiale, Bd. 7 (im Folgenden ADSS 7), Città del Vaticano 1973, Dokumente Nr. 429 und 430, S. 664 f.

13 M. Phayer, La chiesa cattolica e l'Olocausto, Roma 2001 [2000], S. 119.

14 In: The Italian refuge. Rescue of Jews during the Holocaust, ed. by I. Herzer, Washington 1989, S. 254–270.

15 Katz (wie Anm. 9), S. 139.

16 M. Michaelis, Mussolini e la questione ebraica. Le relazioni italo-tedesche e la politica razziale in Italia, Milano 1982 [1978], S. 347. Höchstwahrscheinlich stützte sich Michaelis auf Katz, ohne auf ihn zu verweisen. Liliana Picciotto folgt hier Michaelis mit einer gewissen Zurückhaltung. Vgl. L. Picciotto, Il libro della memoria. Gli ebrei deportati dall'Italia (1943–1945), ²Milano 2002, S. 883.

beiters von Weizsäckers, beruft, ohne allerdings diesbezüglich eine Quelle anzugeben. Während der Vertreter der deutschen Botschaft in Rom, Möllhausen, in dem erwähnten Interview mit Katz angegeben hatte, er habe von Weizsäcker über seine unternommenen Schritte und über den von Kappler erhaltenen Deportationsbefehl informiert, geht aus seinen 1948 veröffentlichten Memoiren nur hervor, Kessel habe das Schicksal der römischen Juden aufmerksam verfolgt.[17] Von Weizsäcker selbst erwähnt die Deportation der römischen Juden in seinen Memoiren nicht.[18] Wir haben also keine direkten, sondern nur indirekte und, wie zu zeigen sein wird, unsichere Hinweise darauf, daß der Botschafter vor dem 16. Oktober versuchte, die Deportation der römischen Juden zu verhindern, indem er dem Vatikan Informationen zuspielte. Es besteht also keinerlei Gewißheit darüber, daß von Weizsäcker vor dem 9. Oktober wußte, was anstand. Aber nehmen wir einmal an, er sei auf dem laufenden gewesen: Aus welchem Grund hätte er hochgeheime Nachrichten an den Papst weiterleiten sollen, was für einen Diplomaten einen schwerwiegenden Regelverstoß darstellte? Minerbi verweist nur auf die Bewunderung für Pius XII., die in den Memoiren des damaligen Botschafters zum Ausdruck kommt: Er habe ihm – nach den eigenen Worten von Weizsäckers – „vertrauliche Geständnisse gemacht", wobei unklar bleibt, ob es sich dabei um politische oder persönliche Fragen handelte.[19] Selbst unter der Annahme, daß von Weizsäcker sich nach und nach von den Anschauungen des nationalsozialistischen Deutschland abkehrte,[20] erscheint ein derartiger Verrat eher unwahrscheinlich, zumal der Diplomat versuchte, keine öffentliche Stellungnahmen des Vatikans zu provozieren, die das prekäre Gleichgewicht, das sich in den deutsch-vatikanischen Beziehungen herauszubilden begann, hätten stören können. Sollte von Weizsäcker hier tatsächlich tätig geworden sein, müßte unverständlich bleiben, warum er sich darüber ausschwieg, denn ein Hinweis darauf hätte ihn im Prozeß, der nach dem Krieg gegen ihn eingeleitet wurde, entlasten können: Einer der Anklagepunkte, aufgrund derer er verurteilt wurde, war nämlich der, daß er als Staatssekretär beim Außenministerium, d. h. als engster Mitarbeiter des Ministers Ribbentrop, nichts gegen die Deportation der französischen Juden unternommen habe.[21] Kessel

17 Möllhausen (wie Anm. 9), S. 112–119.

18 E. von Weizsäcker, Erinnerungen, München-Leipzig-Freiburg/Br. 1950. Italienische Übersetzung der Teile über seinen römischen Aufenthalt in: Nuova Antologia 4 (1988), S. 177–198.

19 Ebd., S. 356 f.: „Seine wirkliche Liebe für Deutschland, seine Toleranz für mich als Protestanten und seine selbstverständliche Diskretion verführten mich dazu, freimütiger zu sein und bei Meinungsverschiedenheiten deutlicher zu erwidern, als es sonst gegenüber einem Souverän wohl zulässig ist, ihm aber auch vertrauliche Geständnisse zu machen, die bei ihm gut geborgen waren."

20 R. G. Graham, Il Vaticano e il nazismo, Roma 1975, S. 49–73.

21 Es handelt sich um den sogenannten „Wilhelmstraßen-Prozeß", der von November 1947 bis April 1949 gegen 21 hohe Beamte des Auswärtigen Amtes geführt wurde. Vgl. R. Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, aus dem Amerikanischen von C. Seeger/H. Moor/W. Bengs/W. Szepan, durchgesehene und erweiterte Ausgabe, Frankfurt/M. [11]2010, Bd. 3, S. 1147–1148, 1183.

sagte damals zugunsten von Weizsäckers aus, sie hätten gegen Mitte September, d. h. bevor ein spezifischer Befehl bezüglich der römischen Juden aus Berlin ergangen war, beschlossen, einige jüdische Kreise in der Hauptstadt vor der ihnen drohenden Gefahr zu warnen, denn der Botschafter habe gewußt, was mit den Juden in den anderen von den Nationalsozialisten besetzten Ländern geschah. Kessel erwähnte aber nicht, daß man dem Vatikan eine Nachricht habe zukommen lassen.[22]

Schauen wir uns nun näher die einzige Quelle an, die ausdrücklich erwähnt, von Weizsäcker habe den Vatikan über die bevorstehende „Judenaktion" unterrichtet. Es handelt sich dabei um ein Interview, das Robert Katz am 13. Juni 1967 mit Möllhausen führte und von dem es im Nachlaß des amerikanischen Wissenschaftlers eine handschriftliche Niederschrift gibt. Dort heißt es: „M.[oellhausen] is convinced that the Vatican did not know about the deportations of the Jews until his intervention. At that time all diplomatic circles in Rome knew. He discussed those matters with the Weizsäcker, who in turn discussed them with the Vatican."[23] Es handelt sich dabei um recht allgemein gehaltene Äußerungen, woraus sich keine genaueren Schlüsse ziehen lassen, wann und wie diese Informationen weitergegeben wurden, ob direkt oder über einen Mittler (Kessel zum Beispiel?), und wann Möllhausen die deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl in Kenntnis gesetzt hat. Zudem handelt es sich um ein indirektes Zeugnis, das in den Memoiren und im Nachlaß von Weizsäckers, der hier die Hauptrolle spielt, keine Bestätigung findet. Abgesehen davon, daß Möllhausen selbst in seinen 1948 veröffentlichten Memoiren nichts dazu sagt: Auch diese Diskrepanz zwischen den veröffentlichten Erinnerungen und der knapp zwanzig Jahre später gemachten Äußerung stellt ein nicht geringes quellenkritisches Problem dar, auf das Katz und diejenigen, die sich auf ihn berufen, überhaupt nicht eingehen. Schon ihrer Form nach ist die Quelle, auf die Katz seine Beobachtungen stützt, mithin unzuverlässig.[24] Viele Wissenschaftler berufen sich nun in diesem Zusammenhang auf Katz, darunter Susan Zuccotti, die sich schon lange mit diesen Themen befaßt. In dem bereits erwähnten Beitrag von 1989 hielt sie es zudem für unmöglich, daß der

22 Vgl. Kessels Aussage vom 21. und 22. Juni 1948 in NARA, Records of the U. S. Nuernberg War Crimes Trials, United States of America v. Ernst von Weizsaecker et al. (Case XI), Nov. 4, 1947–Apr. 14, 1949, Microfilm Publication M897 (Ministries Case), roll 9, und A. von Kessel, The Pope and the Jews, in: The storm over the deputy, ed. by E. Bentley, New York 1964, S. 71–76.

23 Archivio Robert Katz (Centro culturale Memoria e Contemporaneità del comune di Pergine Valdarno, Arezzo), busta Sabato Nero, fascicolo 1, Interview with E. F. Möllhausen, Milan, June 13 1967; Niederschrift enthalten in einem Notizblock mit nicht numerierten liniierten Seiten.

24 Es ist nicht ganz klar, wie Katz das Interview protokolliert hat. Auf der ersten Seite ist rechts oben das Datum „June 14 1967" angegeben, als ob es am Tag nach dem Interview niedergeschrieben worden sei. Trifft dies zu, lagen der Niederschrift dann Rohaufzeichnungen oder eine Tonbandaufnahme vom 13. Juni zugrunde? – Katz ist im übrigen für seinen leichtfertigen Gebrauch der Quellen und für seine Parteilichkeit bekannt; vgl. R. De Felice, Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo, Torino [4]1993, S. 469 Anm. 1 und Miccoli (wie Anm. 2), S. 507 Anm. 63.

Vatikan nichts von den nationalsozialistischen Plänen wußte, auch nachdem sie hervorgehoben hatte, selbst Kessel habe nicht bestätigen können, daß von Weizsäcker die Nachrichten weitergab.[25] Ihrer Meinung nach war der Papst zweifellos informiert, auch wenn Möllhausen irrte: Die Angehörigen der beiden deutschen Botschaften in Italien und beim Heiligen Stuhl, die italienische Polizei, viele hochrangige Beamte seien auf dem laufenden gewesen – unvorstellbar also, „that the pope himself, with his vast information network of priests and active Catholic laymen throughout Rome, did not know."[26] Im Jahr 2000 faßte Zuccotti einprägsam ihre Sicht- und Vorgehensweise zusammen: „Neben Möllhausen gab es viele andere Deutsche und Italiener, die gegen die Deportation der römischen Juden waren und von den Plänen wußten. Unmöglich, daß keiner einen Priester informiert hat, der seinerseits seine Vorgesetzten im Vatikan hätte benachrichtigen können."[27] Möglich ist alles, doch in der Geschichtsschreibung besitzt das Mögliche keine große Beweiskraft.[28]

Zuccotti und Minerbi nehmen hier eine Anklagehaltung ein, indem sie seitenweise darüber sinnieren, was der Papst und die Kurie hätten tun können und nicht getan

---

25 Sie beruft sich im übrigen auf eine Quelle, in der es um anderes geht, nämlich auf ein Interview, das S. Bertoldi, I tedeschi in Italia, Milano 1964, S. 35–37, mit Kessel geführt hat; vgl. Zuccotti, Pope Pius XII (wie Anm. 14), S. 259. Kessel spricht hier nicht von der Durchkämmungsaktion, sondern vom vermeintlichen Plan der Nationalsozialisten, den Papst zu entführen. Im übrigen macht der journalistische Impetus aus Bertoldis Buch eine höchst verdächtige historiographische Quelle. Woher die von Zuccotti zitierte Angabe stammt, bleibt offen.

26 Zuccotti, Pope Pius XII (wie Anm. 14), S. 259. Ähnlich argumentiert Zuccotti im Zusammenhang mit den Massakern am Lago Maggiore vom 15. bis 23. September, wo Dutzende von italienischen und ausländischen Juden ihr Leben ließen: „Es ist undenkbar, daß der Papst und das Staatssekretariat davon nicht innerhalb weniger Tage informiert worden sind." Dies., Il Vaticano e l'Olocausto in Italia, Milano 2001 [2000], S. 172f. Am 17. und 18. September wußte man im Vatikan nichts von Maßnahmen, „die sich spezifisch gegen die Juden richteten." Vgl. ADSS, Bd. 9 (im Folgenden ADSS 9), Città del Vaticano 1975, Dokument Nr. 336 und 338, S. 480–483. In den ADSS finden sich Hinweise auf die Massaker am Lago Maggiore nur nebenbei und weit nach den Ereignissen: ADSS 9, Dokument Nr. 392, S. 527f. Nach Öffnung der Bestände des vatikanischen Archivs für diesen Zeitraum werden zweifellos weitere Elemente zu diesen Ereignissen ans Licht kommen.

27 Zuccotti (wie Anm. 26), S. 182.

28 Hinsichtlich der These, der Papst sei vorab über die „Judenaktion" infomiert worden, zitieren sich Katz und Zuccotti überdies gegenseitig, und in diesem Verweisspiel geht am Ende die Primärquelle verloren: Zuccotti bezieht sich 1989 (Pope Pius XII [wie Anm. 14], S. 259) und 2000 [wie Anm. 26], S. 181 Anm. 30) auf Katz und dessen Interview mit Möllhausen von 1967 (wie Anm. 23, S. 139), während Katz sich 2003 (R. Katz, Roma città aperta. Settembre 1943–giugno 1944, Milano 2003, S. 426 Anm. 15) nicht nur direkt auf sein Interview mit Möllhausen, sondern auch auf Zuccottis Band von 2000 (S. 181 Anm. 30) beruft, als handelte es sich um einen zusätzlichen Beleg, was nur Rückverweise auf Katz und sein Interview mit Möllhausen sind. Auch Klinkhammer und Breitman betonen, daß es sich bei Zuccottis Überlegungen nur um Vermutungen handelt: vgl. L. Klinkhammer, Pius XII., Rom und der Holocaust, in: QFIAB 80 (2000), S. 668–678, hier S. 675, und R. Breitman, New Sources on the Holocaust in Italy, in: Holocaust and Genocide Studies 16 (2002), S. 412.

haben, und was die vemeintlichen Folgen solcher hypothetischen Aktionen hätten sein können[29] – Gedankenspiele, durch welche die Wirklichkeit hinter dem Horizont verschwindet und durch Phantasiekonstruktionen ersetzt wird: beispielhaft seien hier die „vielen anderen Deutschen und Italiener" genannt, die „von den Deportationsplänen wußten" und, so Zuccotti, gewiß einen Priester in Kenntnis setzten, der sich seinerseits an den Vatikan wandte, oder die Annahme, daß eine „entschiedene Stellungnahme [Pius' XII. gegen die römische „Judenaktion"] sogar die italienische Widerstandsbewegung hätte dahinbringen können, den Zug anzugreifen und die Gefangenen zu befreien."[30] Diese Argumentationsweise kennzeichnet ferner ein unvermittelter Übergang von hypothetischen Formulierungen, die angezeigt sind bei Vorgängen, für die keine klaren Beweiselemente vorliegen, zu Tatsachenbehauptungen. Minerbi greift auf eine Reihe von Wendungen zurück, deren hypothetischer Kern je nach Anlaß variiert, und die zuweilen in Behauptungen einmünden, die nicht der geringste Zweifel trübt: „es kann mit Grund angenommen werden" (2012, S. 27), „man kann davon ausgehen" (2012, S. 28), „höchstwahrscheinlich" und „gewiß informierte er" (2012, S. 29), bis hin zur lapidaren Aussage „der Papst war am 9. Oktober über die bevorstehende Aktion informiert worden" (2012, S. 30). Zuccotti schreibt: „Seine [des Papstes] Berater, wenn nicht er selbst, kannten *mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit* die Gerüchte, in denen viele Tage vor der Durchkämmungsaktion von einer bevorstehenden Deportation der römischen Juden die Rede war: das ist erschütternd."[31] Und weiter unten: „Nach Möllhausen hatte von Weizsäcker das Staatssekretariat im Vatikan informiert [...]. Möllhausens Aussage stellt einen schrecklichen Akt der Anklage gegen den Vatikan dar."[32]

Was wußte man im Vatikan über die nationalsozialistischen Pläne? Zweifellos gelangten dorthin alarmierende Nachrichten, die allerdings recht allgemein gehalten waren. In einer Notiz des Staatssekretariats vom 17. September heißt es: „Man fürchtet Maßnahmen gegen die Juden in Italien. Während man von der Festnahme waffenfähiger Italiener Kenntnis hat, [...] hat man hingegen keine Kenntnis von derartigen Maßnahmen, die bereits im besonderen gegen die Juden im Gange sind. Es ist allerdings so, daß diese höchst erschrocken sind, und es sind wenig beruhigende Gerüchte über unmittelbar bevorstehende Maßnahmen insbesondere gegen die jüdischen Familienoberhäupter im Umlauf." Daraufhin erwog man die Abfassung „eines allgemein gehal-

29 Vgl. Zuccotti (wie Anm. 26), S. 173, 180–183, 192–194. Man rufe sich hier nur noch einmal Miccolis bereits erwähnte methodologische Bemerkung in Erinnerung: Miccoli (wie Anm. 2), S. VIII; weiter unten (ebd., S. 268) schreibt er zudem: „Unmöglich läßt sich sagen, was bei einer entschiedeneren und energischeren Aktion des Vatikans geschehen wäre: insoweit es die historische Analyse betrifft, ist es wohl auch unnötig, sich eine solche Frage zu stellen."

30 Zuccotti (wie Anm. 26), S. 194.

31 Ebd., S. 180. Kursiv von mir.

32 Ebd., S. 181.

tenen Appells an die [deutsche] Botschaft beim Heiligen Stuhl zugunsten der Zivilbevölkerung aller Rassen, insbesondere der schwächeren Teile."[33] Einen Tag später erreichte den Vatikan ein Hilfeersuchen, „in verschiedenen religiösen römischen Einrichtungen" ungefähr 150 ausländische Juden zu verstecken, „die um ihr Schicksal bangten." Im Staatssekretariat kam man jedoch dieser Eingabe nicht nach, sondern schlug vor, sie in kleinen Gruppen aus der Hauptstadt hinauszuschleusen und in die Abruzzen und Marken zu bringen.[34] Weitere Gerüchte, die sich nicht spezifisch auf die Juden bezogen, gelangten kurz vor der Durchkämmungsaktion des 16. Oktober in den Vatikan. Es handelt sich um Informationen, die am 11. Oktober von einem Agenten des militärischen Geheimdienstes (Servizio informazioni militare – SIM) übermittelt worden waren. Darin heißt es, Kesselring habe bei Rommel zuverlässigen Nachrichten zufolge 3000 SS-Soldaten angefordert, um Trupps zum Zwecke von Hausdurchsuchungen zu bilden. Die Operation „sollte am 18. beginnen und innerhalb von drei Tagen unter Beteiligung der Faschisten zu Ende geführt werden." Der Bericht sah schon die Reaktion der „verzweifelten Bevölkerung" voraus: „viele sind bewaffnet, schwer bewaffnet". Sollte der Beginn der Operation tatsächlich auf den 18. Oktober fallen, sei zu befürchten, daß „das Volk weit vor dem Abzug der Deutschen aus Rom reagieren würde. Mit welchen Folgen?" Der Berichterstatter fürchtete hier zweifellos Vergeltungsmaßnahmen der Nationalsozialisten und riet: „Die einzige Rettung wäre ein Schritt des Heiligen Stuhles zugunsten Roms, der Diözese des Papstes."[35] Die „Actes et documents du Saint Siège relatifs à la Seconde guerre mondiale", dem vorliegendes Dokument entstammt, enthalten keine weiteren Nachrichten in dieser Angelegenheit, auch keine Hinweise darauf, daß sich der Heilige Stuhl um genauere Informationen bemühte; letzteres erscheint im übrigen auch nach Miccoli unwahrscheinlich.[36] Einige haben diese Mitteilungen mit der Vorbereitung der „Judenaktion"

33 ADSS 9, Dokument Nr. 336, S. 480 f. Der Appell wurde zweimal wiederholt; vgl. ebd.

34 Ebd., Dokument Nr. 338, S. 482 f.

35 Ebd., Dokument Nr. 363, S. 501. Der Bezug auf Rom als der Diözese des Papstes findet sich auch in einem Dokument vom 20. September. Vgl. ebd. 7, Dokument Nr. 410, S. 631–633.

36 Miccoli (wie Anm. 2), S. 262 f. Vgl. auch H. Fabre, L'Église catholique face au fascisme et au nazisme. Les outrages à la vérité, Bruxelles 1995, S. 166 f. Dieses Dokument vom 11. Oktober scheint mit dem Protokoll eines Treffens zwischen dem vatikanischen Staatssekretär Maglione und dem Botschafter von Weizsäcker vom 7. Oktober zusammenzuhängen. Gegen Ende des Gesprächs appellierte Maglione an den Botschafter als einen „Mann von Herz", auf daß „jene schwerwiegenden, schrecklichen Maßnahmen verhindert würden, die das Volk plagen und ein Klima der Ablehnung zwischen Italienern und Deutschen schaffen können"; daran schloß er noch präzisierend den Appell an, „die Deutschen sollten in Rom und anderswo jene harten, schwerwiegenden Maßnahmen vermeiden, die es später dem Heiligen Vater unmöglich machen würden, ein nachhaltiges Wort für die Deutschen einzulegen" (ADSS 7, Dokument Nr. 426, S. 660–662). Wahrscheinlich zirkulierten in Rom schon seit längerem wenig beruhigende Nachrichten, was wohl damit zusammenhing, daß die Überzeugung weit verbreitet war, die Alliierten würden bald schon vor den Toren der Stadt stehen und dadurch die Deutschen veranlassen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung hart durchzugreifen. Nach den Wor-

vom 16. Oktober in Verbindung gebracht.[37] Auch die Bearbeiter der Aktensammlung tendierten in diese Richtung.[38] Wir wissen nicht, ob man damals im Vatikan ähnlich dachte. Den damaligen Akteuren fehlte die Gesamtschau der Ereignisse, über die wir heute verfügen. Vielleicht kamen Zweifel auf, doch die Zeit, um Näheres in Erfahrung zu bringen, war knapp bemessen. Gewiß zirkulierten in der Stadt verworrene Nachrichten über mögliche deutsche Maßnahmen gegen die Bevölkerung, und die Juden waren bereits seit Tagen im Visier der Nationalsozialisten. Ebensowenig wissen wir, ob nach der Übergabe des Goldes, die am 28. September erfolgte, Nachrichten über die weitere Entwicklung der Lage der Juden in den Vatikan gelangten, z. B. darüber, daß am 29. September die Einrichtungen der jüdischen Gemeinde von den Deutschen geplündert sowie in den darauffolgenden Tagen ihre gesamten Bücherbestände beschlagnahmt und nach Norden verbracht wurden.[39]

Minerbi geht über die bisher erbrachten Belege hinaus, die sich auf das Interview, das Katz mit Möllhausen führte, und auf Zuccottis apodiktische Behauptung, wonach der Papst zwangsläufig Bescheid wußte, beschränkten; er meint, eine Bestätigung dafür gefunden zu haben, daß von Weizsäcker am 9. Oktober den Papst tatsächlich über die bevorstehende Durchkämmungsaktion informierte. Im Dokument Nr. 383 aus Band 9 der „Actes et documents", einer vom 23. Oktober 1943 datierten Notiz des Staats-

---

ten des deutschen Botschafters führte „das Näherrücken der anglo-amerikanischen Truppen weniger dazu, daß man von einschneidenden Maßnahmen Abstand nahm, als vielmehr zu ihrer Verschärfung" (ADSS 7, Dokument Nr. 410, S. 634). Zur Drohung, Rom in Brand zu setzen, vgl. U. Guspini, L'orecchio del regime. Le intercettazioni telefoniche ai tempi del fascismo, Milano 1973, S. 238 f. und 242, doch der Band ist insgesamt kritisch zu lesen. Auch das nachfolgende Dokument vom 15. Oktober hängt mit dem vom 11. Oktober zusammen (wie dieselbe Protokollnummer für beide Dokumente beweist: A.S.S. Guerra Varia 227, orig.), und vielleicht kann man darin eine Folge der Versuche seitens des Staatssekretariates sehen, zusätzliche Auskünfte zu den Informationen des Geheimagenten zu bekommen: Pater Pfeiffer, ein enger Mitarbeiter Pius' XII., der als informelle Kontaktperson zur deutschen Besatzungsmacht fungierte, setzte den Vatikan über mögliche Vergeltungsmaßnahmen in Kenntnis, mit denen die Deutschen auf die in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober durchgeführten Sabotageakte reagieren könnten. General Stahel bat den Heiligen Stuhl, der „besser als er die Gemütslage des römischen Volkes kannte, [...] um diesbezügliche Anregungen" (ADSS 9, Dokument Nr. 365, S. 502 f.). Diese merkwürdige Notiz und das Dokument vom 11. Oktober lassen vermuten, daß Pater Pfeiffer sich zwischen dem 11. und 14. Oktober und im Anschluß an die alarmierenden Nachrichten vom 11. des Monats an Stahel wandte und um Mäßigung nachsuchte, so daß dieser sich daraufhin genötigt sah, sich mit dem Salvatorianer in Verbindung zu setzen, als er wenig später Vergeltungsmaßnahmen gegen die Zivilbevölkerung plante. Die bevorstehende Öffnung des vatikanischen Archivs für diese Jahre wird hier Klärung bringen.

37 Minerbi (wie Anm. 5), S. 30; Miccoli (wie Anm. 2), S. 262 f.; Picciotto (wie Anm. 16), S. 883; Zuccotti (wie Anm. 26), S. 182.

38 In ADSS 9, Dokument Nr. 363, S. 501 Anm. 4, werden einige Vorfälle aus der Zeit vor dem 16. Oktober angesprochen.

39 Zu diesen Ereignissen vgl. Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia (wie Anm. 9).

sekretariats, heißt es: „Am 16. Oktober 1943, um acht Uhr morgens, sind einige deutsche Soldaten in die Via Flaminia, Nr. 171, gefahren, um eine dort wohnende jüdische Familie zu verhaften. Im Verlauf der Aktion äußerte eine Frau, die in demselben Haus wohnte, gegenüber einem deutschen Offizier ihre Mißbilligung. Dieser antwortete, der Heilige Vater habe Seiner Exzellenz dem Botschafter von Deutschland beim Heiligen Stuhl vor einigen Tagen während einer diesem gewährten Audienz gesagt: ‚Wenn denn die Juden deportiert werden müssen, so möge es möglichst schnell geschehen'. Eine derart ungeheure, so offensichtlich falsche Behauptung, die bei denjenigen, die sie hörten, einen äußerst schlechten Eindruck hinterlassen hat, bedarf keiner Widerlegung, während andererseits eine Verwarnung von höherer Stelle absolut angezeigt ist, auf daß sich die Verleumdung nicht wiederhole."[40] Minerbi schreibt dazu: „Ich halte es für legitim, zu bezweifeln, daß die Behauptung des deutschen Offiziers ‚offensichtlich falsch' war, gehe vielmehr davon aus, daß sie der Wahrheit entspricht" (2002, S. 35). Und er fährt fort: „Der deutsche Offizier bezieht sich auf ein Gespräch zwischen Pius XII. und von Weizsäcker, das tatsächlich eine Woche vorher stattgefunden hatte, und wenn er darüber informiert war, ist nicht ausgeschlossen, daß er auch wußte, worum es darin gegangen war. Es könnte sogar sein, daß seine Vorgesetzten die Pius XII. zugeschriebene Bemerkung verbreiteten, um mögliche Widerstände zu überwinden, und es fällt schwer zu glauben, sie sei völlig aus der Luft gegriffen. Außerdem hätte sich das Staatssekretariat nicht die Mühe gemacht, der Sache einige Tage lang nachzugehen, wenn das Gerücht nicht einen gewissen Wahrheitsgehalt gehabt hätte" (ebd.). Minerbi verbindet hier glaubhafte mit völlig willkürlichen Argumenten.

Zunächst gilt es mit Minerbi festzuhalten, daß an der Aktion nicht nur die SS, sondern auch Truppeneinheiten teilnahmen, die von General Stahel zur Verfügung gestellt worden waren.[41] Nach Möllhausen hatte sich Stahel entschieden gegen die Deportationspläne ausgesprochen.[42] Wir wissen überdies, daß sich in den deutschen militärischen Kreisen selbst ein gewisses Unbehagen über die Verhaftung der römischen Juden breitmachte und dabei auch der „Absentismus der kirchlichen Autorität"

40 ADSS 9, Dokument Nr. 383, S. 519. Es handelte sich dabei um die Familie Foligno. Die Frau, die ihre Mißbilligung ausdrückte, hatte sich wahrscheinlich auf den Papst bzw. auf den sakralen Charakter der Stadt als Sitz des Papsttums bezogen. Die Note war an General Stahel gerichtet, der sie jedoch mit der Bemerkung zurückwies, er sei nicht mit der Organisation und der Umsetzung der Durchkämmungsaktion befaßt gewesen.

41 Diario di guerra del comando germanico di Roma, 23 settembre–31 ottobre 1943, Processo di Norimberga, doc. NO-315, in National Archives and Record Administration, RG 238, Entry 174, Box 6, location 190/12/23/4. Der Text ist abgedruckt in Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia (wie Anm. 9), S. 173–175.

42 Möllhausen (wie Anm. 9), S. 112f.

bemerkt wurde.[43] Es ist nicht ausgeschlossen, daß hierbei dieses Bild von der Fügsamkeit des Papstes hinsichtlich der Deportation eine Rolle gespielt hatte und möglicherweise von den Truppenteilen kolportiert worden war, die Stahel nur widerwillig für die Aktion zur Verfügung gestellt hatte. Es sprechen also gute Gründe dafür, daß jene „Pius XII. zugeschriebene Bemerkung" – Minerbis Formulierung ist zutreffend – erfunden worden war, um die Widerstände der Wehrmachtseinheiten zu brechen, die bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht in „Judenaktionen" einbezogen worden waren.[44] Unverständlich bleibt ferner, warum der Umstand, daß das Staatssekretariat dementierte, einen „gewissen Wahrheitsgehalt" des Gerüchts beweisen sollte. Kurzum, aufgrund fehlender Belege besitzen Minerbis Überlegungen keinerlei Beweiskraft. Doch der Autor wagt sich noch weiter vor und deutet weiteres Quellenmaterial auf völlig willkürliche Weise um. So wirft er in seinem Beitrag von 2012 die Frage auf, warum man es in Berlin für notwendig gehalten habe, in Italien angesichts der Haltung der katholischen Kirche in einer „schlagartigen Aktion" gegen die Juden vorzugehen, wie aus dem Protokoll einer Sitzung vom 16. Oktober 1943 in Berlin hervorgeht.[45] „Die Absicht bestand zweifellos nicht darin, die Kirche zu überrumpeln oder sie vor vollendete Tatsachen zu stellen, denn der Papst war am 9. Oktober von der unmittelbar bevorstehenden Durchkämmungsaktion informiert worden", schreibt Minerbi (2012, S. 30)[46] und deutet diese Strategie der „schlagartigen Aktion" als einen Schritt, um der angeblichen Äußerung des Papstes nachzukommen, die Deportation möglichst bald durchzuführen, wenn sie denn schon notwendig sei. Auf diese Weise verdreht er völlig den Sinn des Textes, in dem es um die verschiedenen Hindernisse ging, auf die eine Deportationspolitik in den von den Nationalsozialisten neu besetzten Ländern hätte stoßen können, wie sich in Dänemark gezeigt habe, wo ein Durchsickern von Informationen die ganze Operation scheitern ließ.[47] Abgesehen davon, daß auch in einem Telegramm, das bereits am 6. Oktober, also noch vor der vermeintlichen Bemerkung des Papstes, versandt worden war, von „schlagartigen Aktionen" bezüg-

43 ADSS 9, Dokument Nr. 388, S. 524. Diese Nachrichten hatte der Militärkaplan Giancarlo Centioni an den Vatikan weitergegeben, wie er in einem Gespräch am 3. Juni 2006 bestätigte.

44 Sara Berger hat meine These bestätigt, wonach die Wehrmachtseinheiten, die in der Durchkämmungsaktion vom 16. Oktober eingesetzt wurden, vorher noch nicht an antijüdischen Maßnahmen beteiligt gewesen waren. Berger hat u. a. die Zusammensetzung der von Dannecker am 16. Oktober herangezogenen Truppen untersucht.

45 Notiz Wagners über ein Gespräch vom 16. Oktober 1943 zwischen von Thadden und Müller, datiert vom 22. Oktober 1943, abgedruckt in Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918–1945, Reihe E, Bd. 7, Göttingen 1979, Dokument Nr. 54, S. 102 f. In: Judenverfolgung in Italien, den italienisch besetzten Gebieten und in Nordafrika, Frankfurt a. M. 1962, S. 195 f., wird das Gespräch irrtümlich auf den 17. Oktober gelegt. Von Thadden war der für die Deportationen zuständige Vertreter im deutschen Außenministerium, Müller der Chef der Gestapo. Vgl. auch Picciotto (wie Anm. 16), S. 880 f.

46 Wie wir gesehen haben, ist es keineswegs erwiesen, daß der Papst von der bevorstehenden Operation in Kenntnis gesetzt wurde.

47 Vgl. Hilberg (wie Anm. 21), Bd. 2, S. 586–596.

lich der Deportation der italienischen Juden die Rede ist.[48] Es handelte sich also um eine Strategie, von der man in Berlin bereits seit einiger Zeit sprach.

Am 16. Oktober also führten die Nationalsozialisten in Rom ihre Blitzaktion gegen die Juden durch. Sie dauerte von 5.30 Uhr morgens bis 14.00 Uhr; ergriffen wurden 1265 Personen, die man im Collegio militare in der Via della Lungara, nur einige hundert Meter vom Vatikan entfernt, versammelte.[49] Nach Robert Graham gelangten erste Nachrichten von der noch laufenden Operation über die Prinzessin Enza Pignatelli Aragona Cortes in den Vatikan.[50]

Staatssekretär Maglione bestellte den deutschen Botschafter von Weizsäcker ein und ersuchte ihn, „viele Unschuldige zu retten". Auf dessen Frage, was der Vatikan tun würde, „sollten die Dinge weiterlaufen", hieß es: „Der Heilige Stuhl möchte sich nicht gezwungen sehen, Worte der Mißbilligung zu äußern." Worauf der Botschafter erwiderte: „Ich denke an die Folgen, die ein Schritt des Heiligen Stuhles provozieren würde ... Die besagten Direktiven kommen von höchster Stelle ... Lassen Eure Eminenz mir die Freiheit, über dieses Gespräch keinen Bericht anzufertigen?" Maglione beendete das Treffen mit den folgenden Worten: „Indes möchte ich wiederholen: Ew. Ex. hat mir gesagt, daß Sie etwas für die armen Juden tun werden. Dafür danke ich Ihnen. Das Übrige überlasse ich ganz Ihrem Urteil. Wenn Sie es für besser halten, unser Gespräch nicht zu erwähnen, dann soll es eben so sein."[51] Wohl nur wenig später wandte sich der Rektor des Collegio teutonico di Santa Maria dell'Anima in Rom, Alois Hudal, der bekanntlich eine Annäherung zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus unterstützte, an General Stahel, um ihn zu bitten, „daß in Rom und Umgebung diese Verhaftungen sofort eingestellt werden"; eine öffentliche Stellungnahme seitens des Papstes sei zu vermeiden, da sie „der deutschfeindlichen Pro-

48 Telegramm Kapplers an Wolff vom 6. Oktober 1943, abgedruckt in F. Wildvang, Der Feind von nebenan. Judenverfolgung im faschistischen Italien 1936–1944, Köln 2008, S. 254 f. Kappler benutzte am 6. Oktober praktisch denselben Ausdruck („Schlagart gen [!] Aktionen"), der sich in dem von Minerbi zitierten Dokument vom 22. Oktober findet („schlagartige Aktion").

49 Der von Kappler unterzeichnete Bericht spricht von 1259 Verhafteten, nach jüngsten Forschungen beläuft sich die Zahl jedoch auf 1265; hinzu kommen ein Toter, der während der Aktion einem Herzinfarkt erlag, und ein im Collegio militare geborenes Kind. Zur Diskussion über die Zahlen vgl. Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia (wie Anm. 9), S. 45–50. Über die Schwierigkeiten, exakte Zahlen zu erhalten, vgl. Picciotto (wie Anm. 16), S. 882. Vgl. eine italienische Version des Berichts in De Felice (wie Anm. 24), S. 469 f. Archivalische Angaben zum Dokument und Zitate daraus vgl. in L. Klinkhammer, Zwischen Bündnis und Besatzung. Das nationalsozialistische Deutschland und die Republik von Salò 1943–1945, Tübingen 1993, S. 537, Anm. 132. Der Bericht wurde beim Nürnberger Prozess vorgelegt und erhielt die Klassifikationsnummer NO-2427.

50 Graham (wie Anm. 20), S. 65–67. Vedi anche P. Chenaux, Pie XII. Diplomate e pasteur, Paris 2003, S. 293–300.

51 ADSS 9, Dokument Nr. 368, S. 505 f.

paganda als Waffe gegen uns Deutsche dienen" würde.[52] Es ist nicht klar, wer diese Initiative anregte, ob der Botschafter von Weizsäcker oder der Vatikan. Möglicherweise kamen die Impulse von beiden Seiten.[53] Minerbi betont, der diplomatische Schritt sei aufgrund der Fügsamkeit Magliones folgenlos geblieben (2012, S. 34): von Weizsäcker habe es unterlassen, das Gespräch mit dem Staatssekretär nach Berlin zu übermitteln, und zwar mit dessen Zustimmung. Andere Historiker haben hervorgehoben, Maglione sei aufgrund seiner Fügsamkeit mit seinem Vorstoß gescheitert.[54] Einige hingegen versichern, die Initiative habe die Verhaftungswelle unterbrochen und Hunderten von Juden das Leben gerettet.[55]

Matteo Luigi Napolitano beruft sich in seiner Antwort an Minerbi auf Jacques Nobécourt, nach dessen Meinung die vatikanische Doppelinitiative, d. h. Maglionis formaler Schritt und das informelle Vorgehen von Alois Hudal, eine Unterbrechung der Operation bewirkt habe.[56] Diese Hypothese findet einen schwachen Anhaltspunkt

52 Ebd., Dokument Nr. 373, S. 509 f.

53 Vgl. Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia (wie Anm. 10), S. 54 f. Hinter dem ganzen Geschehen scheint Weizsäcker zu stehen, der damit auf die Forderungen des Heiligen Stuhles antwortete, auch wenn sich diese Annahme kaum beweisen läßt. Wenn dem so ist, muß es in den wenigen Stunden zwischen der Einbestellung von Weizsäckers durch Maglione am Morgen des 16. Oktobers und der Überreichung des Briefes an General Stahel am Nachmittag desselben Tages zu frenetischen diplomatischen Aktivitäten gekommen sein. Tatsächlich wäre es dem deutschen Diplomaten auf diese Weise gelungen, einerseits den Unmut der Kurie nach Berlin zu übermitteln, ohne das Gespräch mit Maglione zu erwähnen, und andererseits Alternativlösungen zur Deportation vorzuschlagen, um die der Staatssekretär Pius' XII. ersucht hatte. So wäre – was ihm vor allem am Herzen lag – vermieden worden, daß der Papst sein Schweigen gebrochen und die Neutralität aufgegeben hätte.

54 Zuccotti (wie Anm. 26), S. 184–186 und 192; vgl. aber auch Miccoli (wie Anm. 2), S. 263–268; L. Picciotto, Il Vaticano di fronte alla persecuzione antiebraica in Italia (1939–1945). Secondo i documenti diplomatici della Santa Sede, in: http://www.lilianapicciotto.it/public/Santa_Sede_e_persecuzione_antiebraica_Italia.pdf?idtesto=3496, S. 7 f. An Parodie grenzen die beiden Urteile von John Cornwell und Michael Phayer; nach J. Cornwell, Il Papa di Hitler. La storia segreta di Pio XII, Milano 2000, hatte von Weizsäcker in jenem Gespräch den Kardinalstaatssekretär zu überzeugen versucht, „Pacelli zu drängen, entschieden gegen die Deportationen zu protestieren" (S. 439), nach Phayer (wie Anm. 13, S. 120) wollte nicht der Vatikan, sondern Deutschland die Durchkämmungsaktion vom 16. Oktober verhindern. John F. Morley kritisiert die Initiative des Heiligen Stuhles aus einem leicht veränderten Blickwinkel, wie zu zeigen sein wird; J. F. Morley, Vatican diplomacy and the Jews during the Holocaust 1939–1943, New York 1980, S. 192–194. Vgl. die scharfe Kritik Cornwells in Klinkhammer (wie Anm. 28).

55 Einige geben an, Maglione habe eine formale Protestnote eingereicht: J. Chelini, L'Eglise sous Pie XII. La tourmente (1939–1945), Paris 1983, S. 284 f.; Graham (wie Anm. 20), S. 62; E. Forcella, La resistenza in convento, Torino 1999, S. 101. Tatsächlich kündigte Maglione den Protest nur für den Fall an, daß die Verhaftungen weitergingen.

56 Zu Nobecourt vgl. Il silenzio di Pio XII, in: Dizionario storico del papato, a cura di P. Levillain, Milano 1996, S. 1183–1189 (1186), zitiert in Napolitano (wie Anm. 5), S. 73. Auch andere Historiker unterstützen diese These. Vgl. A. Tornielli, Pio XII. Eugenio Pacelli, un uomo sul trono di Pietro,

in einigen Aufzeichnungen Hudals, die in den „Actes et documents du Saint Siège relatifs à la Seconde guerre mondiale“ nachzulesen sind: es handelt sich dabei um die Niederschrift eines Telefongesprächs, in dem General Stahel Hudal versicherte, er habe den Brief an die „lokale Gestapo und an Himmler“ weitergeleitet. Stahel habe ihm mitgeteilt, daß Himmler „in Erwägung des besonderen Charakters von Rom“ befohlen habe, die Verhaftungen einzustellen.[57]

Tatsächlich überreichte Pater Pfeiffer, der als inoffizieller Verbindungsmann zwischen dem Papst und der Besatzungsmacht fungierte, zu einem mit Gumpert, einem Beamten der deutschen Botschaft in Italien, verabredeten Zeitpunkt den Brief an General Stahel; der „zufällig“ anwesende Botschaftsvertreter nahm dem General das „heiße Eisen“ aus der Hand und schickte das Dokument noch am 16. Oktober zusammen mit einer Depesche über die diplomatischen Kanäle nach Berlin, ohne den Botschafter in einer Angelegenheit, die nicht in seinen Kompetenzbereich fiel, noch stärker zu exponieren, als Möllhausen es bereits getan hatte. Am 17. Oktober gelangte ein anderer, vom deutschen Botschafter unterzeichneter Brief über den „Fall Hudal“ nach Berlin. Von Weizsäcker hob hervor, daß die Durchkämmungsaktion „unter den Fenstern des Papstes“ eine große Gefahr für die friedlichen Beziehungen zwischen dem Vatikan und Deutschland darstelle, habe sie doch die Kurie besonders betroffen gemacht, und schlug als mögliche Alternativmaßnahme zur Deportation vor, die römischen Juden zum Arbeitsdienst in Italien heranzuziehen.[58] Die beiden Depeschen landeten am 16. und 17. Oktober auf den Schreibtisch Eberhard von Thaddens, eines hohen Beamten des Außenministeriums, der anmerkte, Ribbentrop könne sich noch nicht mit der Angelegenheit befassen, würde es aber tun, „sobald er die Zeit dazu fände“.[59] Am 24. Oktober sandte von Thadden auf Veranlassung des Außenministers

Milano 2007, S. 417 f.; P. Blet, Pio XII e la Seconda guerra mondiale negli archivi vaticani, Cinisello Balsamo (Milano) 1999, S. 283; G. Sale, Hitler, la Santa sede e gli ebrei, con documenti dall'Archivio segreto vaticano, Milano 2004, S. 196; Forcella (wie Anm. 55).

57 ADSS 9, Dokument Nr. 373, S. 509 f. Anm. 4. Auch Graham, Morley, Miccoli und Chadwick scheinen diese Lesart partiell zu teilen, vgl. Graham (wie Anm. 20), S. 71; Morley (wie Anm. 54), S. 182; Miccoli (wie Anm. 2), S. 267 f.; O. Chadwick, Weizsäcker, the Vatican and the jews of Rome, in: Journal of Ecclesiastical History 2 (1977), S. 193 f. Morley berief sich 1980 auf De Felice (wie Anm. 24), Ausgabe 1972, zur Rekonstruktion dieser Ereignisse. Damals bezog sich De Felice auf P. Duclos, Le Vatican et la Seconde guerre mondiale, Paris 1955, S. 190, als man von Magliones Schritt bei von Weizsäcker noch nichts wußte (er wurde erst 1969 bekannt und 1975 publik gemacht) und man die Rolle von Pater Pfeiffer, einem engen Mitarbeiter Pius XII., in dieser Angelegenheit überschätzte. De Felice, der das Gepräch zwischen Maglione und von Weizsäcker nicht erwähnt, hat diese überholte Darstellung bis zur letzten, von ihm durchgesehenen Auflage seines Werkes von 1993 beibehalten (S. 478).

58 Zu den beiden Depeschen von Gumpert und Weizsäcker vgl. Klinkhammer (wie Anm. 49), S. 539.

59 Katz (wie Anm. 28), S. 143.

ein Telegramm an Eichmann, worin er ihn über den „Fall Hudal" informierte. Eichmann seinerseits leitete den Vorgang an seinen Vorgesetzten Müller weiter und bat um Instruktionen.[60] Ob Müller sich damit befaßt hat, ist unbekannt, aber auf jeden Fall wäre es zu spät gewesen, denn zu diesem Zeitpunkt war der überwiegende Teil der Deportierten bereits in den Gaskammern umgekommen. Hudals Brief, der erst am 24. Oktober an die Gestapo in Berlin gelangte, ging nachgewiesenermaßen diesen Weg. Soweit bekannt, kümmerte sich Stahel nicht um die Angelegenheit, überließ die Angelegenheit vielmehr Gumpert.[61] Es gibt keinen Beleg dafür, daß er den Brief an Himmler geschickt hat, wie er allem Anschein nach Hudal am 17. Oktober telefonisch mitteilte. Brieflich behauptete Stahel, er habe „seine [Hudals] Besorgnisse den zuständigen Behörden sofort zur Kenntnis gebracht", ohne ausdrücklich Himmler zu erwähnen.[62] Diese sehr allgemein gehaltene Antwort ist vereinbar mit dem hier rekonstruierten Geschäftsgang: Stahel – Gumpert – Wilhelmstraße – Gestapo. Zwei weitere Erwägungen sprechen gegen die These, Himmler habe sofort eingegriffen, um die Verhaftungsaktion am 16. Oktober zu unterbrechen. Eine bezieht sich auf den zeitlichen Rahmen, der für eine wirksame Initiative wohl kaum hinreichte.[63] Eine zweite ist inhaltlicher Natur. In dem von Kappler unterzeichneten Bericht wäre ein derart wichtiger Aspekt auf keinen Fall verschwiegen worden, da es in ihm vor allem darum

60 Ebd., S. 145.

61 Stahel versuchte sich so weit wie möglich aus der Organisation und Durchführung der Deportation der römischen Juden herauszuhalten. Er konnte jedoch nicht vermeiden, dem mit allen Vollmachten ausgestatteten Danneker einige Bataillone für die Operation zur Verfügung zu stellen.

62 ADSS 9, Dokument Nr. 373, S. 509 f., Anm. 4.

63 Die Aktion startete um 5.30 Uhr und endete um 14.00 Uhr, wie aus dem von Kappler unterzeichneten Bericht über die Operation hervorgeht (vgl. Anm. 51). Hudal, oder ein anderer für ihn, schrieb den Brief, nachdem die Nachrichten über die Durchkämmungsaktion in den Vatikan gelangt waren. Das bezeugt Hudal selbst: „Ein hoher vatikanischer Würdenträger aus dem engsten Mitarbeiterkreis des Heiligen Vaters hat mir soeben mitgeteilt, daß man heute morgen mit den Verhaftungen von Juden italienischer Nationalität begonnen habe" (ADSS 9, Dokument Nr. 373, S. 509). Dieser Brief ging durch viele Hände und erfuhr mehrfache Korrekturen, wie die verschiedenen erhaltenen Versionen beweisen (ebd., S. 509 f.). Dann wurde er General Stahel überreicht, wo sich, wie erwähnt, Gumpert um ihn kümmerte, und nach Hudals Aufzeichnungen von Stahel an Himmler weitergeleitet. Bekanntlich sandte Gumpert den Brief um 22.30 Uhr an die Wilhelmstrasse (Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Inland IIg, Nr. 192, R100872); der Vorgang wurde sehr schnell bearbeitet, so daß das Dokument am Spätnachmittag in die Hände Stahels gelangt sein muß: Wenn es also zu einer Weiterleitung gekommen ist, dann gewiß erst nach 14 Uhr, als die „Judenaktion" beendet war. Überdies gingen die Verhaftungen in den folgenden Monaten weiter. Demnach hat sich entweder Stahel in seiner Antwort an Hudal nicht an die Wahrheit gehalten, oder Hudal hat dessen Worte sehr frei interpretiert. Auf jeden Fall ist vor diesem Hintergrund die These nicht haltbar, wonach Himmler die Zeit gehabt habe, einzugreifen und die Aktion abzubrechen. Vgl. dazu auch A. C. Hudal, Römische Tagebücher. Lebensbeichte eines alten Bischofs, Graz-Stuttgart 1976, S. 214 f., wo der deutsche Bischof präzisierte, daß es sich bei dem „hohen vatikanischen Würdenträger" um den Neffen des Papstes Carlo Pacelli gehandelt habe.

ging, die im Vergleich zu den Erwartungen geringe Zahl an Verhafteten zu rechtfertigen, was unnötig gewesen wäre, hätte man die Aktion auf höheren Befehl hin abgebrochen.[64]

Am Nachmittag des 16. Oktober geschah etwas Unerwartetes: 252 Betroffene wurden freigelassen, weil es sich bei ihnen um irrtümlich festgenommene Nichtjuden sowie um Angehörige von Mischehen handelte. Auch dahinter haben einige eine Initiative des Heiligen Stuhls gesehen, insbesondere mit Blick auf den Fall Foligno. Die Freilassung der 252 Personen, unter denen sich auch diese Familie befand, ging nach Napolitano auf die Intervention des Botschafters von Weizsäcker zurück, die Maglione während ihres Gesprächs am Vormittag des 16. Oktobers angeregt hatte.[65] Andere sind von einer direkten Einflußnahme Pater Pfeiffers auf Dannecker ausgegangen.[66] Kappler hat diese Frage nach dem Krieg im Verlauf des Ermittlungsverfahrens gegen ihn geklärt: „Zwischen dem 3. und 5. Oktober tauchte ganz plötzlich ein SS-Hauptsturmführer, ein gewisser Dannecker, auf. Dannecker sagte mir, er habe besondere Direktiven für die Behandlung der Mischlinge und der Juden anderer Nationalität", und: „ich erinnere mich aber, daß Dannecker, als er die ihm erteilten Direktiven erwähnte, mir gegenüber andeutete, von den Festnahmen seien die Kinder aus Mischehen und die Ehepartner von Ariern auszuschließen."[67] Auch den Fall des sogenannten „vatikanischen Staatsbürgers", der in Kapplers Bericht erwähnt wird, gilt es zu überprüfen. Es handelte sich dabei um den Rota-Anwalt Dario Agostino Foligno,[68] der in der Via Flaminia 171 zusammen mit seiner nichtjüdischen Frau und drei Kindern festgenommen wurde. Noch am selben Tag gelangte die Nachricht ins Staatssekreta-

64 Die Nationalsozialisten betrachteten die Operation als halb gescheitert, weil die Zahl der Verhafteten den Erwartungen überhaupt nicht entsprach; vgl. Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia (wie Anm. 9), S. 50.

65 Vgl. Napolitano (wie Anm. 5), S. 79. Vgl. auch Chadwick, Weizsäcker, the Vatican and the jews (wie Anm. 57), S. 195 und Morley (wie Anm. 54), S. 182 (wo die Familie Foligno nicht erwähnt wird). Miccoli hält sich hinsichtlich dieser These ziemlich bedeckt. Vgl. Miccoli (wie Anm. 2), S. 507 Anm. 58.

66 Forcella (wie Anm. 55), S. 104–107, der sich auf Graham (wie Anm. 20), S. 77 f. bezieht.

67 Tribunale militare territoriale di Roma, Processo Kappler, b. 1077, vol. 7: Interrogatori imputati, fase istruttoria, Interrogatorio di Kappler in fase istruttoria, Bl. 63v und Bl. 71v. Auch in dem von Kappler unterzeichneten Bericht über die „Judenaktion" ist von der Freilassung von 252 Personen die Rede: „Nach Entlassung der Mischlinge, der Ausländer (darunter ein Staatsbürger der Vatikanstadt), der Familien in Mischehen einschließl. jüdischen Partners, der arischen Hausangestellten und Untermieter verbleiben...". Vgl. Anm. 49.

68 Der Jude Foligno hatte sich am 27. November 1937 taufen lassen. Am 18. November 1927 hatte er die Katholikin Elisa Tola kirchlich geheiratet. Seine beiden Kinder wurden bei der Geburt getauft und deshalb als „Arier" anerkannt. Nach Aufenthalten in Mailand und Triest kam er 1939 nach Rom. Vgl. Archivio Centrale dello Stato, Ministero degli Interni, Direzione Generale Demografia e Razza, Fascicoli personali, b. 92, fasc. 6.662 und Archivio di Stato di Roma, Questura, Commissariati-ebrei, b. 48, fasc. Foligno Dario.

riat.[69] Er wurde zusammen mit den übrigen freigelassen, wie er selbst schrieb, „dank seiner Rolle als Rota-Notar und Oberhaupt einer gemischten Familie."[70] Dieser zweite Aspekt läßt keinen Zweifel am Grund der Freilassung aufkommen: es handelte sich eben nicht um eine Intervention des Vatikans zugunsten der Verhafteten oder einiger Kategorien wie die Partner aus Mischehen oder Getaufte. Den ersten quellenmäßig belegten Schritt zur Befreiung einiger Häftlinge im Collegio militare tat der Heilige Stuhl am 18. Oktober; er betraf 29 Personen, darunter auch den bereits zwei Tage zuvor freigelassenen Foligno,[71] der sich am 19. Oktober in den Vatikan begab, um sich zu bedanken.[72] Vor dem 18. Oktober war der Vatikan also nicht darüber informiert worden, daß er bereits freigekommen war, und war auch nicht für ihn aktiv geworden, während Foligno seine Freilassung am Abend des 16. Oktobers auf eine Einflußnahme des Vatikans zurückgeführt hatte.

Dem Vatikan gelang es trotz nachdrücklicher Intervention beim Botschafter von Weizsäcker nicht, auch nur einen der Verhafteten zu befreien.[73] Der Kurie blieb allein der diplomatische Weg (in einigen Fällen auf informeller Ebene), d. h. das Mittel der Überzeugungskraft, das aber unwirksam war; von Weizsäcker, der die Mechanismen der Deportation kannte und wußte, daß er in seiner Position keinen Handlungsspielraum besaß, leitete die Gesuche des Vatikans zugunsten der verhafteten Juden gewiß nicht nach Berlin weiter.[74] Die diplomatische Waffe war mittlerweile

---

69 Mons. Montini schrieb an Kard. Maglione: „Heute morgen wurde der Rota-Anwalt Foligno ‚ergriffen'. Katholisch von Geburt und mit arischer Ehefrau und Kindern. Via Flaminia 171". ADSS 9, Dokument Nr. 369, S. 507. Vgl. dazu I giusti d'Italia. I non ebrei che salvarono gli ebrei 1943–1945, a cura di I. Gutman e B. Rivlin, edizione italiana a cura di L. Picciotto, Milano 2006, S. 48 f.

70 ADSS 9, Dokument Nr. 453, S. 589.

71 Die Liste war dem deutschen Botschafter beim Heiligen Stuhl, von Weizsäcker, überreicht worden. Ebd., Dokument Nr. 377, S. 513.

72 Ebd., Dokument Nr. 369, S. 507 Anm. 1.

73 Nachrichten über die Verhafteten, die sich noch im Collegio militare in der Via della Lungara befanden, gelangten am 17. Oktober dank eines Berichtes von Don Igino Quadraroli, einem Mitarbeiter des Staatssekretariats, in den Vatikan; „Ersuchen wohlgesinnter Personen" hatten ihm die Tore des Collegio geöffnet. Wahrscheinlich war er vorstellig geworden, um auf Bitten einiger Verwandter oder Bekannter ein Lebensmittelpaket für eine Familie zu überreichen, wie Picciotto (wie Anm. 54), S. 13, hervorhebt.

74 ADSS 9, Dokument Nr. 426, S. 559: angesichts der Ohnmachtserklärung von Weizsäckers ordnete Montini an, „auf jeden Fall Mitteilung zu machen". Für alle in ADSS 9 aufgenommenen Gesuche, das erste vom 18. Oktober für 29 Personen, das zweite vom 22. Oktober für 5 Personen und das letzte vom 1. Dezember 1943, siehe Dokument Nr. 377, S. 513, Dokument Nr. 381, S. 517, Dokument Nr. 385, S. 521, Dokument Nr. 404, S. 538, Dokument Nr. 407, S. 540, Dokument Nr. 416, S. 549, Dokument Nr. 426, S. 559, Dokument Nr. 449, S. 587. Das Dokument Nr. 370, datiert „Vatican, octobre 1943" und in der Sammlung zwischen die beiden Dokumente vom 16. Oktober eingefügt, wurde anläßlich eines Gesuches von Pater Tacchi Venturi zugunsten der Deportierten verfaßt. Hier heißt es unter anderem: „Die 2. Sektion des Staatssekretariats hat sich bisher darauf beschränkt, einige der zahlreichen Fälle zu ‚melden', insbesondere diejenigen, die sich auf die getauften Nichtarier beziehen, die nach ihrer Ver-

stumpf geworden. Im nachhinein und auf der Grundlage der Kenntnisse, über die wir heute verfügen, scheint das klar zu sein, aber damals war man sich im Vatikan dessen nicht bewußt. Oder besser: auch wenn man sich im allgemeinen keinen allzu großen Illusionen hingab, nachhaltig zugunsten der bereits deportierten Juden eintreten zu können, und sei es auch nur, um Informationen über ihr Schicksal zu erhalten,[75] hatte ein unerwartetes Ereignis Hoffnungen geweckt, daß nicht alles vergeblich sei. Ende Oktober bemerkte Maglione in einem Gespräch mit dem britischen Botschafter Osborne, aufgrund des von ihm auf von Weizsäcker ausgeübten Druckes seien viele der am 16. Oktober Ergriffenen wieder freigelassen worden, wobei er sich offensichtlich auf die 252 erwähnten Personen bezog. Gleichzeitig bat er um Verschwiegenheit in dieser Angelegenheit.[76] Wir wissen, daß Maglione sich täuschte, doch reicht es nicht hin, bloβ auf das Fehlurteil des vatikanischen Staatssekretärs zu verweisen.[77]

---

haftung nicht wie andere, die sich in derselben Lage befanden, freigelassen wurden. Dazu gehören zwei an den Heiligen Stuhl gerichtete Gesuche von P. Tacchi Venturi und Pater Giovanni aus S. Giovanni in Persiceto O.M.C., er möge doch tätig werden, um allgemeine Nachrichten über die Gruppe der in Rom verhafteten Juden zu erhalten". Entgegen der chronologischen Einordnung im Sammelband wurde es nach dem 24. Oktober verfaßt; das ergibt sich nicht nur daraus, daß das ebenfalls aufgenommene Gesuch Tacchi Venturis vom 25. Oktober datiert, sondern vor allem aus derselben Protokollnummer, A.E.S. 6519/43, orig., die den direkten Zusammenhang zwischen beiden Dokumenten belegt (Tacchi Venturi richtete weitere Gesuche zugunsten der Deportierten an den Vatikan, die eine andere Protokollnummer haben). Sarfatti und Rigano hatten bereits diese Chronologie vorgeschlagen (M. Sarfatti, Tra storia e farsa, in: Micromega 5 (2000), S. 121f.; G. Rigano, 16 ottobre 1943: accadono a Roma cose incredibili, in: Roma, 16 ottobre 1943. Anatomia (wie Anm. 9), S. 59 Anm. 121). Sarfatti hebt überdies hervor, daß das erste Gesuch zugunsten der Verhafteten am 18. Oktober eintraf, d.h. zu einem Zeitpunkt, als die Juden bereits auf einen Güterzug „mit unbekanntem Ziel" verladen wurden; am Abend des 22. Oktober sollten sie Auschwitz erreichen.

75 Vgl. ADSS 9, Dokument Nr. 390, S. 525f., wo Mons. Dell'Acqua vermerkt: „Ich glaube nicht, daß es gelingt, Nachrichten über die Deportierten zu erhalten: die in anderen Ländern gemachten Erfahrungen sind in dieser Hinsicht sehr vielsagend".

76 Osborne schrieb an das Foreign Office: „As soon as he heard of the arrests of Jews in Rome Cardinal Secretary of State sent for the German Ambassador and formulated some [grp. undec: ?sort] of protest. The Ambassador took immediate action with the result that large numbers were released. It appears that only German and Italian Jews were retained and that those who had one Aryan parent or were themselves parents of children were released. Vatican intervention thus seem to have been effective in saving a number of these unfortunate people. I enquired whether I might report this and was told that I might do so but strictly for your information and on no account for publicity, since any publication of information would probably lead to renewed persecution." Die in rechteckige Klammern gesetzte Konjektur findet sich in dieser Form im Originaldokument. Vgl. Foreign Office, 371/37255/19, Telegram No. 400 from Holy See to Foreign Office, 31st October 1943. Auf das Dokument hat bereits O. Chadwick, Britain and the Vatican during the second World War, Cambridge 1986, S. 289, hingewiesen. Im Vatikan zirkulierte auch außerhalb der diplomatischen Kreise diese Version der Fakten; vgl. Katz (wie Anm. 28), S. 143.

77 Vgl. Zuccotti (wie Anm. 26), S. 179 Anm. 23; Cornwell (wie Anm. 54), S. 446.: auch Sarfatti (wie Anm. 73) geht darauf ein.

Hier kommt ein weiteres wichtiges Element ins Spiel; es vervollständigt das Bild von dem Bedingungsgefüge und den Prozessen, welche die Beziehungen zwischen dem vatikanischen Staatssekretariat und dem deutschen Botschafter gestalteten. Andernfalls bliebe man einer verzerrten Perspektive verhaftet, wie Andrea Riccardi zu Recht bemerkt hat.[78] Die Fügsamkeit, die Maglione im Gespräch vom 16. Oktober gegenüber von Weizsäcker gezeigt haben soll, muß in einen größeren Zusammenhang eingeordnet werden, bildete sie doch weit über die von der römischen „Judenaktion" geschaffene Lage hinaus eine Strategie, die die wechselseitigen Beziehungen konstant prägte. Am 20. September wurde ihr Verhältnis auf eine entscheidende Probe gestellt. Maglione hatte von Weizsäcker einbestellt, da die deutschen Militärbehörden als Antwort auf eine Sabotageaktion, in der sechs deutsche Soldaten das Leben verloren, die Übergabe von 6000 Geiseln verlangt hatte. Der Staatssekretär bat den Botschafter nachdrücklich, „dringlichst einzugreifen, um die Durchführung der schwer drohenden Maßnahme zu verhindern". Von Weizsäcker erklärte, er könne sich „weder offiziell noch inoffiziell an Berlin (bzw. an das Generalhauptquartier) wenden, weil sein beständiges Bemühen darauf gerichtet sei, den Hl. Stuhl aus solchen Fragen herauszuhalten". Er gab damit zu verstehen, er könne „nur persönlich, und ohne meine [Magliones] Intervention zu erwähnen, versuchen, über Freunde die Vorteile zu betonen, die der Verzicht auf die angedrohte Maßnahme mit sich brächte". Angesichts dieser Haltung trat Maglione nachdrücklich für das Recht des Papstes als des „gemeinsamen Vaters aller Gläubigen" ein, „sich immer und überall für ihre Verteidigung einzusetzen, zumal es sich im vorliegenden Fall um die ‚besondere Verpflichtung' handelte, zugunsten seiner Diözesanangehörigen tätig zu werden." Nachdem Maglione diese Grundsätze dargelegt hatte, zeigte er sich geneigt „einzuräumen, der Botschafter möge, wenn er denn meint, es sei gefährlich oder kontraproduktiv, im Namen des Heiligen Stuhles zu reden, nur für sich und vertraulich handeln". Er schloß seine Argumentation mit einer interessanten Bemerkung ab, an der sich die tiefe Zerrissenheit der Kurie angesichts der Sachlage im besetzten Rom zeigt: „Ich bedauere, daß ein offizielles oder vertrauliches Gesuch seitens des H. Stuhles eher schädlich als nützlich sein kann. Aber zum Besten der vielen gefährdeten Jugendlichen insistiere ich nicht und bitte den Botschafter nur, so zu handeln, wie er es für opportun und nützlich hält."[79]

---

78 A. Riccardi, L'inverno più lungo 1943–1944. Pio XII, gli ebrei e i nazisti a Roma, Roma-Bari 2008, S. 107–109.

79 ADSS 7, Dokument Nr. 410, S. 631–633. Am 22. September ließen die Nationalsozialisten von ihrem Vorhaben ab. Auch Napolitano (wie Anm. 5), S. 74, wie vorher bereits Riccardi (wie Anm. 78), S. 107–109, und Klinkhammer (wie Anm. 28), S. 674, machen auf dieses Gespräch aufmerksam. Von Weizsäcker war in den diplomatischen Kreisen des Vatikans schon aus der Zeit als Staatssekretär im Außenministerium für seine Tendenz bekannt, die üblichen diplomatischen Kanäle zu übergehen, um, soweit möglich, den Wünschen des Heiligen Stuhls entgegenzukommen. Am 23. Oktober 1942 schrieb der Berliner Nuntius Mons. Orsenigo einen Brief an Maglione, um ihn über ein Gespräch zu

Am 16. Oktober wiederholten sich diese Prozesse, wobei – was wichtiger ist – der Vatikan davon überzeugt war, Magliones Forderungen seien mit der Freilassung der 252 Festgenommenen zum Teil schon erfüllt worden. Die informelle diplomatische Schiene schien sich zumindest zum Teil auszuzahlen, so daß ein öffentlich gesprochenes „Wort der Mißbilligung" übertrieben gewesen wäre. Zu einem vorsichtig verschleierten Vorstoß kam es gleichwohl, als in der Ausgabe des „Osservatore Romano" vom 25./26. Oktober ein Kommuniqué mit dem Titel „Die karitative Fürsorge des Heiligen Vaters" erschien: „Zum Heiligen Vater dringt eindringlicher und mitleiderregender denn je der Widerhall des Unglücks, welches der gegenwärtige Konflikt durch seine Dauer ständig vermehrt"; nach dem Hinweis darauf, daß der Papst sich darum bemüht hatte, den Krieg zu vermeiden, hieß es weiter: „Mit dem Anwachsen so vielen Leides hat sich die universale und väterliche Hilfstätigkeit des Papstes noch vermehrt; sie kennt keinerlei Grenzen, weder der Nationalität noch der Religion noch der Rasse. Diese vielgestaltige und rastlose Tätigkeit Pius' XII. hat sich in diesen letzten Zeiten noch weiter vertieft durch die erhöhten Leiden so vieler Unglücklicher." Dieser Artikel wurde sofort vom deutschen Botschafter übersetzt, mit einem Kommentar versehen, der an das Telegramm vom 17. Oktober anläßlich des Briefes von Hudal anknüpfte, und nach Berlin geschickt. Von Weizsäcker hob zunächst hervor, daß der Papst keine Stellung zur Deportation der Juden bezogen hatte, um die Beziehungen zu Deutschland nicht zu beeinträchtigen, obgleich er dazu aufgefordert worden war und wußte, daß er deshalb von mancher Seite kritisiert werden würde, und erwähnte anschließend den in einem „für das vatikanische Blatt bezeichnenden Stil, d. h. reichlich gewunden und unklar" gehaltenen Artikel: „Gegen diese Veröffentlichung sind Einwendungen um so weniger zu erheben, als ihr Wortlaut, der anliegend in Übersetzung vorgelegt wird, von den wenigsten als spezieller Hinweis auf die Judenfrage verstanden werden wird."[80] Der Botschafter zeigte sich davon überzeugt, daß diese „unangenehme Frage" nunmehr überwunden sei. Obgleich „gewunden und unklar", beeinflußte diese Äußerung die kirchlichen Kreise dahingehend, daß sie später insge-

---

informieren, daß der damalige Staatssekretär mit ihm „auf privater, nicht offizieller Ebene" hatte führen wollen, und merkte dabei an: „Es ist gewiß unnötig, höflichst darauf hinzuweisen, daß ich mich verpflichtet habe, höchste Geheimhaltung schon darüber zu wahren, daß dieses Gespräch überhaupt stattgefunden hat, und ich habe es nicht so sehr im persönlichen Interesse des Herrn Staatssekretärs versprochen, sondern um der Sache willen. Ich zweifle nicht, daß der Herr Staatssekretär, wenn er nur kann, auf der Grundlage der von mir übermittelten Informationen für die Sache des Heiligen Stuhles eintreten wird; üblicherweise übernimmt er solche Dienste mit der Erklärung, er könne sie nicht durchführen, und er leugnet auch dann, wenn sie von Erfolg gekrönt waren, daß er sie geleistet habe". ADSS 3,2 Dokument Nr. 432, S. 663. Vgl. auch die Darstellung in seinen italienischen Memoiren in: Nuova Antologia 4 (1988), S. 182 f., wie sie ferner in ADSS 7, Dokument Nr. 145, S. 268–270, bestätigt wird.

80 Akten (wie Anm. 45), Dokument Nr. 66, S. 130 f. Deutsche Fassung des Artikels in S. Friedländer, Pius XII. und das Dritte Reich. Eine Dokumentation, mit einem Nachwort von A. Grosser, Hamburg 1965, S. 145.

heim Maßnahmen zur Aufnahme und Unterstützung von Verfolgten und Flüchtigen, darunter auch Juden, ergriffen. Dies wird von Zuccotti[81] bestätigt, und indirekt geht es auch aus Minerbis Darstellung hervor; als nämlich der israelische Botschafter den Priester, der ihn während der deutschen Besatzung in Rom zusammen mit anderen Juden und Antifaschisten versteckt hatte, nach dem Krieg fragte, ob dazu eine direkte Anweisung des Papstes ergangen sei, erhielt er die bezeichnende Antwort: „Nein, aber der Vatikan hatte uns dahingehend inspiriert." (2012, S. 39)[82]

Paradoxerweise sollte die informelle diplomatische Linie, die für die ergriffenen Juden entgegen aller Überzeugung erfolglos geblieben war, für die weitere Entwicklung der Frage eine entscheidende Bedeutung gewinnen. Von Weizsäcker war zu optimistisch, denn das „Kapitel Juden" war noch nicht abgeschlossen. Das Tauziehen um die Personen, die am 16. Oktober festgenommen worden waren, hatten die Nationalsozialisten für sich entschieden, aber es zeichnete sich bereits ein zweites Konfliktfeld ab, wo sich die konsequent duchgehaltene diplomatische Linie des Heiligen Stuhles als wirksamer erweisen sollte. Am 25. Oktober notierte Montini: „Deutschlands Botschafter sagt, daß sich deutschen Nachrichten zufolge in der Vatikanstadt politische Flüchtlinge, Juden, Militärangehörige usw. befänden. Die Antwort lautet, daß das nicht stimmt"; aber bereits seit dem 23. Oktober hatte er sich mit dem Problem der Aufnahme und mit den Implikationen befaßt, die sich daraus für die Beziehungen zu den Besatzungsbehörden ergaben.[83] Dieses Kapitel, d. h. der zum Teil bereits vor dem 16. Oktober gewährte Unterschlupf nicht nur für Juden, sondern für die Verfolgten im allgemeinen, die Kriegsdienstverweigerer und verschiedenen Exponenten des Widerstands in Klöstern und Pfarreien sowie in extraterritorialen Gebieten und Gebäuden des Vatikans in Rom, kann hier nicht behandelt werden.[84] Die Kirche bot all denjenigen, die sich in Lebensgefahr befanden, ein Asyl, gefährdete dadurch aber ihre Neutralitätspolitik, die darauf zielte, sich einen wenn auch nur beschränkten Handlungsspielraum zu erhalten, um den Deutschen und den Alliierten gegenüber als zuverlässiger Ansprechpartner auftreten und sich zugunsten der römischen Bevölkerung einsetzen zu können. Die Aktionslinie des Heiligen Stuhls im besetzten Rom beruhte auf einem höchst empfindlichen Gleichgewicht und gehorchte

81 Zuccotti (wie Anm. 26), S. 190.

82 Über die Aufnahmebereitschaft der Kirche während der deutschen Besatzung vgl. die umfassende Rekonstruktion von Riccardi (wie Anm. 78).

83 ADSS 9, Dokument Nr. 387 und 382, S. 524 und 518.

84 Beispielhaft ist der in ebd., Dokument Nr. 356, S. 496, erwähnte Fall. Über die Unterbringung in den Klöstern und vatikanischen Besitzungen vgl. außer Riccardi (wie Anm. 78) und ders., Roma „città sacra"? Dalla Conciliazione all'operazione Sturzo, Milano 1979, S. 237–262; G. Loparco, Gli ebrei negli istituti religiosi a Roma (1943–1944). Dall'arrivo alla partenza, in: Rivista di storia della Chiesa in Italia 1 (2004), S. 107–210; Zuccotti (wie Anm. 26), S. 217–244. Vgl. auch Chenaux (wie Anm. 50), S. 271–275.

gegensätzlichen Erfordernissen. Eine Radikalisierung der Kontraste hätte das Gleichgewicht zerstört und die darauf gegründete politische Linie untergraben, damit Raum geschaffen für bewaffneten Widerstand, der von den Kommunisten hegemonisiert wurde. Auch dieser allgemeine Rahmen macht die Vorsicht verständlich, mit welcher der Vatikan sich dem spezifischen Problem der Juden zuwandte, ohne darauf zu verzichten, auf verschiedenen Ebenen zu handeln, von diplomatischen Schritten bis hin zu insgeheim durchgeführten Maßnahmen.[85]

In seinem Beitrag von 2012 entwickelt Minerbi schließlich eine eigene These, mit der er das „Schweigen" des Papstes zur Verhaftung und Deportation der römischen Juden zu erklären versucht: „Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es faktisch zu einem großen Tauschhandel gekommen ist: einerseits wurde sichergestellt, daß das Territorium des Vatikans unangetastet blieb und der Papst nicht von den Deutschen entführt wurde, andererseits sollten die römischen Juden verhaftet und deportiert werden. Es gab seitens des Vatikans praktisch keinen Protest gegen die Deportation der Juden." (2012, S. 16, vgl. aber auch S. 26 und 28) Wir werden zeigen, daß diese These jeglicher Grundlage entbehrt und von den bis heute verfügbaren Quellen widerlegt wird. Mit der Besetzung Roms durch die Deutschen nach dem 8. September 1943 stellte sich die Frage nach dem Status des Heiligen Stuhles unter den neuen politisch-militärischen Verhältnissen: Würden die Deutschen die Neutralität und Souveränität des Vatikans und die Person des Papstes respektieren? Schon vor dem 8. September kursierten in dieser Hinsicht wenig ermutigende Gerüchte: Nach den vatikanischen Quellen wandten sich Ende August einige deutsche Soldaten an den früheren Nuntius in Österreich, um zu erklären, daß sie „im Falle einer Entführung des Heiligen Vaters durch die Deutschen nicht gewillt waren, eine solche Untat zu unterstützen", und um den Schutz des Vatikans zu erbitten.[86] Gab es tatsächlich einen Plan, um in den Vatikan einzudringen, den Papst zu entführen und nach Deutschland oder in das „neutrale" Liechtenstein zu bringen? Nach den schlimmsten Prophezeiungen Kard. Siblias sollte selbst das Leben des Papstes in Gefahr gewesen sein.[87] Allerdings läßt kaum etwas die wirklichen Absichten Hitlers erkennen. Das einzige direkte Zeugnis, wonach Hitler einen solchen Plan verfolgte, stammt vom Kommandanten der SS in Italien, General Wolff, der nach dem Krieg behauptete, einen derartigen Befehl direkt vom deutschen Diktator erhalten und – vor allem – vereitelt zu haben, habe er Hitler doch von den nachteiligen Folgen seiner Ausführung überzeugt.[88]

---

85 Vgl. Riccardi (wie Anm. 78), und Klinkhammer (wie Anm. 28), S. 677 f.

86 ADSS 9, Dokument Nr. 319, S. 464. Gewiß, ein Schutzersuchen nach einer eventuellen Entführung des Papstes erscheint wenig weitsichtig. Vgl. auch ADSS 7, Dokument Nr. 405, S. 626, Dokument Nr. 407, S. 629 f., Dokument Nr. 416, S. 652 f.

87 Napolitano (wie Anm. 5), S. 60. So auch Kessel selbst. Vgl. von Kessel (wie Anm. 22), S. 35.

88 Vgl. G. Angelozzi Gariboldi, Pio XII, Hitler e Mussolini. Il Vaticano tra le dittature, Milano 1988, S. 214–216 und Napolitano (wie Anm. 5), S. 64–68.

Es gibt keine sicheren Beweise dafür, ob ein solcher Plan tatsächlich bestand, doch in erster Linie zählt, daß darüber damals hartnäckige Gerüchte zirkulierten.[89] Nach dem 8. September überstürzten sich die Ereignisse: Was sich zunächst als eine völlig theoretische Möglichkeit präsentiert hatte, erlangte mit den Deutschen vor den Toren der Stadt einen hohen Grad an Wahrscheinlichkeit, Wirklichkeit zu werden. Die nationalsozialistischen Truppen besetzten Rom am 10. September. Einen Tag zuvor, als die Kämpfe noch im Gang waren, forderte Maglione vom deutschen Botschafter Garantien für die „Neutralität und Souveränität" des Vatikans, die überdies die Grundvoraussetzung für die Unversehrtheit des Papstes bildeten.[90] Gleichzeitig erging allerdings auch der Befehl an die Schweizer Garde, „auf keinen Fall von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen".[91] In dieser doch sehr konfusen Lage bemühte sich von Weizsäcker darum, den Heiligen Stuhl zu beruhigen, doch erst am Abend des 10. September, um 20.00 Uhr, akzeptierte das deutsche Militärkommando die Forderungen des Vatikans: „Ein Offizier Kesselrings hat versichert, daß das vatikanische Territorium und dessen Besitztümer nicht verletzt würden", schrieb Montini.[92] Der den Nationalsozialisten gegenüber völlig wehrlose Vatikan gab sich mit den halboffiziellen, wenig verbindlichen deutschen Erklärungen zufrieden. Kurz zuvor, um 19.00 Uhr, berichtete Radio Berlin, die deutschen Truppen hätten die Vatikanstadt unter ihre „Schutzherrschaft" genommen. Ab dem 13. September stationierten überdies deutsche Soldaten an der am Petersplatz verlaufenden Grenze zwischen dem Vatikan und dem mittlerweile besetzten italienischen Territorium. Radio London verbreitete auf der Grundlage dieser Informationen die Nachricht, der Papst sei „Geisel der Besatzermacht".[93] Trotz eines klärenden Artikels des „Osservatore Romano" vom 22. September,[94] wonach die deutsche Wehrmacht die Grenzen des Vatikans respek-

89 Vgl. ADSS 9, Dok. Nr. 355, S. 495–496, und Dok. Nr. 474, S. 612. Der Konsul Möllhausen leugnet, daß es einen Plan zur Entführung des Papstes gegeben habe; vgl. Möllhausen (wie Anm. 9), S. 157. Vgl. aber auch Graham (wie Anm. 20), S. 89–110, der alle damals umlaufenden Gerüchte sammelt, wonach geplant gewesen sei, den Papst nach Deutschland oder in ein „neutrales" Land zu verbringen. Doch es handelt sich dabei um Behauptungen und nicht um Dokumente, die eine derartige Absicht zweifelsfrei belegen. T. Brechenmacher, Der Vatikan und die Juden. Geschichte einer unheiligen Beziehung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2005, S. 221, scheint unter Berufung auf Kessels Memoiren der These zuzuneigen, daß man einen solchen Plan verfolgt habe, während Klinkhammer (wie Anm. 28), S. 677, sich eher skeptisch zeigt.

90 ADSS 7, Dokument Nr. 390, S. 614.

91 Ebd., Dokument Nr. 387, S. 611. Der Kommandant der Schweizer Garde, der telefonisch instruiert worden war, verlangte einen schriftlichen Befehl. Wahrscheinlich ging es dem Papst darum, Situationen zu vermeiden, die einen deutschen Eingriff gerechtfertigt hätten.

92 Ebd., Dokument Nr. 397, S. 619 f. Zu den aufgeregten Tagen zwischen dem 8. und 10. September vgl. ebd., Dokument Dr. 385, S. 609, Dokument Nr. 389, S. 613, Dokument Nr. 392, S. 616, Dokument Nr. 394, S. 617 f.

93 Ibid., Dokument Nr. 410, S. 634 Anm. 4 und Dokument Nr. 408, S. 630.

94 Ebd., S. 634, Anm. 7.

tierte, setzte also eine Propagandakampagne der Alliierten ein, die den Vatikan und den Papst als Gefangene der Deutschen und die Offensive in Italien – mit den Worten Roosevelts vom 1. Oktober 1943 – als einen Kreuzzug zur „Befreiung Roms, des Vatikans und des Papstes aus den nationalsozialistischen Fesseln" präsentierte.[95] Tatsächlich bewahrte der Vatikan seine Unabhängigkeit, doch die Lage war sehr heikel geworden, wurde sein Handeln doch nachhaltig von der Gegenwart des deutschen Besatzers beeinflußt. Überdies muß hervorgehoben werden, daß der Papst während der neunmonatigen Besatzungszeit kein einziges Mal den Vatikan verlassen hatte, im Gegensatz zu anderen dramatischen Phasen, die die Hauptstadt während des Krieges durchlebte. Die vatikanischen Kreise betrachteten die nationalsozialistische Herrschaft über die Stadt als eine „anormale Situation".[96]

Die Deutschen, die den Heiligen Stuhl auch vor Oktober mit den „falschen Gerüchten" über die „Haltung der deutschen Truppen" gegenüber dem Vatikan konfrontiert hatten,[97] verlangten nach der Äußerung des amerikanischen Präsidenten mit Entschiedenheit, der Heilige Stuhl solle ihnen öffentlich entgegentreten;[98] dieser nutzte seinerseits die Gelegenheit, auf eine offizielle Erklärung seitens der deutschen Regierung zu drängen, sie würde auch in Zukunft die Neutralität und Souveränität des Vatikans respektieren. Am 9. Oktober wurde von Weizsäcker von Pius XII. empfangen, dem er „im Auftrag seiner Regierung" die gewünschten Zusagen machte.[99] Entsprechend der Instruktionen Ribbentrops verlangte der Botschafter allerdings, gegenteilige Behauptungen zu dementieren.[100] Die Erklärung, die schließlich in der Ausgabe des „Osservatore Romano" vom 29./30. Oktober erschien, um „den unbegründeten Gerüchten, die vor allem im Ausland über die Haltung der deutschen Truppen gegenüber dem Vatikan umlaufen, ein Ende zu setzen", war das Ergebnis einer intensiven diplomatischen Arbeit.[101] Sie versteht sich ganz eindeutig nicht als Antwort auf den Schritt, mit dem Maglione am 9. September, als man in den Straßen Roms noch kämpfte, die Wahrung der „Neutralität und Souveränität" des Vatikans ein-

95 Ebd., Dokument Nr. 420, S. 655 f.

96 Sie war gleichwohl einem Machtvakuum zwischen dem vorhersehbaren Rückzug der Deutschen und dem Einzug der Alliierten vorzuziehen, so daß man mit beiden kriegführenden Parteien Kontakt hielt. Vgl. ebd., Dokument Nr. 433, S. 668 f., Dokument Nr. 434, S. 669 f., Dokument Nr. 435, S. 670 f., Dokument Nr. 448, S. 682–684. Zum Ausdruck „anormale Situation" („abnormal situation"), den der amerikanische Vertreter im Vatikan, Tittmann, dem Papst zuschrieb, vgl. Foreign Relations of the United States. Diplomatic Papers 1943, Bd. II, Washington 1964, S. 950.

97 ADSS 7, Dokument Nr. 406, S. 627–629, Dokument Nr. 410, S. 633 f.

98 Ebd., Dokument Nr. 420, S. 656 Anm. 2.

99 Ebd., Dokument Nr. 429 und 430, S. 664 f.

100 Vgl. Ribbentrops Telegramm an von Weizsäcker vom 7. Oktober in Friedländer (wie Anm. 80), S. 141. Ausdrücklicher Bezug auf die angemahnte Erklärung auch in ADSS 7, Dokument Nr. 449, S. 684 f. Vgl. auch ADSS 7, Dokument Nr. 420, S. 656 Anm. 2.

101 Ebd.

forderte, wie Minerbi schreibt (2012, S. 29), sondern als Reaktion auf die Kampagne der Alliierten, die den Heiligen Vater als Gefangenen der Nationalsozialisten präsentierte. Noch offensichtlicher ist, daß die Initiative, aufgrund derer man die Erklärung Ende Oktober im „Osservatore Romano" veröffentlichte, nicht vom Vatikan, sondern von den Deutschen ausging; die Übereinkunft sah eine Garantiererklärung zur Neutralität und Souveränität des Vatikans seitens der Nationalsozialisten vor, während der Vatikan der alliierten Propaganda öffentlich entgegentreten sollte, indem er betonte, die Deutschen würden sich korrekt verhalten. Daß sich diese beiden Vorgänge, die Verhandlungen über die Rechte des Vatikans und die Neutralisierung der alliierten Kampagne einerseits und die „Judenaktion" in Rom andererseits, überlagerten, ist mithin rein zufällig und Roosevelts Erklärungen vom 1. Oktober geschuldet. Vor diesem Hintergrund erweist sich Minerbis Ansicht als völlig willkürlich, wonach Ribbentrop die Frage zum Status des Vatikans einen Monat nach Maglione Forderung vom 9. September angesprochen habe, um eine Übereinkunft auszuhandeln, die das Schweigen des Papstes angesichts der „Judenaktion" und im Gegenzug die Anerkennung der Neutralität des Vatikans durch Ribbentrop vorsah (2012, S. 28). Minerbi zeigte sich überdies entrüstet über die Erklärungen des Papstes vom 18. und 19. Oktober, worin dieser den diplomatischen Vertretern der Vereinigten Staaten und Englands das korrekte Verhalten der Deutschen bescheinigte, ohne auch nur auf die kurz zuvor durchgeführte „Judenaktion" hinzuweisen.[102] Vor allem gilt es klarzustellen, daß der amerikanische Diplomat am 14. Oktober empfangen wurde, d. h. zwei Tage vor der Durchkämmungsaktion.[103] Aber auch im Fall des britischen Diplomaten sind die Äußerungen vor dem Hintergrund der Verhandlungen über die Anerkennung der Souveränität des Vatikans und über die öffentliche Stellungnahme gegen die Propaganda der Alliierten zu verstehen: Es ging eben darum, der britischen und amerikanischen Regierung eine beruhigende Botschaft zu übermitteln.[104]

102 Zum britischen Vertreter vgl. Chadwick (wie Anm. 76), S. 288 f.; zum amerikanischen Vertreter Foreign Relations (wie Anm. 93), S. 950.

103 ADSS 7, Dokument Nr. 442, S. 678 Anm. 1. Vgl. auch Napolitano (wie Anm. 5), S. 78.

104 Am 1. November besprach Pius XII. dieses Problem auch mit Pater Martegani, dem Direktor der „Civiltà Cattolica": „Hinsichtlich der Beziehungen zu den Deutschen gibt es bisher keinen Anlaß zur Klage, und die gemachten Zusicherungen dürften auch für die Zukunft gelten", heißt es in dem von Martegani hinterlassenen Bericht. Miccoli sieht darin eine Bestätigung, daß die „wichtigsten Sorgen" des Papstes nicht den römischen Juden galten (Miccoli [wie Anm. 2], S. 269). Tatsächlich sprachen Pius XII. und Martegani in der Audienz vom 1. November auch andere Fragen an, so die Verhandlungen über die Anerkennung Roms als „offene Stadt" und die Versorgung der Bevölkerung; schließlich hob Martegani hervor, daß der Papst „sich auch um das Wohl der Juden sorgte"; vgl. Sale (wie Anm. 56), S. 197 und 200 f. Wenn der Papst die Beziehungen zu den Deutschen anrührte, sprach er nicht im allgemeinen, sondern mit Blick auf die Achtung der Neutralität des Vatikans.

Fassen wir zusammen: Es gibt keinen ernstzunehmenden Quellenbeleg dafür, daß Pius XII. vor dem 16. Oktober von der geplanten „Judenaktion" wußte. Es ist nicht einmal sicher, ob der Botschafter von Weizsäcker informiert war. So entbehrt die These jeglicher Grundlage, wonach es eine Übereinkunft zwischen dem Heiligen Stuhl und den Deutschen gab, der die Anerkennung der Souveränität des Vatikans einerseits und das Schweigen des Papstes zur Deportation der römischen Juden andererseits vorsah. Damit sind die Schlußfolgerungen widerlegt, zu denen Sergio L. Minerbi und andere gelangen und die sich zu einer – nennen wir sie – „schwarzen Legende" verdichten. Zugleich aber haben wir gezeigt, daß der Vatikan trotz aller Bemühungen nicht vermochte, den Festnahmen Einhalt zu gebieten oder die Freilassung zumindest einiger Verhafteter zu erwirken; diese Annahme, die in den Kreisen des Heiligen Stuhles zirkulierte, beruhte auf einer Mißdeutung der erwähnten Freilassung von 252 Personen am Nachmittag des 16. Oktober. Die Position wird heute noch von einer Geschichtsschreibung vertreten, der es darum geht, das Handeln des Papstes zu verteidigen, wie der Beitrag von Matteo Luigi Napolitano zeigt, der die wichtigsten Argumente zugunsten einer – nennen wir sie – „weißen Legende" zusammenfaßt. Um die Entscheidungen des Vatikans hinsichtlich der Deportation der römischen Juden zu verstehen, darf man jedoch nicht die Konsequenzen außer acht lassen, die sich aus seiner Fehlinterpretation der Freilassung jener 252 Verhafteten ergaben, optierte er doch gerade deshalb für den diplomatischen Weg, da er sich auszuzahlen schien, während man die Alternative einer öffentlichen Verurteilung fallen ließ. Paradoxerweise sollte die halboffizielle diplomatische Linie, die im Falle der „Judenaktion" ergebnislos blieb, in der nachfolgenden Phase eine grundlegende Bedeutung gewinnen, festigte sie doch das prekäre Gleichgewicht, das die umfangreichen Aktivitäten, mit denen viele Verfolgte Unterschlupf in den römischen Kircheneinrichtungen fanden, bis zum Juni 1944 ermöglichte.

Martin Baumeister

„Tiber alone ... remains of Rome"

Städtischer Wandel, urbanistische Debatten und das Imaginäre der Stadt im Rom der Nachkriegszeit

Riassunto: L'articolo affronta la discussione urbanistica a Roma durante una fase critica della crescita esplosiva della città, dall'immediato dopoguerra alla svolta politica cittadina a metà degli anni Settanta. Si evidenzia la stretta connessione tra la visione urbanistica dei politici, di esperti come architetti e urbanisti, di giornalisti e scrittori, e il suo diretto collegamento con immagini archetipiche di Roma, con quell'immaginario della città che viene però sostanzialmente rimesso in discussione a causa delle profonde trasformazioni in corso. Nella reazione pubblica ai cambiamenti dominava un „atteggiamento apocalittico", uno scetticismo di fondo nei confronti dello sviluppo, alimentato dalle immagini tradizionali di Roma, che culminava nella prognosi del definitivo tramonto della città. Fino ad oggi – è questa una tesi dell'articolo – la storiografia sulla Roma del dopoguerra è influenzata dalle implicazioni normative e dalle controversie urbanistiche, e tale deformazione può essere superata solo attraverso un'attenta rilettura in chiave storica dei giudizi dei contemporanei e l'inserimento della storia urbana di Roma nel contesto italiano e internazionale.

Abstract: The article discusses the debate on urbanism in Rome during a critical phase of the city's explosive growth, from the immediate post-war period to the turning point in city policy in the mid-1970s. The close connections between the visions of city planning of politicians, experts such as architects and city planners, journalists and writers are highlighted, alongside their direct links to archetypical images of Rome and the imaginary of the city that was being extensively called into question due to the profound transformations underway. Public reactions to these changes were dominated by an „apocalyptic attitude", a fundamental scepticism towards development, fed by traditional images of Rome and culminating in predictions of the city's definitive decline. Up to the present – according to one of the theses of the article – historiography on post-War Rome has been influenced by the normative implications of and controversies over city planning; this distortion can be overcome only by a careful historical reinterpretation of the judgements of contemporaries and the insertion of Rome's urban history into the Italian and international context.

Eine der herausragenden Darstellungen der Geschichte der Stadt Rom verdankt ihre Entstehung, folgt man ihrem Autor, einem, zumindest für ein historiographisches Werk, ungewöhnlichen Umstand. 1854 vertraute Ferdinand Gregorovius seinem Tage-

buch an, er habe, „ergriffen vom Anblick der Stadt, wie sich dieselbe von der Inselbrücke San Bartolomeo darstellt", beschlossen, die Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben. Zwei Jahrzehnte später, nach Abschluss von letztlich acht Bänden zum mittelalterlichen Rom, stilisierte er sein Initiationserlebnis zur geistigen Vision: Seine römische Geschichte wäre nicht entstanden, „wenn nicht eines Tages auf der Brücke Quattro Capi das bezaubernde Idealbild Roms sich in meinem Innern abgespiegelt hätte".[1] Hundert Jahre nach Gregorovius' Erweckung zum Geschichtsschreiber der Ewigen Stadt führte eine junge österreichische Schriftstellerin ihre Leser ebenfalls zur römischen Tiberinsel, empfahl jedoch, „nicht von den Brücken [zu] sehen, die als Wege zur Insel gedacht sind. Die Tiberina bewohnen die Noiantri [sic] – wir anderen. Das ist so zu verstehen, daß sie, die Insel der Kranken und Toten, seit alter Zeit von uns anderen mitbewohnt werden will, mitbefahren, denn sie ist auch ein Schiff und treibt ganz langsam im Wasser, mit allen Beladenen, in einem Fluß, der sie nicht als Last empfindet."[2] Marie Luise Kaschnitz hielt sich nicht an den Rat ihrer jüngeren Kollegin Ingeborg Bachmann und beschrieb 1954, im selben Jahr wie Bachmann, den Blick über die Brüstung der Brücke, wo sie „faules Stroh, verdorbene Früchte, ein totes Schwein, gläsern überkrustet, von den eifrig hin und her schießenden Ratten überlaufen und benagt", zu Gesicht bekam.[3]

Die Tiberinsel als Totenschiff, als „Schlammgeburt",[4] als Ort der Vision und Inspiration, wo das „bezaubernde Idealbild Roms" aufscheint – diese drei Zeugnisse stehen nicht nur für ein emphatisches Verhältnis der Angehörigen des deutschsprachigen Kulturraums zu Rom, wie es etwa Gregorovius für die Deutschen beschwor, sondern insbesondere für die vielschichtige symbolische Aufladung und Überformung der Stadt, von städtischem Raum und städtischer Topographie, wo nicht nur Fluß und Brücke, sondern auch Abfall und Tierkadaver, das Monumentale und Schöne wie auch das Widerwärtig-Hässliche mythischen Verweischarakter erhalten.

Rom gehört als „città-faro" zu den symbolisch überdeterminierten Orten der westlichen Kultur, mit dem sich die Idee vom „centro del mondo" und der „città eterna per eccellenza" in vielerlei Varianten verbindet,[5] mehr noch die Vorstel-

1 F. Gregorovius, Römische Tagebücher 1852–1889, München 1991, S. 53 (Eintrag vom 3. 10. 1854), 356 (9. 6. 1875). Seine achtbändige Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter erschien in erster Auflage in den Jahren 1859 bis 1873.

2 I. Bachmann, Was ich in Rom sah und hörte [1955], in: Dies., Werke. Bd. IV: Essays. Reden. Vermische Schriften. Anhang, München 1978, S. 29.

3 M. L. Kaschnitz, Schlange des Aesculap [1955], in: Dies., Engelsbrücke. Römische Betrachtungen, 7., neu durchges. Aufl., München 1997, S. 91.

4 Ebd.

5 A. Giardina/A. Vauchez, Il mito di Roma. Da Carlo Magno a Mussolini, Roma-Bari 2008, S. VIIf.

lung, die Ewige Stadt sei ein einzigartiger, quasi überzeitlicher „Welt-Topos“[6] von universaler Bedeutung. Rombilder, Rommythen und Romideen sind Gegenstand einer Vielzahl kulturwissenschaftlicher und historischer Disziplinen. Diese untersuchen die geistigen, ästhetischen und ideologischen Valenzen der Stadt-Bilder in mehr oder weniger artikulierten Selbst- und Fremdzuschreibungen wie in elaborierten programmatischen Vorstellungen, im Spannungsfeld zwischen Partikularität und Universalität, zwischen der Behauptung des unvergleichlichen Charakters der Stadt und Zuweisungen von weit über sie hinausgehenden Bedeutungen. Die zahlreichen Forschungen zur Romimagologie, gleich ob es sich um die Analyse von Lyrik oder narrativen Texten, von Reiseliteratur oder politischen Diskursen, von Werken der bildenden Kunst oder von Filmen handelt, verharren zumeist auf der Ebene der Beschreibung und Untersuchung von Motiven, Bildern und Wahrnehmungen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten, Traditionen und Interessenkonstellationen.[7] Die Ewige Stadt erscheint hier als Inbegriff der „art of growing old by playing on all its pasts“.[8] Besondere Faszination übt die Metapher von Rom als Palimpsest aus, die Vorstellung von der Jahrtausende alten Metropole als einem immer wieder gelöschten und neu überschriebenen Text, in dem sich historische Schichten in Form von Zeichen, Bildern und Artefakten überlagern und miteinander verbinden.[9] Von diesem Gedanken aus gelangt man leicht zur Vorstellung von Rom als einem Ort des Übergangs von der historischen Zeit in mythische Zeitlosigkeit. Man empfinde in der Stadt „das Außeinanderwachsen der Zeiten zu einem Mit- und Ineinander zusammenwachsen“, so Georg Simmel 1898: „Das ganz Unvergleichliche des Eindruckes von Rom ist, daß die Abstände der Zeiten, der Stile, der Persönlichkeiten, der Lebensinhalte, die hier ihre Spuren hinterlassen haben, so weit gespannt sind, wie nirgends in der Welt, und daß diese dennoch in eine Einheit, Abgestimmtheit und Zusammen-

6 A. Esch, Rom als europäischer Erinnerungsort, in: Schriften der Philosophisch-Historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Suppl.-Bd. 18, Heidelberg 2007, S. 387.

7 Vgl aus der Fülle der Literatur neben Giardina/Vauchez (wie Anm. 5) z. B. P. Bondanella, The eternal city: Roman images in the modern world, Chapel Hill 1987, F. Bartolini, Rivali d'Italia. Roma e Milano dal Settecento a oggi, Roma-Bari 2006; zu literarischen Rombildern: C. Edwards, Writing Rome: textual approaches to the city, Cambridge 1996; R. G. Czapla/A. Fattori (Hg.), Die verewigte Stadt. Rom in der deutschsprachigen Literatur nach 1945, Bern 2008; zu Vergegenwärtigungen des antiken Rom M. Disselkamp (Hg.), Das alte Rom und die neue Zeit: Varianten des Rom-Mythos zwischen Petrarca und dem Barock, Tübingen 2006, C. Edwards (ed.), Roman presences. Receptions of Rome in European culture, 1789–1945, Cambridge 1999; zu Rombildern im Film: J. Neutres, Rome, ville ouverte au cinéma entre vision mythologique et géographie sociale, La Tour d'Aigues 2010, R. Wrigley (ed.), Cinematic Rome, Leicester 2008.

8 M. De Certeau, The practice of everyday life, Berkeley 1984, S. 91.

9 Siehe z. B. D. Holdaway/F. Trentin, Introduction, in: Dies. (ed.), Rome, postmodern narratives of a cityscape, London 2013, S. 1–18, hier 7 f.

gehörigkeit verwachsen, wie nirgends in der Welt."[10] Einen ähnlichen Gedanken formulierte Ingeborg Bachmann ein halbes Jahrhundert später, freilich in einer ganz anderen Bedeutung, als „Utopie", der nicht an ästhetischem Genuss an Harmonie und Kontinuität, sondern vielmehr an der überbordenden „Vitalität Roms als Faszination", Bewegung, Spannung und Gebrochenheit gelegen war: „Rom als offene Stadt. Keine ihrer Schichten kann als abgeschlossen betrachtet werden, sie spielt alle Zeiten aus, gegeneinander, miteinander, das Alte kann morgen neu sein und das Neueste morgen schon alt."[11]

Hinter der Fülle von Rombildern und Romvorstellungen lässt sich ein integrierender „Begriff" von Rom, eine „Romidee" in vielerlei, z. T. durchaus widersprüchlichen und miteinander unvereinbaren Gestalten und Ausprägungen ausmachen, die sich bei Simmel in ästhetischer Gestalt als „völlige, organische Einheit des Eindrucks" manifestiert[12] und bei Gregorovius als historisches „Idealbild" aufscheint, während sie in politischen Kontexten als Leitbild von Herrschaft und imperialer Expansion wie im faschistischen Rommythos, „l'essenza del fascismo",[13] zum Tragen kommen konnte. Auch wenn zumindest in politischen Konzepten der *romanità* wie etwa in der faschistischen Romidee die unmittelbare Verbindung zwischen Repräsentationen und Handeln, zwischen Diskurs und Praxis auf der Hand liegt, bleiben zahlreiche Studien zu Rombildern selbstreferentiell und erschöpfen sich, meist in Beschränkung auf bestimmte Genres und Medien, in der Rekonstruktion und hermeneutischen Ergründung der Vorstellungen und Bilder der Stadt. Die Sphäre des „Imaginären" der Stadt, die im Fall Roms eine einmalig erscheinende Dichte und Vielschichtigkeit aufweist, ist jedoch keineswegs abgelöst von ihrer materiellen Realität oder steht gar in Gegensatz zu ihr, sondern bezieht sich unmittelbar auf sie, durchdringt und „vertieft" sie in besonderer Weise.[14] Bereits die Namensgebung von Plätzen und Straßen erzeuge, so Michel de Certeau, eine metaphorische Ebene: „A strange toponymy that is detached from actual places flies high over the city like a foggy geography of ‚meanings' held

10 G. Simmel, Rom. Eine ästhetische Analyse, in: Ders., Philosophie der Kunst. Philosophische und kunstphilosophische Aufsätze, Potsdam 1922, S. 17–28, hier 21, 19.

11 I. Bachmann, Ferragosto, in: Dies., Werke. Bd. IV (wie Anm. 2), S. 337.

12 Simmel (wie Anm. 10), S. 19.

13 E. Gentile, Fascismo di pietra, Roma 2007, S. 257f. Zur faschistischen Idee der *romanità* vgl. weiterhin S. Falasca-Zamponi, The aesthetics of power in Mussolini's Italy, Berkeley 2000, S. 90–99 sowie Giardina/Vauchez (wie Anm. 5), S. 212–296.

14 Zum Konzept des „imaginaire urbain", das v. a. in der französischen Anthropologie entwickelt wurde, siehe u. a. die prägnante Skizze von R. Lindner, The imaginary of the city, in: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr / Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften – Wien (Hg.), The contemporary study of culture, Wien 1999, S. 289–294, hier besonders S. 289, vgl. von demselben Autor die Diskussion dreier eng miteinander verflochtener Ansätze einer kulturwissenschaftlichen Stadtforschung: Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung, in: H. Berking/M. Löw (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt a. M. 2008, S. 83–94.

in suspension".[15] Die vielfältige symbolische Überformung einer Stadt prägt, für Einheimische wie Auswärtige, nicht nur ihre Wahrnehmung, sondern auch die ihr entgegengebrachten Erwartungen und Gefühle, den Umgang und die Erfahrungen mit ihr. Sie „imprägniert" die Stadt mit Sinn und stattet sie mit einer „Biographie" aus, d. h. sie verleiht ihr einen Charakter und gewisse Eigenheiten und weist ihr gleichzeitig bestimmte Wertvorstellungen zu.

Im Folgenden sollen vor diesem Hintergrund die urbanistischen Debatten in Rom während einer kritischen Phase der jüngsten Stadtentwicklung von den frühen Jahren der italienischen Republik bis zur kommunalpolitischen Wende Mitte der siebziger Jahre, die auch eine Neuorientierung in der Stadtentwicklungspolitik einleitete, analysiert werden. Dabei soll nach einer Skizze der Grundzüge der krisenhaften Entwicklung Roms in den Jahrzehnten vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis Ende der siebziger Jahre deutlich gemacht werden, wie die Argumentationsweisen von Politikern, Experten wie Stadtplanern, Architekten und Geographen sowie von Journalisten und Schriftstellern miteinander verflochten sind und wie sie auf tief verwurzelte Stereotypen vor allem negativer Rombilder zurückgreifen. Die urbanistischen Diskurse lassen sich, so die Ausgangsthese der Untersuchung, keineswegs auf einen engeren politisch-technischen Bereich eingrenzen, sondern sind vielmehr rückgebunden an das Imaginäre der Stadt, an die Vorstellungen von deren „Wesen" und Eigenarten, die ihre Richtung und ihre Logik mitbestimmen. In einer Stadt wie Rom mit einem quasi hypertrophen materiellen und immateriellen Erbe fallen solche „weichen" kulturellen Faktoren besonders ins Gewicht. Phasen einer beschleunigten Stadtentwicklung, demographische, soziale, wirtschaftliche und politische Krisen berühren die Sphäre des Imaginären unmittelbar. Dieses stellt kulturelle Ressourcen zu deren Bewältigung und Sinnstiftung zur Verfügung, wird zugleich jedoch in seinen Fundamenten getroffen und erschüttert. Bis heute prägen die urbanistischen Debatten mit ihren normativen Implikationen und Frontstellungen die Geschichtsschreibung über das Rom der Nachkriegszeit, wie in einem weiteren Schritt gezeigt werden soll. In den Auseinandersetzungen über die Stadtentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg lassen sich keine „bezaubernden Idealbilder" Roms, wie sie Gregorovius vor Augen hatte, und keine romantischen, für den internationalen Tourismus bis heute äußerst wirkungsvollen Bilder wie in der Hollywood-Romanze „Roman Holiday" von 1953 finden,[16] sondern vielmehr das, was man als „apokalyptischen Modus" im Reden über Rom bezeichnen könnte, eine prinzipielle Abwehr und Abwertung des urbanen Wandels, die in der Diagnose vom definitiven Untergang der Stadt gipfelten. Diese apokalyptische Perspektive stellt freilich nur die andere Seite klassischer

15 De Certeau (wie Anm. 8), S. 104.

16 Vgl. z. B. R. Shandley, Runaway romances. Hollywood's postwar tour of Europe, Philadelphia 2009, S. 20–45.

und romantischer Rombilder dar, aus denen heraus sie ihre positiven Referenzpunkte bezieht.

Ende der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts formulierte Leonardo Benevolo, ein weit über Italien hinaus angesehener Architekt, Architekturhistoriker und Stadtplaner, eine alarmierende Diagnose zur Lage der italienischen Hauptstadt. Rom habe seine Bevölkerung in den letzten 100 Jahren um das Fünfzehnfache vermehrt, sein Wachstum sei während der letzten zwanzig Jahre der öffentlichen Hand entglitten. Die weitgehend unbewohnten Landstriche um die Stadt des Papstes seien unter einer chaotischen städtischen Peripherie begraben worden, die das historische Zentrum ersticke und es zum Teil zerstört habe. Die geordnete, sinnvolle Stadt, Trägerin des historischen Gedächtnisses, werde zum zufälligen Beiwerk der modernen form- und gedächtnislosen Metropole, die ohne jegliche Regel wachse. Die Stadt in ihrer gegenwärtigen Entwicklung „[f]a intravedere la fine inevitabile della nozione di Roma, oltre che della sua realtà fisica: la metamorfosi dei monumenti e delle rovine in oggetti insignificanti, nel tumulto di una città disintegrata come nel Terzo Mondo."[17] Weniger als ein Jahrhundert nach Simmels „ästhetischer Analyse"[18] der Ewigen Stadt rief Benevolo das Ende der „nozione", des „Begriffs" von Rom infolge eines überbordenden destruktiven Wachstums aus. Damit war in seinen Augen auch die „universale Idee Roms", die sich aus der Vorstellung der Vergänglichkeit historischer Größe, „la certezza della rovina inevitabile di ogni città storica", ableite,[19] von der Zerstörung bedroht. In der aktuellen Situation könne eine über Jahrhunderte gewachsene Größe in einer geschichts- und gesichtslosen „Dritten Welt" unwiederbringlich verloren gehen.

In der Tat hatte die Stadt Rom nach ihrer Einverleibung in den italienischen Nationalstaat und ihrer Proklamation zur Hauptstadt des Königreichs Italien Anfang des Jahres 1871 eine geradezu schwindelerregende Entwicklung von der der Vergangenheit zugewandten Stadt des Papstes, die sich nicht wesentlich vom Rom Leos X. und Sixtus' V. im 16. Jahrhundert zu unterscheiden schien,[20] zur nationalen Kapitale und europäischen Metropole genommen.[21] Die neuen Machthaber, zunächst die politischen Eliten

17 L. Benevolo, Città in discussione. Venezia e Roma, Roma-Bari 1979, S. VII.

18 So der Untertitel von Simmels Essay.

19 Ebd., S. V.

20 G. Cuccia, Urbanistica, edilizia, infrastrutture di Roma capitale 1870–1990: una cronologia, Roma 1991, S. 7.

21 Siehe dazu insbesondere die Darstellungen zur römischen Stadtgeschichte: M. Sanfilippo, La costruzione di una capitale. Roma 1945–1991, Milano 1994; V. Vidotto (a cura di), Roma capitale, Roma-Bari 2002 sowie L. De Rosa (a cura di), Roma del Duemila, Roma-Bari 2000, sowie V. Vidotto, Roma contemporanea, Roma-Bari ^{2}2006; klassisch zur urbanistischen Entwicklung: I. Insolera, Roma moderna. Un secolo di storia urbanistica 1870–1970, 3. NDr. der 9. Aufl. von 1992, Torino 2008 (^{1}1962); siehe auch die Studie der Geographin A.-M. Seronde Babonaux, Roma. Dalla città alla metropoli, Roma 1983 (frz. Orig.: De l'urbs à la ville: Rome. Croissance d'une capitale, Aix en Provence 1980).

der liberalen Monarchie, dann das faschistische Regime, drückten der Stadt ihren je eigenen Stempel auf, mit öffentlichen Bauwerken und Denkmälern und der Anlage neuer Viertel. Die städtische Topographie veränderte sich grundlegend. Zum ersten Mal seit der Errichtung der aurelianischen Mauern Ende des 3. Jahrhunderts wurde das gesamte Territorium innerhalb des fast 20 km langen Rings vollständig bebaut; zugleich expandierte die Stadt weit über den Mauergürtel hinaus. An die historischen Stadtviertel, die *rioni*, schlossen sich nach 1871 die neuen *quartieri* an; seit den 1920er Jahren entstanden weit vor der Stadt erste *borgate*, die nach dem Zweiten Weltkrieg zu neuen Stadtteilen und Vorstädten, zu einer neuen Peripherie in großer Distanz zum Zentrum, zu ersten Kristallisationspunkten eines großstädtischen Ballungsraums anwuchsen. Das Territorium der Stadtgemeinde vermehrte sich um das Hundertfache, von 1550 ha der historischen Stadt bis zu einer maximalen Ausdehnung von 150 760 ha nach dem Zweiten Weltkrieg.[22] Antrieb der grundlegenden urbanen Transformation war die seit 1871 über ein Jahrhundert weitgehend ungebrochen anhaltende Zuwanderung, die Angehörige unterschiedlicher sozialer Gruppen, vom Subproletariat bis hin zu Anwärtern auf Ministerposten, von besitzlosen Landarbeitern bis zu Studenten und Vertretern der politischen und ökonomischen Eliten umfasste.[23] Die überwältigende Mehrheit der neuen Römer und Römerinnen stammte jedoch aus armen ländlichen Regionen Latiums und der Abruzzen, aus Süditalien, Sardinien und Sizilien.[24] Während Rom am Ende der päpstlichen Herrschaft lediglich um die 212 000 Einwohner gezählt hatte, waren es um die Mitte der 1930er Jahre bereits mehr als eine Million. Die Hauptstadt war damit zur größten Stadt Italiens aufgestiegen. Auch der Zweite Weltkrieg tat dem demographischen Wachstum keinen Abbruch. 1951 erfassten die Statistiken mehr als 1,6 Millionen Einwohner, 1981 erreichte die Einwohnerzahl mit knapp 2,8 Millionen den absoluten Höchststand, um in den Folgejahren leicht zurückzugehen.

Die demographische Entwicklung Roms entsprach in Grundzügen derjenigen der anderen italienischen Großstädte in der Phase der Urbanisierung, die auf der Apenninenhalbinsel in den fünfziger Jahren, im Vergleich zu den Ländern West- und Mitteleuropas mit einer markanten Verzögerung, zum dominanten Trend wurde.[25] Die Phase der intensivsten Zuwanderung erstreckte sich von Mitte der fünfziger Jahre bis Ende der sechziger Jahre. Für die Jahre 1948 bis 1954 hat man eine jährliche Zuwandererquote von 40 000 Personen errechnet, ein Wert, der im Intervall von 1955 bis 1961

22 A. Golini, La popolazione, in: De Rosa (wie Anm. 21), S. 119–157, hier 126.

23 G. Berlinguer/P. Della Seta, Borgate di Roma, 2., überarb. u. erw. Aufl., Roma 1976, S. 35f.; Seronde Babonaux (wie Anm. 21), S. 205–209, 254–262.

24 Zur demographischen Entwicklung: siehe Seronde Babonaux (wie Anm. 21), S. 155–322, sowie Golini (wie Anm. 22).

25 Friedrich Lenger rechnet Italien einem „südeuropäischen Weg" der Urbanisierung in der Nachkriegszeit zu: siehe ders., Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850, München 2013, S. 443–449.

auf 62 600 und 1962 bis 1968 auf 78 000 anstieg.[26] Hinter den allgemeinen Zahlen verbergen sich gewaltige Umverteilungsprozesse und eine völlige Neustrukturierung des städtischen Territoriums im Gefolge der „peripheren Verstädterung".[27] Der bereits Ende des 19. Jahrhunderts eingeleitete Trend der Abwanderung aus dem historischen Zentrum, das unter dem Faschismus Ziel umfassender urbanistischer Eingriffe, von umfangreichen Abrissmaßnahmen mit der Folge des erzwungenen Wegzugs tausender Bewohner in die Außenbezirke bzw. neu errichtete *borgate* gewesen war, verstärkte sich erheblich.[28] Von Anfang der fünfziger bis Anfang der achtziger Jahre schrumpfte die Bevölkerung der alten *rioni*, die überdies im Schnitt merklich alterte, um nahezu zwei Drittel. 1981 lebten dort noch 159 000 Menschen, während es 30 Jahre zuvor noch 424 000 gewesen waren. Zugleich änderte sich das ehedem gemischte, von der Präsenz kleiner Handwerksbetriebe und traditioneller Dienstleister geprägte sozioökonomische Profil des Zentrums grundlegend, das sich zunehmend auf die Bedürfnisse von Politik, Tourismus, Kultur und Freizeit ausrichtete. Die Einwohnerzahl der *quartieri* verdoppelte sich in den zwei Jahrzehnten von Anfang der fünfziger bis Anfang der siebziger Jahre von einer auf zwei Millionen, um in der Folgezeit ebenfalls deutliche Verluste zu verzeichnen. Die Vorstädte steigerten im selben Zeitraum ihre Wohnbevölkerung fast um das Vierfache auf 160 000 Menschen, während die zur Kommune zählenden Gebiete des Agro Romano den mit Abstand stärksten Bevölkerungszuwachs verbuchten und in den drei Jahrzehnten von 1951 bis 1981 von 95 000 auf über 570 000 Einwohner anschwollen.[29]

Insbesondere zwei Merkmale kennzeichneten das beschleunigte Stadtwachstum der Nachkriegszeit: die insgesamt geringe Beteiligung der öffentlichen Hand an den streckenweise fieberhaften Bauaktivitäten sowie der überaus hohe Anteil „abusiven" Bauens, d. h. von jenseits der gesetzlichen Regelungen, insbesondere der Bebauungspläne errichteten Wohnungen und Zweckbauten. In den sechziger Jahren betrug der Privatanteil an regulär errichteten Bauten in Rom ungefähr 90%, während er noch in den fünfziger Jahren um die 65% gelegen hatte. Der Anteil von Bauten öffentlicher Träger war im selben Zeitraum von 15 auf 4,4%, derjenige von Genossenschaften von 20 auf 5% zurückgegangen. Dies entsprach einem allgemeinen nationalen Trend, wonach Italien in der Nachkriegszeit im westeuropäischen Vergleich in der Bedeutung des öffentlichen Wohnungsbaus deutlich zurückfiel. In Rom wurde diese

26 Siehe Seronde Babonaux (wie Anm. 21), S. 241.

27 So der allerdings wenig konzise Terminus der Stadtgeographen S. Chtouris/E. Heidenreich/D. Ipsen, Von der Wildnis zum urbanen Raum. Zur Logik der peripheren Verstädterung am Beispiel Athen, Frankfurt a. M. 1993.

28 Vgl. Insolera (wie Anm. 21), S. 127–142; A. Cederna, Mussolini urbanista. Lo sventramento di Roma negli anni del consenso, Venezia 2006 ([1]1976); F. Salsano, La sistemazione degli sfrattati dell'area dei Fori imperiali e la nascita delle borgate nella Roma fascista, in: Città & Storia 5 (2010), S. 207–228.

29 Golini (wie Anm. 22), S. 134, Abb. 4.

Linie durch das Verhalten der Stadtregierung der *Democrazia Cristiana* gestärkt, die den Interessen der großen Grundbesitzer und Bauunternehmer bereitwillig entgegenkam bzw. eng mit diesen verschränkt war.[30] Der vielbeklagte „abusivismo" war unmittelbar mit dieser Zurückhaltung staatlicher und kommunaler Stellen verbunden. In der Zwischenkriegszeit hatte es sich bei den irregulär errichteten Bauten weitgehend noch um mehr oder weniger prekäre Unterkünfte, Baracken oder recht primitive Behausungen aus Mauerwerk gehandelt, die mittellose Zuwanderer in der städtischen Peripherie als Behelfsunterkünfte in Eigenregie errichteten. Nach dem Krieg nahm das Phänomen Massencharakter an und wurde zu einem dominanten Modus des Baus ganzer Stadtviertel in der Peripherie, die in der Regel nachträglich legalisiert und durch Staat und Gemeinde mit einer oft nur rudimentären urbanen Infrastruktur ausgestattet wurden.[31] Nach Zahlen aus den frühen achtziger Jahren war die illegal bebaute Fläche im Stadtgebiet Roms von 1300 ha im Jahr 1951 auf 8500 ha 1981 angewachsen; die Zahl der dort ansässigen Römerinnen und Römer war von 150 000 auf 800 000 Personen bei einer Gesamtzahl von 2,84 Millionen Einwohnern angestiegen und umfasste somit fast 30% der Römer. Der „abusivismo" sei nicht eines von vielen Problemen Roms und stelle nicht einmal das Hauptproblem dar, „ma è il modo stesso di essere la città", wie Italo Insolera bissig bemerkte.[32]

Die summarischen Zahlenangaben sind nüchterne Indikatoren für einen – bereits vor der Jahrhundertwende initiierten – Wandlungsprozess in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der einmalig erscheint in der mehrtausendjährigen Geschichte der Stadt. Während unter dem Faschismus urbanistische Fragen eine Angelegenheit der Politik und kleiner Expertenzirkel blieben und allenfalls durch den Propagandaapparat des Regimes öffentlich wurden, rückten in der Zeit der Republik, in der Hochphase des städtischen Wandels, urbanistische Debatten ins Zentrum der städtischen bzw. nationalen Öffentlichkeit. Rom wurde zu einem Testfall, geradezu zum Inbegriff der Transformation Italiens vom Agrarland zu einer städtischen Gesellschaft[33] und stand zudem als Kapitale mit einer hohen Konzentration machtvoller politischer

30 Siehe B. Bonomo, Il quartiere delle Valli. Costruire Roma nel secondo dopoguerra, Milano 2007, S. 17–21; G. Pagnotta, Roma industriale. Tra dopoguerra e miracolo economico, Roma 2009, S. 84.

31 A. Clementi/F. Perego (a cura di), La metropoli „spontanea". Il caso di Roma 1925–1981: sviluppo residenziale di una città dentro e fuori dal piano, Bari 1983; F. Martinelli, Roma nuova. Borgate spontanee e i sediamenti pubblici. Dalla marginalità alla domanda di servizi, Milano 1986, v. a. S. 17–54; M. Brazzoduro, L'abusivismo a Roma e la formazione delle nuove aree periferiche, in: E. Aureli Cutillo/F. Mignella Calvosa (a cura di), Abitare a Roma. Urbanizzazione e crescita urbana, Milano 1989, S. 215–247; Bonomo (wie Anm. 30), S. 21 f.

32 Insolera (wie Anm. 21), S. 318 – dort auch die angeführten Zahlen.

33 Vgl. z. B. F. Erbani, Prefazione. Antonio Cederna e l'Italia sventrata, in: A. Cederna, I vandali in casa. Cinquant'anni dopo, Roma-Bari ²2007, S. V–XXXVI, hier IX. Bei dieser Ausgabe handelt es sich um eine Auswahl von Artikeln aus der Erstauflage von 1956.

Interessen und einer besonders starken Medienpräsenz im Visier der Aufmerksamkeit. Ende der fünfziger Jahre stellte der Architekt und Stadtplaner Michele Valori in einer harten Abrechnung mit der hauptstädtischen Stadtentwicklungspolitik nicht ohne Genugtuung fest, die Debatten um Rom nähmen eine wichtige Vorreiterrolle in den Auseinandersetzungen um zentrale Fragen der Stadtplanung und -entwicklung in ganz Italien an. Niemand könne mehr, wie lange Zeit üblich, die Probleme unter den Teppich kehren: „[G]li spettatori sono troppi, le voci numerose, l'esperienza un patrimonio acquisito". Jeder, ob Verwaltungsmann, Volksvertreter, Journalist oder einfacher Staatsbürger, zeige sich nunmehr am Schicksal der Stadt interessiert.[34]

Im Übergang zwischen der Befreiung Roms von der deutschen Besatzung im Sommer 1944 bis in die ersten Jahre der Anfang 1948 proklamierten italienischen Republik konzentrierten sich Debatten über die Stadtentwicklung vor allem auf die Probleme der Behebung der Kriegsschäden und der drängenden Probleme der Wohnungsnot sowie allgemein der Linderung des Elends breiter Bevölkerungsschichten. Bedeutung und Folgen der massiven urbanistischen Eingriffe des faschistischen Regimes, das Rom in die repräsentative Kapitale eines neuen Imperiums hatte verwandeln wollte, wurden nur sehr verhalten zum Ausdruck gebracht. Der Architekt und Stadtplaner Luigi Piccinato hatte 1948 die faschistischen *sventramenti*, die umfangreichen Abrissmaßnahmen im historischen Zentrum, denunziert, die in „pochi anni di ignoranza e di avidità" eine der schönsten Städte der Welt in „una delle peggiori, brutta e inumana" verwandelt hätten.[35] Dagegen waren Großprojekte des Regimes nach dessen Sturz zu Ende gebracht – wie die Via della Conciliazione zum „Heiligen Jahr" 1950 – oder aufgegriffen und weitergeführt worden – so das EUR, ein für die nie zustande gekommene Weltausstellung von 1942 geplantes, groß angelegtes Viertel im Süden der Stadt, das mit Beteiligung führender Experten aus faschistischer Zeit zum Prestigevorhaben nunmehr unter republikanischer Ägide avancierte.[36]

1947 leitete Salvatore Rebecchini mit seinem Amtsantritt als Bürgermeister eine fast drei Jahrzehnte währende Vorherrschaft der Christdemokraten auf dem Kapitol ein. Nur wenige Jahre später, Anfang der fünfziger Jahre, entbrannten heftige Auseinandersetzungen über das Stadtwachstum und die Stadtentwicklung, in denen der urbane Wandel in den Kategorien einer Dauerkrise, einer „perenne crisi di sviluppo",[37] diskutiert wurde. Die erste Kritik kam von Seiten junger Intellektueller, die ihr Augenmerk zunächst auf die Bedrohung des historischen Zentrums durch den

34 M. Valori, Fare del proprio peggio, in: Urbanistica 28–29 (1959), S. 185–189, hier 185.

35 Zit. nach Insolera (wie Anm. 21), S. 186.

36 Zum EUR siehe L. Di Maio/I. Insolera, L'EUR e Roma dagli anni trenta al Duemila, Roma-Bari 1986 sowie F. J. Bauer, Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos, Regensburg 2009, S. 288–298.

37 So auch die einschlägige wissenschaftliche Literatur – hier Seronde Babonaux (wie Anm. 21), S. 25 (mit der leichten Einschränkung, Rom „sembra in perenne crisi di sviluppo").

Ausbau der Stadt richteten. Zur Leitfigur stieg Antonio Cederna auf, der nach Jahren im Schweizer Exil während der Zeit des Faschismus und nach einem Studium der Archäologie eine unermüdliche publizistische und politische Aktivität zu Themen der Urbanistik, des Denkmal- und Naturschutzes entfaltete.[38] Ende 1951 veröffentlichte er unter dem polemischen Titel „I vandali in casa" einen harschen Angriff auf ein Projekt des römischen Stadtrats, eine Durchgangsstraße mit einem Tunnel quer durch Teile der Altstadt von der Piazza Augusto Imperatore in Tibernähe bis zur Via Veneto zu legen und dabei rücksichtslos historische Bausubstanz an sensibler Stelle zu opfern. Cederna rückte die geplanten Abrissarbeiten in eine direkte Kontinuität zu den faschistischen *sventramenti*. Die Anpassung an die Bedürfnisse des „modernen Lebens" bedeute nichts anderes als die Zerstörung des Zentrums Roms. Goten, Vandalen, Landsknechte und Nazis seien Dilettanten im Vergleich zu den „Vandalen" der Gegenwart.[39] Cederna ordnete das Projekt in eine lange Tradition „barbarischer" Überfälle und Verwüstungen Roms ein, die in den Erinnerungen an die nur kurz zurückliegenden Jahre des Faschismus und Nationalsozialismus gipfelten. Mussolini und die Lobby der Autofahrer wurden mit ihrem Zerstörungswillen auf eine Ebene gestellt. Bitter beklagte Cederna einen zynischen neuen nationalen Konsens „nel delirio devastatore, nella comune volontà di disfare l'Italia".[40] Zum einen konstruierte er eine historische Kontinuität in der Erfahrung von Bedrohung und Zerstörung, zum andern stellte er das Neue gegen das Alte, das es vor einem modernen Vandalentum partikularer Interessen zu schützen und bewahren gelte. Cedernas Appell, der eine von zahlreichen Intellektuellen unterstützte Kampagne nach sich zog, führte schließlich zur Einstellung des Projekts und schuf somit einen Präzedenzfall erfolgreichen zivilgesellschaftlichen Engagements in den Auseinandersetzungen um die Entwicklung Roms.

Auch wenn die Sorge Cedernas und seiner Mitstreiter um das historische Erbe Roms weiterhin intensive öffentliche Debatten wie etwa in den jahrelangen Auseinandersetzungen um die archäologische Zone an der Via Appia Antica provozierte,[41] nahmen die Konflikte um die Stadtentwicklung bald nach dem Angriff auf die „neuen Vandalen" eine neue Qualität an und wurden nun auch unmittelbar auf der kommunalpolitischen Ebene ausgetragen. Ende 1953 löste der städtische Referent für Fragen der Stadtentwicklung, der Liberale Enzo Storoni, heftige Reaktionen mit einer Grundsatzrede zur aktuellen Lage der Stadt aus.[42] In dramatischen Worten prangerte er umfangreiche illegale Landparzellierungen und das unaufhaltsame Wachsen eines

38 Vgl. Un italiano scomodo: attualità e necessità di Antonio Cederna, Bologna 2007.
39 A. Cederna, I vandali in casa (Il Mondo, 17. 11. 1951), in: Ders. (wie Anm. 33), S. 34–40.
40 Ebd., S. 38.
41 Vgl. u. a. Ders., Storia moderna dell'Appia Antica 1950–1996: dai gangster dell'Appia al parco di carta, Bologna 1997.
42 Atti del Consiglio Comunale di Roma. Verbale nr. 55, 22. 12. 1953, S. 3752–3768 (Archivio Storico Capitolino, Rom).

„vero e proprio quartiere coloniale" an, das sich um die Stadt Rom herum erstrecken würde. Man sei mittlerweile soweit gekommen, dass das günstigste Mittel zur Beseitigung der widerrechtlich erbauten Viertel darin bestehe „fare ricorso ai famigerati bombardamenti a tappeto".[43] In den Worten Storonis klangen, bewusst oder unbewusst, Erinnerungen an die nur wenige Jahre zurückliegende Ära des Faschismus, an Italiens imperiale Träume und die Traumata des Krieges, an; Kolonialkrieg und Bürgerkrieg verschmolzen in den drastischen Bildern miteinander. Rom erlebe, so Storoni wenige Monate später, kein normales beschleunigtes Wachstum, sondern eine „Explosion an Vitalität", die die Gefahr einer Zerstörung von „Körper und Geist" der Stadt mit sich bringe, es sei denn, es gelänge, diese Prozesse zu kontrollieren und zu kanalisieren.[44]

Im Februar 1954 griff Aldo Natoli, der Vorsitzende der kommunistischen Stadtratsfraktion, die Klagen Storonis auf, dem er zubilligte, zum ersten Mal die „Anarchie" im Bausektor vor dem Stadtrat öffentlich kritisiert zu haben, und nutzte sie für eine Generalabrechnung mit der Stadtentwicklungspolitik angesichts eines neuen „sacco di Roma".[45] Die ersten, zögerlichen Diskussionen im demokratischen Stadtrat über die Umsetzung des noch aus faschistischer Zeit stammenden Bebauungsplans von 1931 seien völlig an den Realitäten und Bedürfnissen der breiten Masse der Bevölkerung vorbeigegangen. Rom würde hier in einer stark verengten Sicht, losgelöst von der Realität als „[u]na capitale politica e soprattutto religiosa, un centro burocratico-amministrativo, un luogo di soggiorno di persone abbienti e turisti provenienti dall'estero, una città formata quasi esclusivamente, o essenzialmente, di basiliche, di palazzi principeschi e di ministeri" betrachtet.[46] Der Fixierung auf ein solchermaßen verzerrtes Leitbild der urbanistischen Entwicklung Roms stellte er seine Vorstellung der vorherrschenden sozialen Wirklichkeit entgegen: Rom halte in Italien den Rekord in der Zahl der Obdachlosen, der in Höhlen und Baracken hausenden Bevölkerung, derjenigen Personen, die in überbelegten Zimmern und Wohnungen leben müssten, weiterhin den Rekord im Wohnungsleerstand und bei den Zwangsräumungen. Im Bausektor herrsche ein Zustand völliger Anarchie, der durch den allgemeinen Bruch der staatlichen Gesetze und der Bauvorschriften gekennzeichnet sei. Die Privatinteressen würden sich, in enger Komplizenschaft mit der Stadtverwaltung, gegen jegliches öffentliches Interesse hemmungslos Geltung verschaffen und durch den Vorrang der Bodenspekulation, die alles Kapital absorbiere, die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt blockieren. Die Folge sei eine zweigeteilte Stadt: „Non è giusto,

43 Ebd. S. 3757 f.

44 Atti del Consiglio Comunale di Roma. Verbale nr. 24, 8. 4. 1954, S. 2220–2234, hier 2234 (Archivio Storico Capitolino, Rom).

45 Natoli verbreitete die Rede als eigenständige Veröffentlichung: A. Natoli, Il sacco di Roma. La speculazione edilizia all'ombra del Campidoglio, Roma 1954.

46 Ebd., S. 10.

non è esatto, non corrisponde alla realtà, dire che Piazza del Popolo si trova nella stessa città in cui c'è il Quarticciolo; non è vero che Via Veneto ed i Parioli si trovano nella stessa città in cui c'è Pietralata e il villaggio dell'acquedotto Felice."[47]

Die Kritik Natolis markierte eine Wende in den kommunalpolitischen Debatten der Zeit. Fragen der Urbanistik, des politischen und planerischen Umgangs mit dem städtischen Wandel, nun auch über den Erhalt des historischen Zentrums und des überlieferten Stadtbildes hinaus, wurden gegen Mitte der fünfziger Jahre zum beherrschenden Thema der kommunalen Öffentlichkeit, der Stadtverwaltung, der politischen Parteien, von Vereinen und Publizisten.[48] Natoli nannte in seiner Kritik die Stichworte, die auch in Zukunft die Agenda der lokalen Kämpfe, wie sie insbesondere von der laizistisch orientierten Linken vorangetrieben wurden, bestimmen sollten: Spekulation und Korruption, Anarchie und Missachtung einschlägiger Gesetze und Rechtsvorschriften und schließlich das Verhältnis von historischem Zentrum und neuer Peripherie der Stadt.

Wie man aus Natolis Rede ablesen konnte, wurde Rom zunehmend zum „Schaufenster" dunkler Seiten des Landes in der Nachkriegszeit, vor allem als Brennpunkt der bedrängenden Armut breiter Bevölkerungsschichten. Eine Anfang der fünfziger Jahre von der Abgeordnetenkammer eingesetzte Untersuchungskommission widmete den Großstädten, an erster Stelle der Hauptstadt, besondere Aufmerksamkeit. In der 1953 veröffentlichten Enquête der Kommission wurde die sozioökonomische Situation Roms als äußerst besorgniserregend dargestellt: Masseneinwanderung, eine völlig unzureichende Wohnungssituation sowie die Strukturschwäche des Arbeitsmarktes wurden als Schwachpunkte hervorgehoben. Im Mittelpunkt der Sorgen der Autoren der Untersuchung stand jedoch neben der Verwahrlosung einzelner Zonen im historischen Zentrum und in den älteren Arbeitervierteln wie San Lorenzo das Phänomen der *borgate*, die neue, seit der Zeit des Faschismus „spontan" gewachsene Peripherie, die „größte soziale Plage" der Hauptstadt. Diese bliebe, so die Autoren der Studie, nicht nur den Blicken der ausländischen Touristen entzogen, sondern würde auch von der Mehrheit der italienischen Bevölkerung nicht wahrgenommen. Den *borgate* fehle bislang weitgehend eine eigene klare Identität. Die städtischen Behörden sowie die Polizei würden sie als eigenständige „Agglomerate" ignorieren – das Unwissen ginge so weit, dass nicht einmal genauere Angaben über die Zahl der Siedlungen und die Anzahl ihrer Bewohner vorlägen.[49]

Aldo Natoli hatte mit der Anklage des „sacco di Roma" eine Parole ausgegeben, die in der Presse einen breiten Nachhall fand. Das neu gegründete Magazin „L'Espresso", das auf sensationalistisch aufbereiteten investigativen Journalis-

47 Ebd., S. 97.

48 Insolera (wie Anm. 21), S. 218.

49 Siehe Camera dei deputati, Atti della Commissione parlamentare di inchiesta sulla miseria in Italia e sui mezzi per combatterla, vol. VI: La miseria nelle grandi città, Milano 1953, S. 83, 85.

CAPITALE CORROTTA = NAZIONE INFETTA

CICICOV IN CAMPIDOGLIO

★ Ecco come col permesso per una casa a tre piani se ne può costruire una a nove: ma la responsabilità è politica e riguarda la Giunta non i piccoli colpevoli che quando capita accettano grosse mance

di MANLIO CANCOGNI

ROMA. — Gli uffici della V ripartizione, ossia quelli dell'assessorato Lavori Pubblici sulla Via del Mare che quelli dell'assessorato Urbanistica all'EUR danno un'idea dell'anarchia in cui prospera l'edilizia romana.

Nelle stanze ci sono i tavoli, i telefoni, gli armadi pieni di pratiche, ma non gli impiegati.

Le mani nel cassetto

Abb. 1: „Capitale corrotta = nazione infetta: Cicicov in Campidoglio“: Mit einer Anspielung auf die Hauptfigur von Nikolai Gogols satirischem Roman „Die toten Seelen“ attackiert „L'Espresso“ die Korruption der römischen Stadtverwaltung bei der Vergabe von Baugenehmigungen (L'Espresso, 2. Jg., Heft 1, 22. 1. 1956, S. 3).

mus setzte, griff Natolis Stichwort auf und begann 1955 eine Kampagne unter der Schlagzeile „Capitale corrotta = nazione infetta“, die die ungebremste Spekulation als Hauptgrund einer verfehlten Stadtentwicklung anprangerte.[50] [Abb. 1] Für „L'Espresso“ standen die Verantwortlichen der katastrophalen Stadtentwicklung fest: die bestechlichen Mitglieder des Stadtrats, an erster Stelle der christdemokratische Bürgermeister Rebecchini. Die kommunale Politik sei gänzlich den Interessen der großen Grundbesitzer und Bauunternehmer ergeben, allen voran der *Società Immobiliare Generale*, der größten in der Stadt operierenden Baugesellschaft mit namhafter Beteiligung des Vatikan. Denunziation von Korruption und Spekulation blieben über die Jahre eine Konstante in der Debatte über die Stadt. In den Attacken auf die Speku-

50 Capitale corrotta = nazione infetta sowie M. Cancogni, Dietro il sorriso di Rebecchini quattrocento milliardi, in: L'Espresso, 1. Jg., Heft 11, S. 1, S. 3; Ders., Cicicov in Campidoglio, ebd., 2. Jg., Heft 1, 22. 1. 1956, S. 3.

lation fand die Linke, von den Kommunisten über die Radikalen bis hin zu den Linksliberalen, ein Lager übergreifendes Thema, um die in der Stadt wie im nationalen Parlament herrschende *Democrazia Cristiana*, die in den Augen ihrer Kritiker unheilige Allianz von Kommunalpolitik, Kirche und Großgrundbesitzern als „padroni della città", anzugreifen. Im Frühjahr 1956 organisierte der Verein „Amici del Mondo" um die gleichnamige linksliberale Wochenzeitung einen Kongress in Rom zum Thema der „padroni della città", wo der Vorgänger Storonis im Amt des römischen Referenten für Stadtentwicklung, Leone Cattani, wie bereits vor seinem Rücktritt als *Assessore all'Urbanistica* im Februar 1953 die Praktiken und Folgen der Bodenspekulation in den italienischen Städten heftig kritisierte.[51] Die vom rapiden städtischen Wachstum ausgelöste „urbane Krise" wurde in der Debatte um den „sacco di Roma" massiv skandalisiert, d. h. personalisiert, indem man sie gezielt im Vorfeld der Kommunalwahlen vom Frühjahr 1956 gegen den christdemokratischen Bürgermeister Rebecchini und die *Società Immobiliare* ausrichtete. Die Formen und Folgen des krisenhaften Wachstums der Stadt spielten in diesem Strang der öffentlichen Auseinandersetzungen kaum eine Rolle. Allerdings gewann diese Form der Kritik italienweit eine besonders hohe Publizität, nachdem die *Società Immobiliare* den Herausgeber von „L'Espresso", Arrigo Debenedetti, sowie den Autor der Artikel, Manlio Cancogni, verklagt hatte und der Prozess unter großer Anteilnahme der Medien nach 30 Sitzungen in erster Instanz mit einem Freispruch für die Angeklagten, in der Revision allerdings mit der Verurteilung der Journalisten wegen Verleumdung endete, die von der Schar ihrer Unterstützer jedoch als moralischer Sieg des „L'Espresso" gefeiert wurde.[52]

Verräumlicht wurden die Auseinandersetzungen allerdings in den Teilen der Debatte, die sich auf die neue, ständig wachsende und in ständigem Wandel befindliche Peripherie richteten. [Abb. 2] Bei Storoni erschien sie als bedrohlicher „kolonialer" um die Stadt gelegter Siedlungsgürtel, Natoli oder die Autoren und Autorinnen der Parlamentsenquête von 1953 benutzten das Bild der „zwei Städte", in dem die neuen Außenbezirke und *borgate* nicht viel anders als bei Storoni dem „wahren" Rom

51 Die drei Hauptvorträge sowie Diskussionsbeiträge, u. a. von Aldo Natoli, liegen publiziert vor in: L. Cattani/A. Conigliaro/E. Scalfari, I padroni della città, Bari 1957; siehe auch L. Cattani, Urbanistica romana. Una battaglia liberale in Campidoglio, Roma 1954.

52 Insolera (wie Anm. 21), S. 207–210; Vidotto, Roma contemporanea (wie Anm. 21), S. 284–286; von einer „vittoria morale" spricht M. Valori, I lavori per il Piano Regolatore di Roma. Quattro anni difficili, in: Urbanistica 28–29 (1959), S. 127–163, hier S. 140 f. Die Sicht von L'Espresso zum Prozess: A. Debenedetti, La nostra assoluzione. La difesa dei deboli. Ecco il tema del processo, sowie Ders., Un allarme giustificato. Capitale corrotta e nazione infetta, in: L'Espresso, 3. Jg., Heft 1, 6. 1. 1957, S. 1, ebd., 4. Jg., Heft 1, 6. 1. 1958, S. 1, 4. Eine differenzierte Sicht auf die Rolle der Società Immobiliare Generale: B. Bonomo, Grande impresa e sviluppo urbano: l'attività della Società immobiliare generale a Roma nel secondo dopoguerra, in: Storia urbana 112 (2006), S. 167–195.

Abb. 2: Gegen Ende der sechziger Jahre begann sich die von der Stadt herausgegebene Zeitschrift Capitolium, traditionell ein Organ der „romanisti", der Verfechter einer antiquarischen, auf die monumentalen und pittoresken Zeugnisse der Vergangenheit ausgerichteten Stadtgeschichte, zunehmend aktuellen Themen zuzuwenden: Hier ein Foto, das unterschiedliche Bauphasen und -formen der im Agro Romano seit den zwanziger Jahren wachsenden städtischen Peripherie und die Reste eines Aquädukts zeigt: Capitolium 42 (1967), Heft 5–6 (maggio–giugno), S. 240.

entgegengesetzt wurden.[53] Die Vorstädte wurden in Kategorien des Pejorativen und des Mangels beschrieben: des Mangels an Infrastruktur, an sozialem Leben, an Identität, an Urbanität und Ordnung, an all den Attributen, die eine „richtige" Stadt ausmachen würden, „un pezzo di città in mezzo alla campagna, che non è realmente né l'una né l'altra cosa", wie der Urbanist Italo Insolera 1962 das Phänomen der *borgata* beschrieb.[54] Vom Kriterium des Mangelhaften war es kein weiter Weg mehr zur Pathologisierung und Kriminalisierung der städtischen Ränder, wie sie immer wieder in den Stellungnahmen von Politikern, Experten oder Journalisten vor allem zu den von ihren Bewohnern in Eigenregie errichteten Barackensiedlungen zum Ausdruck gebracht wurde: „[A]ttorno alla Roma civile, fatta di gente che lavora e vive onesta-

53 Vgl. a. die Studie des Soziologen F. Ferrarotti, Roma da capitale a periferia, Roma-Bari 1970, S. 16.

54 Insolera (wie Anm. 21), S. 135 f.

mente, v'è una Roma *barbara*, un anello di criminalità e di anarchia sociale che desta apprensione." Um Rom herum erstrecke sich eine „disonorevole ‚Casbah'", bewohnt von einer „numerosissima società di ‚irregolari' [....]: donne di malaffari, protettori, sfruttatori occasionali e sfruttatori professionali, ladri e sanguinari."[55]

Angehörige aller politischen Lager benutzten Bilder aus dem Arsenal des Kolonialismus und ungebrochenen Eurozentrismus, um die neue städtische Peripherie als bedrohliche, fremde, ungeordnete Welt zu kennzeichnen, aber auch um zur Veränderung von als unhaltbar angesehenen Zuständen aufzurufen. Der kritische Soziologe Franco Ferrarotti sprach 1970 in einer grundlegenden Untersuchung zur Entwicklung der römischen Peripherie von „il terzo mondo sotto casa". Die Baracken Roms stünden den *favelas* von Rio de Janeiro in nichts nach.[56] Im selben Jahr behauptete ein Autor von *Capitolium*, einer der nunmehr von einer Mitte-links-Koalition geführten Stadtregierung nahestehenden Rom-Zeitschrift, das beschleunigte Wachstum der Ewigen Stadt gliche mehr demjenigen südasiatischer Metropolen denn demjenigen europäischer oder nordamerikanischer Großstädte.[57] Der erste Bürgermeister der Nachkriegszeit, der nicht der *Democrazia Cristiana* angehörte und als unabhängiger Kandidat der Kommunistischen Partei gewählt worden war, der international renommierte Kunsthistoriker Giulio Carlo Argan, deklarierte ein Jahrzehnt später Rom zum „mostro urbanistico" und erklärte die Lage der Stadt aus dem Gegensatz zwischen dem „hyperfragilen" historischen Zentrum, das seine Bevölkerung verliere, und einer ungeheuren Masse von Zement, in der es von eng zusammengedrängten Menschen wimmle und die das Zentrum zu ersticken drohe. Objektiv gesehen, sei es wahr, dass Rom eher Teheran und Kairo denn Paris, London oder Berlin ähnle: „[I]n altri termini, [Roma] tende a staccarsi dall'Europa e ad allinearsi al Medioriente." Besonders gravierend sei die Tatsache, dass die norditalienischen Städte trotz Krise weiterhin europäische Städte blieben, sich der Riss zwischen dem Norden und einem levantinischen Süden aber zunehmend vertiefe und dabei der kulturelle Gegensatz zwischen den beiden Welten zu einem politischen zu werden drohe. Gelänge es nicht, die städtische Peripherie mit dem historischen Zentrum organisch und funktional zu verbinden, würde sich Rom in eine um ein Touristenreservat gelagerte Megalopolis des Mittleren Ostens verwandeln.[58] Zur selben Zeit wie Argan griff auch Leonardo Benevolo das von Ferrarotti benutzte Bild auf und sprach vom „tumulto di una città disintegrata come nel Terzo Mondo".[59]

---

55 So das Zitat aus einem Bericht über ein Verbrechen in einer *borgata*, erschienen in Il Messaggero, 31. 7. 1958, angeführt von G. Berlinguer/P. Della Seta, Borgate di Roma, Roma [1]1960, S. 92 als Beispiel für den öffentlichen Diskurs über die römische Peripherie.

56 Ferrarotti (wie Anm. 53), S. 44 ff.

57 F. Cannucciari, Città senza nome, in: Capitolium 1 (1970), S. 22–31, hier S. 22.

58 G. C. Argan, Un'idea di Roma. Intervista di Mino Monicelli, Roma 1979, S. 63 f., 67 f., 62, 68.

59 Benevolo (wie Anm. 17), S. VII.

Allerdings findet sich in den zeitgenössischen Auseinandersetzungen auch eine grundsätzliche Umwertung der bis in apokalyptische Dimensionen gesteigerten Vorstellung der „due città", indem die neuen Peripherien als Orte von Mangel, Anomie und Marginalität explizit positiv gesehen und zur „wesentlichen" Zone, vom Rand zum Zentrum der Stadt aufgewertet wurden: „ [C]acciate di continuo alla periferia, le borgate sono al centro della vita della capitale", so eine sozialwissenschaftliche Studie aus dem Umfeld des PCI.[60] Mehr als jeder andere hat Pier Paolo Pasolini mit seinen Prosaarbeiten, Gedichten und Filmen ein bis heute auch international wirksames Bild der römischen Stadtränder entworfen, die er ins Zentrum seines Werks der fünfziger und frühen sechziger Jahre stellte.[61] Pasolini interessierte sich kaum für die Masse der „borgate di gente povera, ma in genere, onesta e lavoratrice", die er als „Konzentrationslager" denunzierte, wo das im Gefolge der Zuwanderung anwachsende Heer der Arbeiterschaft in prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen ghettoisiert werde.[62] Inbegriff seiner römischen Vorstädte war vielmehr die *borgata* als Brutstätte von Krankheit, Gewalt, Verbrechen und Prostitution, als „Heterotopie",[63] als eine Gegenwelt zum „offiziellen" „unheiligen" Rom, der Stadt von Regierung und Papst: Rom als eine „grande capitale popolare", geprägt von proletarischen und subproletarischen Massen, die in den Augen Pasolinis herumstreunende Jugendliche, die *ragazzi di vita*, im Stand einer vorzivilisatorischen, heidnischen Authentizität verkörperten.[64] Pasolini kritisierte die Darstellung der Hüttensiedlungen an der römischen Peripherie im Neorealismus der fünfziger Jahre, etwa in Filmen Vittorio De Sicas oder Federico Fellinis, als „mistificazione". Seine Repräsentationen der „anderen Stadt" an den Rändern Roms stellten allerdings nicht minder eine mythische Überformung der Vorstädte dar.[65] Die Protagonisten seiner Romane, Erzählungen und Filme, wie

60 Berlinguer/Della Seta (wie Anm. 23), S. 13.

61 Vgl. aus der umfangreichen Literatur zu Pasolini den aktuellen Versuch einer Gesamtwürdigung der Auseinandersetzung Pasolinis mit Rom aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive: J. D. Rhodes, Stupendous, miserable city. Pasolini's Rome, Minneapolis-London 2007. Siehe auch J. Balló (a cura di), Pasolini Roma. Katalog zur Ausstellung, Palazzo delle Esposizioni Rom 15. 4.–20. 7. 2014, Milano 2014.

62 P. P. Pasolini, I campi di concentramento (1958), in: Ders., Storie della città di Dio. Racconti e cronache romane 1950–1966, Torino 1995, S. 124–127, hier S. 124.

63 Im Sinn einer „Abweichungsheteropie", als Ort an den Rändern der Gesellschaft, an dem von der herrschenden Norm abweichendes Verhalten ritualisiert und lokalisiert wird: M. Foucault, Die Heterotopien / Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge, Frankfurt a. M. 2005, S. 12; zum Folgenden: M. Baumeister, Die Peripherie als Heterotopie: Massenmigration und suburbane Elendsquartiere in Rom und Madrid 1950–1975, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2007), S. 22–35, v. a. 28–31.

64 Vgl. das Bild der *borgate* und ihrer Bewohner in den Kurzessays v. a. aus den Jahren 1957–1961, in: Pasolini (wie Anm. 62), S. 93–168; S. 163 die Formel von der „grande capitale popolare".

65 Die Kritik am Neorealismus: Pasolini (wie Anm. 60), S. 128, die Formulierung von der „altra città" ebd., S. 120; Pasolini selbst kennzeichnete seine Methode der Darstellung als „operazione esplorativa e mimetica di regresso", ebd., S. 135.

der Sohn der ehemaligen Prostituierten Mamma Roma aus dem gleichnamigen Film (1962) oder der Kleinkriminelle Accattone in Pasolinis erstem Film von 1961 sind Christusfiguren ohne Botschaft, die schuldig-unschuldig unbewusst ihre Passion erleiden und einem frühen Tod entgegengehen.

Pasolinis Sicht der *borgate* stieß auf Seiten der Linken auf großes Missfallen. Zum Ausdruck brachte diese Ablehnung etwa der kommunistische Intellektuelle Giovanni Berlinguer in einer heftigen Kritik an Pasolinis Darstellung der *Ragazzi di vita* in seinem ersten 1955 erschienen gleichnamigen Roman: „Il linguaggio, le situazioni, i protagonisti, l'ambiente, tutto trasuda disprezzo e disamore per gli uomini, conoscenza superficiale e deformata della realtà, morboso compiacimento degli aspetti più torbidi di una verità complessa e multiforme."[66] Berlinguer machte Pasolini den Vorwurf, sein Bild der Subproletarier biete keinerlei Vorbilder für den politischen Kampf. Statt solidarischer Aktion sehe man nur Bilder der Amoral, statt politischer Militanz Haltlosigkeit und Verbrechen. Trotz aller Gegensätze in der Bewertung der Bewohner der *borgate* teilte der Repräsentant der Kommunistischen Partei mit dem von ihm kritisierten Autor und Regisseur die „apokalyptische Sicht" auf die Vorstädte, freilich unter entgegen gesetzten Vorzeichen: Die Elendswelt der städtischen Peripherie stellte für ihn nicht wie bei Pasolini einen authentischen humanen Zustand vor dem Sündenfall dar, sondern sei der Schauplatz für den Emanzipationskampf des Proletariats. In einer bahnbrechenden Studie zum Phänomen der römischen *borgate* konstatierten Berlinguer und sein Ko-Autor Piero della Seta Mitte der siebziger Jahre, neben die zwei bislang vorherrschenden Orientierungen der Bewohner der Vorstädte, die katholisch-ländliche Tradition und die kapitalistische Konsumkultur, sei ein neuer *universalismo* sozialistischer oder kommunistischer Prägung getreten. Mit dem Sieg des *Partito Comunista Italiano* bei den Kommunalwahlen 1976 käme den *borgate* nunmehr die Rolle des Protagonisten zu. Rom schicke sich an, zur „roten Stadt" zu werden, die Bewohner der römischen Peripherie seien ein „soggetto storico essenziale dell'Italia contemporanea", dessen Lage allerdings bestimmt sei durch den „complesso rapporto fra centralità politica ed emarginazione individuale".[67]

Während der kommunistische Wahlsieg von 1976 auf Seiten der Linken utopische Hoffnungen auf eine Neugeburt Roms als „rote Stadt" und die Hegemonie des Proletariats freisetzte, verschärfte sich Pasolinis „apokalyptische Vision" der Lage der italienischen Gesellschaft, wie sie sich für ihn in den sozialen Veränderungen der Hauptstadt verdichtete. Einzelne Bilder seiner Sicht auf die *borgate* waren mittler-

66 G. Berlinguer, Il vero ed il falso sulle borgate di Roma, in: l'Unità, 29. 7. 1955, zit. aus selbstkritischer Distanz in: Ders./Della Seta (wie Anm. 23), S. 321 – neben Pasolinis *Ragazzi di vita* bezieht sich die Kritik auf den ebenfalls 1955 erschienenen Roman *Ragazzo di Trastevere* von Giuseppe Patroni Griffi. Siehe auch Pagnotta (wie Anm. 30), S. 96.

67 Ebd., S. 319, 353.

weile bis in offiziöse Sphären vorgedrungen.[68] 1975, wenige Wochen vor seinem Tod, bemerkte Pasolini im „Corriere della Sera", seit den Dreharbeiten von „Accattone" bis Mitte der siebziger Jahre habe sich die italienische Gesellschaft grundlegend gewandelt. Er scheute nicht davor zurück, diese Transformation mit dem Begriff des „kulturellen Genozids" zu kennzeichnen. Die Bevölkerung der Vorstädte, das römische Proletariat und Subproletariat, habe sich in „slavati, feroci, infelici fantasmi" verwandelt: „I giovani – svuotati dei loro valori e dei loro modelli – come del loro sangue – e divenuti larvali calchi di un altro modo di essere e di concepire l'essere: quello piccolo-borghese".[69] Pasolini radikalisierte mit dieser Wertung seine Denunziation der italienischen Nachkriegsverhältnisse als Aufstieg eines neuartigen Faschismus, eines „fascismo consumistico", der, gefährlicher als der „vecchio fascismo", mit dem Vordringen der Konsumgesellschaft und des Fernsehens auf „la riorganizzazione e l'omologazione brutalmente totalitaria del mondo" hinwirke und damit eine „rivoluzione antropologica" in Italien herbeiführe.[70]

Das „rote Rom", das in den Augen der neuen Stadtregierung und ihrer Wähler 1976 Wirklichkeit zu werden schien, stellte einen Gegenentwurf zur „città sacra" dar, die in den urbanistischen Debatten z. T. implizit, z. T. explizit als Leitbild angesprochen wurde.[71] In den Lateranverträgen war der „heilige Charakter" der Ewigen Stadt, „sede vescovile del Sommo Pontefice, centro del mondo cattolico e mèta di pellegrinaggi", auch jenseits der Mauern des Vatikans, sowie die Pflicht der italienischen Regierung auf Wahrung und Verteidigung dieses Charakters ausdrücklich anerkannt worden.[72] In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde diese Idee nicht zuletzt unter dem Vorzeichen des kalten Krieges wiederbelebt und neu ausgerichtet. Der Wahlsieg der *Democrazia Cristiana* im Frühjahr 1948 wurde mit einer Massenversammlung am Kapitol mit Hunderttausenden von Teilnehmern gefeiert, bei der der Bürgermeister selbst die Konsekration Roms an das Herz Jesu verkündete. Die Feiern zum Heiligen Jahr 1950 brachten 2,5 Millionen Pilger in die Stadt und wurden

68 Vgl. P. G. Liverani, Un inferno chiamato baracca, in: Capitolium 1 (1970), S. 7–15, der nicht nur die von Pasolini verwendete Höllenmetapher benutzt, sondern auch dessen Denunziation der Barackensiedlungen aus faschistischer Zeit bis in die Gegenwart als „Lager" übernimmt und ausführlich auf die Kritik der von Don Sardelli gegründeten „Scuola 725" an den sozialen Missständen in der Stadt eingeht.
69 P. P. Pasolini, Il mio *Accattone* in tv dopo il genocidio (Erstveröffentlichung in: Corriere della Sera, 8. 10. 1975), in: Ders., Lettere luterane, Milano 2010, S. 168–175, hier S. 171.
70 Ders., 24 giugno 1974. Il vero fascismo e quindi il vero antifascismo (Erstveröffentlichung in: Corriere della Sera unter dem Titel: Il Potere senza volto), in: Ders., Scritti corsari, Milano 2010, S. 45–50, hier 50. S. auch die Stellungnahmen Pasolinis zur „rivoluzione antropologica", ebd., S. 39–44, 56–64 u. passim; S. 64 die Formulierung „‚fascismo consumistico'".
71 Siehe F. Bartolini, Roma cattolica e Roma comunista. Le rappresentazioni della capitale e l'uso pubblico della storia urbana negli anni Cinquanta, in: Ders./S. Betti (a cura di), Città e regione. Questioni di metodo e percorsi di ricerca, Macerata 2012, S. 129–149.
72 A. Riccardi, Roma „città sacra"? Dalla conciliazione all'operazione Sturzo, Milano 1979, S. 3 (Zit. von Art. 1,2 der Lateranverträge).

zum internationalen Medienereignis mit Papst Pius XII., der Rom als Leuchtturm der katholischen Christenheit feierte, im Mittelpunkt.[73] Der von Pius verfochtene hegemoniale Anspruch der „heiligen Stadt" schlug sich in umfangreichen Anstrengungen beim Ausbau des Pfarreinetzes in Neubaugebieten, aber auch in Moralisierungskampagnen, vor allem gegen die wachsenden Attraktionen der Angebote der Massenkultur nieder. Erst Johannes XXIII. sprach sich für den wechselseitigen Respekt zwischen Rom, der Hauptstadt des Katholizismus, und der „Roma laica" aus und forderte eine klare Trennung zwischen Seelsorge und Politik.[74] Kritische Kreise im Katholizismus identifizierten sich mit den Anklagen der Linken. Don Sardelli, ein Priester, der mit den *barracati* am Acquedotto Felice lebte, sprach sich bei einem Empfang durch Paul VI. ausdrücklich gegen die Idee der „heiligen Stadt" aus: „Roma non è una città sacra, ma una città come tutte le altre in cui per gravi responsabilità della Chiesa, dilaga la corruzione fino a farne una ‚terra di missione'."[75] Noch Anfang der fünfziger Jahre hatte einer der prominentesten Exponenten der *Democrazia Cristiana*, der Priester Don Luigi Sturzo, die „borgate mal tenute, aumentate di popolazioni estranee a Roma" als bedrohliches Wählerreservoir für laizistisch-antiklerikale und revolutionäre Parteien, „che vorrebbero oggi instaurare in Italia una seconda e peggiore dittatura", gebrandmarkt.[76] 1974 wurde die Klage über die „mali di Roma" von offizieller katholischer Seite aufgegriffen, als in San Giovanni in Laterano ein viel beachteter Kongress über die „Verantwortung der Christen angesichts der Erwartungen von Gerechtigkeit und Caritas in der Diözese Rom" stattfand.[77] Dort wurden die scharfen sozialen Gegensätze und gesellschaftlichen Missstände in der Stadt von Experten, Seelsorgern und Laienvertretern diskutiert und dabei die Rede von der „heiligen Stadt" durch die „Reflexion über die aktuelle soziale Wirklichkeit Roms"[78] abgelöst.

Die Gegenüberstellung der *città sacra* und der *Roma laica*, des roten und des katholischen Roms, spiegelte eine fundamentale Polarisierung in der politischen Kultur im Italien der Nachkriegszeit wider. In der Hauptstadt selbst reproduzierte und zementierte sie die binäre Struktur eines ganzen Bündels urbaner Diskurse. Auch das Medium des Films war in der internationalen Kinometropole an diesem Prozess entscheidend beteiligt. Fellinis Skandalfilm von 1960 „La dolce vita", den Pasolini provozierend als „il più alto e più assoluto prodotto del cattolicesimo" der letzten Jahre

73 Ders., Capitale del cattolicesimo, in: De Rosa (wie Anm. 21), S. 37–77, hier S. 46, zum Folgenden S. 42–53.

74 Riccardi (wie Anm. 72), S. 402.

75 Zit. nach ebd., S. 63.

76 L. Sturzo, Destino di Roma, in: Il Popolo, 22. 4. 1952, zit. nach Pagnotta (wie Anm. 30), S. 89.

77 La responsabilità dei cristiani di fronte alle attese di giustizia e di carità nella diocesi di Roma, a cura dell'Ufficio pastorale del Vicariato di Roma, Roma o. J. [1974] (Estratti della Rivista Diocesana di Roma 11–12 [1973], sowie 3–4 [1974]).

78 So der Titel des Beitrags des Soziologen G. De Rita, Elementi per una riflessione sull'attuale realtà sociale di Roma, ebd., S. 33–55.

lobte,[79] während Teile der katholischen Öffentlichkeit nach der Zensur riefen, spielte wie keine andere mediale Schöpfung der Zeit mit der Vielschichtigkeit der Bedeutungsebenen der „città sacra" und bot zugleich ironisch-gebrochene Bilder Roms als moderner internationaler Metropole, von hemmungslosem Genuss, Glamour und Dekadenz.[80] Dem bis heute wirksamen internationalen „Medienhype" des Roms der *dolce vita* ist freilich nicht nur diese Gebrochenheit völlig fremd, sondern dort fehlen eben auch die vielfältigen mythisch-religiösen Referenzen des Films auf Rom als „heiligen" Ort.

Fellini verkehrte die Pole von „heilig" und „profan" nicht nur wie sein Zeitgenosse Pasolini, der den Stil des mit ihm befreundeten Regisseurkollegen als „realismo parareligioso" kennzeichnete,[81] sondern brach die binäre Logik durch vielerlei Überlagerungen und Hybridisierungen auf. Freilich konnte er damit die Dominanz der binär strukturierten Stadtdiskurse nicht in Frage stellen. Diese griffen auf fest verwurzelte Traditionen zurück, so besonders auf das Arsenal negativer Romstereotypen, das mit dem Aufstieg Roms zur Hauptstadt des vereinten Italien neue Bedeutungen angenommen hatte. In der Krisenrhetorik und den unterschiedlichen Diagnosen zum Wandel der Kapitale kamen diese Stereotypen, die bereits die Partei der Romgegner zu Zeiten der italienischen Einheit gepflegt hatte und die noch im frühen Faschismus, so auch bei Mussolini, virulent waren,[82] immer wieder ins Spiel und wurden auf die neuen Phänomene der Stadtentwicklung bezogen. Tief saß das Urteil vom parasitären Charakter der Hauptstadt, die nur konsumiere und nicht produziere und dabei den Großteil der Bevölkerung zu „miseria perenne in mezzo all'opulenza dell'aristocrazia, dei banchieri, dei ricchi turisti, al fasto della ricchezza delle chiese e alla maestà dei palazzi e monumenti" verurteile, wie Edoardo D'Onofrio, ein führender Repräsentant des PCI auf lokaler und nationaler Ebene, im Kommunalwahlkampf 1952 die „römische Frage" aus Sicht der Linken beschrieb.[83] Die kommunistische Partei hatte ohnehin ein gespaltenes Verhältnis zur Hauptstadt. Für Gramsci zählte Rom im Vergleich zu den Arbeiterhochburgen Turin und Mailand „nichts"; was die Zeit des Faschismus und des Zweiten Weltkriegs betraf, stand es eher im Ruf einer „città passiva e attentista".[84] Für Kommunisten wie D'Onofrio oder Natoli führte der einzige Weg aus der sozialen und politischen Misere über die Industrialisierung, die Rom von einer Provinzstadt in eine wahre Metropole verwandeln, Wohlstand schaf-

79 Zit. nach A. Papuzzi, *La dolce vita? Un film cattolico*, La Stampa, 30. 12. 2009, S. 34.
80 Zum Film: A. Costa, Federico Fellini: La dolce vita, Torino 2010.
81 Pasolini (wie Anm. 62), S. 128.
82 Vgl. F. Chabod, Storia della politica estera italiana dal 1870 al 1896. Vol. I: Le premesse, Bari 1951, S. 315–323; Bartolini (wie Anm. 7), S. 94–96; zu „Mussolini antiromano" siehe Gentile (wie Anm. 13), S. 23–31.
83 E. D'Onofrio, La questione romana, in: l'Unità, 7. 5. 1952, zit. nach Pagnotta (wie Anm. 30), S. 90.
84 Pagnotta (wie Anm. 30), S. 92; Bartolini (wie Anm. 7), S. 139.

La casa solo a chi può pagarla

UNA PRESENZA NELLA STORIA

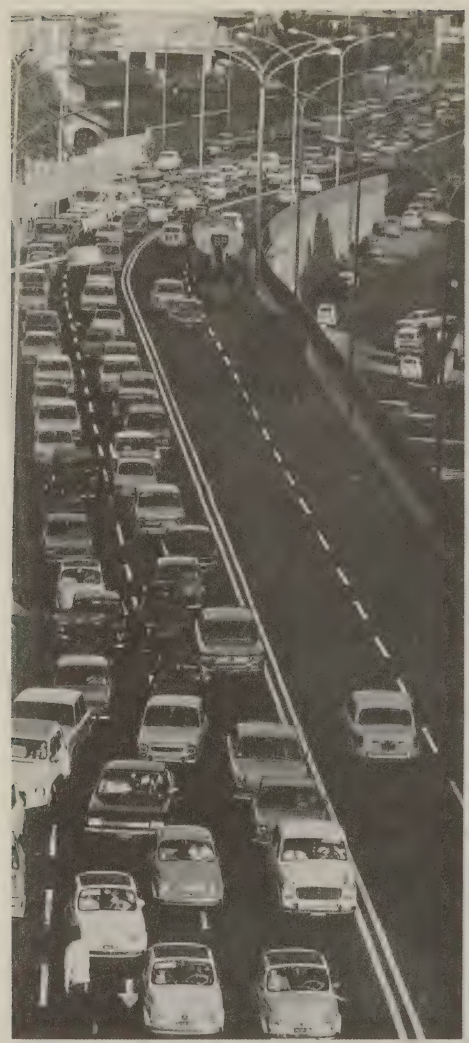


Abb. 3–6: Selbst in der Zeitschrift Capitolium wird das moderne Rom 1970 mit albtraumhaften Zügen gezeichnet: Barackensiedlungen und Wohnungsnot, Bau- und Verkehrsmisere.

Abb. 3: Capitolium 45 (1970), Heft 1 (gennaio), S. 11.
Abb. 4: Capitolium 45 (1970), Heft 2–3 (febbraio–marzo), S. 49.
Abb. 5: Capitolium 45 (1970), Heft 4 (aprile), S. 25.
Abb. 6: Capitolium 45 (1970), Heft 5–6 maggio–giugno), S. 61.

fen und zugleich eine Demokratisierung der städtischen Gesellschaft herbeiführen würde. Wie weit die Euphorie für den industriellen Fortschritt unter den römischen Kommunisten ging, illustriert ein im Jahr 1953 in „l'Unità" publizierter Beitrag, der die ästhetischen Qualitäten einer – aufgrund der von ihr verursachten Umweltbelastungen hoch umstrittenen – Raffinerie im Südwesten Roms derart lobte, als handle es sich um eines der berühmten historischen Monumente der Stadt.[85]

In den römischen und norditalienischen Medien genoss Rom keinen guten Ruf. [Abb. 3–6] Eine Leserumfrage von „L'Espresso" im Jahr 1957 erbrachte vornehmlich Antworten aus Norditalien, die Rom den Charakter einer europäischen Metropole absprachen. Rom sei vielmehr eine Stadt des Südens, gekennzeichnet durch verdorbene Sitten, mit Bürgern, die aufgrund ihrer moralischen Mängel den Anfordernissen einer Hauptstadt nicht gerecht würden. Rom sei verantwortlich für die Etablierung des faschistischen Regimes. Es sei ein grundlegender Irrtum gewesen, die Hauptstadt ins Zentrum der katholischen Kirche zu legen mit der Folge, dass diese nun mehr die Kirche als den Staat repräsentiere.[86] Eine Umfrage des „Corriere della Sera" unter prominenten Intellektuellen des Landes anlässlich des 100. Jahrestages des Endes des päpstlichen Roms erbrachte vor allem negative Urteile über eine „gescheiterte Hauptstadt", der der Charakter einer wahren Metropole fehle, ohne ökonomische Dynamik, ohne kulturelle Ausstrahlung, mit überbordenden urbanistischen und sozialen Problemen und einem bürokratischen Wasserkopf.[87] Der Schriftsteller Alberto Moravia, der bereits bei der Umfrage des „Corriere della Sera" zu Wort gekommen war, gab wenige Jahre später einen Band mit dem sprechenden Titel „Contro Roma" heraus, in der eine Gruppe führender italienischer Intellektueller die Romschelte fortführte und variierte. Rom, so Moravia, fungiere nicht wie eine wirkliche Hauptstadt als kulturelles Modell für die gesamte Nation, sondern bremse und schädige vielmehr das kulturelle Leben des Landes. Für Moravia stellte wie für viele seiner Zeitgenossen die Peripherie des „neuen Roms", „quell'aggregazione meccanica sterile della provincia alla città", den Inbegriff des städtischen Niedergangs dar. Er zählte die an den Stadträndern entstehenden Viertel zu den „cose più brutte del mondo intero", „un orrore urbanistico paragonabile solo a certe città asiatiche o latinoamericane cresciute troppo in fretta e in un regime di spietata e cannibalesca speculazione edilizia". Um sein vernichtendes Urteil abzurunden, verwies er auf das Fehlen jeglicher Raffinesse, auf die trostlose, jegliches Leben erstickende Vulgarität, die Rom, „una delle città

85 R. Venditti, Il disordinato sviluppo delle industrie dimostrato dallo stabilimento ‚Permolio', in: l'Unità, 17. 6. 1953, zit. nach Pagnotta (wie Anm. 30), S. 92. Die zit. Monographie von Pagnotta stellt die einschlägige Studie zu den Debatten und den Initiativen einer Industrialisierung Roms in der Nachkriegszeit bis in die sechziger Jahre dar; siehe auch Dies., Roma città industriale? Il dibattito tra Democrazia Cristiana e Partito Comunista (1945–1959), in: L'Annale Irsifar 1996, S. 91–121.

86 Siehe Pagnotta (wie Anm. 30), S. 104 f.

87 Bartolini (wie Anm. 7), S. 270 f.

peggio tenute, più sporche, più neglette e più maltrattate d'Europa", als Regierungs- und Behördensitz auszeichne.[88]

Die „apokalyptische Sicht" auf die Entwicklung Roms in der Nachkriegszeit prägte mit ihrer binären Logik und ihrem hohen moralisch-politischen Impetus die zeitgenössischen urbanistischen Diskurse, zu denen man nicht nur die Stellungnahmen von Politikern und Experten wie Stadtplanern und Architekten, sondern auch die vielfältigen kulturellen Überformungen der Stadt in Literatur und Film zählen mag. Diese Wertungen fanden unmittelbar Eingang in die Historiographie zur Geschichte Roms seit 1870.[89] Einen Schlüsseltext stellt hier die einflussreiche, 1962 in erster Auflage erschienene Studie von Italo Insolera zur „Roma moderna" dar. Insolera deutete die Entwicklung der Stadt nach ihrem Aufstieg zur Kapitale des vereinten Italien als ihre „sistematica distruzione" in Folge eines hemmungslosen Kapitalismus, die ihre extremsten Formen in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg erreichte. Die Erstauflage des Buches endete mit einem vernichtenden Urteil des Autors: „[L]a città in cui oggi viviamo è la conseguenza e la conclusione di una genesi consumata senza amore né civiltà." Das Fazit einer 1971 publizierten Neuauflage präzisierte: „A cento anni di distanza... una sola – dalla periferia al centro – è la vera legge urbanistica di Roma: il profitto dei padroni della città attraverso ogni possibile rendita parassitaria". Die Schlussbemerkung der Ausgabe von 1993 variierte schließlich, ganz in der Tradition der antirömischen Diskurse, das Urteil eines Zeitgenossen Voltaires, des französischen Italienreisenden Charles de Brosses: „Questa capitale, sebbene grande, non sembra affatto una città."[90]

Erst in den vergangenen Jahren hat man in der römischen Stadtgeschichtsschreibung begonnen, die Erklärung der Entwicklung der Stadt in der Nachkriegszeit aus den zeitgenössischen Frontstellungen heraus zu historisieren, sie als „controstoria", als eine vereinfachende, monokausale, letztlich unhistorische Interpretation eines komplexen Geflechts von Akteuren und Faktoren zu hinterfragen und sie als „Normalfall" in die Geschichte der italienischen Städte und der Urbanisierung des Landes einzuordnen.[91] Nicht zufällig weist die „apokalyptische Perspektive" auf die grundlegende Transformation der Stadt im 20. Jahrhundert deutliche Parallelen zur „apokalyptischen" Kritik der Massenkultur auf, wie sie Umberto Eco 1964 in einem mittlerweile klassischen Band ironisch sezierte: die Denunziation der Massenkultur als

88 A. Moravia, Introduzione: Delusione di Roma, in: D. Bellezza et al., Contro Roma, Milano 1975, S. 7–18, hier 11 f. und passim; siehe auch Vidotto, Roma contemporanea (wie Anm. 21), S. 319–322.

89 Auch in anderen Disziplinen lässt sich eine solche Perspektive beobachten: vgl. z. B. M. Herzfeld, Evicted from eternity: the restructuring of modern Rome, Chicago 2009.

90 Insolera (wie Anm. 21), S. XII, XI, 320, 331.

91 Vidotto, Roma contemporanea (wie Anm. 21), S. VII, 289, 369–380 und passim. Neben den Studien Vidottos sind hier insbesondere die Forschungen einer Reihe jüngerer Stadthistoriker/-innen aus seinem Umkreis wie Francesco Bartolini, Bruno Bonomo und Alice Sotgia hervorzuheben.

„anticultura", die Apokalypse als intellektuelle Pose, eine „ossessione del *dissenter*", als elitäre Abwehrhaltung.[92] Die Apokalypse ist auch Ausdruck eines spezifischen „populismo colto", ein Begriff, mit dem Vittorio Vidotto das öffentliche Auftreten von *Italia Nostra*, eines prominenten Akteurs der Kämpfe um Rom seit Mitte der fünfziger Jahre, bezeichnet hat. Die von Antonio Cederna 1955 in einer Schlüsselphase der urbanistischen Debatten mit begründete Organisation, eine Vorkämpferin in Fragen des Denkmal- und Naturschutzes in Italien, kann als repräsentatives Beispiel dieser Form des Engagements in den Auseinandersetzungen um die Stadtentwicklung gelten, das sich insbesondere auf den Erhalt des historischen Erbes, den Schutz archäologischer Stätten und den Kampf um öffentliche Grünflächen konzentriert.[93] Der „apokalyptische Modus" ist hier Ausfluss des Blicks einer kulturellen Elite, die bestimmte Konzepte der historischen Essenz und Singularität Roms zum städtebaulichen Leitbild erhebt, aber auch ein rhetorisches Instrument zur Gewinnung von Öffentlichkeit in den heftigen politischen Kämpfen um Definitions- und institutionelle Macht. Es ist kein Zufall, dass das ebenfalls 1955 gegründete Nachrichtenmagazin „L'Espresso" die urbanistischen Debatten um Rom als Leitthema wählte, um sich mit den Mitteln der Skandalisierung in der Kritik an der christdemokratischen Stadtregierung politisch zu profilieren und sich zugleich eine Position auf dem journalistischen Massenmarkt der noch jungen italienischen Demokratie zu erobern.

Die Rede von der Einzigartigkeit Roms prägt bis heute die Literatur zur Geschichte der Ewigen Stadt. Die Studien zu Rom weisen eine besondere Sensibilität für die mythische Überformung, für das Imaginäre der Stadt auf, die in vielerlei Disziplinen thematisiert und analysiert werden.[94] Kaum einmal jedoch wird die enge Verquickung der akademischen Forschung mit den vielschichtigen Rombildern und -diskursen problematisiert und transparent gemacht. Im Fall der Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert, insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg, die wohlvertraute Paradigmen der „nozione di Roma" erschütterte, wenn nicht gar außer Kraft setzte, ist dieses Manko besonders gravierend. Die demographische Expansion, das „entfesselte" Wachstum der Stadt, die völlig ungekannte Dynamisierung des städtisches Raums und der städtischen Gesellschaft wurden in Bildern der Abwehr und der Abwertung gezeichnet, die die Singularität Roms ex negativo reklamierten: „la più orrenda, squalificata città del mondo che chiameremo Roma per una pietosa convenzione, per una abitudine fonetica."[95] In den öffentlichen Debatten um eine paradoxe Realität in ständigem Fluss, die sich den überkommenen mit Rom verbundenen Wertungen von

92 U. Eco, Apocalittici e integrati. Comunicazioni di massa e teorie della cultura di massa, Milano 1995 ([1]1964), S. 4 und passim.

93 E. H. Meyer, L'impegno urbanistico di Italia Nostra, in: Ders., I pionieri dell'ambiente. L'avventura del movimento ecologista italiano. Cento anni di storia, Milano 1995, S. 133–160.

94 Vgl. Anm. 7.

95 Valori (wie Anm. 34), S. 187.

Abb. 7: Tafel mit dem Sonett „Roma" von Ezra Pound. Rom, Tiberuferweg unterhalb des Lungotevere Raffaello Sanzio (Foto: Claudio Cassaro).

Stillstand und Erstarrung, des Musealen und der Vergangenheitsfixierung prinzipiell entzog, dominierte jedoch der apokalyptische Rekurs auf alt vertraute Muster und Stereotypen, mit denen das „neue" Rom, durchaus mit unterschiedlichen Bewertungen und Interessen je nach ideologischem Hintergrund und politischem Kontext, zum Gefangenen seiner Geschichte gemacht wurde. Den einzigen Ausweg aus diesen Engführungen bietet eine konsequente Historisierung der zeitgenössischen Werturteile und eine Kontextualisierung der jüngsten Geschichte Roms in der italienischen und internationalen Stadtgeschichte. Positiv gewendet: Rom stellt auch eine Herausforderung in der Diskussion um eine europäische Nachkriegsmoderne dar: „La Roma del dopoguerra, rimane del tutto estranea all'adozione di un canone, e in questo senso è già paradossalmente e precocemente e, anche se inconsapevolmente postmoderna."[96]

96 Vidotto, Roma contemporanea (wie Anm. 21), S. 323.

Immer wieder gibt es jedoch auch Bemühungen, das historische Reservoir und Erbe an kulturellen Zu- und Überschreibungen fruchtbar zu machen für das städtische Leben der Gegenwart. Seit wenigen Jahren wird am rechten Uferweg des Tiber vom Ponte Cestio an flussaufwärts auf großen Schautafeln eine von einem privaten Kulturverein erstellte Ausstellung mit Gedichten der Weltliteratur zum „ewigen Fluss" gezeigt.[97] Unterhalb des Lungotevere Raffaello Sanzio auf der Höhe der Tiberinsel findet man eine Tafel mit einem berühmten Sonett Ezra Pounds [Abb. 7], das ein eindrucksvolles Beispiel für die vielschichtigen Anverwandlungen und Umschreibungen der Mythen zu Stadt und Fluss quer durch die Zeiten darstellt: die Übersetzung eines Sonetts des französischen Humanisten Joachim du Bellay zum Motiv der Ruinen Roms, das wiederum zurückging auf die lateinischen Verse eines sizilianischen Renaissance-Dichters, Janus Vitalis, und in vielerlei Bearbeitungen über Francisco de Quevedo und Martin Opitz bis ins 20. Jahrhundert, bis zu Czesław Miłosz und Joseph Brodsky, wirkte: „O thou new comer who seek'st Rome in Rome / And find'st in Rome no thing thou canst call Roman; [...] Tiber alone, transient and seaward bent, / Remains of Rome."[98] Die Klage über das Schwinden des „wahren Rom", der Kontrast zwischen vergangener Größe und Erhabenheit auf der einen, Zerstörung und Niedergang in der Gegenwart auf der anderen Seite, wird hier als wirkungsmächtiger historischer Topos an zentraler Stelle im städtischen Raum vor Augen geführt. Für Pound und seine dichterischen Vorläufer steht die Natur, der Fluss in der Stadt, für das Beständige und Unveränderliche gegen die Hinfälligkeit von Werken, Ruhm und Macht der Menschen. Die Initiatoren der lyrischen Freiluftausstellung verbinden mit ihrem Projekt zur Tiberlyrik freilich eine andere Idee, nach der die Gedichte der Weltliteratur in einem grundlegend gewandelten urbanen Kontext eingesetzt werden sollen mit dem Ziel „di restituire alla città un fiume che è la storia stessa di Roma ma che da più di un secolo è (strutturalmente e socialmente) diviso dalla sua città".[99] Dieses Anliegen erwächst aus der jüngsten Geschichte der Stadt. Die Beziehungen der Römer zu ihrem Fluss und damit auch der Tiber selbst haben sich über die Zeiten grundlegend gewandelt.[100] Ferdinand Gregorovius sah vom Ponte Fabricio aus Anderes als Ingeborg Bachmann oder Marie Luise Kaschnitz hundert Jahre nach ihm. Verschwunden waren dann nicht nur die Mühlen aus der Flusslandschaft. Verändert hatte sich auch das Verhältnis von Fluss und Stadt. Die bis ans Wasser herab

97 Vgl. auch Sotto il cielo di Roma. Roma nella poesia del mondo da Licofrone alle neoavanguardie degli anni '60, a cura di F. Bettini, in collaborazione con R. Piperno, Roma 2005.

98 Ebd., S. 482 das erste Quartett von Pounds Sonett in italienischer Übersetzung. Das erstmals 1911 in Pounds Sammlung Canzoni publizierte Gedicht findet sich in: E. Pound, New selected poems and translations. Edited and annotated by R. Sieburth, New York 2010, S. 19.

99 So der Aufruf der Associazione culturale „Agorein" und ihres Gründers Filippo Bettini zum 4. Treffen „Poesia in riva del Tevere" am Fest des Natale di Roma am 21. 4. 2011 (http://poesia.blog.rainews.it/2011/04/19/filippo-bettini-sotto-il-cielo-di-roma/ aufgerufen am 29. 6. 2014).

100 Siehe M. M. Segarra Lagunes, Il Tevere e Roma. Storia di una simbiosi, Roma 2004.

reichende Häuserfront des alten Ghetto war längst abgerissen, die sich vom Ufer ins Wasser erstreckenden Landzungen existierten nicht mehr. Zwischen Fluss und Stadt schoben sich nun eine hohe Schutzmauer und die Verkehrsader des Lungotevere wie ein Riegel zwischen den Alltag der Römer und „ihren" Flusslauf. Die verheerenden Hochwasser, die die Stadt noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein heimsuchten, sind durch Staudämme gebannt. Zumindest hier hat der „apokalyptische Modus" im Reden über die Stadt seinen Grund verloren.

Forum

Monica Cioli

A proposito di „Reconstructing the Universe“: Guggenheim Museum, New York[1]

Zusammenfassung/Abstract:
Rezension von/Review of:
Italian Futurism, 1909–1944. Reconstructing the Universe, ed. by V. Greene, Solomon R. Guggenheim Museum, New York February 21–September 1, 2014, New York 2014.

1. Grande merito della mostra newyorkese è di aver proposto un'esposizione del futurismo dal 1909 al 1944 dando, con il titolo „ricostruzione futurista dell'universo“, (Manifesto Giacomo Balla – Fortunato Depero, 1915), accento alla seconda fase del movimento. Non, si badi bene, al „secondo futurismo“, che per esigenze di legittimazione storica, verrebbe da dire, Enrico Crispolti ha a suo tempo avuto bisogno di definire tale:[2] ma al futurismo tout court, diviso, naturalmente, in fasi. A capo dei giovani è però il grande Maestro Giacomo Balla, tra i protagonisti dell'esposizione, ben colto da una recensione del „New York Times“.[3] Nel catalogo spiccano dunque il saggio di Fabio Benzi, grande esperto del pittore,[4] e quello di Marta Braun su Balla, Anton Giulio Bragaglia e Etienne-Jules Marey. Del resto, la grande mostra tenuta lo scorso anno al Grand Palais di Parigi – „Dynamo. Un siècle de lumière et de mouvement dans l'art 1913–2013“[5] – individuava un movimento generale caratterizzato dall'arte cinetica associata all'utilizzo della luce che parte dal futurismo e attraversa senza interruzioni il XX secolo. L'unico quadro futurista allora esposto era le „Compenetrazioni iridescenti“ di Balla, a conferma della centralità di un artista spesso ingiustamente messo in ombra da Umberto Boccioni.

L'impianto della mostra newyorkese è chiaro: la ricostruzione futurista dell'universo si pone senza soluzione di continuità – questa la lettura di Vivien Greene, curatrice dell'esposizione – con il *Gesamtkunstwerk* di wagneriana memoria; lo spettatore è al centro dell'opera d'arte, „literally surrounding him or her with a Futurist

1 Italian Futurism, 1909–1944. Reconstructing the Universe, ed. by V. Greene, Solomon R. Guggenheim Museum, New York February 21–September 1, 2014, New York 2014.
2 E. Crispolti, Il secondo futurismo. Torino 1923–1938, 5 pittori + 1 scultore, Torino 1962.
3 R. Smith, In Thrall to Machines, War and a More Manly Future. ‚Italian Futurism, 1909–1944,‘ at the Guggenheim, February 20, 2014, http://www.nytimes.com/2014/02/21/arts/design/italian-futurism-1909-1944-at-the-guggenheim.html?module=Search&mabReward=relbias%3Ar%2C%5B%22RI%3A6%22%2C%22RI%3A17%22%5D&_r=0#
4 Si pensi a F. Benzi, Giacomo Balla. Genio futurista, Milano 2007.
5 10 Avril 2013–22 Juillet 2013, sous la direction de S. Lemoine, Paris 2013.

ensemble of painting, architecture, furniture, design, ceramics, art, textiles, and clothing" (p. 211). Un'interpretazione convincente e anche conclamata, sebbene troppo spesso, come anche in questo caso, non ci si soffermi sulla data di pubblicazione del Manifesto Balla-Depero che è l'11 marzo 1915, poco prima dell'entrata in guerra dell'Italia. È cioè la partecipazione in prima persona al conflitto a esprimere in modo supremo il *Gesamtkunstwerk* futurista: è l'evento bellico a riunire le singole arti in un'opera d'arte totale – che è poi la stessa guerra – e, come già per Richard Wagner ma senza il modello per lui centrale del contemplativo e del monumentale, trasmette sullo spettatore(-soldato), attraverso un'esperienza estetica di prim'ordine, i fermenti di progresso necessari alla società futura. Il progredire fisiologico e intellettuale dell'uomo non è declamato soltanto dalla „guerra sola igiene del mondo" di Filippo Tommaso Marinetti (1915), ma anche da Balla e Depero che ribadiscono l'ambizione globale del futurismo, l'aspirazione a una rivoluzione culturale totalizzante e in continuo divenire. Non è dunque solo l'unione delle arti „into one synthesized whole" (p. 211), scrive sempre Greene, ma fortissima è nel manifesto la metafora dell'architettura come costruzione di un mondo futuro. Prerogativa non solo futurista, se si pensa allo scritto di Bruno Taut, il futuro architetto del Bauhaus, apparso su „Der Sturm" nel febbraio 1914:[6] dietro il discorso di Taut e in genere al concetto di *Gesamtkunstwerk* è la questione dell'„utopia" di un mondo nuovo,[7] che si rispecchia non a caso nel termine di „costruttivismo" del movimento nato negli anni Venti, ma anche nel volume di Le Corbusier, „Vers une architecture" (1924).

2. Ma il discorso, che parte da lontano, dalla rivoluzione industriale e dalla crescita della società di massa, e che esplode con potenza con la Prima guerra mondiale per poi continuare, rivisto ma anche rafforzato, negli anni Venti, ci porterebbe troppo lontano.

Tornando all'Esposizione newyorkese: se la proposta di un futurismo 1909–1944 vuole essere una sfida e proporre con forza un movimento senza più cesure, unitario per così dire, ma vuole anche presentare la novità della nuova fase inaugurata dalla „ricostruzione futurista dell'universo", il catalogo non sempre rispetta questa ambizione. E ciò sia per quanto riguarda il piano „interno", quello del rapporto tra fascismo e futurismo, che il piano internazionale o meglio transnazionale delle avanguardie. L'esigenza di separare il movimento marinettiano dal regime – comprensibile nel secondo dopoguerra, periodo della sua massima abiura – induce Enrico Crispolti a concentrare l'attenzione sulla resistenza del futurismo ai tentativi della destra fascista di produrre una versione italiana della *entartete Kunst* nazista nella seconda metà degli anni Trenta. I fatti sono noti. Con l'azione razzista del fascismo nel 1938, la rea-

6 B. Taut, Eine Notwendigkeit, in: Der Sturm 196–197 (1914), pp. 174sg.

7 A questo proposito cf. la bella recensione al libro di B. Taut, Alpine Architektur: A. Holitscher, Utopische Architektur, in: Das Kunstblatt 4 (1920), pp. 239–241.

zione del futurismo, guidato da Marinetti e Mino Somenzi e condotta soprattutto dalle pagine di „Artecrazia", si caratterizzò in una impetuosa polemica – anche contro il razzismo fascista – nei riguardi del fascismo opportunistico di regime, fatto questo a cui viene talora ricondotta la stessa soppressione del periodico nel 1939.

È necessario ricordare, tuttavia, non solo il fatto che l'Italia non ha mai conosciuto lo scempio della messa al bando dell'arte, ma anche che nell'aggressione nazista ai futuristi in occasione della mostra itinerante in Germania sull'aeropittura nel 1934 – aggressione che coinvolse anche gli espressionisti tedeschi – Hitler e il suo entourage non furono sostenuti da Mussolini.[8] L'importanza della periodizzazione appare necessaria non per salvare il regime italiano ma per comprendere, semmai, il perché della sua lunga durata, la capacità di tenuta, il ruolo degli intellettuali al suo interno. I futuristi furono fascisti prima ancora della nascita del fascismo, come loro stessi amavano ribadire: sono stati loro, verrebbe quasi da dire, a fornire al regime fascista un catalogo ideologico allo stato puro – come quello della rivoluzione, dell'utopia di un ordine da costruire con al centro un uomo nuovo – che ha avuto grande portata tra seconda metà degli anni Venti e primi anni Trenta. Per questo le riflessioni sull'aeropittura, considerata un'estetica che ha permesso ai futuristi di partecipare all'„immaginario visuale del regime", detto in altre parole alla propaganda, non sembrerebbero davvero convincenti. Scrive Adrian Lyttelton:

> The Futurists' enthusiasm for new technology and their appreciation of the new mass media ensured them a role of some importance in the regime's propaganda. Marinetti timed the 1929 „Manifesto of Aeropittura" („Manifesto della aeropittura") perfectly to allow the Futurists to make a key contribution to the regime's visual imagery (p. 74).

È il taglio scelto anche da Emily Braun nel suo contributo sull'aeropittura, che ella pone senza soluzione di continuità con la visione aerea sviluppata dal futurismo sin dai suoi esordi. Di più: Braun lega fortemente il Manifesto del 1929 alle teorie di Giulio Douhet (1869–1930), teorico, comandante militare italiano, grande amico di Gabriele D'Annunzio. Le idee di Douhet sull'aviazione militare e sull'importanza della creazione per l'Italia di una Regia Aeronautica Italiana vengono immediatamente messe in relazione con il „movimento aereo" di Marinetti:

> Douhet emphasized the importance of establishing high morale in warfare: preparing the battling forces to be fearless, creating the impression of invincibility, and garnering unwavering public support ... The Futurists' aggressive production and promotion of aero-art exemplified this totalizing spectacle in degree and kind, beginning with the first *aeropittura* manifesto, „Perspectives of Flight and *Aeropittura*" („Prospettive del volo e aeropittura") of September 1929, which declared the „absolutely new" reality created by the sensations of flight (p. 270).

8 Cf. B. Mussolini, Taccuini mussoliniani, raccolti da Y. De Begnac, a cura di F. Perfetti, Bologna 1990, p. 424; per la ricostruzione della questione M. Cioli, Il fascismo e la ‚sua' arte. Dottrina e istituzioni tra futurismo e Novecento, Firenze 2011, pp. 117–130.

Visto che la strategia di assalto aereo di Douhet, scrive l'Autrice, implicava tre ondate di bombardamenti – con, rispettivamente, gas esplosivi, incendiari e tossici –, il mondo extraterrestre di Prampolini richiama alla mente non solo innocue nuvole fluttuanti ma anche colonne di fumo dilaganti di vapori nocivi. A parte l'interpretazione di Braun, verrebbe da chiedersi su che basi ella fondi non solo l'influenza di una singola persona – Douhet – su un movimento, ma anche sul sistema di valori di un personaggio davvero europeo come Enrico Prampolini.[9] L'Autrice offre questa risposta:

> With its adaptation of Cubist, Constructivist, and biomorphic Surrealist styles, aeropittura legitimized the Futurists' continuing claim to innovation in the face of the Italian avantgarde's retrenchment between the wars. Modernist devices informed by the synoptic views of aerial photography were essential to the sensibilities of Futurist shock and awe (p. 272).

Sembrerebbe che per Emily Braun gli stimoli provenienti dall'Europa servivano ai futuristi solo come impulso a innovare esteticamente un linguaggio, che pare resti nelle chiuse della propaganda fascista. Ma dal legame transnazionale delle avanguardie emerge molto di più. Sulla questione si tornerà più avanti.

3. Senz'altro è importante la figura di Italo Balbo come lo sono le sue transvolate sul modo di pensare collettivo e anche su quello futurista. Tuttavia, il periodo dell'acme della forza aerea italiana tra il 1929 e il 1933 non sembra rispecchiarsi tout court nell'aeropittura – emerge questa convinzione qua e là nel catalogo –, come avverrà, dall'impresa etiopica in poi, con l'aeropittura di guerra. È Marinetti, si legge peraltro nel catalogo, a scrivere di diverse versioni dell'aeropittura: quella sintetica e documentaria di Tato e Ambrosi; quella transfigurata, lirica e spaziale di Gerardo Dottori e Benedetta; quella mistica, ascendente e simbolica di Fillia e quella stratosferica, cosmica e biochimica di Prampolini.[10] Uno sguardo alla partecipazione futurista alla Quadriennale Nazionale d'arte di Roma e alla Biennale Internazionale d'arte di Venezia darebbe una ulteriore conferma della varietà aeropittorica futurista.[11] E la presenza del movimento marinettiano fu tutt'altro che irrisoria; Romy Golan richiama, invece, il lamento dei futuristi per l'esclusione dalle esposizioni sovvenzionate dal regime:

> *Aeropittura* ... would capture the immense visionary and sensual drama of flight. The younger Futurists — who repeatedly lamented that they were overlooked by the state despite presenting their work at the regime-sponsored biennials, triennials, and quadrennials — soon realized

9 Cf. da ultimo G. Lista, Enrico Prampolini futurista europeo, Roma 2013.

10 F. T. Marinetti, Mostra di Aeropittura Futurista, Roma 1937, cit. in: Italian Futurism (vedi nota 1), p. 327.

11 Non a caso Enrico Crispolti giudica le partecipazioni alle Biennali veneziane e alle due prime Quadriennali romane tra le manifestazioni di maggior interesse del gruppo (cf. E. Crispolti, Il mito della macchina e altri temi del futurismo, Trapani 1971, p. 239).

> that murals would enable them to deploy the panoramic and panoptic visions of *aeropittura* to maximum effect, to prevail over the easel painting form that F. T. Marinetti and his cohorts derided as bourgeois, domestic, and effeminate (p. 317).

In realtà, dopo l'esclusione dalla Biennale veneziana durata fino al 1924 – accompagnata da grandi proteste di Marinetti e accoliti, alle quali probabilmente si riferisce Golan – i futuristi poterono godere di sale apposite nonostante il regolamento vietasse l'esposizione di gruppi: privilegio denunciato spesso dalla stampa.[12] Spazio analogo ebbero i futuristi alla Quadriennale romana, mentre lo stesso non può dirsi della Triennale di Milano come anche nella versione che la precedette della Biennale di Monza.[13]

Analogamente, scrive anche Golan, avvenne per le commissioni pubbliche relative al muralismo, sebbene non appaia condivisibile la sua considerazione di artisti quali Carlo Carrà e Mario Sironi come „more conservative artists" (p. 318). Probabilmente l'Autrice fa riferimento, in modo quasi letterale, al „ritorno all'ordine" diffusosi in Europa all'indomani della Grande guerra. In Italia il primo gruppo a richiamarsi all'ordine fu quello della rivista romana „Valori Plastici" fondata nel 1918, ancora in pieno conflitto, diretta da Mario Broglio e che contò un nucleo centrale di altissimo livello, da Giorgio de Chirico e Carlo Carrà, a Giorgio Morandi, Arturo Martini, Alberto Savinio. Un periodico che dialogò ampiamente con l'Europa del ritorno all'ordine, con riviste („De Stijl", „L'Esprit Nouveau", „Der Sturm"), movimenti come il Bauhaus e artisti che si formeranno nella „Neue Sachlichkeit". Il ritorno all'ordine romano restituisce l'atmosfera di una pittura senza tempo, inserendosi nel solco di una tradizione italiana in cui alla storia e alla contemporaneità si sostituisce il museo e l'idea platonica del classico.[14] Pare difficile pensare a „Valori Plastici" come a un gruppo conservatore: un'idea che forse dovrebbe essere consolidata, ribadita, tra l'altro, proprio da una precedente mostra del Guggenheim „Chaos and Classicism. Art in France, Italy and Germany, 1918–1936":[15] qui, probabilmente, la vera lacuna era la completa assenza e l'inadeguata lettura del futurismo.[16]

Analogamente, parrebbe difficile reputare conservatore Mario Sironi, le sue periferie urbane dei primi anni Venti, il rigore formale delle figure in quadri come „Solitudine" (1925). L'abbandono del futurismo e l'adesione a „Novecento" di Margherita Grassini Sarfatti non hanno significato il rifiuto dell'avanguardia: nel suo caso si è trat-

---

12 Cf. ad esempio E. Zorzi, Guida sommaria all'Esposizione, in: Le Tre Venezie nr. 5 (maggio 1932), pp. 259–304.

13 Su queste questioni cf. Cioli (vedi nota 8) pp. 227–311.

14 Cf. da ultimo F. Benzi, Arte in Italia tra le due guerre, Torino 2013, pp. 28–38.

15 Solomon R. Guggenheim Museum, October 1, 2010–Januar 9, 2011, ed. by K. E. Silver, New York, Guggenheim, 2010.

16 Rimando al mio articolo „Il mito della macchina nella costruzione dell'uomo nuovo" di prossima pubblicazione nel volume 10 della collana „Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma".

tato di una rilettura dell'esperienza avanguardista sulla base della tradizione italiana. E questo vale anche per la pittura murale di Sironi, di cui fu interprete indiscusso.

4. Venendo ora a un altro piano del discorso, quello dell'apertura internazionale e transnazionale della mostra del Guggenheim, nel catalogo si dà spazio anzitutto alla rete di relazioni futurista nel periodo 1910–1914, in città come Parigi, Londra o Berlino (Marina Isgro, „A Futurism of Place: Futurist Travel and the European Avant-Garde, 1910–1914"): tutte cose note alla critica. Ma non si tratta solo di questo. Per Claudia Salaris l'arte meccanica fu un modo di reagire del futurismo al ritorno all'ordine che si era diffuso nell'arte europea dopo la Prima guerra mondiale. Si trattava, per lei, di un'arte ispirata alle forme elementari, sintetiche dei prodotti industriali: un linguaggio che era in contatto con il purismo, il neoplasticismo olandese e il costruttivismo russo e tedesco (p. 22).

In realtà, l'arte meccanica, la macchina, la civiltà meccanica sembrano essere, dopo la Grande guerra, per il futurismo e per queste avanguardie qualcosa di molto di più di un'arte ispirata ai prodotti industriali. Soprattutto, è su questo linguaggio che si costruisce la linea transnazionale dell'avanguardia europea nei primi anni Venti: ciò che va messo in evidenza perché non riguarda soltanto l'estetica ma ha un significato „politico" trasversale di estremo interesse. Indubbiamente, in Europa, le avanguardie e l'intellettualità in generale risentono profondamente della guerra e della rivoluzione russa. Sebbene, sia chiaro, la „crisi del moderno" parta da più lontano: la rivoluzione industriale e la crescita della società di massa sono fenomeni ben presenti, anche agli occhi dell'avanguardia, già prima della guerra. Basti pensare proprio alle proposte della prima generazione futurista. Ma certamente la guerra non può che accelerare e far esplodere le contraddizioni che toccano il Vecchio Continente, come anche l'America.

Dai testi dei puristi francesi, Amedée Ozenfant e Le Corbusier, dalla loro rivista, „Esprit Nouveau", dal periodico curato da Paul Westheim „Das Kunstblatt", nato in pieno conflitto e che sarà attivissimo nella Repubblica di Weimar, dalla rivista espressionista „Der Sturm" – ma l'elenco potrebbe continuare – emerge l'idea di un nuovo „spirito" e dell'importanza di un nuovo „ordine", come anche il richiamo al ruolo che l'arte deve svolgere nella società. Gli artisti si concentrano su una nuova utopia, quella dell'artista-costruttore, che non rifiuta la „scienza, la geometria, il meccanismo"[17] ma li organizza verso fini sociali. È l'immagine cara a El Lissitzky che a metà anni Venti sovrappone alla fotografia del proprio viso quella della mano che regge il compasso creando un'icona moderna del nuovo artista intellettuale.[18]

17 Cf. D. Braga, Le Futurisme, in: Le Crapouillot, 15 avril 1920, pp. 2sg., p. 3.

18 Cf. anche M. E. Versari, I rapporti internazionali del Futurismo dopo il 1919, in: Il Futurismo nelle avanguardie. Atti del Convegno Internazionale di Milano, a cura di W. Pedullà, Roma 2010, pp. 577–606.

Se però nel costruttivismo russo il meccanismo assume una declinazione fortemente materialistica – la macchina, asservitrice dell'uomo, verrà purificata e imbrigliata dall'artista-ingegnere in collaborazione con gli altri membri della società[19] – tale lettura non ne esaurisce i significati. In Theo van Doesburg e nella rivista „De Stijl" la macchina ha un significato politico-sociale di più ampio respiro: essa costituisce un fenomeno di „disciplina spirituale"; la giusta premessa al suo utilizzo è la qualità non la quantità. È la macchina che può realizzare la „certezza costruttiva" – *konstruktive Bestimmtheit* – dei nuovi tempi[20]: il giusto uso della macchina va nel senso dello sviluppo culturale.

Per van Doesburg la storia della società è una lotta permanente tra due modi di vedere la vita contrapposti, che sintetizza con coppie concettuali come: energia religiosa-fede; costruzione logica-costellazione lirica; meccanismo-artigianato; collettivismo-individualismo. È l'arte che deve cercare un'armonia tra gli estremi:[21] un equilibrio che per l'artista olandese, come anche per Mondrian, va cercato tra posizione e proporzione, „Stand und Maat", in tedesco, specifica van Doesburg nella nota, „Stand und Maas", cioè misura.[22]

5. La macchina diventa, insomma, il meccanismo dell'ordine: tutto ciò che muove la politica, l'economia, la società deve avere un ordine, e è l'elite artistica a governare la macchina. Ciò non riguarda soltanto il costruttivismo e il neoplasticismo ma anche il purismo francese e la sua rivista „Esprit Nouveau" (1919 al 1925), dove la razionalizzazione plastica della macchina trova la sua massima espressione. È cioè negli scritti e nelle opere dei puristi che il significato politico-sociale e economico dell'età meccanica del dopoguerra viene maggiormente esplicitata.

---

19 L'artista progressista, l'intellettuale, il lavoratore e l'ingegnere collaborano per trovare la soluzione ottimale ai problemi sociali. Cf. le dichiarazioni di El Lissitzky e Hans Richter al Congresso „Union Internationaler Fortschrittlicher Künstler" della primavera del 1922 e soprattutto il Congresso di Weimar del settembre successivo riportate in K.-U. Hemken, „Muss die neue Kunst den Massen dienen"? Zur Utopie und Wirklichkeit der ‚Konstruktivistischen Internationale', in: Konstruktivistische Internationale Schöpferische Arbeitsgemeinschaft, 1922–1927. Utopien für eine europäische Kultur, Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 30. 5.–23. 8. 1992; Staatl. Galerie Moritzburg, Halle 13. 9.–15. 11. 1992, Stuttgart 1992, pp. 57–67.

20 T. van Doesburg, Der Wille zum Stil. Neugestaltung von Leben, Kunst und Technik, 1922, in: De Stijl. Schriften und Manifeste zu einem theorethischen Konzept ästhetischer Umweltgestaltung, Leipzig u. a. 1984, pp. 163–179, pp. 171sg.

21 Per lui solo l'arte astratta può riuscirci, poichè l'astrazione progressiva dall'oggetto da riprodurre può condurre a radici comuni (cf. ibid.).

22 Id., L'arte nuova in Olanda. I principì dei novatori – Pittura astratto-reale (II parte), in: Valori Plastici 1/6–10 (1919), pp. 22–24. Anche in Mondrian, che fa parte del gruppo „De Stijl", è centrale la ricerca dell'armonia risultante dalla risoluzione delle antitesi tra femminile-maschile, statico-dinamico, materiale-spirituale, che egli esprime con delle equivalenze plastiche: „l'angle droit, les couleurs primaires, le faire exact" (S. Lemoine, Mondrian et De Stijl, Paris 2010, pp. 14sg.).

Ma il discorso si amplierebbe troppo. Per tornare al futurismo, forti sono le analogie tra van Doesburg – ponte, fra l'altro, tra il movimento e il Bauhaus e che pubblica su „De Stijl" una prima versione del Manifesto futurista sull'arte meccanica – e i futuristi per quanto attiene alla nuova realtà, spirituale, della macchina. Non sembra condivisibile, invece, l'idea spesso sostenuta che l'amore per la macchina, di tipo emozionale e non pratico, del gruppo „De Stijl" si differenzi sostanzialmente dall'adorazione della macchina come scopo in sé dei futuristi.[23] In realtà, per la nuova generazione la rivoluzione non consiste più nella distruzione permanente, espressione dell'accelerazione temporale della società contemporanea, dove „tutto corre, tutto volge rapido"[24] – come si affermava proprio attraverso la metafora della macchina prima della guerra – ma in un'opera costruttrice (costruzione *versus* distruzione).

Con il Manifesto sull'arte meccanica, i futuristi distinguono tra „esteriorità e spirito della Macchina": l'artista non deve rendere la forma esteriore della macchina bensì il suo spirito, cioè le „sue forze, i suoi ritmi e le infinite analogie che la Macchina suggerisce".[25] In un articolo del 1923 Vinicio Paladini esplicita ancora più chiaramente l'„estetica meccanica" futurista, che è la „tendenza a stabilire dei valori eterni e degli equilibrî indistruttibili ... la geometrizzazione e solidificazione verso un'architettura unica ed indistruttibile. Limpido sogno al di fuori del tempo!"[26] Paladini fa qui espressamente riferimento a un tempo sospeso, a un'arte atemporale, destinata a diventare addirittura un rifugio per lo spirito quando, „accecato da aberrazioni distruggitrici, e suicide, sembrerà aver perduto ogni forza vitale"; l'arte, allora, avrà il compito di „risvegliarlo dal suo torbido sogno". L'anima troverà riposo, forza e fede nell'arte: in essa si sentirà „pura e vitalizzata da una sola volontà: costruire!"[27]

Non mancano nel catalogo letture europee dell'arte meccanica della nuova generazione futurista, come quella di Christine Poggi concentrata sul „constructivist, proletarian" Ivo Pannaggi. Molto interessante è il contributo di Lisa Panzera su „Celestial Futurism and the ‚Parassureal'", che sottolinea le tangenze tra l'arte spirituale e cosmica di Fillia e Prampolini con il movimento Dada e il surrealismo. Si tratta di un'interpretazione molto convincente, basata, come vuole essere la Mostra newyorkese, sulla seconda fase del futurismo, quella appunto inaugurata dal Manifesto Balla-Depero del 1915. Stimolanti sono gli spunti offerti dall'Autrice a proposito degli interessi di Balla per la teosofia, l'occulto e lo spiritualismo, che costituirono punti di

23 Cf., ad esempio, H. Bächler/H. Letsch, Vorwort, in: De Stijl (vedi nota 20), pp. 5–29, p. 24.

24 U. Boccioni/C. Carrà/L. Russolo/G. Balla/G. Severini, La pittura futurista. Manifesto tecnico, 11 aprile 1910, in: Archivi del futurismo, raccolti e ordinati da M. Drudi Gambillo e T. Fiori, I, Roma 1958, pp. 65–67, p. 65.

25 E. Prampolini/I. Pannaggi/V. Paladini, L'Arte meccanica. Manifesto futurista (Roma, ottobre 1922), in: Noi 2 (maggio 1923), pp. 1sg.

26 V. Paladini, Estetica meccanica, in: Noi 2 (maggio 1923), p. 2.

27 Ibid.

riferimento „for other Futurist artists exploring abstraction and spiritual resonances" (p. 326).

Chi scrive ha basato le proprie riflessioni sul catalogo della mostra e non sull'Esposizione, vista solo attraverso foto degli allestimenti. Il primo grande merito di „Reconstructing the Universe" del Guggenheim è di aver finalmente offerto al pubblico il futurismo dalla nascita alla conclusione: ciò che l'Italia, patria del movimento, non è ancora riuscita a fare.

Martin Bauch

Nuove forme di comunicazione per medievisti: Blog scientifici e social media. Annotazioni su un workshop svoltosi presso il DHI Roma*

Zusammenfassung: Ein Workshop am DHI Rom (16.–17. Juni 2014) befasste sich mit social media und Wissenschaftsblogs speziell für Mediävisten. Während Twitter&Co. überwiegend eine effiziente Verteilerfunktion einnehmen, können Blogs das wissenschaftliche Arbeiten substantiell ergänzen: Im Vordergrund steht dabei die Schnelligkeit der Kommunikation, niedere Hierarchien und breite Rezeptionsmöglichkeiten; habituelle Hindernisse und Bedenken bezüglich der wissenschaftlichen Qualitätssicherung werden auf längere Zeit ein Problem bleiben. Doch gerade die entstehenden neuen Publikationsformen und die Formen kollaborativer Arbeit und potentiell breiter Rückmeldungsmöglichkeiten lassen Blogs zu attraktiven Medien der Wissenschaftskommunikation werden.

Abstract: A workshop at the German Historical Institute in Rome (16–17 June 2014) focused on social media and academic blogs for medievalists. While Twitter and Facebook are mostly efficient ways to spread information in academia, blogs can add substantial value to researchers' work: Fast communication, low hierarchies and a broad public to reach are the main advantages, while there still are habitual objections and doubts about securing academic quality within the new media in the long run. New ways of academic publishing prove particularly intrigueing, while forms of collective reviewing and collaborative work make blogs attractive for academic purposes.

Il 16 e 17 giugno si è svolto presso il DHI Roma un workshop sul tema „Nuovi strumenti per lo storico? Blog e social media per medievisti". Per la prima volta un rinomato istituto di ricerca tedesco, che si occupa della storia medievale e non solo, ha organizzato un incontro su tale argomento. Al contempo i lavori del workshop sono stati trasmessi in live streaming via internet, dando in questo modo anche a un più vasto pubblico, lontano da Roma, la possibilità di porre domande e fare commenti in tempo reale via twitter ed email. I contributi in lingua tedesca e inglese possono essere consultati al seguente indirizzo: http://mittelalter.hypotheses.org/3916. Il DHI non era però l'unico organizzatore, ma è stato sostenuto nell'impresa dallo stesso blog medievalistico, mittelalter.hypotheses.org, che viene curato da chi scrive insieme con due

* Traduzione di G. Kuck.

DOI 10.1515/qfiab-2014-0015 — QFIAB 94 (2014)

colleghi di Monaco di Baviera e Darmstadt, e che si presenta come il più grande blog interdisciplinare relativo alla ricerca medievalistica nello spazio linguistico tedesco. Al momento esso conta al mese più di 7000 lettori e sta diventando sempre di più un punto di riferimento per i medievisti blogganti di lingua tedesca.

Una piccola parte del workshop è stata dedicata ai social media come facebook e twitter, ai modi del loro impiego, ma anche alla loro concreta utilità per il lavoro scientifico. Questo punto ha suscitato forti riserve proprio tra il pubblico presente in aula, perché questi media, che in fondo hanno un carattere neutrale, continuano a distinguersi per la loro fama di essere poco seri e precisi. Ben presto, comunque, ci si è trovati d'accordo sul fatto che proprio twitter offre delle possibilità eccezionali per diffondere in tempi brevissimi delle informazioni relative a bandi per un posto di lavoro, a nuovi contributi sui blog, e a strumenti della medievistica disponibili in formato elettronico. È difficile renderne l'idea in astratto; consultando invece, ad esempio, la cronologia di twitter sul menzionato blog medievalistico (https://twitter.com/Mittelalterblog), si vede subito quali sono gli oggetti della comunicazione. Come ogni nuova tecnica, anche twitter necessita di utenti disposti ad adattare l'offerta ai loro bisogni concreti, perché solo in questo modo il servizio della trasmissione di brevi messaggi perderà la sua reputazione riduttiva di essere un medium di vana autorappresentazione.

Fulcro del workshop sono stati, però, i blog scientifici. È diventato subito chiaro che non ne esiste un tipo unico, ma che si hanno molte sottoforme che utilizzano solo lo stesso medium. In seguito saranno descritti alcuni modelli che sono stati presentati nel corso dei lavori. I blog collettivi, come mittelalter.hypotheses.org, vengono curati in maniera collaborativa, coprono di norma un ampio spettro tematico e sono aperti, in linea di principio, a ogni persona interessata a intervenire. I contributi vengono, sì, controllati dai responsabili, ma comunque tali blog si distinguono per una grande varietà tematica e una soglia d'accesso piuttosto bassa.

Il secondo grande gruppo è costituito dai blog individuali, che di norma vengono curati da un'unica persona. Ciò non comporta necessariamente un restringimento tematico, come dimostra da oltre dieci anni Klaus Graf, il pioniere dei blog nell'ambito delle scienze umanistiche, con il suo blog archivistico (http://archiv.twoday.net). Per la maggior parte, però, i blog individuali si concentrano su tematiche concrete, come ad esempio tesi di dottorato redatte dai rispettivi blogger. Ma anche i blog dei dottorandi presentano marcate differenze: Michael Schonhardt, ad esempio, concepisce il suo blog (http://quadrivium.hypotheses.org) non tanto come diario delle idee o sotto un aspetto strettamente scientifico, ma come un'ottimo strumento per diffondere la scienza a livello popolare, portandola a un pubblico più vasto. Maxi Maria Platz (http://minuseinsebene.hypotheses.org) ne ha sottolineato non solo le potenzialità per commentare controversie pubbliche da una prospettiva scientifica, ma ha anche dimostrato, per l'ambito dell'archeologia medievale, che dei risultati preliminari, ad esempio i reperti di scavo i quali di norma non vengono pubblicati, si

prestano assai bene per essere piazzati su un blog. Più vicino alle idee sui blog come luogo, dove si mescolano interventi personali e professionali, è apparso quello di Sarah Laseke (http://theclerkstale.wordpress.com/) – un tratto che si spiega di certo con l'ambiente della cultura scientifica britannica in cui è nato. Senza dubbio anche singoli individui possono gestire un blog che si propone come piattaforma per creare una rete di contatti internazionale tra medievalisti (http://dfmfa.hypotheses.org), per valutare criticamente le discussioni disciplinari, o per commentare i fatti di cronaca da un punto di vista disciplinare (http://archaeologik.blogspot.com); altri hanno allestito blog tematici molto specifici, Torsten Hiltmann ad esempio sull'eraldica (http://heraldica.hypotheses.org), o Johannes Waldschütz sulla storia della regione dell'Alto Reno durante il medioevo (http://oberrhein.hypotheses.org).

Da tutte queste esperienze pratiche sono emersi ben presto i vantaggi e svantaggi dei blog rispetto ai media scientifici consolidati come riviste, monografie e volumi collettanei, ma anche ai siti web statici. Positive risultavano soprattutto la velocità di comunicazione e la rapidità con cui si pubblicano i risultati scientifici. Inoltre la maggior parte dei blog non presenta nessuna marcata gerarchia e permette ai ricercatori coinvolti di raggiungere, con uno sforzo relativamente basso, un'alta visibilità dei propri lavori. La citatissima „intelligenza di sciame" trova la sua espressione, ad esempio, nella creazione di bibliografie collettive relative a tematiche specifiche, con l'impiego del progamma „zotero"; nel caso ideale si trovano anche, attraverso la funzione commento, rapide risposte a interventi pubblicati. Tuttavia, tra le pieghe dei vantaggi si nascondono anche diversi svantaggi. Un controllo della qualità nel senso consueto è quasi impossibile – „publish first, judge later" è la relativa parola d'ordine, guardata di certo con sentimenti contrastanti, che qualche volta ha suscitato il timore di generare ondate di contributi mediocri („spam scientifico"). Non va sottovalutato neppure il dispendio di tempo necessario per rendere un blog attuale e interessante; in particolare i blogger individuali non sempre riescono ad assolvere a questo compito, accanto agli altri impegni a cui di solito attendono. Considerevoli sono anche le riserve abitudinali, coltivate da parte degli studiosi affermati nei confronti del nuovo medium: le gerarchie ridotte e la relativa anonimità, diverse dalle forme dello scambio scientifico nel contesto di conferenze, portano talvolta a forme comunicative più dirette e aspre rispetto alle usanze accademiche. Inoltre molti storici si astengono dal pubblicare commenti in internet, perché si sa che la rete non dimentica niente. Pertanto alcuni partecipanti al workshop, e Torsten Hiltmann in prima linea, hanno proposto di vedere nei commenti, presentati online, l'espressione di un'oralità scritta la cui consistenza temporale va paragonata a quella delle discussioni durante le conferenze, o conversazioni condotte nelle pause caffè. Resta aperta la questione se un tale cambiamento nei modi di discutere può essere accelerato, o se si deve semplicemente aspettare che diminuisca la soggezione degli storici nei confronti dell'opinione pubblica elettronica.

Un'opportunità particolare offrono i blog scientifici per l'utilizzo di forme di pubblicazione che non esistono ancora, o non più, nei media consolidati. In seguito

saranno presentati brevemente alcuni modelli sperimentati sul blog medievalistico. Una prima categoria dal nome „1000 Worte Forschung“ (1000 parole di ricerca) serve per illustrare dei progetti di ricerca ancora in corso o già conclusi, di norma dottorati di ricerca. Questo tipo di testi, che effettivamente sono composti da sole 1000 parole, intende introdurre qualcosa che nella storiografia è assai raro, ma che nelle scienze naturali è moneta corrente, vale a dire degli abstracts autonomi relativi alle tesi di dottorato o di abilitazione all'insegnamento universitario. Le sperate risposte attraverso la funzione commento non sono arrivate finora, sicché ai testi manca una dimensione critica. In ogni caso aumenta decisamente la percezione delle rispettive ricerche e pubblicazioni, favorita dal loro inserimento nella banca dati bibliografica RI-Opac. Una seconda categoria, già ben conosciuta, viene riproposta con il nuovo nome di "Opuscula"; si tratta di brevi annotazioni che negli ultimi anni hanno trovato sempre meno spazio almeno sulle riviste nordalpine. Dovuto alla struttura interdisciplinare e transepocale del blog, i contenuti evidentemente non sono omogenei, ma la categoria è ben frequentata lo stesso, anche perché si trova inserita nella banca dati RI-Opac. Un terzo tipo di testi sono le traduzioni online, che sul blog hanno preso l'avvio con l'Historia Occidentalis di Giacomo di Vitry (http://mittelalter.hypotheses.org/category/artikel/ubersetzungen). La pubblicazione a puntate di singoli capitoli tradotti dà la possibilità ai curatori di lavorarci nei ritagli di tempo. Il ricorso a questa forma di traduzione sul blog „Mittelalter am Oberrhein“ (Il medioevo nella regione dell'Alto Reno; http://oberrhein.hypotheses.org/425) vi ha aggiunto alcuni aspetti interessanti: non solo si mette a confronto il testo latino e quello tedesco, ma si offre anche uno spazio per commenti intenti a valutare il rispettivo capitolo tradotto. Apprezzabile è pure l'invito a cercare attraverso la funzione commento ulteriori pareri, ad esempio riguardanti quesiti filologici. Avvalendosi di tutte le possibilità tecniche del blog, Christian Schwaderer (Tubinga) ha presentato un articolo sulla storia della storiografia relativa all'XI secolo, strutturato ad albero in formato XHTML (http://mittelalter.hypotheses.org/3893). Questa forma assai inconsueta, che in un primo momento può suscitare qualche reazione di rigetto, mira ad arrivare in maniera più veloce alle informazioni, gerarchizzando risolutamente gli argomenti e le fonti a sostegno di una tesi messa in evidenza in apertura. Schwaderer giustifica tale scelta, sottolineando che l'era digitale sta cambiando le abitudini di lettura, e che le forme abituali di testo nascondono spesso gli argomenti centrali anziché renderli ben visibili.

Innovativi sono anche i contributi in cui si presentano al pubblico del blog delle pre-versioni di testi progettuali: Jan Keupp (Münster) e Romedio Schmitz-Esser (Monaco) hanno dedicato in questo contesto un articolo, forse troppo impegnativo nella sua ampiezza per il lettore medio del blog, alla cultura materiale del medioevo (http://mittelalter.hypotheses.org/3904); in ogni caso, le reazioni sono rimaste contenute. Di recente, chi scrive ha messo online, con analoga intenzione, un programma di ricerca relativo alla storia della cultura politica (http://mittelalter.hypotheses.org/4092), ma per ora non è possibile prevedere l'entità di eventuali reazioni. I due interventi saranno il banco di prova per vedere, se i blog – in quanto media a

bassa soglia d'accesso nell'ambito della comunicazione scientifica – contribuiranno a migliorare la qualità e la capacità di raccordo interdisciplinare delle pubblicazioni a stampa, e se sono uno strumento che si presta allo scambio delle conoscenze. Non è da escludere che essi vengano utilizzati – con altrettanta legittimità – come piattaforma per discutere rapidamente dei problemi specifici.

In considerazione del ruolo pionieristico svolto dalla medievistica italiana nell'organizzazione di piattaforme digitali come Reti Medievali, chi scrive e i co-organizzatori del workshop hanno notato con sorpresa che essa non è quasi presente nell'ambito dei blog scientifici. Che tutti i relatori del workshop – ad eccezione di Roberto Delle Donne (Napoli) – siano venuti dai paesi nordalpini, rafforza ulteriormente tale osservazione. Su questo sfondo è certamente interessante il fatto che la più grande organizzazione europea la quale gestisce, nell'ambito delle scienze umanistiche, una piattaforma gratuita e di alta professionalità per aprire un blog, l'open-édition di Marsiglia, stia lanciando proprio ora la sua sottosezione italiana http://it.hypotheses.org. I tempi sono propizi per creare in Italia un vivace paesaggio di validi blog per la ricerca medievalistica, ma anche per altri ambiti storiografici. Nonostante tutte le riserve: non è all'orizzonte, al momento, una veste più vantaggiosa, semplice ed efficace per la comunicazione scientifica.

Tagungen des Instituts

A Europe of Courts, a Europe of Factions
Un'Europa delle corti, un'Europa delle fazioni

The German Historical Institute at Rome has organised between 19 and 21 November 2014 a conference concerning *A Europe of Courts, a Europe of Factions*. The event was also funded by the Marie Skłodowska-Curie Actions of the European Commission, the University of Roma Tre, the Austrian Historical Institute of Rome, the Spanish School of History and Archaeology in Rome and The Court in Europe Institute (IULCE). The event was coordinated by Rubén González Cuerva and Alexander Koller.

Sixteen speakers from 9 countries gathered to discuss the concept of faction in early modern politics. As a result of the crisis of the contemporary State and the criticism to the teleological paradigms of State-building, new approaches to political history have focused on the informal tools employed to instaure relations of power. The notion of court factions and parties has appeared in many recent works to emphasise the inner mechanisms of political action. However, a precise definition or a wider reflection on this topic was mostly lacking. The aim of this conference was to compare factional politics in fourteen courts of early modern Europe through a combination of specific case studies and wider overviews.

The introduction of the conference outlined the scope and problems linked to the concept of factions. Alexander Koller offered an overview of the recent historiography on court factions and how this question has raised the interest of diverse authors from different schools in the last fifteen years. He emphasised the informal and elusive nature of these groupings and narrated a thorough evolution of the history of the concept. Classical authors used the term ‚Factions' to point out the consequences of the crisis of political communities: this is the case, for example, of Thucydides in Greece and Sallust in Latin literature. Nevertheless, the real conceptualisation of factions derives from Italian Late Middle Ages. The enduring opposition between Guelphs and Ghibellines in most of the Central and Northern Italian cities was the basis for Machiavelli's reflections. Other influential authors of the Renaissance, such as Botero, Bodin and Bacon, also pondered factions as a central factor in policy-making. Finally, the confessional struggles marked a clearer division, which took juridical form in the Imperial *ius eundi in partes*.

Meanwhile, Rubén González Cuerva provided some reflections on the problems linked to research on factions. The first one being their identification, as it seems that personal disagreement and groupings are at the core of every group with power. He contextualized this trend in the opposition friend – foe of Carl Schmitt's *The Concept of Politics* and emphasised that the dubious condition of factions fit both in the categories of *hostis* and *inimicus*. The Medieval juridical definition of Bartolo di Sassoferrato was not satisfactory because it was intended for urban factions. Accordingly, he warned the audience of the risks deriving from depicting a rigid image of factions, which were instead characterised by their mutability. Focusing only on

court factions, their specificities were not shared by every princely entourage and their diachronic modifications were also remarkable. Finally, González Cuerva posed three general questions with regard to nature of court factions: firstly, whether they were a continuous organisation or a circumstantial answer to a crisis of authority. This depended on the features of each court in a given moment according to four provisionally proposed factors: the person of the ruler, the organisational structure of the court, its confessional context and social conditions. Secondly, the way in which different factions coexisted: whether they existed directly opposed to another one or a „single faction system" and small opposition factions were possible. Thirdly, how to identify factions and how trustworthy can be the judgment of external observers. From the passion of Italian diplomats to find factions elsewhere to the self-image of the alleged factious as loyal servers, a careful conceptual research has to be carried out.

The keynote lecture of the conference was delivered by Jeroen Duindam (University of Leiden). After more than two decades of reflection on the nature of court power, Duindam offered a very ample overview on the question of informal relations within the court environment. His comparative approach was wide enough to pay no attention to the better known Western cases and focus instead on Asian contemporary courts, namely the Ottoman, Mughal, Chinese and Japanese examples. The constants and similarities of problems between so disparate palace environments were striking. Duindam concluded that the most persistent and lasting power groups at court derived from socially and functionally diverse alignments based on personal loyalties. Furthermore, while high political issues were not absent from their worries and such problems often catalysed and polarised their positions, their main goal was to guarantee benefits for the members of the network. In brief, Duindam affirmed the existence of recurring patterns, not of one all-encompassing formula, and that initiative and agency were more extensively shared among all groups at court.

José Martínez Millán (Autonomous University of Madrid) opened the session on the Spanish Habsburgs and the labyrinths around the Catholic King's Court. He criticised the dominant sociological approach to elites of power because such a methodology is not intended for a premodern reality grounded on an Aristotelian domestic understanding of politics. For the case of the Spanish Monarchy, Martínez Millán asserted that such an organisation without common institutions could not survive but through the informal relations of the kingdoms' elites around the royal and the viceregal courts. He proposed that, since the foundation of the Spanish Monarchy under the Catholic Kings Ferdinand and Isabella (1474–1504), there were two big groups of power with diverse variations but certain continuity. Those courtiers assembled around Ferdinand set the grounds for a „Castilian Party" with imperialist plans and an ascetic spirituality, while the servers of Isabella evolved to constitute the Ebolist faction and thereafter the „Popish Party". The latter advocated for a mystic spirituality and a bigger role of the peripheral realms of the Monarchy. According to this division, while the reign of Philip II witnessed the triumph of the interventionist Castil-

ians, the Monarchy shifted in the 17th century to a Catholic model subordinated to the Papacy. Consequently, most of the critical political literature of the Spanish Baroque, beginning with Quevedo, is interpreted as a tool of opposition by these Castilians displaced from power.

Giuseppe Mrozek Eliszezynski (University of Teramo) chose a micropolitical approach to analyse the anatomy of a faction and the implications of the somehow decentralised Spanish structure of power. Under the dominant Duke of Lerma, a favourite's regime was established in Philip III's court (1598–1621), which was developed in the Italian viceroyalties by two nephews of the favourite: the counts of Lemos and Castro. Mrozek compared the Italian successful careers of these two brothers, which shared a common trait: Lerma needed his closest relatives for the highest positions. Their political survival depended on the success of their factional choices: on the one hand, Lemos, an energetic and ambitious statesman, returned to Madrid in order to dispute with his cousin the Duke of Uceda the succession as head of the Lerma faction. Lemos was defeated and had to retire to his possessions in Galicia. On the other hand, his brother Castro had a lower profile and was perceived as a less problematic minister. He was confirmed as viceroy of Sicily when the Lerma-Uceda faction fell into disgrace and finished a discreet and distinguished courtier career to his will.

Continuing with the interactions between the royal court of Madrid and the Italian viceroyalties, Manuel Rivero Rodríguez (Autonomous University of Madrid) drew attention to an episode of the rebellions of Naples and Sicily of 1647–1648. Rivero warned of the risks of supposing general attitudes from factional labels, as was the case of an „Inquisitional faction" in Sicily directed by Inquisitor Diego García de Transmiera. Actually, Transmiera was publishing works prohibited by the Roman Inquisition and sponsoring an idea of sainthood based on popular belief and not on Papal authority. According to these trends, Rivero identified a clash within the Sicilian Church between the defenders of the *Monarchia Sicula*, a Church controlled by the Spanish Crown, and those who felt more comfortable with the Papal mediation. This conflict was connected with the Neapolitan revolt and its bands, as both kingdoms shared the political crisis of authority and representation of the Spanish King. The restoration of the monarchical power derived from Transmiera's tendency to popular power: as local aristocracy was too powerful and disloyal, the Crown had to rely on the lower echelons of society.

Luc Duerloo (University of Antwerp) closed the session on the Spanish Habsburgs with a detailed analysis of the implications of a 1607 episode at the Brussels Court. The regime of the Southern Netherlands under Albert and Isabella (1598–1621) has proven to be an excellent bank proof of the traits of sovereignty and policy-making in the Habsburg dynasty. Duerloo updated the long-established Belgian tradition of identifying a Spanish ministry or faction during the aforementioned reign and shifted the stress from „Spanish" to „faction". Against the Archduke Albert and his most influential ministers (Spinola, Richardot, Mancicidor) there was a circle of Spanish military and diplomats opposed to a peace treaty with the United Provinces,

backed by the Spanish King. Duerloo showed that this people did not constitute a solid and united group, as the violent incidents between Íñigo de Velasco and Luis de Velasco exemplified. Among these „Spaniards" there were also many Flemish whose livelihood depended on the continuation of the war. Thus, this „hawks' faction" is depicted as an alliance of interest whose goal was not the honor and reputation of the Spanish Monarchy but their enrichment and the appointment of friends and relatives in profitable military positions.

Moving to the Habsburg Courts of the Empire, Pavel Marek (University of Pardubice) provided an insightful account of the network raised by the successive Spanish ambassadors at the Imperial Court since 1558. Marek began with a history of the term „Spanish faction" in Central European historiography. The concept appears since the mid-19th century referring to the reign of Leopold I (1657–1704). Nonetheless, it has been preferred for the previous rulers the label of „Catholic Party", at least until Polisensky's works in the 1950's. The „Catholic Party" is also the standard denomination in the sources, while the „Spanish faction" appears only twice. Marek defined the courtiers involved not as members of an organised group but as individual clients of the Spanish King. Such a network was vertical, from high dignitaries to barbers and low servants. Among them, the relations were far from placid: in some cases, the families involved were allied through matrimonies, but often they competed for acceding to the Spanish patronage. Depending on the closeness and continuity of relations with the Catholic King, their political attitude varied from a solid commitment to the Spanish positions to a fluctuant position in case they felt displaced from grace, or other patrons (as the Pope or the Duke of Bavaria) offered more advantageous possibilities.

Petr Maťa (University of Vienna) moved to the second half of the 17th century, a time in which the political groupings at the Imperial Court seem more complex and rich because more detailed sources are available. Maťa acknowledged that identifying factions was a tendency of foreign diplomats in order to simplify the changing patterns of alliance among Imperial ministers. For that reason, he preferred speaking of networks, which gave a more accurate image of openness to contacts. For these courtiers, the clue to power was the favour of the members of the dynasty, which was acquired through the rule of the different households. Therefore, the leading ministers of young Leopold (Auersperg, Portia, Lamberg) had served as high stewards. Apart from them, the henchmen of Dowager Empress Leonora, Archduke Leopold William, and the three consecutive wives of Leopold I, were no less influential. Leopold supported his trusted personal servers and let them fill the positions available with their clients both at Court and in the regional governments. However, he tried to keep a balance and not to be a prisoner of his favorites. As the clearest factional example, Maťa analysed the „Dietrichstein faction", which proved to be as influential as long-standing, between the 1660's and the 1690's. This case demonstrated the centrality of the familiar structure and the value of large kindred to develop matrimonial alliances and to provide candidates to court positions.

Elisabeth Zingerle (Austrian Academy of Sciences) completed the image of the Habsburg centres of power with the case of Graz, the under-researched court of Inner Austria between 1564 and 1619. The example reunited striking conditions: a court created *ex novo* in a predominantly Protestant region by a bigoted Catholic Archduke, Charles of Austria, and located in a crossroads of boundaries between the German and the Italian areas and the Ottoman Empire. Due to the hostility of local aristocracy, Charles relied mostly on his Italian Catholic subjects and established an enduring alliance with the Duchy of Bavaria. The installation in Graz of the Jesuits (1572) and of a Papal Nunciature (1580) heralded the progressive implementation of a Counter-reformist agenda. Once again, a female figure was crucial for the maintenance of the court: the Archduchess Mary of Bavaria, wife of Charles and regent of the young Archduke Ferdinand until 1596. The disputes of power at the court of Graz were especially marked by confessional division. The resistance of Protestant courtiers evolved to a dissimulated spiritual attitude and a progressive marginalisation until the ordinances of 1609, which uttered that only Catholics could serve Archduke Ferdinand. His most trusted minister, Eggenberg, epitomised the rise of converts to power.

After the two sessions devoted to the Habsburgs as leading dynasty of early modern Europe, it was the turn for the Papal Court of Rome, described as „theatre of the world". Maria Antonietta Visceglia (University of Rome La Sapienza) recognised the factional condition of Rome since the last centuries of the Middle Ages. In this city, the Guelphs and Ghibellines opposition was concretised in the clash between the families Orsini and Colonna, lately identified with the French and Spanish factions. Visceglia thoroughly followed the successful evolution of the Spanish faction since the 1570's, thanks to the loyal collaboration between different Spanish ministers in Italy (especially the ambassador in Rome Juan de Zúñiga and the viceroy of Naples Granvelle). The second important element was the confrontation between two factions directed by two former cardinal-nephews, Farnese and Medici. After some hesitation, the Spanish authorities relied on the Medici side. The third factor to be analysed is the new rise of a French faction in the last decade of the 16th century around Cardinal d'Ossat on behalf of Henry IV of Bourbon. In conclusion, Rome proved to reflect the complex relations between the ecclesiastical State, princely potentates of Italy, and the great monarchies of Europe as well as a refined political language in which factions were publicly acknowledged.

Silvano Giordano (Pontifical Gregorian University) centred his intervention on the curial dynamics of the first half of the 17th century. The factional allegiance was a natural element in Roman political life: cardinals uttered publicly that they were adhering to the Spanish or French faction, placed in their palaces the coat of arms of their royal protector, and accepted his pensions. Giordano followed the fruitful career of Cardinal Giovanni Garzia Mellini between 1605 and 1629 as efficient follower of Pope Paul V Borghese. Mellini was appointed nuncio in Madrid and eased the relations between the Papacy and the Spanish Monarchy as well as acting as a

broker of the Borghese family for acceding to Spanish patronage. Mellini and other appointees of Paul V tried to control the central offices of the Curia and to displace the men chosen by the former Pope Clement VIII Aldobrandini, who were loyal to Cardinal Aldobrandini. Nevertheless, there also were internal struggles among the trusted servants of Paul V, as the fall of Cardinal Tonti showed. The career of Mellini summarised the possibilities of survival in curial contexts. As he was entrusted with the control of the Roman Inquisition, he conserved his position under the brief rule of Gregory XV (1621–1623) and recovered part of his influence under Urban VIII.

Frédérique Sicard (University of Caen) opened the session on the other great European courts, those of Paris, London, and Istanbul. Her approach to the French Court raised the question of the female rule during the troublesome regencies of Marie de Medici (1610–1617) and Anne of Austria (1643–1651) as well as their problematic role as Dowager Queens. In the case of Marie, her role as Consort Queen was very limited, and as regent, she did not constitute speedily her own circle of trust. When she did, the predominance of Italians and the marginalisation of the Princes of the Blood led to a crisis of authority. Condé, Nevers and Vendôme plotted against her and Marie was forced to share her power with them. Then she relied on the young Richelieu to strenghten her position, but her son Louis XIII eventually ousted her. After two years of imprisonment, Marie and her son Gaston d'Orléans leaded a failed revolt against King Louis XIII in 1619. In 1630 she plotted again against Richelieu. Since then, she went to exile in Brussels. Marie became a tool of negotiation for the Spanish diplomacy, but she proved to be increasingly worthless. In the case of Anne of Austria, she also found it difficult to create her own space at Court, as Richelieu tried to dominate everything and the malcontents of his regime saw her as an alternative patron. As regent, Anne refused to share power and entirely relied on the Italian Cardinal Mazarin. The revolts of the Frond showed the virulence of the factional propaganda and marked the peak of the aristocratic division of the kingdom.

Sara Wolfson (Canterbury Christ Church University) drew attention to the household of Queen Henrietta Maria of Bourbon, Queen of England between 1625 and 1640. Wolfson departed from the factional definition of Simon Adams in order to challenge the dual perception of Charles I's Court between pro-Spanish and pro-French parties. These labels hided more complex political trends in which the Queen's household was a courtier microcosm. Being a French princess, it was supposed that her retinue would constitute a compact pro-French group. Notwithstanding, after the ejection of her French servers in 1626, her new entourage was more varied. In 1628, the assassination of her enemy and royal favourite the Duke of Buckingham opened her way to become the closest advisor of King Charles I. Her favourite, the Countess of Carlisle, was married to an alleged pro-Spanish diplomat who carried out a delicate mission in 1628 to forge peace with Spain and prosecute war against France. The interrelations between familiar politics and international choices led to curious outcomes. Firstly, the chamber of the Queen became a central node of power thanks to Charles I' trust in

his wife. Secondly, neither Charles I approved the bellicose policy of Louis XIII against French Protestants nor Henrietta Maria accepted Richelieu's harsh attitude against her mother Marie de Medici. Therefore, since 1631 the household of the Queen was part of the conspiracies against Richelieu and offered a hesitant and unreliable image of the English Court. Finally, after 1635, Richelieu and Henrietta approached positions as the first needed the English alliance for the new war against Spain and the Queen looked for the benevolence of the French favourite towards her exiled mother.

Evrim Türkçelik (Bilkent University) demonstrated that Ottoman factional balances affected the international policy of the Empire through the maritime initiatives of the 1590's. Türkçelik explained the *kul* system of recruitment: the Sultan resorted to the *devshirme* (conscription of Christian vassal children) and renegade captives to form a body of submissive slaves for the administration and the army. In the case of the high position of *Kapudan Pasha* (admiral of the fleet), after the death of the famous corsair Barbarossa the preferred profile was that of palatine servers, well connected in the circuits of power but without maritime experience. A remarkable exception is that of Sinan Pasha Cicala, a renegade captive son of a Genoese noble corsair and married with a relative of the Sultan Murad III. His appointment in 1594 was due to his excellent knowledge of Mediterranean warfare but especially to the patronage of his mother-in-law. His bellicose attitude against southern Italy and his enmity with Venice were not approved by the entourage of the new Sultan Mehmed III, heavily influenced by his mother Safiyé Sultan. Cigala fell into disgrace in 1595, but in 1598 he was summoned back: Mehmed III needed an experienced admiral for a difficult campaign and to demonstrate his independence from his mother. Meritocracy and court factionalism were the two required conditions for Ottoman political success.

Finally, the last session was dedicated to the small courts of Italy, which in spite of that modest title offered some of the richest factional experiences. Stefano Andretta (University of Roma Tre) delivered a reflexive paper on the balances of power at Venice. In contrast with the aforementioned cases of princely Courts, the Republic of Venice had a very specific oligarchic structure. The official chroniclers developed an image of virtue and efficacy whereby Venice was free of the factional struggles which destroyed other Italian republics. Florence and Genoa were the negative examples of division and decadency, while Venice claimed to conserve its liberty and a powerful and stable State without foreign intromissions. However, external observers did not appreciate such specificity: the local patriciate was divided in competing commercial and matrimonial alliances and the biggest families acted as dynasties in order to control the highest institutions of the Republic. A remarkable case is that of the Corner, a family of cardinals tightly linked to the Papacy. Andretta distinguished three stages, before, during, and after the times of Paolo Sarpi. This friar and counsellor of the Republic leaded in the two first decades of the 17th century the faction of the *giovani* against the *vecchi*. Departing from his local faction, Sarpi tried to constitute an international alliance against the Papacy and the House of Austria. The conclusion of these groupings

was marked by the Zeno's reforms of 1628, which meant an aperture of the oligarchic system and the progressive decline of the political struggles and of the Republic itself.

Paola Volpini (University of Rome La Sapienza) moved to the ducal court of Florence and analysed the factional groupings in a critical conjuncture: the minority of Ferdinand II (1621–1628). The complex Regency was dominated by his mother Magdalene of Austria and his grandmother Christine of Lorraine, who represented respectively the Spanish and French preferences of the Tuscan Court. Both women were powerful patrons and had defined political plans: Magdalene was the sister of Emperor Ferdinand II and advocated an active Florentine participation in the Thirty Years' War, a position refused by Christine of Lorraine. The chief minister of the Council of Regency was the Count Orso d'Elci, who had served as ambassador in Madrid and was a client of Magdalene. Elci was considered the head of a „Spanish faction"and their enemies accused him to act as a royal favourite. Volpini suggested that Elci copied the „single faction system" of the Duke of Lerma in Madrid, with a mixture of cooptation and negotiation. In fact, the other members of the Council of Regency cannot be analysed according to a dual factional struggle: depending on the topic, they followed different logics and alliances in order to gain access to power.

The last paper was delivered by Toby Osborne (University of Durham), a specialist on the Court of Turin. The Savoys, according to Osborne, were masters of division and duplicity: geographically between France and Italy, politically between the loyalty to the crowns of France and Spain. As Volpini, he focused on the disputes around a period of regency, that of Charles Emmanuel II (1638–1648). The young Duke was surrounded by his mother Christine of France and his uncles Cardinal Maurice and Duke of Carignano, who respectively represented the pro-French and pro-Spanish sides of Savoyard politics. Escaping from an easy dichotomist division of politic choices, Osborne provided a unique document: a contemporary list of the courtiers of Turin according to 12 categories of allegiance: obedient to or disgusted with the Regent Christine, devotes or contraries to Cardinal Maurice and to Duke of Carignano, members of the Spanish or French faction (or disgusted with the faction), friends or adversaries to Christine's favourite Agliè, and „authentic Piedmontese". According to the list, the alignments were complex and affections did not constitute dual blocks: priorities regarding international politics and familiar loyalties engendered different linkages. The category of „authentic Piedmontese" deserved further analysis because it showed strong performative traits: by this time, it meant to be opposed to the French side of the Duchy of Savoy and a local and honest character, but the connotation evolved rapidly. It is proposed then to enlarge the notion of faction beyond the court, as popular opinions and affections also fitted in this chart.

After two days of stimulating discussions, the organisers pointed out that the goals of the conference were largely achieved. The speakers emphasised the importance of reflecting on the conceptual tools when analysing early modern politics, and extend to which the notion of factions could encompass the informal nature of policy-mak-

ing. A more precise definition and limits have to be settled in order to avoid clichés and over-simplifications. Factions were everywhere but they were not everything: it is required a balanced reconstruction in which other factors are taken into account. However, it was observed as an almost constant pattern that premodern politics offered a space for discussion and taking sides when the most serious issues were at stake: firstly, the succession of the regime, not only in elective cases, but also when the dynastic logic was tested (royal weddings, regencies, dubious heirs); secondly, the choice of the princely confession; and thirdly, the decisions on war or peace. The conclusions and debates are to appear in an edited volume in English in 2015.

Rubén González Cuerva

Eric Müller

Inszenierte Erinnerung in Rom um 1600. Die Herausforderung des Mittelalters

Es mag auf den ersten Blick überraschen, aber die Stadt Rom verfügte im Vergleich zu anderen italienischen Gemeinwesen im späten 16. Jahrhundert nur über eine geringe literarische Selbstreflexion ihrer Geschichte. Dieser Umstand ist maßgeblich mit dem die Stadt beherrschenden Papsttum in Verbindung zu bringen, das seine Metropole immer neuen Immigrationswellen aussetzte, die die Vorrangstellung der alteingesessenen Familien zyklisch in Frage stellten. Das Papsttum selbst zeigte sich über Jahrhunderte eher zurückhaltend, wenn es um die gezielte historiographische Inszenierung seiner longue durée ging. Ab der Mitte des *Cinquecento* griffen indes Gelehrte im Umkreis der Kurie erstmals verstärkt nicht nur für das Papsttum, sondern auch für die städtischen Eliten in seinem Windschatten auf antiquarische Praktiken als Mittel der Selbstinszenierung zurück. Durch die Erschließung neuer mittelalterlicher Quellen im Rahmen genealogischer Studien konnte beispielsweise die Zugehörigkeit einer Familie zum Stadtadel bewiesen werden.

Dem römischen Antiquarianismus als gelehrter Praxis unter Bezugnahme auf das Mittelalter widmete sich der interdisziplinäre Workshop „Inszenierte Erinnerung in Rom um 1600. Die Herausforderung des Mittelalters“ am 26. Mai 2014 im Deutschen Historischen Institut in Rom. Nach der Begrüßung durch den Institutsdirektor Martin Baumeister folgte eine Einführung durch die Organisatoren Andreea Badea und Andreas Rehberg. Dabei wurde die Rolle der antiquarischen Schriften für das Selbstverständnis der Stadt und seiner Adelsfamilien untersucht und nach der möglichen Profilierung chronologischer Entitäten der eigenen Vergangenheit gefragt.

Obwohl das Mittelalter um 1600 noch nicht als Epoche verstanden wurde, war die Vorstellung einer Trias und eines mittleren Zeitalters durchaus bekannt. Die Strategien im Umgang mit dem „Mittelalter“ wurden von Stefan Benz (Bayreuth) thematisiert, der den Fokus auf den konfessionell bedingten Umgang mit Kontinuität und Kontingenz legte. Die zu erwartende Präferenz einer kontinuierlichen Sichtweise in Analogie zur fortlaufenden Papstreihe auf katholischer Seite konnte dabei nicht bestätigt werden, da globale wie sprachliche Phänomene einen kontingenten Epochenbegriff begünstigten. Zudem finden sich bei den Protestanten Kontinuitätskonstruktionen auf der Ebene der Landesgeschichte, so dass um 1600 noch keine allgemein akzeptierte Sichtweise zu erkennen ist.

Die erste Sektion des Workshops unter der Leitung von Christopher Celenza (Rom) widmete sich der *Antiquaria Romana* des 16. und 17. Jahrhunderts. In diesem Rahmen referierte Ingo Herklotz (Marburg) über den spanischen Dominikaner Alonso Chacón (1533–1599) und sein unveröffentlichtes Werk *Historica descriptio Urbis Romae sub pontificibus*. Als Antiquar und Kirchenhistoriker im Dienste der Kurie machte es sich Chacón zur Aufgabe, einen Katalog von 300 Kirchen und sak-

ralen Bauten zu entwerfen. Im Kontext der Konfessionalisierung war es ihm dabei ein Anliegen, die Anciennität Roms als Zentrum des Christentums zu betonen, indem er die spätantiken und mittelalterlichen Kirchen in ihrer christlichen Dimension als funktionale Kultbauten möglichst detailreich darstellte. Im zweiten Vortrag der Sektion berichtete Stefan Bauer (Trento) über Onofrio Panvinios (1530–1568) antiquarische Tätigkeit im Dienst des römischen Adels. Der Fokus lag auf dem methodischen Vorgehen in seinen Schriften über die Familien Frangipane, Savelli, Massimo sowie Mattei. Er konstatierte dem Augustinermönch einen erstaunlich objektiven Umgang mit den Quellen und weitgehende Zurückhaltung bei der Rekonstruktion von den sonst so beliebten Traditionslinien bis in die Antike. Mit dem von seinen gelehrten Zeitgenossen wenig geschätzten Sammler Francesco Gualdi (ca. 1574–1657) beschäftigte sich Fabrizio Federici (Pisa). In Gualdis mittelalterlicher Grabplattensammlung konkretisierte sich der Versuch einer Definition für eine in sich geschlossene moralisch höher stehende Vergangenheit. Der bei ihm verwendete Begriff des *anticomoderno* lässt ein neues Epochenbewusstsein durchscheinen.

Die zweite Sektion, geleitet von Sybille Ebert-Schifferer (Rom), behandelte Heraldik und Genealogie. Edouard Bouyé (Dijon) zeichnete die Erfindung von Wappen als Anciennitätsnachweis nach und machte in seinem Vortrag über die päpstliche Heraldik um 1600 zunächst darauf aufmerksam, dass die Verwendung von Wappen durch die Päpste selbst erst ab dem Pontifikat Nikolaus' III. gegen Ende des 13. Jahrhunderts einsetzte. In den Wappenbüchern von Antiquaren wie Onofrio Panvinio (1530–1568) und Jacobo Strada (1507–1588) wurde jedem Bischof von Rom, inklusive den Gegenpäpsten, bis Petrus im Nachhinein ein Wappen zugeteilt, welches einen Bezug zu seiner Herkunft oder Ordenszugehörigkeit aufweisen sollte. Im Weiteren ging Bouyé auf den Umgang der Päpste mit ihren Wappen um 1600 ein. Während sich einige im Gebrauch des eigenen Wappens zurückhielten, lässt sich bei anderen eine obsessive heraldische Selbstdarstellung beobachten, die sowohl auf die Zelebrierung der eigenen Person wie auch die der Familie des regierenden Pontifex abzielte. Den Antiquaren des 16. und 17. Jahrhunderts sind einige wichtige Schriften zur genealogisch-heraldischen Identität römischer Familien zu verdanken. Andreas Rehberg (Rom) veranschaulichte die Komplexität dieser Arbeit anhand von fünf überlieferten Codices, die zum einen eine wichtige Etappe römischer Heraldik dokumentieren und zum anderen Hinweise auf die Arbeitsweise von Antiquaren wie Panvinio und Strada liefern. Insbesondere sticht dabei der Codex ms. 201 aus der Biblioteca Angelica von der Hand Alonso Chacóns mit über 780 Wappen zur römischen Oberschicht hervor. Für seine Sammlung griff der Spanier mitunter auf Schriften des Fälschers Alfonso Ceccarelli (1532–1583) zurück. Durch die Aufnahme ihrer Wappen in sein Corpus verschaffte der Dominikaner auch erst jüngst nach Rom immigrierten spanischen Adelsfamilien ein Mittel zur Legitimation ihrer Position. Ein Beitrag zur ikonographischen Umsetzung antiquarischer Forschungen war Julian Kliemann (Rom) zugedacht, dessen Vortrag über die Freskenzyklen zur Familiengeschichte der Farnese und de' Medici aber wegen kurzfristiger Verhinderung des Referenten ausfiel.

Unter der Leitung von Massimo Miglio (Rom) thematisierte die dritte Sektion die in der kommunalen und päpstlichen Historiographie konstruierten Rom-Bilder. Zu Beginn beleuchtete Giulio Vaccaro (Florenz) philologische Praktiken der Erschließung und Neukreierung römischer Texte, die der Weiterentwicklung und Neuerfindung einer genuin römischen Volkssprache dienten. Diese Bestrebungen stellte Vaccaro in den Kontext der sich nach dem Sacco di Roma 1527 zuspitzenden Befürchtungen in der Stadtelite um eine vermeintliche „Entromanisierung" der Bevölkerung und die Bedrohung ihrer eigenen Machtpositionen durch den Immigrationsdruck auf die Papstmetropole. Auf der Suche nach Kontingenzmomenten bei Caesar Baronius (1538–1607) fand Lidia Capo (Rom) diese ausschließlich in einzelnen signifikanten Episoden. Die *Annales Ecclesiastici* sind der Kontinuität der katholischen Kirche gewidmet und können deshalb keine groß angelegten chronologischen Alternativmodelle tragen. Ebenfalls gattungsimmanent bedingt beleuchtet das Werk weder die Stadt Rom im Speziellen noch den lokalen Adel, zentral bleibt allein Rom als katholischer Erinnerungsort. Analog zu Alonso Chacóns Kirchenkatalog setzte Andreea Badea (Rom) dessen Papstgeschichte (*Vitae et Gesta Summorum Pontificum)* klar in den Kontext der Konfessionalisierung. Indem er seine Viten um weitere Elemente erweitert und Kardinäle sowie Sekretäre und Bibliothekare darin aufnimmt, suggeriert Chacón eine Vollständigkeit, die sein Buch als Nachschlagewerk empfiehlt. Dadurch kann es aber auch offiziöse päpstliche Einschätzungen transportieren. Einerseits wird eine klare Hierarchie mit dem Papst als tatsächliche Spitze der Kurie nach innen, maßgeblich an die Kurienkardinäle kommuniziert, andererseits drangen durch den unauffälligen Nachschlagewerkscharakter diese Positionen konfessionsunabhängig in das Bewusstsein der Leser ein.

Der Workshop wurde durch den Abendvortrag von Roberto Bizzocchi (Pisa) mit dem Titel „Costruzione della memoria, erudizione, periodizzazione storica. Spunti e riflessioni" abgeschlossen. In diesem griff er nochmals grundlegend die Thematik der adligen Genealogien auf, die um 1600 in ganz Europa verbreitet waren und ein Instrument boten, die Zugehörigkeit zu geschlossenen oligarchischen Kreisen zu legitimieren. In Bezug auf die adligen Genealogien der Frühen Neuzeit erklärte Bizzocchi die Frage ihrer Unglaubwürdigkeit mit ihrer intellektuellen Nähe zur Heilsgeschichte, welche die Notwendigkeit eines Ursprungs und eines Ziels voraussetzt. Er thematisierte den Spielraum, den vermeintliche historische Quellen den Gelehrten beim Belegen von Ereignissen und Personen boten. Im Anschluss rekurrierte er auf Voltaire als Auslöser eines methodischen Wendepunkts in der Geschichtsschreibung und sprach dessen Forderung an, nicht nur die philologische Methode zu ändern, sondern auch ihren jeweiligen philosophischen Kontext. Bizzocchi beendete seinen Vortrag mit einem Ausblick auf das Aufkommen nationaler Legitimationsversuche des 19. Jahrhunderts und erklärte diese als Surrogat der von der Aufklärung aufgegebenen Heilsgeschichte.

Alles in allem veranschaulichte der Workshop, im Fokus der Forschung zu Rom und seinen Antiquaren, das Spannungsfeld zwischen Kurie und Stadt, die beide

bemüht waren, antiquarische Studien zu ihren Gunsten einzusetzen. Die Arbeit der Gelehrten an der Kurie zielte zwangsläufig in erster Linie auf den Papst und die Verteidigung des Katholizismus ab, hatte jedoch zugleich wichtige Konsequenzen für die Eliten der Stadt, die sich ebenfalls dieser Antiquare für die Produktion schriftlicher und ikonographischer Medien der Selbstinszenierung bedienten.

Circolo Medievistico Romano 2013

24. Januar: Arnaud Fossier, Come fare la storia dell'amministrazione? Il caso della Penitenzieria Apostolica (XIII–XIV secc.), untersucht das Phänomen der „Bürokratisierung" der päpstlichen Gewalt am Beispiel des sich im 13. Jh. ausbildenden Amtes der Apostolischen Pönitentiarie. Die Geschichte der *administratio* ist verknüpft mit der Anwendung von Rechtsregeln. Die aus dem Zeitraum 1230–1390 erhaltenen Formelbücher gaben den Schreibern der Pönitentiarie die Vorgaben für die Lösung der an sie herangetragenen Rechtsfälle vermittels Absolutionen, Dispense und Lizenzen in einer Mischung von charismatischem und bürokratischem Handeln.

27. Februar: Beatrice Sordini, Dentro l'antico Ospedale. Santa Maria della Scala, uomini, cose e spazi di vita nella Siena medievale, beschäftigt sich mit dem wichtigsten Hospital der Handelsstadt Siena, das mit der Weitläufigkeit seiner sich gegenüber dem Dom ausbreitenden Gebäude einen fast autonomen Komplex bildete, der sogar eine öffentliche Straße und einen Teil der Stadtmauer integrierte. Seine vielgestaltigen Funktionen wurden in engem Kontakt mit Architekturhistorikern und Archäologen analysiert. Auch mit Hilfe des exzeptionell reichen Archivmaterials konnten zentrale Bereiche des täglichen Lebens eines großen mittelalterlichen städtischen Hospitals von Aspekten der Kranken- und Altenpflege und der Fürsorge für Waisenkinder bis hin zur Einlagerung und Verarbeitung mit Lebensmitteln rekonstruiert werden.

27. März: Clémence Revest, Standardizzazione e propagazione dell'oratoria umanistica nella prima metà del Quattrocento: linee di ricerca, stellt eingangs fest, dass die Standardisierung und Diffusion des Ciceronianismus als rhetorische Praxis der intellektuellen Elite noch unzureichend erforscht sind. Der Vortrag verfolgt verschiedene Forschungslinien zur Aufdeckung der Mechanismen der Propagierung einer „eloquenza di distinzione" in der ersten Hälfte des 15. Jh.: die Schaffung eines Kanons aufgrund verschiedener Sammelhandschriften („rhetorische Formelbücher"), die konkrete Formalisierung einer auf verschiedene Niveaus anwendbaren „klassischen" Schrift und schließlich die Dynamik des Eindringens dieses Modells in Institutionen wie Kanzleien und Universitäten.

23. April: Leonor Peña-Chocarro, Il contributo dell'archeobiologia per la ricostruzione del paleoambiente e della paleoeconomia nel medioevo, lotet die Möglichkeiten der Archäobiologie und insbesondere der Archäobotanik für die Mittelalterforschung aus. Der Vortrag exemplifiziert anhand jüngster spanischer und italienischer Ausgrabungen die dabei involvierten Disziplinen: Karpologie (für die Bestimmung von Früchten von Pflanzen), Palynologie (zu fossilen Palynomorphen: Pollen, Sporen oder weiteren Mikrofossilien), Anthrakologie (für Holzkohleanalysen). Es ergeben sich eine Reihe von Aspekten bezüglich des Erhalts pflanzlicher Reste sowie für die

Methodologie und Interpretation von Daten zu anthropischen Aktivitäten und die Rekonstruktion von agrarischen Prozessen.

4. Juni: Gábor Klaniczay, La rivalità intorno alle stigmate nei secoli XIII–XVI, stellt zunächst die Quellen (Tommaso da Celano, Bonaventura, Actus Beati Francisci) und die Forschungsliteratur zu den Wundmalen des hl. Franziskus vor. Die Reaktionen der mit den Franziskanern rivalisierenden Ordensgemeinschaften der Zisterzienser, Dominikaner und Augustinereremiten auf die Verehrung von Franziskus als *alter Christus* waren zunächst kritisch. Dann verbreiteten sich jedoch auch in diesen Orden Nachrichten von übernatürlichen Wundmalen an Ordensfrauen und Beghinen aus den eigenen Reihen wie Elisabeth Spalbeek, Christine von Stommeln, Helena von Ungarn, Margherita von Ungarn, Lukardis von Oberweimar, Chiara da Montefalco, Caterina da Siena, Osanna Andreasi (aus Mantua), Lucia Broccadelli (aus Narni), Caterina Mattei (aus Racconigi). Damit ergibt sich ein Einblick in die Entwicklung der mittelalterlichen Wundmale-Spiritualität.

13. Juni: Kai-Michael Sprenger, La doppia memoria del Barbarossa – lo strano caso di Lodi, analysiert das Nachleben Friedrichs I. Barbarossa in der lombardischen Stadt Lodi, die der Kaiser 1158 als Warnung gegenüber der rivalisierenden Kommune Mailand wiedererrichtet hatte. Die Erinnerung an dieses Ereignis wird noch heute alljährlich als Teil der städtischen Identität gefeiert. Unter weiteren memorialgeschichtlich interessanten Bezügen werden eine 1615 an der Fassade des Komunalpalastes angebrachte Büste Barbarossas und sein 2009 errichtetes Reiterstandbild vorgestellt. Das positive Kaiserbild erwies sich allerdings in gewissen Phasen der Stadtgeschichte auch als inopportun – so während eines Besuchs Garibaldis, im Zug der Kriegserklärung von 1915 sowie nach dem 2. Weltkrieg. Dann betonte man die Erinnerung der grausamen Seite des fremdländischen Besatzers. Das also noch heute in Lodi ambivalente Bild des Monarchen ist ein gutes Beispiel für die Instrumentalisierung und Anpassung der eigenen Geschichte an die legitimatorischen Bedürfnisse der jeweiligen Zeit.

23. Oktober: Edilberto Formigli, La Lupa Capitolina, una copia medioevale di un bronzo etrusco, präsentiert die berühmte Bronzestatue der Kapitolinischen Wölfin als mittelalterliche Kopie eines etruskischen Originals. Die Gußmethode entspräche der des sog. Epheben von Magdalensberg in Kärnthen (heute Kunsthistorisches Museum Wien), einer Kopie der Renaissance von einem römischen Original. Aus technischen Gründen wurden im Mittelalter an der Wölfin einige Teile wie die Ohren, das Maul und die Augen neu geformt; der Schwanz ist komplett erneuert. Als Datierungshinweis gilt eine Stelle in dem um 1200 verfaßten Werk *De Mirabilibus Urbis Romae* des Magisters Gregorius, in der berichtet wird, dass aus dem Maul der Wölfin Wasser zum Händewaschen floß und dass die Beine des von seinem alten Platz entfernten Standbildes zerbrochen waren.

11. November: Giacomo Vignodelli, Il Filo a piombo. Discorso politico e magistero profetico nel *Perpendiculum* di Attone, vescovo di Vercelli, analysiert die rhetorische Struktur der Schrift „Vielblätterbuch, genannt Senkblei" (*Polipticum quod appellatur Perpendiculum*) des Bischofs von Vercelli Attone (924–ca. 960). Dabei ergibt sich, dass Attone sich an Vorgaben Isidors von Sevilla ausgerichtet hat. Das zwischen 953 und 960 entstandene Werk will den Leser davon überzeugen, dass die Übernahme eines schon von einem anderen legitim besetzten Throns immer ein politischer und moralischer Irrtum darstellt. Es beinhaltet also eine Verurteilung des ersten Italienzugs Ottos I. in Italien und will den Herrscher von einer Rückkehr abhalten. Der politische Appell des Kirchenmanns ist prophetisch und in einem bewußt kryptischen Stil gehalten. Eine kritische Neuedition dieser anti-ottonischen Schrift wird im Rahmen der „Edizione Nazionale dei Testi Mediolatini della SISMEL" vorbereitet.

12. Dezember: Silvia Di Paolo, Giovanni Francesco Pavini e la stampa incunabola. Un giurista editore a Roma tra medioevo ed età moderna, widmet sich dem Schaffen des aus Padua stammenden Kanonisten Giovanni Francesco Pavini († 1484). Der Jurist besaß eine traditionelle Bildung als Theologe und *doctor in utroque iure*, regierte aber schon auf den Wandel seiner Zeit. So begriff er frühzeitig die revolutionäre Bedeutung des Buchdrucks für die Verbreitung juristischen Schrifttums und wirkte als Verleger wie kanonistischer Autor nicht nur an der Komposition des *Corpus Iuris Canonici* sondern auch an der langsamen Evolution des Verwaltungsrechts als eigene juristische Disziplin mit.

Anzeigen und Besprechungen

Übersicht

1	Allgemeines	403	6	Mittelalter (chronologisch)	452
2	Festschriften – Aufsatzsammlungen	406	7	Frühe Neuzeit (chronologisch)	501
3	Kongreßakten – Sammelbände	418	8	19.–20. Jahrhundert (chronologisch)	519
4	Historische Hilfswissenschaften	443	9	Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien)	536
5	Rechtsgeschichte	449			

Jiří Pešek/Lucie Filipová (ed.), Věda a politika. Německé společenskovědní ústavy v zahraničí (1880–2010) (Wissenschaft und Politik. Deutsche geisteswissenschaftliche Institute im Ausland 1880–2010), Praha (Karolinum) 2013, 388 S., ISBN 978-80-246-2175-3 (mit knapper Zusammenfassung auf deutsch).

Nicht oft kann man in der tschechischen Literatur ein so gründliches, wichtiges, allgemeines Interesse weckendes und dabei die böhmische Problematik (bis auf versteckte Anspielungen im Gespräch mit Michael Matheus) nicht berührendes Werk finden. Darüber hinaus ist zu konstatieren, dass es in mehreren Hinsichten auch als Anerkennung der aktuellen deutschen auswärtigen, vornehmlich Kulturpolitik, gelten kann. Worum geht es? Nur ein begrenzter Kreis, wohl auch der Historiker, hat Übersicht über die breit angelegten historiographischen Aktivitäten der Bundesrepublik Deutschland im Ausland. Es handelt sich um genau 14 Institute, die hier vorgestellt werden. Mit Ausnahmen der deutschen Institute in Rom, besonders des DHIR (1888), und des Archäologischen Instituts in Athen, handelt es sich sämtlich um Neugründungen nach dem Zweiten Weltkrieg, die Zeugnis über die systematische Pflege der deutschen Geisteswissenschaften geben, aus der zugleich nicht nur die Geschichte des Gastlandes, sondern auch die allgemeine Geschichtsforschung massiv profitieren kann. – Den Kapiteln über die einzelnen Institute bzw. Gruppen von Instituten (so kunsthistorische Institute in Italien bzw. Orient-Institute in Beirut und Istanbul) ist eine Einleitung beider Hg. über deutsche Gesellschaftswissenschaften im Ausland als spezifisches Phänomen der europäischen Wissenschaft vorangestellt. Es folgen drei allgemein konzipierte Texte: Miroslav Kunštát („Die zeitgenössische deutsche wissenschaftliche und kulturelle Auslandspolitik", S. 15–27), Volker Zimmermann („Die deutschen historischen Institute im Ausland als Ausdruck der deutschen kulturellen Auslandspolitik am Beispiel der Max Weber-Stiftung", S. 29–41) und Petr Mlsna/Dagmar Černá analysieren die rechtlichen Grundlagen der obengenannten Politik (S. 43–52). Es folgen Kapitel über einzelne Institute. Am umfangreichsten sind die über die drei profiliertesten und traditionsreichsten Institute in Rom, Paris und London ausgefallen (von Jiří Pešek/Petr Šafařík, Lucie Filipová/David Emler und Nina Lohmann), zu denen sich das Warschauer Institut dem

Umfang nach gesellt (von Jiří Vykoukal, S. 183–222), das mit vielen Diagrammen und Tabellen ausgestattet ist. Alle Beiträge können als ausgewogen gelten und sind mit einem umfassenden Anmerkungsapparat versehen. Sie haben ein gemeinsames Schema: die Entstehungsumstände, die weitere Entwicklung (und Entfaltung), die Ausstattung (Bibliotheken), die Hauptanliegen der Forschung sowie Publikationen. – Im Schlußwort stellen sich die Hg. die Gretchenfrage, ob sich diese Institutionen im Elfenbeinturm befinden oder eine politische Mission haben. Sie gelangen, freilich, zu der Schlußfolgerung, dass man hier den einzig möglichen Mittelweg gewählt hat, nämlich dass durch die Stärkung der eigenen deutschen Wissenschaft (so besonders durch den durchdachten Einsatz der Stipendienangebote) die internationalen Kontakte und wissenschaftlichen Projekte sowie der Ruf des Staates profitieren. Zum Schluß findet der Leser zwei Gespräche, die der Hauptinitiator des Buches Jiří Pešek mit zwei profilierten deutschen Historikern geführt hat. Gemeinsam mit Nina Lohmann „befragte" er den damaligen Direktor des Deutschen Historischen Institutes in Rom Michael Matheus (2010) (S. 315–340) und dann allein den Präsidenten des Stiftungsrates der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland (seit 2012: Max Weber Stiftung), Prof. Heinz Duchhardt (2011) (S. 341–353). Es folgt der Text des Stiftungsgesetzes, freilich in tschechischer Übersetzung. Wie jede ordentliche wissenschaftliche Publikation runden Auswahlbibliographie, Abkürzungs-, Graphiken- und Tafelnverzeichnisse sowie Namenregister den Band ab. Schade nur, dass selbst einige knappe Informationen über die privaten deutschen Einrichtungen mit historischer Ausrichtung im Ausland, so etwa die der Görresgesellschaft, in Form eines Annexes fehlen. Doch handelt es sich um eine Lektüre, die nicht nur den Fachkollegen aller Teildisziplinen als „ergänzende Literatur" für ihre eigene Arbeit zu empfehlen ist, sondern auch (vielleicht gar noch dringlicher) den zuständigen Politikern und Politikerinnen, um sie zu überzeugen, dass an einer solchen kulturellen „Expansion" zu sparen bedeuten würde, auf längere Sicht eher zu verlieren als zu gewinnen.

Ivan Hlaváček

Emanuela Guidoboni / Antonio Navarra / Enzo Boschi (a cura di), Nella spirale del clima. Culture e società mediterannee di fronte ai mutamenti climatici, Bologna (Istituto Nazionale di Geofisica e Vulcanologia; Bononia University Press) 2010, 347 S., Abb., ISBN 978-88-7395-485-9, € 70.

Das vorliegende Werk wagt auf dem gerade in Italien noch so neuen Feld der Klimageschichte einen Rundumschlag: Ein Gesamtdurchgang durch die Geschichte vom alten Ägypten bis in die Gegenwart, und das für den ganzen Mittelmeeraum, wobei ein erkennbarer Schwerpunkt auf der römisch-griechischen Antike und dem Mittelalter liegt, doch auch die Neuzeit wird angemessen berücksichtigt. Eine strikte Scheidung zwischen Klimageschichte auf der einen und einer Geschichte der Naturwahrnehmung auf der anderen Seite findet nicht statt. So gelingt es, eine beeindru-

ckende Spannbreite an Themen zumindest auf wenigen Seiten jeweils anzureißen, wenn auch Lücken bleiben (wie etwa der Ausbruch des Thera, ca. 1600 v. Chr.). Und auch der ambitionierte Fokus auf den Mittelmeerraum wird meist durchgehalten, was z. B. für das Mittelalterliche Klimaoptimum zu einer interessanten Perspektivenverschiebung führt: Was für (Mittel-)Europa als Gunstzeit interpretiert wird, zeigt sich im östlichen Mittelmeerraum als Periode mit zahlreichen Dürren und Missernten. Jeder der zahlreichen Themenblöcke wird von einer passenden Sammlung an übersetzten Zitaten zur Meteorologie und Naturwahrnehmung begleitet. Deren Wert ist keineswegs nur als rein anekdotisch zu veranschlagen: Die Herausgeber haben ein beeindruckendes Panorama einschlägiger Quellen versammelt, das im Einzelfall auch Fachleute überraschen kann. Auch die große Zahl von Abbildungen erweist sich gerade bei einem grafisch so schlecht fassbaren Thema wie Klimaveränderungen als äußerst hilfreiches Kompendium umweltgeschichtlicher Bildquellen, wenn auch nur ein Bruchteil aller angeführten Bilder zwingend dem klimageschichtlichen Überthema zugeordnet werden kann. Bahnbrechend ist auch das Literaturverzeichnis, auch wenn es naturwissenschaftliche Beiträge zu häufig ausklammert, obwohl im Text durchaus mit diesen Befunden argumentiert wird (z. B. S. 63 f.). Eine erfreuliche Ausnahme bildet eine Darstellung der Befunde von Sedimentgeologen am konkreten Beispiel des Po-Zuflusses Reno (S. 90) oder ein knapper Verweis auf paläovulkanologische Studien und Eisbohrkernforschung (S. 105 f.) – eine häufigere Einbindung solcher naturwissenschaftlicher Exkurse wäre wünschenswert gewesen. Insgesamt fällt in der Argumentation, aber auch bei der angeführten Literatur auf, dass grundsätzlich skeptische Stimmen bezüglich der Möglichkeiten klimageschichtlicher Forschung kaum angeführt werden. Entsprechend werden die zahlreichen methodischen Probleme gerade einer Klimageschichte der Vormoderne eher ausgeklammert; ein Defizit, das auch die verbale Distanzierung von klimadeterministischen Erklärungsversuchen der Vergangenheit nicht ausgleichen kann. Im Einzelfall wird sogar auf grob deterministisch argumentierende Beiträge Bezug genommen; vertiefungswürdige Einzelereignisse, wie etwa die extreme Kältewelle in Italien von 1234, werden in der Gesamtschau einiger Quellenstellen präsentiert, obwohl zu diesem Thema bisher keine Detailstudien vorliegen. Ob es also die titelgebende Spirale des Klimas wirklich gegeben hat, muss vorerst offen bleiben. Bei aller Kritik ist das vorliegende Buch doch sehr zu begrüßen, steht es doch am Anfang einer in Italien noch sehr marginalen Forschungsrichtung; dessen sind sich die Verantwortlichen auch sehr bewusst, wenn sie schreiben: „Questo viaggio non è ‚la storia del clima del Mediterraneo', ancora da scrivere" (S. 12). Und eines gelingt zweifellos: Lust auf eine weitere, differenziertere und detailgenauer argumentierende Erforschung mediterraner und italienischer Klimageschichte zu machen. Betrachtet man das Desinteresse, mit dem bisher Klimageschichte in Italien von Seiten der historischen Zunft betrachtet wurde, ist „La spirale del clima" ein mehr als gelungener Einstand. Martin Bauch

Alessandra Bartolomei Romagnoli/Ugo Paoli/Pierantonio Piatti (a cura di), Hagiologica. Studi per Réginald Grégoire, Fabriano (Monastero San Silvestro Abate) 2012 (Biblioteca Montisfani 31), 2 Bde., LXXVIII, 1559 S., Abb., ISBN 978-88-87151-48-0, € 130.

Was als Festschrift gedacht war, ist zur Gedenkschrift geworden. Réginald Grégoire, urprünglich Benediktiner der belgischen Abtei Clervaux und nach Übertragung seiner *stabilitas loci* auf das Kloster San Silvestro Abate in Fabriano Silvestrinermönch, konnte auf 75 Lebensjahre und 50 Jahre priesterlichen Dienstes zurückblicken – Grund genug, den international hoch angesehenen Ordensforscher mit einer Festschrift zu ehren. Kurz vor deren Überreichung starb er im Februar 2012. Immerhin war es ihm noch vergönnt, die Kanonisation des Bernardo Tolomei (gest. 1348), des Gründers der Olivetaner, durch Benedikt XVI. im April 2009 mitzuerleben, hatte er dieses Heiligsprechungsverfahren doch als Postulator maßgeblich mitverantwortet. Mit Réginald Grégoire verschwindet einer der letzten Vertreter einer gelehrten Mönchsgeneration – Jean Leclercq, Leonard Boyle oder auch Jacques-Louis Bataillon wären hier zu nennen –, deren Arbeiten von einer immensen Vertrautheit mit Liturgie, Recht, Historiographie und vielen weiteren Bereichen der Kirchen- bzw. Ordensgeschichte zeugen. Wer sie in naher Zukunft ersetzen soll, ist unklar. Die personell geschwächten Orden dürften dazu wohl kaum selbst in der Lage sein. Grégoires Forschungsinteressen waren weit gespannt – die Bibliographie, die mehr als 630 Titel umfasst, legt davon eindrucksvoll Zeugnis ab. Und wenn sich die mit über 1600 Seiten nur monumental zu nennende Festschrift inhaltlich etwas eklektisch präsentiert, so hängt dies eben auch mit Grégoires zahlreichen Themenschwerpunkten zusammen. Der Titel der Festschrift verrät es: Grégoire stand wie kein anderer für die Erforschung von Heiligen und ihren Kulten. Mit seinem Handbuch (Manuale di Agiologia. Introduzione alla letteratura agiografica, Fabriano 1987) setzte er Maßstäbe. Neben hagiographischen Fragestellungen waren es aber auch Themen aus dem Bereich der mittellateinischen Sprache und Literatur, der Liturgie- und Spiritualitätsgeschichte und des römisch-byzantinischen Rechts, die von ihm immer wieder behandelt wurden. Neben z. T. sehr persönlichen Zeugnissen von Weggefährten und einer Bibliographie des Geehrten umfassen die beiden Bände 70 Beiträge, die sechs übergeordneten Themenblöcken zugeordnet werden: 1. Storiografia ed erudizione ecclesiastica; 2. Testi; 3. Esegesi e critica del testo; 4. Modelli di santità; 5. Gli spazi del sacro; 6. Storia dei culti. Vieles ist mit heißer Nadel gestrickt und somit eher im Bereich von „Forschungsskizzen" zu verorten, doch finden sich daneben auch sehr originelle Beiträge, die diese Festschrift zu einer wahren Fundgrube werden lassen. Die Beiträge von Agostino Paravicini Bagliani zum Umgang Innocenz' III. mit kurialer Korruption (Innocenzo III e la venalità della Curia Romana. Per una rilettura dei *Gesta Innocentii III*, 61–71) oder von Luigi Canetti über eine Zeugenaussage im Kanonisationsprozess des Nicola da Tolentino (Un viaggio estatico nell'aldilà nel processo per la canonizzazione di Nicola da Tolentino, 993–1016) gehören sicherlich dazu. Mit nur fünf Beiträgen

fällt die „Testi" überschriebene Sektion zwar recht schmal aus, umfasst jedoch einige bemerkenswerte kritische Editionen: neben einem *Sermo de vita beati Cassii Narniensis episcopi*, für den Edoardo d'Angelo verantwortlich zeichnet (237–254), finden sich zwei zum ersten Mal edierte Mirakel des hl. Nikolaus aus der Feder des Johannes von Amalfi (ed. Antonio Vuolo, 255–281), drei anonym überlieferte Predigten über Clara von Assisi aus einer heute in Pavia liegenden Handschrift (Pavia, Bibl. Univ., Aldini 63) (ed. Marina Soriani Innocenti, 297–313) und eine *Vita del beato eremita Benincasa* des Baldovino de' Baldovini (ed. Silvia Nocentini, 315–329). Dass es der Autor eines durchaus anregenden Beitrags über die Archive der Cölestiner-Kongregation im 17. Jh. (127–144) schafft, ausschließlich italienische Titel zu zitieren, nötigt einem fast schon Bewunderung ab. Das Problem beschränkter Literatur- (oder doch eher Sprach-)kenntnisse stellt sich noch bei manch anderem Beitrag und steht in eklatantem Widerspruch zum von Réginald Grégoire vertretenen Bildungsanspruch. Doch ist dies bei einer Aufsatzsammlung derartigen Umfangs wohl leider nicht zu vermeiden. Insgesamt demonstriert die vorliegende Festschrift jedoch überzeugend, wie fruchtbar die von dem Geehrten verfolgten Forschungsansätze noch immer sind.

Ralf Lützelschwab

Guido Braun/Arno Strohmeyer (Hg.), Frieden und Friedenssicherung in der Frühen Neuzeit. Das Heilige Römische Reich und Europa, Festschrift für Maximilian Lanzinner zum 65. Geburtstag, Münster (Aschendorff) 2013 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 36) XXVII, 469 S., 8 Abb., ISBN 978-3-402-14764-3, € 58.

Die Frühe Neuzeit gilt mit ihren zahllosen Konflikten zwischen den Territorien, aber auch im Inneren der Gemeinwesen als die große Periode, in welcher die modernen Instrumente der Friedenssicherung (Kongreßdiplomatie, Mediationen, bilaterale Verhandlungen, völkerrechtliche Abmachungen) entwickelt wurden, wobei sich Theorie und Praxis immer gegenseitig intensiv befruchteten. Der vorliegende Sammelband umfaßt 16 Einzelbeiträge, die einen großen zeitlichen Bogen schlagen von der Mitte des 15. Jh. (Gabriele Haug-Moritz) bis zum beginnenden 19. Jh. (Heinz Duchhardt). Als klassische Räume und Laboratorien für die Entwicklung frühneuzeitlicher Friedenskonzepte werden im Untertitel Europa und das Reich explizit genannt, wobei der Westfälische Friedenskongreß, dem in diesem Zusammenhang eine Schlüsselfunktion zukommt, mit vier Beiträgen einen eigenen Abschnitt bildet. Die Themenwahl entspricht damit in idealer Weise den Forschungsschwerpunkten von Maximilian Lanzinner, dem dieser Band gewidmet ist (Hg. der Acta Pacis Westphalicae und der Abt. Reichsversammlungen der Deutschen Reichstagsakten sowie Vf. einschlägiger Studien zur Reichsfriedenspolitik unter Maximilian II.). – Gabriele Haug-Moritz untersucht die friedenstiftende Funktion von Erbverträgen am Übergang von Mittelalter zur Frühen Neuzeit am Beispiel von entsprechenden sächsisch-

brandenburgisch-hessischen Abmachungen. Gegenstand des Aufsatzes von Dietmar Heil ist die Friedensthematik auf den Reichstagen unter Maximilian I. Obwohl auch auf diesem Gebiet der Gegensatz zwischen Kaiser und Ständen ein gemeinsames Vorgehen behinderte, konnte mit den Beschlüssen des Wormser Reichstags von 1495 eine Grundlage für eine Friedens- und Rechtsordnung des Reichs geschaffen werden. Wie stark die Friedensfrage im 16. Jh. mit der Religionsthematik verknüpft war, zeigen die Überlegungen von Alfred Kohler zu den Reichsversammlungen zwischen 1530 und 1555 und deren wissenschaftlichen Aufarbeitung, wobei sich der Autor für eine stärkere Einbettung der Forschung auf diesem Gebiet in europäische und globale Kontexte ausspricht. Marc von Knorring analysiert die Spielräume der Reichsdeputationstage in der 2. Hälfte des 16. Jh. hinsichtlich ihrer friedenssichernden Funktion. Auf Grund der sich zuspitzenden konfessionellen Lage im Reich und des Konflikts in den benachbarten Niederlanden führten diese Versammlungen nicht zu den gewünschten Ergebnissen. Zwischen 1556 und 1586 wurden insgesamt 653 Suppliken an Reichsversammlungen gerichtet. Auch wenn diese oftmals ignoriert bzw. die Konfliktfälle nicht gelöst wurden, konnten die Bittsteller immerhin mit ihren Anliegen eine gewisse öffentliche Aufmerksamkeit erzielen, wie Josef Leeb in seinem Aufsatz veranschaulicht. Helmut Neuhaus beleuchtet auf der Grundlage zweier im Anhang seines Beitrags edierter Quellen (Bericht des salzburgischen Reichstagsgesandten Johann Baptist Fickler; Holzschnitt des Pragers Michael Petterle samt erklärendem Text) die russische Abordnung Iwans IV. an den Regensburger Reichstag von 1576. – Im zweiten Abschnitt des Bandes werden folgende Einzelaspekte der westfälischen Friedenskongresse behandelt: Konzepte für eine Friedenssicherung von spanischer Seite für die Zeit nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs ohne Beeinträchtigung von Ehre und Reputation (Michael Rohrschneider), die Tätigkeit des kaiserlichen Prinzipalgesandten Maximilian von Trauttmansdorff, der federführend bereits am Zustandekommen des Prager Friedens 1635 mitgewirkt hatte (Konrad Repgen), die Beratungen der protestantischen Stände zu Beginn des Kongresses von Osnabrück über friedenssichernde Maßnahmen (Maria-Elisabeth Brunner) und das kaiserlich-bayerische Bündnis von 1647/48 und die Schlüsselrolle Maximilians von Bayern für die Beendigung der Friedensverhandlungen (Dorothée Goetze). – Der dritte Abschnitt, der verschiedene Themen des frühneuzeitlichen europäischen Friedensdiskurses aufgreift, wird eröffnet von Guido Braun zum politischen Gleichgewicht im Denken von Gottfried Wilhelm Leibniz, wobei der Gelehrte vor dem Hintergrund der französischen Expansion dem Rechts- und Sicherheitssystem des Reichs von 1648 Vorbildfunktion bescheinigt. Christoph Kampmann wendet sich dem Mittel der Diplomatenentführung zu, welches in der Politik Leopolds I. gegen Ende des 17. Jh. eine Rolle spielte, um einerseits den Konflikt mit Frankreich zu verschärfen und andererseits die Reichsstände zu einer klaren Positionierung für oder gegen den Kaiser zu bewegen. Peter Rauscher betont in seinem Beitrag, daß die friedensstiftende Politik von Kaiser Matthias und seinem ersten Minister Klesl weitgehend der desaströsen Lage der kaiserlichen Finanzen geschuldet war. Peter Arnold Heuser

geht der Frage nach, wer den bedeutenden, im Kontext des spanisch-niederländischen Konflikts 1579 publizierten Traktaks *Dialogus de pace* verfaßt hat, wobei er einer Zuweisung der Autorschaft an den Humanisten Pedro Ximénez anstatt wie bislang an den belgischen Diplomaten Kaspar Schetz von Grobbendonk den Vorzug gibt. Arno Strohmeyer analysiert das Zeremoniell der drei wichtigsten Etappen der von Damian Hugo von Virmont ausgeführten kaiserlichen Grußgesandtschaft an die Hohe Pforte von 1719 (Grenzübertritt bei Paraćin, Einzug in Konstantinopel, Antrittsaudienz beim Sultan). Im abschließenden Beitrag behandelt Heinz Duchhardt die Nachwirkung des berühmten, auch als Kupferstich weit verbreiteten Gemäldes des 1648 im Rathaus zu Münster beschworenen spanisch-niederländischen Friedens von Gerard Ter Borch, v. a. dessen Beeinflußung des nicht weniger bekannten Gemäldes von Jean-Baptiste Isabey, das eine Sitzungspause des Wiener Kongresses festhält. Der sehr facettenreiche Sammelband schließt mit Zusammenfassungen der Beiträge und einem Personenregister. Alexander Koller

Maria Teresa Caciorgna / Sandro Carocci / Andrea Zorzi (a cura di), I comuni di Jean-Claude Maire Vigueur. Percorsi storiografici, Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 172), 336 S., ISBN 978-88-6728-253-1, € 30. – Silvia Diacciati / Lorenzo Tanzini (a cura di), Società e poteri nell'Italia medievale. Studi degli allievi per Jean-Claude Maire Vigueur, Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 176), 201 S., ISBN 978-88-6728-285-2, € 23.

Jean-Claude Maire Vigueur gehört gewiß zu den einflußreichsten Mediävisten, die sich mit der Ausprägung und der Glanzzeit der italienischen Kommunen beschäftigt haben. Seine Monographien „Cavalieri e cittadini" (französisch 2003; ital. 2004) und „L'altra Roma" (französisch 2010; ital. 2011) sind zu Marksteinen der Forschung geworden. In zwei Bänden aus den Kreisen seiner wissenschaftlichen Wegbegleiter und seiner „Schüler" wird eine beeindruckende Bilanz zu Maire Vigueurs Œuvre gezogen, zu dem auch die unter seiner Ägide entstandene und 2000 publizierte Kollektivarbeit über die Zirkulation der Podestà, jener vor allem mit jurisdiktionellen Aufgaben betrauten, jährlich wechselnden obersten Amtsträger der italienischen Kommunen, gehört, die eine Gruppe permanent den Ort wechselnder Professionisten bildeten. Wie die Herausgeber der eigentlichen „Festschrift" (libro di festeggiamento), „I comuni di Jean-Claude Maire Vigueur", betonen, wurden den Beitragenden die Themen vorgegeben, um dem Gesamtwerk des Franzosen aus 14 verschiedenen Perspektiven zu beleuchten (S. 7). Einen konzisen Überblick über die zur Debatte stehenden Schriften gibt Élisabeth Crouzet-Pavan (S. 95–112). Isabella Lazzarini und François Menant würdigen die prosopographischen Arbeiten zu den Podestà, die 15 Jahre beanspruchten und 6473 Amtsträger (vielleicht zwei Drittel der Gesamtzahl überhaupt!) erfaßte (S. 177–199). Bedauerlicherweise wurde das Material nie online gestellt (S. 189). Alessandro Barbero wertet besonders das Podestà-Korpus für

seinen Beitrag zu den Kommunen unter der Herrschaft der Anjou aus (S. 9–31). Maria Teresa Caciorgnas Studie zu dem Gemeindebesitz in der kommunalen Epoche berührt sich mit den Studien Maire Vigueurs unter anderem deshalb, weil es die *milites* der städtischen Heeres waren, die sich daran gütlich taten (S. 33–49). Sandro Carocci würdigt Maire Vigueurs Rom-Buch als Beitrag für die sich mittlerweile durchgesetzte Verortung der Stadt am Tiber im italienischen Kommunalisierungsprozeß, die aber nicht die eigenständigen Züge negieren dürfe, so daß Maire Vigueurs „perfetto parallelismo dell'Urbe con i comuni dell'Italia centro-settentrionale" auch wieder hinterfragt werden muß (S. 51–68). Carocci kann dazu bereits Chris Wickhams Monographie „Roma medievale" (s. Besprechung S. 565–567) als Gegenmatrix heranziehen. Maria Elena Cortese ortet Maire Vigueurs Ansätze in der historiographischen Diskussion um die Entwicklung der Stadtkommunen in Nord- und Mittelitalien ein, wobei Hagen Kellers erst 1995 übersetzte Arbeit von 1979 „Adelsherrschaft und städtische Gesellschaft in Oberitalien" – und nicht nur hier – als Gegenpol erscheint (S. 69–94). Keller konzentrierte sich nicht mehr auf die Hocharistokratie der Grafen und Markgrafen, sondern auf den mittleren Adel der als bischöfliche (Unter-)Vasallen bekannten *capitani* und Valvassoren. Für den Franzosen dagegen macht dagegen der städtische *militia*-Adel ca. 10 % der Bevölkerung aus und entspricht damit eher den neueren bis neuesten Studien, die von einer breiteren sozialen Basis für die an der Ausbildung der italienischen Kommune beteiligten Gruppen ausgehen. Auf das spannungsvolle Verhältnis zwischen der *militia* und den Exponenten des „Volks" in der Zeit der Konsulsverfassung konzentriert sich Paolo Grillo (S. 157–176). Enrico Faini untersucht dagegen die „memoria culturale" der *milites* (S. 113–133). Ihre Wortführer in den Annalen (Genua, Pisa) waren indes nicht nur die Notarschronisten, sondern auch einige Geistliche, worauf jüngst hingewiesen wurde. In dieser Perspektive erscheint die Nostalgie des Chronisten Rolandino von Padua (1200–1276) nach den *bone werre* der guten alten Zeit als der Abgesang des Zeitalters der *milites*. Giuliano Milani beschreibt prägnant die wichtigsten Phasen der Entstehung der popularen Stadtkommunen, die die Regierungen der *milites* ablösten (S. 235–258). In einem komplexen Prozeß konstituierte sich der Popolo zunächst als parallele Kommune mit eigenen Versammlungen, eigenen Amtsträgern und Regierungssitzen. Weitere Schritte betrafen die institutionelle Einbindung von Gremien wie die der Anzianen, der Prioren und der Zünfte, die Schaffung einer eigenen „ideologia popolare" sowie den Aufbau eines Rechtssystems, das auch die Exklusion nicht nur von äußeren und inneren Feinden, sondern auch mißliebiger Konkurrenten ermöglichte. In ihrem Beitrag zur sozialen Mobilität im 14. Jh. stellt Alma Poloni die Kompagnie von S. Michele in Pisa vor, die zwischen 1368 und 1369 ein interessantes Gegenstück zur bekannten popularen *Felice società dei balestrieri e dei pavesati* bildete, die ab 1359 für einige Jahrzehnte Rom beherrschte (S. 281–304). Giampaolo Francesconi erinnert an Maire Vigueurs Aussagen zur kommunalen Schriftkultur. In seiner Rezension zu Paolo Cammarosanos „Italia medievale" (1991) (in Bibliothèque de l'École des Chartes 153/1 1995) nimmt der Franzose auch auf Hagen Kellers Konzept der pragma-

tischen Schriftlichkeit Bezug (S. 135–155). Sara Menzinger und Massimo Vallerani geben einen Überblick über die internationale Forschung zur Rolle der Juristen in den städtischen Gemeinwesen vom 12. bis 13. Jh. (S. 201–234). Francesco Pirani wendet sich der Städtelandschaft im Kirchenstaat zu, zu deren Erforschung Maire Vigueur nicht unwesentlich beigetragen hat (S. 259–279). Den Band beschließt Gian Maria Varanini mit Betrachtungen zum komplexen Verhältnis der auf ihr Steuerrecht beharrenden italienischen Kommunen zu den kirchlichen Institutionen, allen voran den Bischöfen und den ebenfalls aus der städtischen Elite stammenden Kanonikern der Domkapitel (S. 305–325). – Im Band „Società e poteri nell'Italia medievale" sind elf Beiträge vereinigt, die sich vor allem auf die Städtelandschaft der Toskana – mit einigen Ausblicken auf Mittel- und Süditalien – konzentriert. Élisabeth Crouzet-Pavan unterstreicht in ihrem Vorwort auch die Bedeutung Maire Vigueurs als Betreuer einer nicht unbeträchtlichen Schar von Schülern über Sprach- und Landesgrenzen hinweg (S. 7–17). Enrico Faini wirft neues Licht auf die *pacta turris* des 12. Jh. Die „Turmgesellschaften" in Florenz erwiesen sich im Gefolge der stadtinternen Auseinandersetzungen auch als probates Mittel, Allianzen zwischen den Familien zu schmieden (S. 19–39). Tommaso Casini nimmt einige Formen kollektiver Gewalt in den ländlichen Regionen der Toskana im späten 12. und im 13. Jh. unter die Lupe (S. 41–58). Silvia Diacciati und Lorenzo Tanzini, die auch als Herausgeber des Bandes fungieren, arbeiten die Bedeutung der öffentlichen Bauten – wie des Bargello in Florenz – als Herrschafts- und Repräsentationsräume heraus (S. 59–80). In der Toskana bleibt auch Ilaria Taddei, die sich mit Strategien der Erniedrigung des politischen Gegners beschäftigt. Zur Schmach der Besiegten wurden Münzen zerschlagen, Palio-Rennen mit Eseln veranstaltet und diverse, noch in heutigen Fußballspielen beliebte Provokationsformen mit Wort und Gesten eingesetzt (S. 81–93). Andrea Barlucchi geht den Symptomen der Krise des Trecento nach: Anhand des Beispiels des Marktfleckens San Salvatore di Leccio wird die ökonomische Situation dieses Handelsplatzes zwischen dem Ende des 13. und der Mitte des 14. Jh. beleuchtet (S. 95–114). Jean-Baptiste Delzant wendet sich der Rolle der politischen Propaganda in den kleinen Zentren Italiens zu, wobei er sich besonders Folignos und seiner dominanten Familie, der Trinci, annimmt (S. 115–129). Clémence Revest behandelt den Fall der Stadt Rom am 8. Juni 1413 aus der Sicht der Kurialen des (Gegen-)Papstes Johannes XXIII. Zu Wort kommen unter anderem Dietrich von Nieheim mit seiner Chronik, Niccolò Bonaiuti mit Gedichten und weitere Kuriale in den Zeugenaussagen zur Absetzung Johannes' XXIII. (S. 131–146). Cécile Troadec zieht zum Teil noch ungenutzt gebliebene Archivbestände aus Rom und Prato heran, um das Milieu der römischen Viehzüchter zu beleuchten, die in Florentiner Kreisen als „Rinderhirten" (*vaccari*) schlechthin galten. Man sollte die nicht zuletzt von Maire Vigueur herausgearbeitete Wirtschaftskraft dieser Unternehmer im 15. Jh. nicht unterschätzen (S. 147–160). Für Patrizia Meli ist die Jagd im Astronen-Krater in den Campi Flegrei nicht nur als ein feudales Vergnügen, sondern auch als Statussymbol der Oberschicht Neapels unter den Königen aus dem Hause Aragon interessant. Die edlen Jagdhunde waren

mitunter Gastgeschenke von Botschaftern aus arabischen und nordafrikanischen Ländern (S. 161–180). Francesco Barone gibt einen Literaturbericht über die sagenumwobene Präsenz der piemontesisch-ligurischen Aleramiden auf Sizilien. Er spannt dabei den Bogen von Autoren der Frühen Neuzeit (Filadelfo Mugnos, Rocco Pirri usw.) bis hin zu dem in Paris lehrenden Historiker Henri Bresc (*1939), der die Beschäftigung mit diesen Einwanderern entscheidend versachlicht hat (S. 181–201).

Andreas Rehberg

Martin Bertram, Kanonisten und ihre Texte (1234 bis Mitte 14. Jh.). 18 Aufsätze und 14 Exkurse, Leiden-Boston (Brill) 2013 (Education and society in the Middle Ages and Renaissance 43) XXIII, 653 S. mit 14 Abb., ISBN 978-90-04-22876-4, € 188.

Mit dem Jahre 1234, nachdem Gregor IX. die von Raimundo de Peñafort erarbeitete systematische Sammlung der Dekretalen als Liber extra publiziert hatte, erfuhr die kanonistische Literatur eine explosionsartige Vermehrung, begünstigt auch durch das Erstarken der Universität als neuer Bildungseinrichtung. Der Vf. war einst ausgezogen, diesen Reichtum für die Zeit bis zur nächsten päpstlich autorisierten Sammlung, dem Liber sextus Bonifaz' VIII. (1298) zu ordnen und übersichtlich zu präsentieren: als Nachschlagewerk und Fortsetzung des Handbuchs für die voraufgegangene Periode seit dem Decretum Gratiani, des bewährten Repertorium der Kanonistik von Stephan Kuttner aus dem Jahre 1937. Für diese Aufgabe hätte jedoch eine Equipe zur Verfügung stehen müssen, um das gewaltige handschriftliche Material, verstreut über zahllose Bibliotheken in der ganzen Welt, zu sichten, die Inhalte zu identifizieren und aus den Ergebnissen ein Gesamtbild in plausibler Ordnung zu gestalten. Was dagegen einem Einzelnen im Laufe mehrerer Jahrzehnte tatsächlich zu vollbringen gelungen ist, sammelt nun dieser starke Band, dessen Untertitel von der bescheidenen Zurückhaltung des Autors zeugt. Er bietet mehr als nur die Summe seiner bisher vorliegenden Publikationen zum Thema. Die alten Texte sind für die Neuausgabe vereinheitlicht worden. Zudem werden auf nicht weniger als 45 Seiten „Nachträge und Berichtigungen" hinzugefügt. Die Thematik der Aufsätze erstreckt sich über viele Einzelbereiche der kanonistischen Produktion im 13. Jh. mit Ausblicken in das 14. Neben Beiträgen zur literarischen Gattung der Quaestionensammlung und zur Behandlung der Konstitutionen Gregors X. in den Rechtsschulen finden sich spezielle Untersuchungen zu einzelnen Werken: sowohl zu solchen, auf deren ausgiebige Nennung wohl keiner der späteren Kanonisten verzichtet hat, den Dekretalenkommentaren von Innozenz IV. und Enrico da Susa, dem Hostiensis, als auch zu weniger verbreiteten Texten wie dem Dekretalenapparat von Goffredus Tranensis, der Dekretalensumme des Iohannes Hispanus Compostelanus, dem Kommentar des Guillelmus Durandi zu den Dekreten des 2. Konzils von Lyon. Andere Arbeiten sind biographisch orientiert, über Petrus de Sampsona, Bernardus de Montemirato, Iohannes de Ancona, Mathaeus Angeli Iohannis Cinthii (1320 lehrend an der römischen Univer-

sität). Zeitlich am Rande stehen Kommentare zu den Clementinae, die frühen werden in einem Überblick vorgeführt. Anschließend an die Ergänzungen zu den Aufsätzen bringen die 14 „Exkurse" die Veröffentlichung von „Notizen", meist handelt es sich um aufbereitete Funde in Handschriften, auf die der Vf. während seiner langen Sammeltätigkeit gestoßen ist. Allerdings führt der erste Exkurs zur Hälfte ins Leere: „Zum Frontispizbild und zum Motto" – auf der Suche nach dem Erstgenannten („Arbeitsplatz ... eines mittelalterlichen Kanonisten") hat Rez. den Band vergeblich durchsucht. Die andere Hälfte dieses Exkurses erläutert die an den Anfang des Buches gestellte Wendung *sine praeiudicio melioris sententiae*: eine sympathisch berührende Bemerkung, die so oder so ähnlich jedem Handschriftenfreund vielfach begegnet sein wird, ein Vorbehalt, der an die eigenen Grenzen gemahnt. Die Exkurse handeln von Texten, die durch die Häufigkeit ihrer Abschrift auffallen, von der Entwicklung der Glossa ordinaria zum Liber extra, von einigen Kommentaren und deren Autoren, besonders denjenigen Innozenz' IV., schließlich wiederum von den Konstitutionen Gregors X. So wird das längst Vertraute aus den Veröffentlichungen des Vf., präsentiert in neuem Gewande, durch Ergänzungen abgerundet. Die hier zusammengetragenen Informationen werden beispielhaft erschlossen durch die überlegt strukturierten Register: Handschriften, Initien, Dekretalen, Konstitutionen und Sammlungen, Autoren und sonstige Personen. Dieses Buch bietet die Bilanz einer Sammeltätigkeit, die – gemessen an den ursprünglichen Absichten – nicht zum Abschluss gelangt ist; zugleich erweist es sich durch seinen Gegenstand und den Informationsreichtum als gewichtiger Beitrag zu einem Thema, das sowohl in der historischen Jurisprudenz als auch allgemein in der europäischen Geistesgeschichte des Mittelalters Bedeutung hat.

Dieter Girgensohn

Francesca Klein, Scritture e governo dello stato di Firenze nel Rinascimento. Cancellieri, ufficiali, archivi, Firenze (EDIFIR, Edizioni Firenze) 2013 (Studi di storia e documentazione storica 4), 314 S., ISBN 978-88-7970-610-0, € 22.

Der Band vereint in 15 Kapiteln die zwischen 1980 und 2006 entstandenen Beiträge der am Archivio di Stato di Firenze tätigen Historikerin, darunter einige, an denen andere Wissenschaftler mitgearbeitet haben (vgl. Nota bibliografica, S. 300). Aufgrund ihrer langen Praxis im Umgang mit den in diesem Archiv vorhandenen Primärquellen, darunter vielen noch nicht oder nicht hinreichend ausgeschöpften, verfügt sie über eine beeindruckende Kenntnis der Florentiner Geschichte des 14. bis 16. Jh., wobei sie den historischen Wert der im *Archivio di Stato* aufbewahrten Quellen jeweils kritisch beurteilt. Der Titel des Buchs und die Titel der einzelnen Beiträge zeigen an, daß die Untersuchung sich auf das Florenz der Renaissance richtet, d. h. die Zeit vom 14. bis 16. Jh., und damit auf eine längere Epoche, in der sich verschiedene „forme repubblicane" entwickelten, die von beständigen strukturellen und ideologischen Veränderungen geprägt waren und so den Übergang von Stadt/Kommune zum Ter-

ritorialstaat bildeten. Die unterschiedliche Länge der drei Hauptteile „Il Trecento" (Cap. 3–5, S. 63–126), „Il Quattrocento" (Cap. 6–11, S. 127–229) und „Il Cinquecento" (Cap. 12–14, S. 231–299) zeigt an, daß das Hauptaugenmerk dem 15. Jh. mit dem Aufstieg der Medici gilt. Eingerahmt werden die drei Teile von dem Abschnitt „La Città" (Cap. 1–2, S. 31–62), der wichtige ideologische und soziologische Aspekte des 14. und 15. Jh. behandelt (Cap. 1, S. 33–52: Ideologia e immagini della città di Firenze tra Trecento e Quattrocento [Giovanni Villani – Leonardo Bruni], Cap. 2, S. 53–62: Ceti dirigenti e controllo dello spazio urbano a Firenze: il legami di vicinato), und von dem Abschlußteil „L'Archivio" (Cap. 15, S. 277–299), der einen Überblick über die Geschichte des florentinischen Staatarchivs bietet. Die „Introduzione" (S. 11–29) vermittelt Grundkennnisse einiger Aspekte, die für das in diesem Band vorgestellte Florenz charakteristisch sind (z. B. „Famiglie e lignaggi", „Una società corporata: le Arti"). Der Untertitel des Buches („Cancellieri, ufficiali, archivi") deutet an, daß sich die Untersuchung vielfach auf einzelne Personen oder Personengruppen richtet, darunter bekannte Familienverbände des Florentiner *ceto dominante* als Inhaber einflußreicher Ämter sowie Gestalten aus dem *entourage* führender Politiker. Besondere Aufmerksamkeit gilt u. a. dem *notaio delle Riformagioni* und dem sich allmählich profilierenden Amt des *cancelliere*, das mehrfach von bedeutenden Vertretern des Renaissancehumanismus bekleidet wurde, darunter Coluccio Salutati und Leonardo Bruni, die die Vf. ausführlich behandelt (zu Salutati s. bes. Cap. 5, S. 115–126, Il primo periodo del cancellierato fiorentino di Coluccio Salutati; zu Bruni bes. Cap. 1, S. 33–52, Ideologia e immagini della città di Firenze tra Trecento e Quattrocento [Giovanni Villani – Leonardo Bruni]. Fast alle Beiträge behandeln die wachsende Bedeutung der Prioren als der eigentlichen *Signoria* sowie die sich ständig ändernde Rolle der verschiedenen Florentiner *consilia*. In allen findet eine kritische Auseinandersetzung mit bisherigen Foschungsergebnissen und einzelnen Forschungsthemen statt, wobei die Vf. eine profunde Kenntnis der maßgebenden Literatur zum Florenz der Renaissance zeigt, u. a. der Arbeiten von H. Baron, A. Brown, G. A. Brucker, R. Fubini, F. W. Kent, N. Rubinstein. Nützlich sind die z. T. langen Zitate aus unveröffentlichten Archivquellen in den Fußnoten (z. B. in Cap. 4, S. 79–114, Il *Libro del chiodo* e le sue redazioni. Origini e trasmissione di un documento illustre) und aus den Werken berühmter Autoren wie Giorgio Villani und Leonardo Bruni wie in dem bereits erwähnten Cap. 1. Unerläßlich für das Verständnis und die historische Einordnung aller Beiträge ist wohl eine gewisse Erfahrung im Umgang mit den reichen Beständen des Archivio di Stato di Firenze, die das 14. bis 16. Jh. betreffen. In diesem Sinne hilfreich ist der Beitrag, in dem die Vf. selbst die Struktur des Archivs „Mediceo avanti il Principato" erläutert (Cap. 13, Strategie familiari e competizione politica. Alle origini dell'Archivio Mediceo, S. 243–256) und ihrer Darstellung ein „Inventario delle filze dell'Archivio Mediceo innanzi il Principato" hinzufügt (S. 257–264). Eine „Presentazione" der Autorin (S. 7–9) eröffnet den Band, ein „Indice dei nomi" beschließt ihn.

Ursula Jaitner-Hahner

Peter Landau, Europäische Rechtsgeschichte und kanonisches Recht im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1967 bis 2006, mit Addenda des Autors und Register versehen, Badenweiler (Bachmann) 2013, 930 S., ISBN 978-3-940523-13-6, € 125.

Peter Landau verbindet in einmaliger Weise analytische und synthetische, kasuistische und systematische, historische und juristische, mediävistische und zeitgeschichtliche, deutsche und internationale Perspektiven, die er seit Jahrzehnten mit nicht nachlassender, staunenswerter Produktivität zur Geltung bringt. Der vorliegende Band umfaßt 40 Aufsätze aus dem im Titel angezeigten Zeitraum, ganz überwiegend aus den Jahren nach 1990. Alle waren ursprünglich weit verstreut in Fachzeitschriften, Festschriften und Sammelbänden, die schon als solche von den weiten persönlichen und institutionellen Verbindungen des Vf. zeugen. Ihre bequeme Zusammenfassung macht den vorliegenden Band besonders wertvoll und regt zu erneuter, wenn nicht zu erstmaliger Lektüre an. Die Aufsätze sind nicht chronologisch angeordnet, sondern auf sechs Sachgruppen verteilt: I. Grundlagen des mittelalterlichen kanonischen Rechts (8 Aufsätze); II. Prinzipien des kanonischen Rechts (7); III. Amts- und Verfassungsrecht (10); IV. Kanonisches Prozessrecht (5); V. Kanonisches Eherecht (5); VI. Kanonisches Recht und Privatrecht (5). Alle Aufsätze sind mit knappen Addenda versehen, die bis 2012 reichen und Interpretationshilfen, Fortschreibungen des Verf. und Hinweise auf neuere Beiträge von anderer Seite enthalten. Ein Vergleich mit einem vorausgegangenen Sammelband von 1997, der 17 Aufsätze aus den siebziger und achtziger Jahren enthielt (Kanones und Dekretalen. Beiträge zur Geschichte der Quellen des kanonischen Rechts, Goldbach 1997) macht schon in dem alten und dem neuen Untertitel eine bezeichnende Weiterentwicklung und Reifung von Landaus Interesse an der mittelalterlichen Kanonistik deutlich. Nicht, daß in dem neuen Band die „Quellen" eine geringere Rolle spielten – ganz im Gegenteil! Es gibt auch in dem neuen Band keinen einzigen Beitrag, der nicht von einer breiten und kritischen Auswertung der kanonistischen Quellen getragen wäre; und manchmal sind sie immer noch der beherrschende Gegenstand wie in: „Die Ursprünge des Amtsbegriffs im klassischen kanonischen Recht. Eine quellengeschichtliche Untersuchung zum Amtsrecht und zum Archidiakonat im Hochmittelalter" (1991, S. 341–384). Insgesamt tritt aber die kritische Analyse von Einzelquellen, die den älteren Band beherrschte, zurück hinter dem immer deutlicher werdenden Anliegen, die zeitlich und sachlich weitreichenden Perspektiven der Quellenbefunde herauszuarbeiten. Das Blickfeld reicht häufig zurück bis in die Spätantike und noch häufiger vorwärts bis in die juristische und gesellschaftliche Gegenwart, sei es daß die Erörterung von einem aktuellen Problem ausgeht, z. B. von dem „antirömischen Affekt" bei Carl Schmitt und Thomas Mann wie in: „Rechtsprinzipien im ältesten römischen Kirchenrecht" (1993, S. 93–110), oder von Canones der beiden *Codices Iuris Canonici* des 20. Jahrhunderts wie in: „L'evoluzione della nozione di ‚Legge' nel diritto canonico classico" (1989, S. 323–337); sei es, daß die Untersuchung mit

einem zusammenfassenden „Ausblick auf die heutige Rechtsentwicklung“ endet wie in: „Ursprünge und Entwicklung des Verbots doppelter Strafverfolgung wegen desselben Verbrechens in der Geschichte des kanonischen Rechts“ (1970, S. 593–621). Inhaltlich werden jetzt vor allem juristische Grundbegriffe und -probleme bei den mittelalterlichen Juristen und in den Dekretalen zum Vorschein gebracht, was schon in erläuternden Untertiteln zum Ausdruck kommt wie in: „Papst Innocenz III. in der richterlichen Praxis. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Kooperationsmaxime“ (1985, S. 623–631) oder in: „Pacta sunt servanda. Zu den kanonistischen Grundlagen der Privatautonomie“ (2003, S. 761–781). Dazu kommen übergreifende Erläuterungen zum – nicht nur! – rechtsgeschichtlichen Ertrag der mittelalterlichen Kanonistik wie in: „Reflexionen über Grundrechte der Person in der Geschichte des kanonischen Rechts“ (1995, S. 111–128) oder in: „Die Bedeutung des kanonischen Rechts für die Entwicklung einheitlicher Rechtsprinzipien“ (1996, S. 255–283). Auch diese allgemeiner gehaltenen Betrachtungen sind immer quellengesättigt, mit Schwerpunkt auf den Juristenschriften und den Dekretalen des 12. und 13. Jh., in denen Landau unermüdlich Wurzeln, Quellen, Verdichtungen, Prinzipien und Figuren der weiteren europäischen Rechtsentwicklung aufspürt, wie es schon der Titel des Bandes andeutet. Als dessen Rahmen und Bindestoff hebt Landau ausdrücklich und an prominenter Stelle das sogenannte „klassische kanonische Recht“ (Vorwort, S. 13) hervor, das er in der „hochmittelalterlichen Epoche von 1100 bis 1350“ und in der „Zeit der Entstehung des *Corpus Iuris Canonici*“ ansetzt, das „zu den größten geistigen Leistungen des Mittelalters zählt“. Mit dieser Bindung des „klassischen“ kanonischen Rechts an das *Corpus Iuris Canonici* knüpft er an eine spezifisch deutsche Wissenschaftstradition an, die anscheinend auf Ulrich Stutz zurückgeht, der schon 1913 formuliert hatte: „So erreicht das kanonische Recht, dessen Bildung mit dem Abschluß der offiziellen Teile des Corpus Iuris Canonici sich vollendet, eine juristische Vollkommenheit, die es als den *klassischen* (Hervorhebung M. B.) Ausdruck der katholisch-kirchlichen Rechtsidee bis auf den heutigen Tag erscheinen läßt“ (Kirchenrecht, 1913, S. 322). Perfekt dazu passend zitiert Landau als amtliche Bestätigung aus der Praefatio des *Codex Iuris Canonici* von 1983: „Ius ecclesiasticum quod hoc Corpus complectitur ius classicum Ecclesiae catholicae constituit ac hoc nomine communiter appellatur“. Landau geht aber noch einen Schritt weiter, indem er versucht, die Qualifizierung „klassisch“ auch inhaltlich zu füllen: „das mittelalterliche kanonische Recht war sowohl ein Produkt der Gesetzgebung als auch der Rechtswissenschaft, wobei es ähnlich wie das römische Recht auf der Wechselwirkung beider Faktoren beruhte“; neben der „kreativen Rechtswissenschaft“ sei es „weitghend als case law durch das päpstliche Dekretalenrecht fortgebildet“ und es hat „die moderne Rechtsordnung des Civil Law und des Common Law geprägt“. Diese Ausführungen sind eine der seltenen Bemühungen, Rechenschaft über den „communiter“ gebrauchten, aber wenig durchdachten Begriff „klassisches kanonisches Recht“ abzulegen. Schon deshalb verdienen sie hervorgehoben zu werden, und mehr noch, weil Landau damit ausdrücklich das Leitmotiv seiner Forschungen beschreibt. – Die Benutzung des eindrucksvollen Bandes wird

durch sorgfältige „Register der vormodernen Personen, Autoren und Werke“ (S. 853–894, mit erschöpfenden Verzeichnissen der abundanten Quellenzitate, z. B. ca. 200 aus dem *Liber Extra*), „der neuzeitlichen Namen“ (S. 895–908: vorwiegend zitierte Autoren), „der Sachen“ (S. 909–925) und „der Handschriften“ (S. 926–930) erleichtert.

Martin Bertram

Peter Schreiner, Byzantinische Kultur (2011). Eine Aufsatzsammlung, Bd. 4: Die Ausstrahlung, hg. von Silvia Ronchey und Raimondo Tocci. Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2013 (Opuscula collecta 9), XLIII, 284 S. (getrennte Zählung), ISBN 978-88-6372-503-2, € 47.

Nach den drei Bänden zur politischen (Die Macht, 2005), intellektuellen (Das Wissen, 2009) und materiellen Kultur (2011) schließt der vorliegende Band die Sammlung der Aufsätze des bekannten Byzantinisten Peter Schreiner ab. Unter dem Aspekt der „Ausstrahlung“ werden die politischen und kulturellen Kontakte zwischen Byzanz und der „Außenwelt“, der Kulturaustausch, aber auch das Eigen- und Fremdbild behandelt. Unter der bewährten Federführung von Silvia Ronchey wurden 14 Aufsätze von Peter Schreiner ausgewählt, die in den Jahren 1978 bis 2011 im Original veröffentlicht wurden. Die profunde inhaltliche Einführung liefert Raimondo Tocci, ein Schüler Peter Schreiners, der dank seiner italienisch-griechischen Herkunft bestens für das Thema des Kulturkontakts geeignet ist. Die Aufsätze beleuchten facettenartig ein zeitlich und geographisch weites Feld, das sich vom 6. bis ins 15. Jh. erstreckt und die Schwerpunkte „Byzanz und der Westen“, „Byzanz und die italienischen Handelsstätte“ sowie „Byzanz und der slawische Siedlungsraum“ umfasst. Der Vf. bezieht nicht nur die einschlägigen byzantinischen Texte in voller Breite ein, sondern erweitert themenbezogen seine Studien auch auf die entsprechenden lateinischen, italienischen und slawischen Quellen. Naturgemäß muss es sich dabei um Momentaufnahmen handeln, die aber aufgrund der fundierten, zeitlich und geographisch übergreifenden Kenntnisse des Vf. ein abgerundetes Bild ergeben. Der Aufsatz I behandelt zeitlich übergreifend (vom 6. bis zum Ende des 12. Jh.) und systematisch die Heiratsbeziehungen und -projekte der byzantinischen Kaiserfamilie. Der differenzierten Darstellung ist ein besonders nützlicher Anhang beigefügt, der alle Ehebeziehungen chronologisch geordnet auflistet. Es wird deutlich, dass der kaiserliche Hof Eheverbindungen gezielt als Mittel der internationalen Politik einsetzte, aber auch, dass die Kontakte in hohem Maß von der jeweiligen strategischen Situation und von der bilateralen Machtposition abhingen. Über die Jahrhunderte hinweg bestanden Kontakte zum lateinischen Westen, die – abhängig von der jeweiligen politischen Lage – die Basis für ein beidseitiges Fremdbild lieferten. Während Gregor von Tours im 6. Jh. unter Benutzung von Augenzeugenberichten in Einzelsituationen durchaus wichtige Erkenntnis zur byzantinischen Geschichte bietet (Aufsatz II), beschränkt sich der Liber pontificalis unter Wahrung der politischen Loyalität im Wesentlichen

auf protokollarische Fragen und bezieht nur bei dogmatischen Konflikten Stellung (Beitrag VI). In der Zeit der Kreuzzüge und der komnenischen Machtpolitik intensivierten sich die direkten Kontakte und Konfliktpotentiale, führten aber nicht zu einer differenzierten Fremdwahrnehmung, sondern höchstens zur Ausbildung langlebiger Stereotypen (Aufsätze III und VII). Das individuelle, durch die persönliche Situation bedingte Byzanzbild Bessarions untersucht der Vf. in seiner Studie „Byzanz und der Westen im politischen Denken Bessarions: die autographen Notizen im Marc. Gr. 407 (= 1032)" (Aufsatz X). Eine Sonderstellung nehmen die Beziehungen zu den italienischen Handelsstädten Venedig und Genua ein, die zu Recht besonders betont werden (Aufsätze IV, V, VIII und IX). In beiden Fällen wird deutlich, wie sich das politische und kulturelle Verhältnis im Lauf der Jahrhunderte verschiebt und geradezu umkehrt: Venedig wird von der abhängigen Provinzstadt zur ernsthaften Konkurrentin und zum „neuen Konstantinopel", Genua legitimiert noch im 13. Jh. seine Machtstellung durch repräsentative Geschenke von Michael VIII. Palaiologos, ein knappes Jahrhundert später ist Johannes V. Palaiologos auf die militärische Intervention des Genuesen Francesco Gattilusio angewiesen, um seine Thronansprüche durchzusetzen. Besonders interessant sind die Kulturkontakte mit der slawischen Welt (Aufsätze XI–XIV), die hier allerdings nur kurz angedeutet werden können. Der Kulturtransfer von Byzanz nach Bulgarien und Russland ist unbestritten, es erfolgte aber keine Adaption, sondern Byzanz wurde zum Vorbild einer eigenständigen Herrscherideologie, Staatlichkeit und Kulturentwicklung. Die vorliegende Aufsatzsammlung in ihrer thematischen Breite dokumentiert in besonderer Weise das reiche Forschungsspektrum des Vf. und bietet vielfältige Einblicke in das komplexe Geflecht kultureller Austauschprozesse. Viele der Beiträge sind in nicht einfach zugänglichen Fest- und Kongressschriften erschienen, so dass der Nachdruck die wissenschaftliche Zugänglichkeit bedeutend erleichtert. „Addenda et corrigenda" (vom Vf. selbst) bringen wichtige Korrekturen und weiterführende bibliographische Nachträge, ein Personen- und Ortsregister sowie ein Handschriftenregister erschließen die einzelnen Beiträge. Die Bibliographie der Veröffentlichungen von Peter Schreiner im Zeitraum von 2000 bis 2012 rundet das vierbändige Gesamtwerk ab, das die Vielfalt und Interdisziplinarität der Byzantinistik in hervorragender Weise dokumentiert. Thomas Hofmann

Nikolas Jaspert/Sebastian Kolditz (Hg.), Seeraub im Mittelmeerraum. Piraterie, Korsarentum und maritime Gewalt von der Antike bis zur Neuzeit, Paderborn (Fink-Schöningh) 2013 (Mittelmeerstudien 3), 501 S., ISBN 978-3-506-77869-7/978-3-7705-5637-3, € 59.

Das Thema Seeraub auf dem Mittelmeer ist politisch, ökonomisch, aber auch wissenschaftlich sehr aktuell und inzwischen längst nicht mehr so abenteuerromantisch umwittert wie noch vor einigen Jahrzehnten. Mit unterschiedlicher regionaler, chronologischer sowie inhaltlicher Schwerpunktsetzung beschäftigten sich bereits

historische Detailstudien und partiell Synthesen mit Piraterie und Korsarentum, doch eine epochenübergreifende (Kultur-)Geschichte dieses Phänomens in einem gesamtmediterranen Horizont steht nach wie vor aus. Es ist deshalb ein mutiges Unternehmen und ebenso großes Verdienst der beiden Herausgeber, wichtige Forschungen in diesem Bereich durch einen transepochalen, interdisziplinären und auf das gesamte Mediterraneum als Geschichtsregion bezogenen Ansatz zusammengeführt zu haben, um so für die Bandbreite relevanter Aspekte und die Kontextgebundenheit bestimmter Wahrnehmungen und Praktiken zu sensibilisieren. Detailreich und quellennah wird ein denkbar breites Panorama innerhalb eines die Bronzezeit bis ins 19. Jh. umspannenden zeitlichen Rahmens eröffnet. Einen problemorientierten Zugang ermöglichen die vier Kapitel „Akteure und ihre Wahrnehmung", „Herrschaft, Landschaft und Piraterie", „Reaktionen: Krieg, Diplomatie und Recht" sowie „Gefangenschaft und Gefangenenbefreiung", wobei diese Themenbereiche mit verschiedener Gewichtung in etlichen Beiträgen gleichzeitig angesprochen werden, was eine genaue Zuordnung erschwert. Mit Blick auf den seitens der Herausgeber bewusst gewählten Terminus „Seeraub" für den Titel des Sammelbands fällt ins Auge, dass dieser sonst von den Autor/-innen kaum aufgegriffen wird, gewiss weil die Bochumer Tagung, aus der das Buch hervorgegangen ist, dem Thema „Gefährdete Konnektivität. Piraterie im Mittelmeerraum" gewidmet war. Wegen abweichender Quellenterminologien, aber auch angesichts der Problematik, dass sich „private", illegale Piraterie und legales, „staatlich" bzw. herrschaftlich organisiertes Korsarentum in vielen Situationen kaum klar voneinander abgrenzen lassen (vgl. Nikolas Jaspert/Sebastian Kolditz S. 15f., Salvatore Bono S. 39–41, Vassilios Christides S. 199, Enrico Basso S. 209, Theresa Vann S. 252f., Bernhard Linke S. 279, Daniel Panzac S. 327–329) und beide Phänomene zudem nicht eindeutig von anderen Begriffen wie Seekrieg, Freibeuterei oder Kaperei zu scheiden sind, wählten die Herausgeber mit „Seeraub" einen neutraleren Terminus für „seebasierte, gewaltsame Angriffe auf Schiffe und Küsten ... [mit dem] Ziel (oder mindestens Nebenziel) ..., ökonomische Vorteile zu erwerben" (S. 15). Zur Überbrückung analytischer Schwierigkeiten und als Klammer für den Band ist dies sicherlich ein valides Begriffsangebot, dessen Potential künftig weiter auszuloten lohnenswert wäre. In dieser Hinsicht wenig zielführend ist dagegen die stellenweise Beliebigkeit beim Gebrauch des Terminus „Piraterie" für jede Form von Seeraub (so bei Amir Gilan, Alfonso Álvarez-Ossorio Rivas, Albrecht Fuess). Eine Bewertung im Detail den jeweiligen Expert/-innen überlassend, sei im Folgenden nur auf einige Punkte eingegangen, die für künftige komparative Studien und strukturelle Analysen von Wichtigkeit sein dürften. Neben der bereits erwähnten Begriffsproblematik wird die weit verbreitete Praxis des Seeraubs im Mittelmeerraum vor allem als ein hochkomplexes, zeit- und raumgebundenes Phänomen mit wichtigen ökonomischen und politischen Dimensionen (aber nicht nur) bewusst gemacht, das jedoch nicht a priori die Konnektivität im Mittelmeerraum gefährdete und zugleich die Entstehung neuer Praktiken, Institutionen oder normativer Regelungen befördern konnte. Besonders interessant ist ferner die Einsicht Bern-

hard Linkes, dass die Beherrschung des Mittelmeerraums nicht notwendigerweise auf der mit maritimer Gewalt einhergehenden Beherrschung bzw. Kontrolle des Mittelmeers basieren musste, oder die Erkenntnis, dass sowohl die seebasierten Raubzüge als auch die zum Schutz vor ihnen oder zu ihrer Eindämmung geschlossenen Vereinbarungen Marktmechanismen unterlagen (Vincent Gabrielsen, S. 150 f.). Anregend sind nicht zuletzt auch die Reflexionen von Michael Kempe, der anhand von frühneuzeitlichen Beispielen brüchiger religiöser Identifikationsmuster die Frage stellt, ob möglicherweise „hinter all den driftenden, lavierenden Identitätskonstruktionen letztlich nur eine ... quasi religionsresistente anthropologische Fundamentale (steckt)." (S. 114) Abgesehen von so mancher redaktioneller Flüchtigkeit bietet der facettenreiche, durch einleitende und zusammenfassende Ausführungen zusammengehaltene und mit einer umfassenden Bibliographie sowie einem Register versehene Band für ein breiteres interessiertes Fachpublikum ebenso wie für Seeraub-Spezialisten oder „Mediterranisten" anregenden Lektürestoff fernab einer bloßen Buchbindersynthese und leistet, was beim aktuellen Stand der Forschung eine monographische Arbeit wohl kaum zu leisten imstande gewesen wäre. Kordula Wolf

Wolfgang Huschner/Enno Bünz/Christian Lübke (Hg.), Italien-Mitteldeutschland-Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert, Leipzig (Leipziger Universitätsverlag) 2013 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 42), 879 S., ISBN 978-3-86583-639-7, € 98.

Der vorliegende voluminöse Sammelband mit insgesamt 29 Beiträgen ist aus einer Tagung erwachsen, die 2008 in Leipzig stattfand und die sich zum Ziel gesetzt hatte, die „vielfältigen Beziehungsformen, die Mitteldeutschland in der Vormoderne mit Italien und Polen verbanden, in interdisziplinärer Perspektive" (S. 9) zu untersuchen. Der zeitliche und inhaltliche Bogen der Publikation ist weit gefasst: die Beiträge schließen Themen vom frühen Mittelalter bis in das 19. Jh. ein, sie umfassen Italien und Rom, Bereiche des heutigen Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen und in ihrer jeweiligen Verfasstheit das Herzogtum bzw. Königreich Polen. Die meist akteurskonzentrierten Studien greifen genuin historische Fragestellungen ebenso auf, wie kirchen-, musik-, kunst-, wirtschafts-, rechtshistorische und bau- und denkmalpflegerische Zuschnitte. Die Herausgeber haben sich bewusst für diese inhaltliche Breite entschieden, um die Vielschichtigkeit der transregionalen Beziehungen sichtbar zu machen. Der Band vermag dies eindrücklich zu vermitteln, allerdings geht dies etwas zu Lasten übergreifender Linien, und so profund die Einzelstudien für sich jeweils sind, so sehr bleiben sie doch bisweilen solitär. Die Herausgeber haben nichtsdestoweniger inhaltliche Schneisen gezogen: die kirchlichen und politischen Beziehungen im 10. und 11. Jh. bilden das Oberthema des ersten Abschnitts, herrschaftliche und rechtliche Fragestellungen von der Ottonenzeit bis Mitte des 15. Jh. den gemeinsamen Nenner des zweiten. Ein dritter Teil konzentriert sich auf kirchliche und kulturelle

Beziehungen, ein vierter behandelt Fragen des Verhältnisses der Kurie zu den Ländern des Reichs sowie die Herrschergrablegen in Krakau und in Freiberg. Der fünfte Punkt stellt Kulturbeziehungen der Bildungseliten und der Höfe in den Mittelpunkt und ein sechster bezieht sich in einem großen Bogen auf Akteure, die zwischen dem 15. und dem 19. Jh. in ganz unterschiedlichen Kontexten die Verbindung zwischen Polen, Mitteldeutschland und Italien lebendig erhielten. Der Perspektivenreichtum und damit der Gewinn des Bandes lässt sich sehr gut zeigen, wenn man beispielhaft jene Beiträge herausgreift, die sich in besonderer Weise auf die Kurie beziehen. Enno Bünz zeigt in einem großen Aufsatz über die Bedeutung der römischen Kurie für Sachsen in Fragen der Stellenbesetzung und der Kirchenfinanzen im 15. Jh. (mit Quellenanhang), dass einer grundsätzlich engen Verbindung zwischen dem Bistum Meißen und Rom sowie allem kurialem Durchdringungsanspruch zum Trotz dieser im fernen Sachsen nur sehr viel schwächer durchgesetzt werden konnte als in anderen Regionen des Reichs (403–530). Dass das Leben des Einzelnen dann doch elementar vom Urteil der Kurie abhängen konnte, demonstriert Arnold Esch in seinem Beitrag über die Schicksale einfacher Menschen aus Mitteldeutschland, die sich als Bittsteller um Absolution an die apostolische Pönitentiarie wandten, weil sie in Konflikt mit dem Kirchenrecht geraten waren und unter dem Vorwurf standen, schuldhaft geworden zu sein. Ihre Rechtfertigungsschreiben lassen die sächsische Lebenswelt in ihrer jeweiligen Zeit lebendig werden. Ergänzt wird der Beitrag durch einen Seitenblick auf das Hilfscomité der deutschen evangelischen Gemeinde in Rom zwischen 1896 und 1903 (739–759). Den umgekehrten Weg geht Alexander Koller. Er untersucht das Nuntiaturwesen im Reich, das sich in Folge des Augsburger Religionsfriedens 1555 vor die Herausforderung gestellt sah, zum einen die als notwendig erkannte Reform der Kirche in den katholischen Ländern zu begleiten und zum anderen indirekt über den Kaiser und die katholischen Reichsfürsten gegen eine weitere Ausbreitung der protestantischen Konfession vorzugehen (583–597). Der Tagungsband regt dazu an, aus den soliden und überzeugenden Einzelstudien Forschungsfelder zu entwickeln. Es bleibt zu hoffen, dass die große inhaltliche Bandbreite nicht dazu führt, dass die einzelnen Beiträge zu wenig in ihren jeweiligen Forschungskontexten wahrgenommen werden.

Hannelore Putz

Keith J. Stringer/Andrew Jotischky (ed.), Norman Expansion. Connections, Continuities and Contrasts, Aldershot (etc.) (Ashgate) 2013, XIII, 261 pp., ill., ISBN 978-1409448389, £ 65.

Il volume raccoglie dieci contributi, scelti tra quelli presentati in alcuni seminari e un convegno finale a Lancaster, organizzati all'interno del progetto di ricerca finanziato dall'AHRC „The Norman Edge: Identity and State-Formation on the Frontiers of Europe, c. 1050–1200". Lo spazio preso in considerazione è quello delle aree di confine nella espansione dei normanni – ad esclusione del ramo vichingo/varego, che inte-

ressa l'Europa orientale – con l'obiettivo di indagare le modalità con cui la presenza normanna interagì con diverse realtà al di fuori di quella strettamente anglo-francese. La „Introduction" (pp. 1–8), per mano dei due curatori, offre una efficace mappa degli interventi opportunamente raccolti, che ancora una volta inducono a riflettere sulla inusuale capacità di interazione e di adattamento dei normanni, e sulla difficoltà per gli storici di fissarne in un unico tratto i caratteri distintivi. Un primo gruppo di relazioni analizza le realtà ai margini del regno inglese di Guglielmo il Conquistatore. Keith Stringer (Aspects of the Norman Diaspora in Northern England and Southern Scotland, pp. 9–47) segue le sorti di tre famiglie normanne immigrate nel XII secolo nel Northumberland, Westmorland e Roxburghshire, quindi nella fascia a confine tra Inghilterra e Scozia, utilizzando il concetto sociologico di diaspora, con i suoi tre elementi distintivi („dispersion across state frontiers; boundary maintenance; homeland orientation"). L'attenta analisi si dispiega su quasi tre secoli, sino alla riconquista della Normandia per mano di Enrico V, ma, pur rilevando i continui punti di contatto che le famiglie mantengono con la terra d'origine normanna, non si riesce a superare l'impressione che la loro situazione non si differenzi da quella di tutta la nobiltà che tra XI e XIII secolo aveva avuto un intenso rapporto (anche patrimoniale) a cavallo della Manica e neppure a dimostrare che vi sia una sorta di nostalgia o legame „patriottico" con la Normandia. Con Alexander Grant (At the northern Edge: Alba and its Normans, pp. 49–85) e Jonathan Gledhill (From Shire to Barony in Scotland, pp. 87–113) si passa invece al caso della Scozia, del tutto eccezionale, in quanto qui la penetrazione normanna non fu il risultato di conquiste piu o meno rapide, quanto piuttosto di una scelta politica dei sovrani scozzesi del XII secolo, in una dimensione del tutto opposta all'Irlanda analizzata da Robin Frame (Ireland after 1169: barriers to acculturation, pp. 115–141), dove qualsiasi forma di integrazione sembra essere preclusa. Leonie V. Hicks (The concept of the frontier in Norman chronicles, pp. 143–164) gioca con il concetto di frontiera nella cronachistica, legandolo al paesaggio e alla percezione dello spazio; i temi sono ripresi in tutt'altro contesto da Denys Pringle (Castles and frontiers in the Latin East, pp. 227–239), per verificare il rapporto castello/frontiera/spazio. L'ambito crociato torna in altri due interventi Léan Nì Cléirigh (*Gesta Normannorum?* Normans in the Latin Chronicles of the first Crusade, pp. 207–226) e Peter W. Edbury (The Assise d'Antioche: Law and custom in the Principality of Antioch, pp. 241–247), e specie in quello di Nì Cléirigh torna al centro il problema della „identità" normanna, nella sua qualità, durata e percezione da parte dei contemporanei: almeno i cronisti delle crociata non sembrano particolarmente sensibili alla „normannitas". Lo stesso nodo dell'identità sottiene la relazione di Catherine Heygate (Marriage strategies among the Normans of Southern Italy in the eleventh century, pp. 165–186), in quanto la politica matrimoniale dei normanni nel Mezzogiorno è stata individuata come uno più potenti motori della loro integrazione all'interno della società meridionale; e sul processo di integrazione nel Mezzogiorno insiste ancora Paul Oldfield (Urban communities and the Normans in Southern Italy, pp. 187–206), che riprende (come anche la Heygate)

parte di un più ampio ed apprezzato lavoro sulle città meridionali, anticipando parti di un suo ulteriore lavoro sul pellegrinaggio. Chiude il volume un „selective Index" alle pp. 248–261. Francesco Panarelli

Vie per Bisanzio. VII Congresso Nazionale dell'Associazione Italiana di Studi Bizantini, Venezia, 25–28 novembre 2009, a cura di Antonio Rigo, Andrea Babuin e Michele Trizio, Bari (Edizioni di pagine) 2013 (Due punti 25), 2 Bde., 1071 S., ISBN 978-88-7470-229-9, € 72.

Die vorliegenden umfangreichen Akten des 7. nationalen Kongresses der italienischen Byzantinistik dokumentieren in den insgesamt 59 Beiträgen die Breite der italienischen Forschung in diesem Fach. Der gewählte Titel des Kongressbandes verweist programmatisch auf die verschiedenen Zugangswege zur byzantinischen Kultur: philologisch, archäologisch, kunstgeschichtlich, historisch, religions- und philosophiegeschichtlich. Geographisch umfassen die Aufsätze den gesamten Einflussbereich des byzantinischen Reiches. An dieser Stelle können allerdings nur die Beiträge mit Bezug auf den „italienischen" Raum behandelt werden. Den Einfluss des byzantinischen Kunsthandwerks und der byzantinischen Ikonographie beleuchten zwei Beiträge des ersten Bandes. Annalisa Gobbi, Il progetto *Portae byzantinae Italiae: corpus* delle opere e documentazione informizzata, S. 31–48, schildert den aktuellen Stand des Projekts der datenbankbasierten Erfassung der acht byzantinischen Bronzetüren, die im Zeitraum von ca. 1060 bis 1112 in byzantinischen Werkstätten für italienische Auftraggeber hergestellt wurden. In der Verbindung graphischer und Textdatenbanken werden künftig detaillierte Forschungen zur Herstellungspraxis, Materialbeschaffenheit und Ikonographie deutlich erleichtert. Maria Rosaria Marchionibus, Sulla decorazione pittorica bizantina della chiesa di San Giacomo presso Camerata (Cs), S. 383–394, zeigt am Beispiel des fragmentarischen Freskenzyklus' einer nordkalabrischen Landkirche (heute im *Museo Civico* in Castrovillari) den prägenden Einfluss der byzantinischen Ikonographie im weiten Teilen Süditaliens. Die Hypothese, das Bildprogramm der dargestellten Heiligen als visualisierten Kalender des Kirchenjahres zu deuten, erscheint überzeugend. Ein zweiter Themenkomplex betrifft die politischen Kontakte des byzantinischen Reichs mit westlichen Staaten zur Abwehr der türkischen Bedrohung im 15. Jh. Sandra Origone, La prima visita di Giovanni VIII Paleologo in Italia (1423–1424), S. 525–536, beleuchtet die nur dürftig dokumentierte Reise des Thronfolgers nach Italien (und Ungarn) im Kontext der politischen Interessenlage der italienischen Staaten, insbesondere des Herzogtums von Mailand. Die Autorin legt überzeugend dar, dass eine rein politisch motivierte Unterstützung von Byzanz an den konträren Eigeninteressen der italienischen Protagonisten scheitern musste. Dem Thronfolger und künftigen Kaiser wurde dabei klar, dass die militärische Unterstützung, wenn überhaupt, nur über die Kirchenunion zu erreichen war. Mit Bessarion steht einer der Protagonisten der Kirchenunion im Zentrum der Bei-

träge von Silvia Ronchey, Volti di Bessarione, S. 537–548, und von Susy Marcon, Restauri bessarionei nei manoscritti marciani, S. 549–570. Während das umfangreiche Bildmaterial in der Studie von Silvia Ronchey eine gute visuelle Vorstellung von der physischen Person Bessarions liefert – auch wenn dabei die Frage der Stereotypisierung des *cardinalis graecus* beachtet werden muss –, gewährt Susy Marcon Einblick in die tägliche Arbeit eines Humanisten bei der Textkonstituierung und der Konservierung der Kodizes. Drei überaus interessante Beiträge behandeln das kulturelle Umfeld und die Quellenüberlieferung des Archimandritats von S. Salvatore di Messina. Maria Teresa Rodriquez, Riflessioni sui palinsesti giuridici dell'area dello Stretto, S. 625–645, bietet auf der Basis einer exakten Analyse der *scriptiones inferiores* der Handschrift Messanen. gr. 158 eine aufschlussreiche und detaillierte Studie zur Verbreitung byzantinischer (und langobardischer) Rechtsschriften in der Frühphase der Herrschaft Rogers II. am herzoglichen bzw. königlichen Hof. Ein Großteil der Kodizes wurde nach 1130 in der Bibliothek des neu gegründeten königlichen Klosters aufbewahrt und im 13. Jh. als Palimpseste überschrieben. Während der Buchbestand von S. Salvatore in zahlreichen europäischen Bibliotheken verstreut ist, blieb das Archiv – allerdings heute in Toledo – weitgehend geschlossen erhalten. Mit 213 griechischen Urkunden handelt es sich, abgesehen von den Archivalien auf dem Athos, um den umfangreichsten noch erhaltenen Bestand mittelalterlicher griechischer Urkunden. Vera von Falkenhausen, I documenti greci del fondo Messina dell'Archivo General de la Fundación Casa Ducal de Medinaceli (Toledo), S. 665–687, liefert einen detaillierten Einblick in Umfang und Typologie des Bestandes mit Schwerpunkt auf den *atti pubblici* und *semi-pubblici*. Cristina Rognoni, L'edizione dei documenti privati greci dell'Archivo Ducal de Medinaceli. Il dossier di Valle Tuccio (Calabria, sec. XII–XIII), S. 647–664, stellt an einem Beispiel den Bestand der Privaturkunden und die gewählten Editionskriterien vor. Die Edition ist inzwischen (2011) erschienen, so dass sich die nähere inhaltliche und vor allem editionstechnische Erörterung an dieser Stelle erübrigt. Es bleibt zu hoffen, dass die Edition dieses Urkundenbestands kontinuierlich voranschreitet, auch wenn die strikte Trennung zwischen privaten und „öffentlichen" Urkunden und die Zersplitterung in Bestandsgruppen nicht vollständig überzeugt. Entsprechend der Zielsetzung liefern die beiden Bände ein breites Spektrum hochspezialisierter Themen, so dass selbst ein Byzantinist bei der Lektüre eine Auswahl treffen muss. Der Historiker wird nur einzelne Aufsätze rezipieren, allerdings sicher mit großem Gewinn. An der Themenvielfalt der einzelnen Beiträge wird aber sehr gut deutlich, welche Möglichkeiten die Byzantinistik bietet. Der Modebegriff der „Interdisziplinarität" hat hier Tradition.

Thomas Hofmann

Karl-Heinz Spieß (Hg.), Ausbildung und Verbreitung des Lehnswesens im Reich und in Italien im 12. und 13. Jahrhundert, Stuttgart (Thorbecke) 2013 (Vorträge und Forschungen/Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 76), 371 S., ISBN 978-3-7995-6876-0, € 49.

Vorliegender Sammelband vereint die für den Druck überarbeiteten Beiträge der zum gleichen Thema vom 12. bis 15. April 2011 abgehaltenen Tagung des „Konstanzer Arbeitskreises". In seiner Einleitung gibt der Hg. (9–16) einen konzisen Überblick zu der von Susan Reynolds Monographie „Fiefs and Vassals" (Oxford 1994) ausgelösten Forschungsdebatte und verweist zudem auf die bei internationalen und nationalen Tagungen zum Lehnswesen erfolgten Präzisierungen. Stefan Weinfurter kann in seinem Beitrag zu „Päpste[n] als Lehnsherren" (17–40) zeigen, dass sich die Päpste seit der zweiten Hälfte des 11. Jh. zwar eines Instrumentariums früher Lehnsbeziehungen bedienten, Vorfälle wie derjenige 1157 zu Besançon müssten vielmehr im Kontext sich ausprägender lehnsrechtlicher Vorstellungen im Umfeld des Kaisers seit der Mitte des 12. Jh., nicht als päpstliche Ansprüche gesehen werden. Ein erstes „rereading" des „lombardische[n] Lehnrecht[s] der Libri Feudorum" (41–91) hinsichtlich verwendeter Begriffe, zugrundeliegender Konzepte und genauer Regelungsinhalte im historischen Kontext bietet Gerhard Dilcher. Die vom Autor herausgearbeiteten Befunde setzt er sogleich kritisch anhand von „Adel, Bürgerschaft und Kommune in der Bildlichkeit des italienischen Mittelalters" (93–103) um. Hinsichtlich der „Lehensbeziehungen im kommunalen Italien" (105–132) stellt Christoph Dartmann fest, feudo-vasallitische Beziehungen begännen zwar insbesondere ab dem 12. Jh. eine erkennbare Rolle zu spielen, jedoch nicht ausschließlich und neben anderen sozialen und politischen Praktiken. Dass die Entwicklung „Vom Amt zum Lehen" (133–157) zunächst keine eigentliche Änderung der Verhältnisse mit sich bringt, es sich eher um eine veränderte „Wahrnehmung der Herrschaftsverhältnisse" durch „Übernahme [lehn-]rechtlicher Denkformen" handelt, legt Roman Deutinger dar. Brigitte Kasten weist in ihrem Beitrag (159–186) darauf hin, neben lehensmäßigen Übertragungen von Besitz müsse das Weiterwirken anderer Konzepte der Leihe, bspw. der Prekarie bedacht werden, insbesondere aufgrund der Überschneidungen der lat. Begrifflichkeiten für die verschiedenen Leiheformen. Anhand mehrerer Beispiele von „‚Politische[n] Prozesse[n]' am Ende des 12. Jahrhunderts" zeigt Jürgen Dendorfer (187–220), lehnrechtliche Formulierungen seien entgegen älterer Interpretation nicht Verschriftlichungen eines „verfestigte[n] lehnrechtliche[n] Verfahren[s]"; vielmehr seien diese Belege für Präzisierungen durch scholastische Rechtsgelehrsamkeit mit dem Ziel der rechtlicher Absicherung. Seine Untersuchungen zum Lehnswesen in den deutschen Königsurkunden aus dem Jahr 2010 (Das Lehnswesen im Hochmittelalter, hg. von J. Dendorfer/R. Deutinger, Ostfildern 2010, 79–90) führt Rudolf Schieffer in seinem Beitrag (221–238) unter Berücksichtigung des Königreichs Jerusalem bis zur Mitte des 13. Jh. fort und kann den früheren Befund bestätigen, dass sich zwar Elemente eines handbuchmäßigen „Lehnswesens" fänden, diese jedoch nicht

in ein System eingebunden seien, zudem keinerlei rituelle Aspekte dieses „Lehnswesens" nachweisbar seien. „Woher kommt das Lehnrecht des Sachsenspiegels?", fragt Heiner Lück (239–268) und kann in der Folge das Verhältnis zum Landrecht genauer bestimmen – das Lehnrecht ist wohl älter –, konstatiert die deutlichere Strukturierung sowie belehrende Form des Lehnrechts. Zwar findet sich, so die Analyse Steffen Patzolds (269–306), in der Historiographie des 12. und 13. Jh. ein gemeinsames lehnrechtliches Vokabular, doch werden damit regional sehr unterschiedliche Phänomene, nicht selten wirtschaftliche Praktiken bezeichnet; eine Rolle bei der Verbreitung lehnrechtlicher Vorstellungen nördlich der Alpen könnten hierbei aufgrund ihrer Verbindungen nach Italien die politischen Eliten gespielt haben. Die Ergebnisse Kurt Andermanns zum territorialen Lehnswesen (307–336) ergänzen das bisherige Bild stimmig: Auch hier kommen entsprechende Rechtsgeschäfte zwar seit der Mitte des 12. Jh. und vor allem in geistlichen Kontexten, aber zunächst am Rand vor; Mitte des 13. Jh. wiederum ist ein großer Anstieg der Zahl der Belege zu verzeichnen. Abschließend fasst Oliver Auge (337–355) die Ergebnisse des Sammelbands zusammen, weist insbesondere auf die sich aus der Dekonstruktion des bisherigen Bilds vom Lehnswesen ergebenden Brüche, jedoch auch durch die Beiträge eröffneten neuen Zugänge zum Thema hin. Rüdiger Lorenz

Simonetta Cavaciocchi (a cura di), Le interazioni fra economia e ambiente biologico nell'Europa preindustriale, secc. XIII-XVIII. Atti della „Quarantunesima Settimana di Studi", 26–30 aprile 2009/Economic and biological interactions in pre-industrial Europe from the 13th to the 18th centuries, Firenze (Firenze University Press) 2010 (Fondazione Istituto Internazionale di Storia Economica „F. Datini" Prato: Serie II: Atti delle „Settimane di Studi" ed altri Convegni 41), IX, 628 S., Abb., ISBN 978-88-8453-585-6, € 55.

Die Konferenzen der Datini-Stiftung in Prato gehören seit langem zu den interessantesten Terminen für vormoderne Wirtschaftsgeschichte im weiteren Sinn, und auch die vorliegenden Tagungsakten enttäuschen den Leser nicht. Mit dem Fokus auf Interaktionen zwischen Biologie und Ökonomie im vormodernen Europa öffnet sich die Wirtschaftsgeschichte hin zu umwelt- und klimahistorischen Studien, ohne für Stadt- und Bevölkerungsgeschichte irrelevant zu werden. Der Band besticht durch eine wohl gewählte Mischung aus auch regional begrenzten Fallstudien und länderübergreifenden sowie thematisch oder chronologisch weitgespannten Analysen. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, einen jeden der 33 Autoren – eine gelungene Mischung von etablierten Forschern und Nachwuchs – und ihre Texte auch nur mit Namen zu nennen. Entsprechend können im Folgenden auch nur einige wenige Beiträge herausgegriffen werden: Bruce Campbell (S. 13–32) bettet in seinem Beitrag die wohl bekannte Krise des 14. Jh. mit dem Höhepunkt der Schwarzen Pest 1348 ff. in fundamentale klimatische Veränderungen seit 1300 ein, die man mit dem Über-

gang vom Mittelalterlichen Klimaoptimum zur Kleinen Eiszeit gleichsetzen kann. Ihm gelingt dabei eine beeindruckende Verknüpfung naturwissenschaftlicher, v. a. dendrochronologischer Befunde mit wirtschaftshistorischen Daten. Samuel Cohn wendet sich in seinem Text (S. 33–56) erneut gegen die Identifzierung des Schwarzen Todes mit der durch Yersinia Pestis ausgelösten Krankheit, argumentiert diesmal aber in einem frühneuzeitlichen Rahmen mit Bezug auf die veränderten Beschreibungen der Pest in einschlägigen Traktaten. Richard Hoffmann (S. 137–164) untersucht, dabei Mittelalter und Frühe Neuzeit überbrückend, biologische Gefahren wie Malaria, aber auch Ernteschädlinge und fragt nach ihrem Einfluss auf die menschlichen Ökonomien; im Gegenzug verweist er auf die Ausrottung einiger Pelztierarten im mittelalterlichen Europa sowie die nachweisbare Überfischung fließender Gewässer und macht so die langfristige Interaktion zwischen Wirtschaft und Umwelt deutlich, während er die Bedeutung einzelner Extremereignisse geringer veranschlagt. Philip Slavin (S. 165–179) zeigt anschaulich, wie – günstige Überlieferungslage vorausgesetzt – ein scheinbar randständiges Thema wie die große Rinderpest 1319–1322 in England in einen sehr viel breiterem Kontext gesetzt werden kann und so einen substantiellen Beitrag zur Erklärung der Hungerkrisen in der ersten Hälfte des 14. Jh. liefert. Fast schon kontrafaktische Geschichte, aber doch anregend ist die These Torkhild Kjaergaards (S. 269–275) zur unterbliebenen Besiedlung Nordamerikas durch die Skandinavier aufgrund der Schwarzen Pest von 1348; sie fordert nachdrücklich, auch bekannte Befunde in andere Zusammenhänge zu rücken. Besonders nützlich ist die heute nicht mehr oft gepflegte Tradition, auch Diskussionsbeiträge wie den die Konferenz abschließenden Roundtable sowie die vorhergehenden sechs Kommentare mit abzudrucken (S. 593–612). Sie ermöglichen eine sinnvolle Einbettung der Beiträge in den Forschungskontext und können darüber hinaus Anregungen für weitere Forschung geben. So fordert Bruce Campbell zu Recht, dass Mikrostudien entscheidend sind, um Generalthesen auf ihre Validität zu überprüfen (S. 610). Soweit ein einzelner Sammelband dies leisten kann, ist dies dem vorliegenden Werk gelungen; darüber hinaus weist er den Weg für weitere Studien, die genau die eingeforderte Vertiefung leisten können.

Martin Bauch

„Inter graecos latinissimus, inter latinos graecissimus". Bessarion zwischen den Kulturen, hg. von Claudia Märtl, Christian Kaiser und Thomas Ricklin, Berlin-Boston (De Gruyter) 2013 (Pluralisierung & Autorität 39), XX, 477 S., Abb., ISBN 978-3-11-028265-8, € 119,95.

Die panegyrische Charakterisierung Bessarions durch Lorenzo Valla legt nahe, in seiner Person ein Musterbeispiel kultureller Integration zu sehen. Dieser Frage ging im Juli 2011 ein wissenschaftlicher Kongress des Sonderforschungsbereichs „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit (15.–17. Jh.)" nach, dessen Beiträge nun veröffentlicht vorliegen. Die ersten vier Beiträge beleuchten wichtige Stationen in der

Biographie Bessarions: Seine Ausbildung orientierte sich vollständig am byzantinischen Bildungsideal, vertieft durch einen längeren Aufenthalt bei Georgios Gemistos Plethon, dem er seine dauernde, wenn auch nicht ungebrochene Affinität zu Platon verdankt (Brigitte Tambrun-Krasker, Bessarion, de Trébizonde à Mistra: un parcours intellectuel, S. 1–35). Sebastian Kolditz, Bessarion und der griechische Episkopat im Kontext des Konzils von Ferrara-Florenz, S. 37–78, definiert mit profunder Quellenkenntnis das Unionskonzil als entscheidende Entwicklungsphase im Leben Bessarions: In der komplizierten Rangordnung der griechischen Delegation übernahm Bessarion erst gegen Ende des Konzils eine (prolateinische) Protagonistenrolle. Den Karriereverlauf als Kardinal der römischen Kurie zeichnet Duane Henderson, Bessarion, Cardinalis Nicenus. A cardinalitial vita between ideal conceptions and institutional structures, S. 79–122, nach. Bessarion wurde dank eines weit gefächerten Netzwerks zu einem führenden Mitglied des Kardinalskollegiums, ohne jedoch seine griechische Identität aufzugeben. Die politische Rolle des Kardinals und den Einsatz seines Netzwerks veranschaulicht Claudia Märtl, Kardinal Bessarion als Legat im Deutschen Reich (1460/1461), S. 123–150, am Beispiel seiner Mission im Reich. Ein zweiter Themenkomplex zeigt Bessarion als Förderer lateinisch- und griechischsprachiger Gelehrter. Concetta Bianca, Da Firenze a Grottaferrata: greci e latini all'ombra del Bessarione, S. 151–166, beleuchtet das Netzwerk Bessarions in seiner *academia*. Der Vf. ist zweifelsohne zuzustimmen, dass es sich trotz der Impulse für den interkulturellen Wissensdiskurs im Kern um die Struktur einer kardinalizischen *familia* handelte. Eine andere Fördermöglichkeit stellte die Patriarchenstiftung Bessarions dar. Der Briefwechsel des Kreters Michaelos Apostoles (Alexander Riehle, Kreta: ein „melting pot" der Frühen Neuzeit? Bemerkungen zum Briefnetzwerk des Michaelos Apostoles, S. 167–186) dokumentiert nicht nur die Möglichkeiten und Abhängigkeiten in dieser Stiftung, sondern auch das Spannungsverhältnis eines Unionsanhängers in Kreta zwischen orthodoxer Bevölkerung und venezianischer Verwaltung. Eine entscheidende Rolle in Bessarions kulturellem Selbstverständnis kommt seiner Bibliothek zu. Brigitte Mondrain, Le cardinal Bessarion et la constitution de sa collection de manuscrits grecs – ou comment contribuer à l'intégration du patrimoine littéraire grec et byzantin en Occident, S. 187–202, Nikolaus Egel, Bessarion als Geograph? Bessarions Rolle in der Vermittlung der *Geographia* des Ptolemäus und ihre Aufnahme durch die italienischen Humanisten, S. 203–227, und Bernhard Kölbl, Assimilation des Neuen – Reform des Systems. Strategien des Umgangs mit griechischen Quellen in der Musiktheorie an der Wende vom 15. zum 16. Jh., S. 229–244, zeigen an drei Bereichen der „Fachliteratur" das Interesse des Kardinals an der umfassenden Vollständigkeit seiner Buchsammlung – über seine persönlichen Forschungsschwerpunkte hinaus. Ebenso wie seine Bibliothek war auch seine Staurothek für Venedig bestimmt, das in der Konzeption Bessarions die griechische Kultur bewahren und fortsetzen sollte (Holger A. Klein, Die Staurothek Kardinal Bessarions: Bildrhetorik und Reliquienkult im Venedig des späten Mittelalters, S. 245–276). Bessarion wollte allerdings nicht nur Wissen bewahren und transferieren, sondern politische, kulturelle und

wissenschaftliche Diskurse maßgeblich mitbestimmen. Seine Propaganda für den „Türkenkrieg" analysiert Thomas Ricklin in seinem Beitrag „Bessarions Türke und andere Türken interessierter Kreise. Von der Schwierigkeit, ein Feindbild gelehrt zu plausibiliseren" (S. 277–300). Mit zum Teil scharfer und persönlicher Polemik wurde die Platon-Aristoteles-Kontroverse ausgefochten. Während Christina Abenstein, „Penitus me destruxisti ...": Das Verhältnis Georgs von Trapezunt zu Kardinal Bessarion vor dem Hintergrund seiner Basilius-Übersetzung, S. 301–346, und John Monfasani, The pre- and post-history of Cardinal Bessarion's 1469 *In Calumniatorem Platonis*, S. 347–366, die mit allen Mitteln geführte Auseinandersetzung mit seinem großen Kontrahenten Georg von Trapenzunt in den Vordergrund stellen, betonen Sergei Mariev, Der Traktat *De natura et arte* des Kardinals Bessarion, S. 367–389, und Christian Kaiser, Leben und Lieben des ‚göttlichen Platon' zwischen Byzanz und Italien im Quattrocento, S. 391–437, die gelungene „Ent-Paganisierung" Platons durch Bessarion mit entscheidenden Folgen für die Platonrezeption der folgenden Jahrhunderte. In einer Art Zusammenfassung stellt Panagiotis Kourniakos, Das histoirsche ‚unicum' Kardinal Bessarion. Versuch einer Identitätssuche zwischen Kultur, Religion und Politik, S. 439–466, die entscheidende Frage nach Identitätsbruch und -findung Bessarions. Der Autor betont zu Recht, dass Bessarion seine griechische Identität nie aufgegeben hat. Seine Hoffnungen auf die Rückgewinnung der verlorenen Heimat lagen in politischer Hinsicht zweifelsohne auf Venedig, das auch sein kulturelles Vermächtnis bewahren sollte. Ob Venedig für ihn wirklich zur „seelischen Heimat" wurde, muss allerdings offen bleiben ebenso wie die Berechtigung der Bezeichnung als „historisches *unicum*". Der vorliegende Sammelband dokumentiert in fundierten Beiträgen zahlreiche Facetten der Person Bessarions. Aktuelle und ausführliche Literaturverzeichnisse am Ende jedes Artikels und ein übergreifendes Personenregister erleichtern die Benutzung. Die Lektüre ist nicht nur für Byzantinisten und Kirchenhistoriker, sondern in besonderem Maß auch für weitere Studien zum Humanismus und zur Rezeptionsgeschichte ein Gewinn. Die Titelfassung der Tagung stellte Bessarion programmatisch als Musterbeispiel kultureller Integration dar. Er konnte eine steile kirchliche Karriere aufweisen, bestimmte phasenweise die päpstliche Politik mit, war im humanistischen Akademiebetrieb aktiv, blieb aber zeitlebens der griechischen Kultur verhaftet und wurde auch entsprechend als *graecus* tituliert. Seine Affinität zum zeitgenössischen italienischen Humanismus war wohl eher gering. Letztendlich bleibt die Frage der kulturellen Integration Bessarions weiterhin offen.

Thomas Hofmann

Papato e politica internazionale nella prima età moderna, a cura di Maria Antonietta Visceglia, Roma (Viella) 2013, 649 S., ISBN 978-88-6728-019-3, € 42.

Der Bd. enthält die 23 Referate eines internationalen Kongresses, der vom 11.–12. Juni 2012 in Rom stattfand im Rahmen der nationalen italienischen Forschungsinitiative

PRIN 2008: „Universalismen und *Italianità* in den internationalen Beziehungen des Papsttums während der Frühen Neuzeit". Die Beschäftigung mit der Geschichte der internationalen Beziehungen hat in den letzten Jahren an Schwung gewonnen, wobei die Politikgeschichte alten Musters durch neue methodische Zugänge unter Einbeziehung wirtschaftlicher, kultureller, anthropologischer, konfessioneller, zeremonieller etc. Fragestellungen und Aspekte überwunden werden sollte. Unter den vielfältigen Initiativen sei hier lediglich auf das neue Handbuch der internationalen Beziehungen verwiesen, dessen erster Bd. 1997 erschien, und – für den Bereich der internationalen Beziehungen des Papsttums – die Entwicklung des Editionsprojekts der *Instructiones Pontificum Romanorum*, deren erste Publikation, bearb. von Klaus Jaitner, 1983 erschien. – In ihrem einleitenden Beitrag beschreibt Maria Antonietta Visceglia zunächst die Ziele und Methoden der PRIN-Initiative, bevor sie sich allgemein den Strukturen und Akteuren der internationalen Politik des Papsttums zuwendet. Geprägt von *Italianità*, Univeralismus und der Suche nach einer über den Parteien stehenden vermittelnden Instanz waren die internationalen Beziehungen des Papsttums starken Kontinuitäten und Diskontinuitäten unterworfen, wobei die Hg. im Pontifikat Gregors XIII. und in der Gründung der *Propaganda Fide* die entscheidenden Weichenstellungen im Bereich der kurialen Außenpolitik der Frühen Neuzeit erkennt. Behandelt werden in diesem Sammelbd. allgemeine Aspekte der päpstlichen internationalen Beziehungen (Organisation innerhalb der Kurie; Akteure; Einfluß von dogmatischen und kanonistischen Fragen), aber auch Themen, die das Verhältnis Roms zu einem bestimmten Territorium beleuchten. Der zeitliche Rahmen reicht vom ausgehenden 15. (Marco Pellegrini) bis ins 18. Jh. (Mario Rosa), wobei die von diesen Autoren behandelte Konkordatsthematik belegt, daß Jurisdiktionskonflikte zwischen dem Papsttum und den Territorialfürsten und deren Bewältigung eine Konstante der Außenpolitik des Apostolischen Stuhls in der Frühen Neuzeit bildeten. Neben diesen beiden Beiträgen und dem grundlegenden Beitrag der Hg. enthält der 1. Teil (Strutture, risorse e limiti dell'universalismo papale) fünf weitere Artikel zur Positionierung der römischen Kurie im System der frühmodernen Staaten (Heinz Schilling), zu den päpstlichen Mediationen im 16. Jh. (Alain Tallon), zum Personal der päpstlichen Außenpolitik und der innerkurialen Prozesse der Entscheidungsfindung (Silvano Giordano) sowie zur Organisation der *Propaganda*-Kongregation (Giovanni Pizzorusso). – Der 2. Teil (Lo spazio pontificio in Europa e nel Mediterraneo tra frontiere religiose, culturali e politiche) umfaßt elf Beiträge zur Politik des Papsttums gegenüber bestimmten Fürsten, Territorien und Regionen: Mailand (Gianvittorio Signorotto), Schweiz (Bertrand Forclaz), Reich (Irene Fosi), Böhmen (Francesco Gui), England (Stefano Villani), Maghreb (Manuel Rivero Rodríguez), Polen und Rußland (Laura Ronchi De Michelis), Ragusa und Cattaro (Antal Molnár), Albanien (Angelantonio Spagnoletti), Sultan Bayezid II. (Giovanni Ricci), Vorderer Orient (Aurélien Girard). – Der 3. Teil (Il papato come centro di negoziazioni transoceaniche) greift mit fünf Beiträgen über Europa hinaus. Behandelt werden die Konzeptualisierung von Mission (Paolo Broggio), die Juris-

diktionskonflikte zwischen Rom und Spanien in der Neuen Welt und das Scheitern des Projekts einer amerikanischen Nuntiatur (Francesca Cantù), die Ordensaktivitäten in Persien (Konversionen, Aufbau einer antiosmanischen Allianz; Hilfestellung für Reisende) im 17. Jh. (Christian Windler), die chinesischen Bezüge römischer Druckerzeugnisse und ihre Bedeutung für die moderne Sinologie (Elisabetta Corsi) und die päpstlichen Legationen nach Peking 1705/06 und 1720/21 unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Beziehungen des chinesischen Reichs und der formalen (Vorbereitung, Auswahl der Gesandten) und finanziellen Rahmenbedingungen der Legationen (Eugenio Menegon). – Der Bd., der zahlreiche Anregungen für künftige Studien enthält, schließt mit einem Index der Eigennamen und Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge in englischer Sprache. Alexander Koller

Papacy, Religious Orders, and International Politics in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, hg. von Massimo Carlo Giannini, Roma (Viella) 2013, 250 S., ISBN 978-88-6728-098-8, € 28.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Geschichtswissenschaft verstärkt mit der Rolle der Orden in der Frühen Neuzeit beschäftigt, die innerhalb der frühmodernen Gesellschaft, abgesehen von ihren traditionellen sozialen Aktivitäten, Schlüsselfunktionen im Bereich der Erziehung und Katechese sowie an den katholischen Fürstenhöfen (Prediger, Beichtväter) bekleideten, wie der Hg. in seiner Einführung dieses Sammelbandes, der die Beiträge einer Tagung der Universität Teramo aus dem Jahr 2012 vereinigt, betont. Nicht zuletzt durch ihr Engagement als Missionare trugen sie dazu bei, den katholischen Glauben auf internationaler Ebene zu definieren und zu verbreiten, weshalb die globale Dimension des frühmodernen, nachtridentinischen Katholizismus gerade bei diesen Gemeinschaften sichtbar wird. Hinzu kommt, daß sich zuletzt auch die *cultural studies* für die verschiedenen Ordensgemeinschaften interessiert haben, da sich bei deren weltweitem Engagement besondere Formen des Kulturtransfers beobachten lassen. Das Selbstverständnis und die Politik der Orden war indes immer abhängig von den politischen und geographischen Rahmenbedingungen. Es ist deshalb von Fall zu Fall im Blick zu behalten, ob die Orden *in partibus* autonom, also weitgehend selbständig von den römischen Direktiven oder den Vorgaben und Weisungen weltlicher Souveräne agieren konnten, wie sie den Balanceakt einer doppelten Loyalität zwischen päpstlicher Obödienz und Fürstendienst bewältigten, eine höchst antagonistische Grundkonstellation, die sowohl in den katholischen Territorien v. a. auch an den Fürstenresidenzen als auch im Bereich der Missionen mit königlichem Patronat zum Tragen kam, worauf u. a. Boris Jeanne in seinem Beitrag zu den Franziskanern in Mexiko (2. Hälfte des 15. bis ins beginnende 16. Jh.) abhebt. Der Franziskanerorden entwickelte sich im 16. Jh. zum Motor der katholischen Konfessionalisierung in weiten Teilen von Neuspanien bei einer umfassenden Kontrolle der indigenen Bevölkerung. In der 2. Hälfte des 16. Jh. beschnitt Philipp II. den Einfluß

der Franziskaner, die sich im übrigen bei Konspirationen gegen die Krone als illoyal erwiesen hatten, und verlegte sich zunehmend auf die Förderung des Weltklerus. Rom nutzt in der Folgezeit die Informationen der Franziskaner, um Spanien auf Mißstände in der neuen Welt hinzuweisen und – wenn auch vergeblich – den eigenen Anspruch auf Jurisdiktion durch die Einrichtung einer Nuntiatur zu untermauern. Aber es gab auch noch andere Konfliktformen, die die Orden betrafen, Gegensätze im Innern, Konkurrenz mit anderen Gemeinschaften und Auseinandersetzungen mit dem regionalen Weltklerus. Beispiele dafür, daß Aktivitäten von Mitgliedern von Orden sich nicht immer mit der Linie ihrer Gemeinschaften deckten, nennt Benoist Pierre in seinem Artikel zu den Orden in Frankreich während der Religionskriege, wo z. B. das politische Engagement der Benediktiner Jacques Le Bossu und Gilbert Genebrard im Gegensatz stand zu der Neutralität der Konvente von Saint-Martin-des-Champs und Saint-Germain-des-Prés. Insgesamt kann Frankreich im ausgehenden 16. Jh. mit dem Erstarken der katholischen Liga und im Kontext der Sukzessionsproblematik und der Exkommunikation Heinrichs von Navarra (1588) als höchst vielfältiges Laboratorium zur Entwicklung von Ordensstrategien entlang der Demarkationslinien zwischen Papsttum, französischer Krone und einer von Spanien unterstützten katholischen Liga angesehen werden. Hin und her gerissen zwischen einer spanischen und französischen Orientierung waren auch die Ordensgemeinschaften in dem von Frankreich verwalteten Katalonien in den beiden Jahrzehnten um die Mitte des 17. Jh., mit denen sich Ignasi Fernández Terricabras auseinandersetzt. In Mitleidenschaft gezogen wurden dabei auch die Niederlassungen der entsprechenden Ordensgemeinschaften in Spanien und Frankreich außerhalb Kataloniens. Der Apostolische Stuhl verhielt sich abwartend und neutral und vermied politisch motivierte Maßnahmen (Eingriffe in die Ordenshierarchie, Neuordnung der Provinzen, Bestrafung von mißliebigen Ordensmitgliedern), was letztlich zur Bewahrung des „transnationalen" Charakters der betroffenen Orden beitrug. Esther Jiménez Pablo beleuchtet die komplexe Entwicklung des Jesuitenordens im 16. und 17. Jh. vor dem Hintergrund des großen jurisdiktionellen und universalistischen Konflikts zwischen dem Papsttum und der spanischen Krone, wobei sie zu Recht die Wahl von Everard Mercurian zum General der Gesellschaft als Zäsur interpretiert, wodurch nicht – nicht zuletzt auf päpstliches Betreiben – die spanische Tradition des Generalats unterbrochen wurde, sondern auch sukzessive Italiener in die gesamte obere Führungsschicht des Ordens vordrangen. Im 17. Jh. wurde die Loyalität der spanischen Jesuiten gegenüber dem Papst gefestigt, was durch die Praxis der *Quarant'ore* am Hof Philipps IV., einer in Rom im Umfeld des *Sacco* entstandenen Frömmigkeitsform mit antispanischer Spitze, sinnfällig zum Ausdruck kam sowie durch den großen Einfluß der von den Jesuiten unterstützten *Escuela di Cristo*, einer aus Laien wie Klerikern zusammengesetzten Organisation, welche nach der Mitte des 17. Jh. Schlüsselpositionen am Hof und im höheren spanischen Klerus besetzen konnte. Aurélien Girard nimmt den Nahen Osten (Syrien, Palestina) der 20er und 30er Jahre des 17. Jh. in den Blick, wo die seit dem 14. Jh. dort Fuß gefaßten Franziskaner Konkurrenz bekamen

durch Jesuiten und Kapuziner, wobei die Ordensrivalitäten von nationalen Interessen Frankreichs, Spaniens und Venedigs überlagert waren. Letztendlich behielt die französische Krone die Oberhand, die die Kapuziner-Missionen im Nahen Osten nicht zuletzt als Teil ihrer Bemühungen um die Etablierung einer internationalen Friedensordnung unter französischer Ägide unterstützte. Massimo Carlo Giannini schildert ausführlich die Spaltung des Dominikanerordens nach der Absetzung des Generals Niccolò Ridolfi 1642, in welchem sich der große französisch-spanische Gegensatz der letzten Phase des Dreißigjährigen Krieges widerspiegelt. Urban VIII., der den Sturz des u. a. von dessen Mitbruder Campanella als einen mit dem Haus Habsburg konspirierenden Verräter angefeindeten Ridolfi herbeigeführt hatte, befürchtete eine Krise, die die gesamte Kirche in Mitleidenschaft ziehen könnte, v. a. in Verbindung mit dem zeitgleich das Papsttum schwer belastenden Castro-Krieg, und bemühte sich um eine rasche Beilegung, nicht zuletzt um vor dem Hintergrund der weltlichen Konflikte zumindest im innerkirchlichen Bereich Geschlossenheit zu demonstrieren. Tomás Parma zeigt an zwei Beispielen (Konflikt zwischen den Jesuiten und dem Bischof von Olmütz über die Zuständigkeit der Buchzensur an der Universität Olmütz; Auseinandersetzungen zwischen dem Prämonstratenserorden und dem Bischof von Olmütz über die Klostervisitation) den zeittypischen Gegensatz zwischen den durch das Tridentinum in ihren Fakultäten gestärkten Bischöfen und den (alten wie neuen) Orden im Bereich der kirchlichen Reform. Gaetano Platania untersucht die Aktivitäten der Orden in Polen im Bereich Mission, Erziehung und Sozialeinrichtungen, wobei sein Augenmerk sich v. a. auf die Jesuiten und die gegen Ende des 17. Jh. sich etablierenden und stark von Jan III. Sobieski geförderten Kapuziner richtet. Gegenstand des Beitrags von Antal Molnár sind die Franziskaner in Bosnien, wo die Ordensgemeinschaft seit dem Ende des 13. Jh. ununterbrochen präsent ist. Ihre Aktivitäten im 17. Jh. waren geprägt durch einen uneinheitlichen Kurs zwischen einer von Rom gesteuerten katholischen Reform und Mission auf der einen und Praktiken auf der anderen Seite, die den mittelalterlichen und an die türkische Herrschaft angepaßten Missionsmethoden entsprachen. Der Band schließt mit einem Index der Eigennamen.

Alexander Koller

Albrecht Burkardt/Gerd Schwerhoff (Hg.), unter Mitwirkung von Dieter R. Bauer, Tribunal der Barbaren? Deutschland und Inquisition in der Frühen Neuzeit, Konstanz-München (UVK Verlagsgesellschaft) 2012 (Konflikte und Kultur-Historische Perspektiven 25), 450 pp., ISBN 978-3-86764-371-9, € 64.

Il volume raccoglie pressoché tutti gli interventi presentati nel convegno sul tema „Deutschland und die Inquisition“ svoltosi dal 1 al 4 ottobre 2009 a Weingarten, organizzato dalla Akademie der Diozese Rottenburg-Stuttgart. È curato da due storici che da tempo e in maniera innovativa hanno rivolto la loro attenzione non solo a temi legati all’inquisizione romana, ma anche, più ampiamente, a forme di controllo

sociale, rileggendo criticamente anche la categoria di *Sozialdiziplinierung* che ha guidato la storiografia tedesca nei decenni passati. Si articola in sei parti (Historiografische Standortbestimmungen, pp. 9–70; Mediale Repräsentationen der Inquisition im Reich, pp. 71–133; Kontrolle der Grenzgänger, pp. 135–275, Einflusssphären der Inquisition im Reich, pp. 277–334; Sanktionierung religiöser Devianz jenseits der Inquisition, pp. 335–387, Inquisitionsbilder und Inquisitionspraxis im 18. Jahrhundert, pp. 389–438, alle quali si aggiunge un Register, pp. 441–450). Il titolo, ispirato ad un'affermazione di Friedrich der Grosse – e quindi all'immagine e alla leggenda nera del tribunale della fede, sul cui uso politico, non solo da parte della cultura illuminista, tornerà con penetranti osservazioni il saggio di Andreas Gipper a chiusura del libro – si precisa poi, con il sottotitolo che indica la dimensione geopolitica in cui si collocano i contributi. Al centro dell'attenzione sono infatti non solo i territori imperiali, ma anche i sudditi di questi territori che, fuori di essi e in particolare nei paesi mediterranei dove operavano le inquisizioni – Spagna, Portogallo e la Penisola italiana – si trovarono, in molti casi, ad essere perseguiti dai tribunali di fede. I curatori, dopo un'ampia panoramica degli studi recenti che hanno contribuito ad approfondire, e in alcuni casi a correggere, l'immagine del sacro tribunale, evitando tuttavia di sostituire una leggenda rosa a quella nera, precisano alcuni snodi fondamentali che costituiscono un filo conduttore di questo volume. In particolare spicca la domanda su quali fossero le differenze, nell'area tedesca, fra le inquisizioni medievali e quella di epoca moderna che, come è noto, non fu mai introdotta nell'Impero, nonostante da parte romana ci si augurasse il contrario per arginare il diffondersi dell'eresia, per controllare le devianze, non solo in materia di fede, e per vigilare sulla diffusione di libri „perniciosissimi". La frantumazione politica del Sacro Romano Impero, lo slittamento della funzione di controllo e di persecuzione dell'eresia e della devianza, non solo religiosa, ai tribunali laici avrebbero causato la progressiva perdita di potere delle inquisizioni medievali in questi territori, come sottolinea Thomas Scharff (p. 70) e come si desume da altri saggi del volume. I contributi, che non è possibile qui analizzare singolarmente in modo approfondito, si propongono tutti come ricerche originali e stimolanti: alcune sono focalizzate sull'analisi microstorica che non manca però di contestualizzare vicende individuali in un quadro più ampio; altre tracciano una sintesi sulla base di una ricca documentazione proveniente in gran parte dall'Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede, la cui apertura nel 1998 ha contribuito ad indirizzare nuove ricerche fra gli storici tedeschi non solo di carattere prosopografico ma a produrre numerosi, originali contributi dedicati da singoli studiosi a problematiche specifiche – dalla poligamia, alla censura, alla falsa santità. Sebbene dunque nei territori dell'impero non ci fosse un tribunale inquisitoriale, inteso come ‚istituzione' – da sottolineare quanto afferma Gerd Schwerhoff, nel suo contributo *Montanus als Paradigma*, pp. 129–133 circa i concetti di *Institution* e di *Institutionalität* – l'immagine e la simbologia di un tribunale ‚assente' formalmente erano invece assai radicate in età moderna e non solo un residuo dell'eredità medievale. Come ben dimostrano i saggi della sezione sulla diffusione, attraverso i

media, degli stereotipi, simboli e immagini dell'inquisizione, nel corso del Cinquecento questi si legarono strettamente all'immagine negativa addirittura diabolica del papa e della Roma-Babilonia coniate e diffuse dalla Riforma. Se queste immagini negative si possono rintracciare fin dagli anni '40 del Cinquecento e seguire per i decenni successivi, manca, come rilevato da Marie von Lüneburg (p. 100), invece uno studio che colga la loro evoluzione, l'arricchirsi di tratti negativi in relazione ad avvenimenti che segnarono la storia europea del secolo successivo, come la guerra dei Trent'anni o la Rivoluzione inglese. Da queste ricerche emerge come la presenza inquisitoriale nei territori tedeschi si debba valutare soprattutto in relazione alle dinamiche politiche della confessionalizzazione e, ad esempio, all'azione dei vescovi, nunzi e di ordini religiosi: non è un caso che la „leggenda nera" che segna l'immagine del tribunale della fede e dei suoi metodi repressivi si leghi, a partire dalla seconda metà del Cinquecento, con quella, altrettanto nera, dei Gesuiti. Le sinergie fra nunzi, vescovi e inquisitori si rivelano con evidenza, ad esempio, in materia di matrimoni misti, come testimoniano le numerose lettere inviate dai nunzi e dai vescovi alla congregazione del Sant'Uffizio e, come messo in evidenza nel saggio di Cecilia Cristellon, il problema si connotasse spesso di pesanti implicazioni politiche, specie nel caso di matrimoni misti contratti da principi territoriali. Di particolare interesse si propone la sezione dedicata nel volume al controllo e alla persecuzione, non sempre coerenti e costanti, dei tedeschi che si trovarono, per motivi diversi – dalla pratica del viaggio, all'esercizio della mercatura, alla frequenza di università italiane – a comparire davanti alle autorità inquisitoriali che, in base a bolle e costituzioni pontificie, avrebbero dovuto impedire l'ingresso di 'eretici' nei territori cattolici e nelle città. Sappiamo che, dalla fine del Cinquecento, le maglie di questo controllo non furono molto strette e, salvo episodi eclatanti di condanne di eretici – ma spesso i motivi di fede non furono gli unici a determinarne la drammatica sorte – si avviò piuttosto una forma compromissoria di tollerabilità dettata anche da motivazioni economiche e, almeno per gli stati italiani, dalla resistenza delle autorità secolari ad assecondare le istanze dell'inquisizione romana sempre più spesso percepita come una ingombrante e inopportuna intrusione esterna: i saggi di Ricarda Matheus e di Julia Zunckel puntualizzano con ricchezza documentaria particolari aspetti della presenza di stranieri, non solo mercanti, davanti alle procedure inquisitoriali, sottolineando le strategie di difesa e di accorto nicodemismo. Il volume presenta inoltre una sezione che propone una originale lettura comparata dell'azione di controllo e di repressione adottata nei confronti della devianza religiosa sia nei paesi riformati sia dai tribunali laici: ne consegue un quadro molto stimolante e originale che evidenzia come anche nei territori tedeschi la repressione fosse perseguita con procedure e finalità che non differivano da quelle dei tribunali di fede per quella stretta connessione che si era creata fra peccato e reato, fra ordine morale e ordine pubblico. Proprio questa dimensione comparatistica emerge come proposta di ricerca innovativa nel quadro degli ormai numerosi studi sull'inquisizione in età moderna e non soltanto per i territori tedeschi.

Irene Fosi

Marieke von Bernstorff/Susanne Kubersky-Piredda/Tobias Daniels (a cura di), L'arte del dono. Scambi artistici e diplomazia tra Italia e Spagna, 1550–1650. Contributi in occasione della giornata internazionale di studi, 14–15 gennaio 2008, Roma, Bibliotheca Hertziana, Istituto Max Planck per la Storia dell'Arte, Cinisello Balsamo (Silvana) 2013 (Studi della Bibliotheca Hertziana 8), 251 pp., ill., ISBN 978-88-366-2738-7, € 63,76.

Il presente libro, risultato di un convegno svoltosi alla Bibliotheca Hertziana di Roma nel 2008, rappresenta una pietra miliare per la nuova storia dell'arte, fermamente collegata alla storia politica e diplomatica. Il solido apparato metodologico si orienta al concetto di dono, sviluppato da Mauss, e all'analisi della cultura materiale, ma applica soprattutto un modello analitico di grande attualità, quello degli studi transnazionali basati sulla nozione di *transfer* culturale che permette di compiere un *cultural turn* nella storiografia diplomatica, spesso criticata per i suoi modelli troppo tradizionalisti. Questo approccio consente di analizzare il processo formativo di un gusto e di una coscienza comune europea, e per questo motivo esso si trova nel fulcro del dibattito sulla costruzione dell'Europa. Possiamo chiederci, con Hillard von Thiessen, se il dono diplomatico rappresenta un'argomento sufficiente per studiare le relazioni estere nella prima Età Moderna, se questa materialità non fa sottovalutare o nasconde altri scambi di capitale simbolico meno evidenti (titoli, matrimoni, pensioni). In ogni caso, siamo grati di questo contributo che arricchisce le nostre cognizioni sul processo dello scambio di doni diplomatici tra Spagna e Italia e lo contestualizza in maniera più accurata. Oltre alla dettagliata ricostruzione del processo di selezione e del significato concreto dei regali che studiano, per esempio, Walter Cupperi, David García López o Katrin Zimmermann, il gran merito del libro risiede nel mostrare la molteplicità degli attori coinvolti. Vediamo all'opera, come al solito, un'Italia plurale, con il concorso di diversi centri di potere (Roma, Milano, Firenze, Urbino, Mantova, Modena) che non sempre coincidono con i centri artistici. Pertanto, dagli studi di Susanne Kubersky-Piredda e Almudena Pérez de Tudela emerge come i piccoli principi ricorressero a botteghe lontane per far confezionare dei regali. La Corte reale spagnola invece costituisce uno spazio assai più complesso e variegato che non si limita alla mera referenza al Re Cattolico, come enfatizza Kelley Helmstutler Di Dio a proposito di diversi cortigiani che, grazie alla loro capacità di mediazione, ricevettero doni dal granduca di Toscana. I due capitoli di Lisa Goldenberg Stoppato e Salvador Salort Pons individuano nei grandi conventi femminili di Madrid (La Encarnación e Las Descalzas) dei centri di potere alternativi o complementari, sottolineando il cruciale ruolo politico che le suore, molto legate alla dinastia regnante, erano in grado di sviluppare. La vivacità e fluidità dei rapporti mette anche in evidenza, nella diversificazione dei contatti, i limiti della diplomazia formale. Senza sminuire il ruolo degli ambasciatori, i personaggi centrali all'interno di quest'arte del dono appartengono a un'altra categoria, quella degli agenti. Un loro tratto comune era costituito, oltre alla loro eterogeneità, dal fatto di poter

contare sulla fiducia dei loro padroni. Pertanto, l'arco sociale degli agenti era molto vasto, spaziando dagli aristocratici dilettanti, come nel caso di Crescenzi studiato da Marieke von Bernstorff, al buffone Liaño presentato da Susanne Kubersky-Piredda. Questi agenti e queste forme informali della diplomazia rappresentano un'area di promettente sviluppo storiografico, come si evince dai testi di Keblusek e Carrió-Invernizzi. Il libro non solo va oltre la descrizione artistica degli oggetti, proponendone un'accurata ricostruzione storica, ma riflette anche sul significato del dono nella società cortigiana. Jorge Fernández-Santos Ortiz-Iribas apre una pista interessante, esaminando la dimensione retorica del regalo fatto dai subalterni come un tentativo di *captatio benevolentiae*. Miguel Falomir pone l'accento sul delicato equilibrio della ricezione dei doni tra servizio reso da un cliente nel segno di riverenza e intento di corruzione. In questo modo si spiega la prevalenza di reliquie e oggetti di devozione che tornano utili per evitare accuse di concussione. Ma David García Cueto sottolinea che anche in questi casi Filippo IV e Olivares preferivano pagare il prezzo dei pezzi artistici per scongiurare ogni pericolo che si creasse un rapporto di obbligo morale.

Rubén González Cuerva

Irene Fosi / Alexander Koller (a cura di), Papato e impero nel pontificato di Urbano VIII (1623–1644). Atti del colloquio organizzato dall'Istituto Storico Germanico di Roma il 2 dicembre 2012 a Roma, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2013 (Collectanea Archivi Vaticani 89), XVII, 182 pp., ISBN 978-88-85042-92-6, € 20.

La prestigiosa collana *Collectanea Archivi Vaticani* accoglie quest'opera che si distingue per la qualità dell'edizione e per il formato assai agevole. L'esauriente struttura del libro convince, come pure i singoli articoli di cui è composto: due contributi introduttivi, altri che vertono sui rapporti tra l'imperatore Ferdinando II e Massimiliano I di Baviera, sulla situazione in Italia e in Boemia, sulla diplomazia a Roma e Vienna, infine una riflessione sull'immagine dell'altro. La vivacità storiografica del libro si coglie nella varietà degli scopi che persegue, e nella quantità delle nuove vie di ricerca che propone. Mentre Heinz Schilling si attiene a un modello più consolidato e strutturale, concentrandosi sulla costruzione statale nella prima età moderna, altri autori insistono sulla pluralità degli agenti coinvolti. Ci troviamo di fronte a un'interessante transizione storiografica che estende e lima i confini della „storia politica" tradizionale, sottolineando l'importanza dei fattori informali, vale a dire quell'insieme che Wolfgang Reinhard ha condensato nella nozione di *micropolitica*. In questo senso, il contributo di Bettina Scherbaum aiuta a comprendere quali fossero le condizioni immediate in cui operava l'agente bavarese a Roma, Francesco Crivelli, e come le questioni cerimoniali, che potrebbero sembrare futili, influenzassero fortemente le priorità e la tipologia dei rapporti diplomatici. La complessità dei legami personali e la molteplicità degli interessi di potere vengono analizzate in dettaglio da Katrin Keller nel suo studio sul cardinale Harrach, prototipo

della diplomazia di *type ancien*. I problemi della mediazione si fanno ancora più evidenti nel caso dell'ambasciata imperiale a Roma. Alexander Koller constata, nel suo contributo necessariamente panoramico riguardo a un argomento che non è ancora stato affrontato in modo approfondito, i limiti della diplomazia formale dell'Imperatore che non dispone di un'ambasciata continua ma si avvale di potenti canali alternativi offerti da altri agenti e dall'ambasciatore spagnolo. Ai problemi concreti di questo pontificato, oltre che alla nota accusa nei confronti di Urbano VIII di essere filofrancese, si riferisce la critica alla sua eccessiva rigidità confessionale. Schilling condivide la versione secondo la quale la Pace di Vestfalia condannava il Papato all'irrilevanza perché non riusciva ad adattarsi a un mondo cambiato. Tuttavia, pur fallendo a livello politico, come corpo spirituale esso avrebbe conservato con successo il suo ruolo fino al presente, e con buone prospettive di sopravvivere anche in un ordine post-statale. Robert Bireley fa derivare questa fermezza confessionale di Urbano VIII da un approccio più giuridico che politico. Il Papa non approvò mai la politica imperiale, se questa intendeva negoziare con i protestanti, ma non era in grado di opporvisi o di ripudiarla. Anche Silvano Giordano insiste nell'accusare Urbano VIII di esser stato rigido, ma ci vede una scelta consapevole e non dettata dalla fatalità. La neutralità, che imponeva ai suoi nunzi, si traduceva di fatto in inattività. L'inflessibilità pontificia si evidenziava inoltre nel processo di riforma diocesana: come fa notare Keller, nel caso di Harrach a Praga, il Papato era incapace di arrivare ad accordi e fu progressivamente emarginato. Il contributo di Guido Braun è utile, in questo contesto, per ricostruire con cura il mondo intellettuale del nunzio Carafa, che era molto condizionato dalle barriere ideologiche di un fondamentalismo confessionale incapace di modificare la visione schematica e dicotomica degli ambienti curiali. Infine, non si comprende il pontificato di Urbano VIII senza il nepotismo. Bireley fornisce cifre eloquenti sul fatto che i soccorsi papali per la Guerra dei Trent'Anni costituivano solo una parte infima rispetto alle rendite incassate dalla famiglia Barberini durante il pontificato. Questa fissazione di voler ingrandire il casato tocca quasi il ridicolo quando – come i documenti raccolti da Rotraud Becker dimostrano – la principale preoccupazione del Papa nei confronti di Vienna era il riconoscimento della precedenza di suo nipote Taddeo, prefetto di Roma, mentre la sorte del cattolicesimo in Germania era in serio pericolo. Ancora una volta le questioni personali e più contingenti rivestono un'importanza cruciale per capire la politica seicentesca.

Rubén González Cuerva

Guido Braun/Gabriele B. Clemens/Lutz Klinkhammer/Alexander Koller (Hg.), Napoleonische Expansionspolitik. Okkupation oder Integration?, Berlin-Boston (De Gruyter) 2013 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 127), 286 S., ISBN 978-3-11-029272-5, € 79,95.

Der Sammelband ist ein erneuter Versuch, mit der napoleonischen Expansionspolitik zu Rande zu kommen, und möchte den Charakter der napoleonischen Herrschaft neu ausloten, indem er sich auf die neuen Departements und, in Grenzen, auf die Satellitenstaaten konzentriert. Das ist so verdienstvoll wie ehrgeizig und setzt die Teilnahme von Forschern aus unterschiedlichen Ländern voraus. Vielleicht findet sich deshalb unter den Autoren kein Nachwuchs, im Gegenteil; viele der Referenten sind hochkarätige und international bekannte Historiker. Insider sind deshalb auch nicht wirklich überrascht, dass Stuart Woolf sich bei der im Titel angesprochenen Alternative für Integration entscheidet mit Gründen, die hier aus Platzgründen nicht wiedergegeben werden können. Thierry Lentz plädiert letztlich für Okkupation, weil es damals wie früher und später nur um Territorialgewinn gegangen sei, Michael Broers dagegen mit Blick auf das 1795 untergegangene Piemont und die gleichzeitig beseitigte Republik Genua für Integration, jedenfalls was die im Amt verbliebenen unteren Verwaltungsränge betrifft. Diese stellten auch im Königreich Neapel die Haupttriebkräfte der überfälligen Reformen, während John A. Davis zugleich betont, wie viel Napoleon an der Integration der Eliten gelegen war und daß er deshalb die Reformprozesse gebremst habe. Das über Napoleons Sturz hinaus erhaltene Reformwerk betonen auch Gabriele B. Clemens in ihrem Vergleich der Schweiz mit den rheinischen Departements und Massimo Cattaneo für Rom. Alexander Grabs Blick ist seit langem auf die Konskription und ihre Wirkung bei den davon Betroffenen ausgerichtet; er sieht darum berechtigterweise fast nur Widerstand, und mit der Freizügigkeit stand es faktisch, im Gegensatz zu den Grundsätzen der Revolution, auch nicht eben zum besten, wie die vergleichende Untersuchung zu Piemont und dem Rheinland von Lutz Klinkhammer nachweist. Ob der napoleonische Staatskult geholfen hat, ist laut Volker Sellin nicht ganz sicher. In der Regel schon, aber es gab Gebiete, die sich notorisch gegen die Tradition mit Revolution verbindenden Feiern wehrten. Hans-Peter Ullmann umgeht die Leitfrage, indem er mehr noch als andere den wegweisenden Charakter der Finanzreformen betont, an denen die Rheinländer auch nach 1814 festhalten wollten (was ja nicht unbedingt heißen muss, dass sie auch Napoleon behalten wollten), während Wolfram Siemann auf den Widerspruch zwischen traditioneller Holz- und maßstabsetzender Umwelt- bzw. Gewerbepolitik hinweist. Heinz-Gerhard Haupt beantwortet die Leitfrage gewitzt, indem er sagt, es komme auf die vorrevolutionären Zustände an: Je schlechter sie waren, desto eher erstrahlte Napoleons Glanz, desto weniger hielten sich die Zeitgenossen für okkupiert. Der Blick auf die umlaufende Bildproduktion demonstriert dagegen den großen Unterschied zwischen napoleonischer Selbst- und überwiegend außerhalb seines Zugriffs gedruckter Fremddarstellung: hier die Einordnung in altrömi-

sche Tradition, so Costanza D'Elia, dort die Allgegenwart des „Weltfressers", so Rolf Reichardt. Luigi Mascilli Migliorini schließlich beleuchtet in seinem kurzen Beitrag das Napoleonbild bei Stendhal, Dumas und Chateaubriand und demonstriert anschaulich, wo deren biographische Versuche in Autobiographien umschlagen. Mit dem Rahmenthema hat das allerdings nichts zu tun. – So kenntnisreich die Beiträge sind, man fragt sich trotzdem, ob die von den Organisatoren vorgegebene Alternative „Okkupation oder Integration" den hier verhandelten Fragen gerecht werden kann, klebt sie doch immer noch an den längst überholten und überdies anachronistischen nationalstaatlichen Stereotypien. Das wissen sie natürlich und deshalb sprechen sie in der Einleitung unentwegt von „Ambivalenz" und „janusgesichtigem" Charakter der napoleonischen Zeit. Das ist politisch korrekt, aber der Geschichtswissenschaft hilft es nicht weiter. Eine Alternative böte ein entschieden sozialgeschichtlicher Zugriff: Eliten einer-, die ‚Massen' andererseits, kombiniert mit dem Blick auf die Zustände vor der französischen Eroberung. Das entspricht auch dem Selbstverständnis Napoleons und seiner Minister, Beamten und Militärs, ja selbst den verstaatlichten Geistlichen (von denen hier nirgends die Rede ist): Schaffung einer staatstragenden Notabelngesellschaft, und wer nicht dazugehörte, fungierte aus Staatssicht vor allem als Steuerzahler und Soldat, unterlag erheblich verstärkter Kontrolle und war der früheren sozialen Auffangvorrichtungen weitgehend beraubt. Ullmann meint, „Gerechtigkeit als Prinzip" habe auch den einfachen Leuten als Fortschritt eingeleuchtet. Aber gibt es nicht zweierlei Gerechtigkeitsvorstellungen, die moralische und die politische Ökonomie beispielsweise? Christof Dipper

Marino Camboni/Andrea Carosso/Sonia Di Loreto/Marco Mariani (ed.), Translating America. The Circulation of Narratives, Commodities, and Ideas between Italy, Europe, and the United States, Bern (Peter Lang) 2011 (Transatlantic Aesthetics and Culture 5), 377 S., Abb., ISBN 978-3-0343-0395-8, $ 82,95.

Dieser Sammelbd. vereinigt Vorträge, die 2009 auf der 20. Internationalen Konferenz der Italienischen Gesellschaft für Nordamerikastudien an der Universität Turin gehalten wurden. Verbindendes Thema der einzelnen Beiträge ist die Frage, wie Mythen und Geschichten aus den Vereinigten Staaten, die das europäische Verständnis von Amerika in der Vergangenheit prägten und immer noch beeinflussen, in Italien rezipiert und übersetzt wurden. „Übersetzung" wird von den Autoren dabei ganz unterschiedlich verstanden und kann u.a. sprachliche Übersetzung, Übertragung von einem Medium in ein anderes oder die Umdeutung von Narrativen, Tropen und Bildern bedeuten. Ziel des Bandes ist es, die transatlantischen Kulturbeziehungen nicht als passiven europäischen Rezeptionsprozess zu interpretieren, sondern aufzuzeigen, dass kulturelle Praktiken zwischen den USA und Europa gleichberechtigt verhandelt wurden. „The thrust of the title [Translating America] emphasizes not so much the unidirectional flow of culture, from Europe to the US in the past, and from

the US to Europe in the present times, but rather the cultural circulation that has always characterized the relationship between the two sides of the Atlantic ‚pond'", wie die Herausgeber in der Einleitung betonen (12). Der Beitrag von Valerio Massimo de Angelis verdeutlicht besonders gut die Zielsetzung des Bandes. Der Artikel analysiert die italienische TV-Adaption des amerikanischen Romans „The Marble Faun" von Nathaniel Hawthorne. Dieses 1860 erschienene Werk, das die Geschichte eines amerikanischen Liebespaares erzählt, das in Rom Zeuge eines Mordes wird, wurde im 19. Jh. von zahlreichen amerikanischen Touristen als literarischer Reiseführer benutzt und prägte Amerikas romantische Wahrnehmung Italiens als sündhaftes, mysteriöses Land. 1975 produzierte das italienische Fernsehen (RAI) eine dreiteilige auf dem Roman basierende TV-Serie. Dabei übertrug das Drehbuch die eigentlich im 19. Jh. spielende Handlung in das zeitgenössische Italien und passte die Erzählung an die Erwartungen des italienischen Massenpublikums an, die sich deutlich von denen der amerikanischen Hawthorneleser im 19. Jh. unterschieden. So wurden z. B. die rätselhaften Ereignisse des romantischen Romans in der TV-Serie allesamt pseudowissenschaftlich aufgeklärt. Der zeitliche Rahmen des Bandes reicht von der Kolonialzeit bis in die Gegenwart. Thematisch umfasst er Analysen von Filmen, Fernsehserien, Romanen und Comics genauso wie von globalen Marken wie Starbucks und Disneyland und politischen Weltanschauungen wie dem Liberalismus. Die Ambitionen des Bandes sind also gewaltig, sodass es nicht überrascht, dass die Summe der 20 Einzelstudien keine Gesamtschau der italienisch-amerikanischen kulturellen Austauschprozesse zu bieten vermag und die einzelnen Beiträge sich in ihrer Herangehensweise, Relevanz und Qualität deutlich unterscheiden. Jasper M. Trautsch

100 Jahre Bibliotheca Hertziana. Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte, Bd. 1: Die Geschichte des Instituts 1913–2013, hg. von Sybille Ebert-Schifferer (unter Mitarbeit von Marieke von Bernstorff); Bd. 2: Der Palazzo Zuccari und die Institutsgebäude 1590–2013, hg. von Elisabeth Kieven (unter Mitarbeit von Jörg Stabenow), München (Hirmer) 2013, 368; 400 S., Abb., ISBN 978-3-7774-9041-0; 978-3-7774-9031-1, je € 98.

Jubiläen bieten immer wieder eine geeignete Möglichkeit, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, sich seiner selbst zu vergewissern und in gewisser Weise auch eine Standortbestimmung vorzunehmen. Die Bibliotheca Hertziana nimmt ihr 100jähriges Bestehen daher mit gutem Grund zum Anlass, der Geschichte des Hauses, der Institution und dem Wirken seiner Bewohner zwei Bände zu widmen. 1913 hatte Henriette Hertz den Palazzo Zuccari mit seiner kunsthistorischen Fachbibliothek und der Fotosammlung, abgesichert durch eine substantielle finanzielle Grundlage, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vermacht; seit 1948 gehört die Bibliotheca Hertziana zur Max-Planck-Gesellschaft. In den vergangenen 100 Jahren unterlag sie immer wieder Veränderungen – sie erweiterte ihren Gebäudebestand, sie vollzog eine

Wandlung vom „Künstlerhaus zum kunsthistorischen Institut" (Kieven, 13), vor allem aber zeigte sie sich in ihrer jeweiligen inhaltlichen Orientierung geprägt von den politischen, staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen in Deutschland. Nicht zuletzt trotzte das Institut dank der Bestimmungen der Stifterin wie couragierter Verteidiger des Hauses gleich zweimal einer existentiellen Bedrohung – infolge des Ersten wie des Zweiten Weltkriegs. Der Ort und seine Bewohner konstituierten tatsächlich einen seltenen „genius loci"; darauf verweist Elisabeth Kieven in ihrem einleitenden, grundlegenden Aufsatz zu Band II der Publikation (S. 11–21). Auf dem Gebiet der antiken Überreste der Villa des Lucullus von Federico Zuccari errichtet, verkörperte der Palazzo seit jeher einen Ort der Kunst und des Studiums. Dass sich die in der Bibliotheca Hertziana studierenden und arbeitenden Forscherinnen und Forscher der langen Geschichte des Palazzo Zuccari und der von der Stifterin gewünschten offenen, kritischen und internationalen Atmosphäre des Hauses gleichermaßen bewusst sein sollen, ist ein Anliegen der Jubiläumsbände. Der Palazzo Zuccari als Ort der künstlerischen Innovation steht in den Beiträgen von Julian Kliemann zur Ausmalung des Erdgeschosses durch Federico Zuccari (S. 138–181) und von Michael Thimann zum Auftrag Jakob Ludwig Salomon Bartholdys an die Nazarener (S. 202–213) im Mittelpunkt. Dem Künstlerhaus sowie der jeweiligen Adaption der Gebäude auf ihren Nutzungszweck hin und der diesbezüglichen künstlerischen Ausstattung widmen sich die Beiträge von Francesca Curti, Lothar Sickel, Arnold Nesselrath, Elisabeth Kieven, Hermann Schlimme, Christoph Frank, Susanne Kubersky-Piredda und Johannes Röll. Wie sehr Künstlerstätten auch immer Orte des Taktierens und Intrigierens sein konnten, wird aus dem Beitrag von Martin Gaier über den Versuch, die Josephsfresken schon 1875 nach Berlin zu holen, deutlich (S. 214–221). Der erste Band der Jubiläumspublikation nimmt demgegenüber eine akteurszentrierte Institutionengeschichte des 19. und 20. Jh. in den Blick. Sybille Ebert-Schifferer betont die starke Prägung der Hertziana durch die Stifterin Henriette Hertz und den ersten Direktor des Hauses Ernst Steinmann (S. 10–19). Als Gründungsmotive macht sie den „europäisch agierenden, bildungsbürgerlichen" Geist von Henriette Hertz und ihrer Freunde Frida und Ludwig Mond aus, die soziale Verpflichtung des Wohlhabenden gegenüber der Gesellschaft und die große Italienliebe der Beteiligten (S. 10). Die Beiträge von Julia Laura Rischbieter zu Henriette Hertz und Sibylle Ebert-Schifferer zu Ernst Steinmann belegen diese Einschätzung eindrücklich (S. 20–35, 36–61). Aber die Herausgeber und Mitarbeiter der Bände sind sich ebenso der Brüche bewusst, welche dieses Haus und seine Bewohner erlebt haben. So nehmen sich die Aufsätze von Ralph-Miklas Dobler und Wolfgang Schieder der Geschichte des Hauses in nationalsozialistischer Zeit an (S. 74–89, 90–115). Michael Matheus kann in seinem Aufsatz zeigen, wie diplomatisch und politisch wichtig es für die junge Bundesrepublik gewesen ist, 1953 in Rom die Hertziana wieder eröffnen zu können (S. 124–143). Bemerkenswert ist auch, dass sich der Band zwar grundsätzlich an den Direktoren orientiert, also von der prägenden Kraft der Leitungspersonen ausgeht, aber dann doch einzelne Protagonisten herausgreift, an denen sich paradigmatisch der Lebens-

weg und das Schicksal Einzelner in den Wechselfällen der Institutsgeschichte zeigen lassen. Der Beitrag von Andreas Thielemann zu Ludwig Schudt, dem ersten Bibliothekar des Hauses (S. 62–73), der Aufsatz von Annette Vogt und Agostino Paravicini Bagliani über Anneliese Maier (S. 116–123) und die sensible Würdigung von Jacob Hess durch Herwarth Röttgen gehören in diesen Kontext (S. 164–167). Schließlich sind die biographischen, auf die Hertziana zugeschnittenen Beiträge zu Otto Lehmann-Brockhaus (Valentino Pace), Christof Thoenes (Georg Satzinger), Richard Krautheimer (Dale Kinney), Matthias Winner (Sebastian Schütze) und Christoph Luitpold Frommel (Georg Satzinger) hier zu verorten. Der Süditalienforschung der Hertziana (Kai Kappel) schließlich, der Bibliothek (Michael Schmitz) und der Fotothek (Regine Schallert) wurden ebenfalls eigene Aufsätze gewidmet. Entstanden ist in einer Sammlung wissenschaftlich wichtiger Beiträge eine zeitgemäße historische Reflexion über die Geschichte des Hauses und der Institution, des Faches und der Kunstentwicklung, präsentiert in ästhetisch hoch ansprechenden Bänden. Eine von Francesca Curti und Lothar Sickel zusammengestellte instruktive und reiche Dokumentensammlung, die zeitgleich über die beiden Bände hinaus digital erschienen ist, ergänzt das neue Grundlagenwerk zur Bibliotheca Hertziana. Hannelore Putz

I manoscritti datati della Biblioteca Riccardiana di Firenze 4: MSS. 2001–4270, a cura di Teresa De Robertis e Rosanna Miriello, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013 (Manoscritti datati d'Italia 23) IX, 173 S., 155 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-491-3, € 250.

Noch einmal werden 143 Codices der Biblioteca Riccardiana vorgestellt, 119 bis zum Jahre 1500, der Rest bis 1550. Als datierte Handschriften gelten nach den Regeln des Unternehmens, für das eine eigene *Associazione Manoscritti Datati* verantwortlich zeichnet, neben denjenigen mit präzisen chronologischen Hinweisen (die allerdings den Zeitraum von zwölf Monaten nicht überschreiten dürfen) auch solche mit Angabe des Ursprungs, also des Ortes, des Schreibers oder eines Miniators. 16 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes für diese Bibliothek ist deren Besitz nun gänzlich erfasst, insgesamt sind das 560 Handschriften. Im jetzt beschriebenen Teil sind die Herkunftsangaben fast vollständig auf die Toskana beschränkt, mit Florenz als dem natürlichen Gravitationszentrum; Ausnahmen bilden Bologna und Neapel. Glanzlichter sind nicht darunter, weder durch Alter noch durch auffallenden Inhalt. Die Entstehungszeit reicht nirgends über das 14. Jh. zurück. Den Usancen des Unternehmens entsprechend sind die Inhaltsangaben auf ein Minimum beschränkt, manchmal so sehr, dass ein brauchbarer Informationswert mangelt, zum Beispiel (S. 24, Ms 2560): „Lettera dei veneziani alla Signoria di Firenze" – von wann und zu welchem Thema? Abgesehen vom Entstehungsraum ist der Bestand heterogen; immerhin erweist sich als gemeinsames Element, dass es sich um Bände handelt, wie man sie in Haushalten

der gebildeten Schicht anzutreffen erwartet: Bücher mit gesammelten Lebensregeln in Form von Zitaten aus den Werken angesehener Autoren, mit Ratschlägen zum gottgefälligen Sterben, mit Rezepten für Mittel gegen Fieber und anderen medizinischen Ratgebern, mit Anweisungen zur Gedächtniskunst, Unterrichtung in Grammatik, mathematischer Belehrung, etwa Anleitungen zum Rechnen mit dem Abakus oder zur Zinskalkulation, mit Instruktionen für Kaufleute, geographischen und alchemistischen Schriften, hippologischen Unterweisungen, Anleitungen zum Schachspiel. Es fehlen nicht historische Erzählungen, darunter die Chronik des Martinus Polonus; in großer Menge vorhanden sind literarische Werke verschiedenster Art, einschließlich solcher von klassischen Autoren; praktizierte Frömmigkeit verraten Beichtspiegel und Sammlungen von Heiligenlegenden, Predigten oder erbaulichen Traktaten. Die Spannweite ist beträchtlich, nicht vorhanden ist jedoch die Wissenschaft des späteren Mittelalters, abgesehen von einem Band mit kanonistischen Abhandlungen (S. 58 f., Ms. 3952), und ebenso fehlen die in kirchlichen Bibliotheken regelmäßig anzutreffenden liturgischen Codices. Der Abbildungsteil bietet aus jeder Handschrift oder den beschriebenen Teilen von Sammelbänden die Reproduktion einer Seite, die CD-ROM enthält weitere Bilder, die Qualität ist bedeutend besser. Den Beschreibungen und der umfangreichen Bibliographie folgen die Liste der erwähnten Handschriften, eine Konkordanz alter und neuer Signaturen, das chronologische Verzeichnis, schließlich die Register der Autoren und der anonymen Werke sowie der Personen- und Ortsnamen; sehr nützlich ist, dass stets die Stellen in allen vier Bänden zur Riccardiana ausgewiesen werden. – Das Unternehmen zur Präsentation der „datierten" Handschriften in Italien hat Anerkennung gefunden, das bisherige Ergebniss in Form von 23 Bänden, die im Laufe von 18 Jahren erschienen sind, kann sich sehen lassen, und doch mag die Zukunft der Publikationsreihe gefährdet sein: Anlass zur Besorgnis bietet die maßlose Preisentwicklung. Die früheren drei Bände zur Biblioteca Riccardiana sind für vergleichsweise bescheidene 97–127 € zu erwerben, wohingegen mit dem Sprung auf 250 € für den vierten der Preis in eine Höhe getrieben worden ist, die für manchen Interessenten jenseits der individuellen Schmerzgrenze liegen dürfte, und das wird angesichts knapper Etats auch für Bibliotheken gelten. Stellt man sich nun vor, dass die Zahl der Bände dreistellig werden könnte, wenn Vollständigkeit bei der Erfassung der Handschriftenbestände Italiens als Fernziel angestrebt wird, ist zu befürchten, dass die Kombination von hohem Preis und enormer Bändezahl auf potentielle Käufer abschreckend wirkt; somit wäre eine Revision der Preispolitik wirklich empfehlenswert. Dieter Girgensohn

Elisabetta Caldelli, I frammenti della Biblioteca Vallicelliana. Studio metodologico sulla catalogazione dei frammenti di codici medievali e sul fenomeno del loro riuso, Roma (Istituto Storico Italiano per il Medioevo) 2012, 366 S., viele Abb., ISSN 2279-6223, ISBN 978-88-89190-89-0, € 25.

Dieser inhaltsreiche Beitrag zur Aufarbeitung von fragmentarischen Überresten mittelalterlicher Handschriften besteht seinem Doppeltitel entsprechend aus einem allgemeinen und einem speziellen Teil. Der erstere beginnt mit einer Einführung im engeren Sinne (Introduzione, S. 7–27): neben Erläuterungen zu Anlass und Zielen des eigenen Unternehmens findet man hier einen aktuellen und ziemlich vollständigen Rundblick über die internationale Fragmentforschung; dazu kommt eine umfangreiche und für die Orientierung nützliche Bibliographie (S. 322–346; für Italien ist als wichtiges Arbeitsinstrumente zu ergänzen: Giacomo Baroffio, Iter liturgicum italicum. Editio maior, Stroncone 2011; für den nach wie vor einmaligen schwedisch-finnischen Bestand jetzt der umfassende Bericht von Jan Brunius, From Manuscripts to Wrappers. Medieval Book Fragments in the Swedish National Archives, Växjö 2013). Es folgen drei Kapitel, von denen das erste hervorgehoben sei, das in umsichtiger, zeitlich, geographisch und typologisch differenzierender Weise den historischen Kontext und die Motive für die Zerstörung mittelalterlicher Handschriften sowie die Verfahren bei der Wiederverwendung der Reste erläutert. Zwei kürzere Kapitel sind der Methodik der Katalogisierung (S. 89–108) und der Konservierung von Fragmenten gewidmet (S. 109–118). Der Hauptteil, der den Anlass und die Grundlage für die allgemeineren Ausführungen des ersten Teils liefert, besteht aus einem Katalog von Fragmenten in der römischen Biblioteca Vallicelliana, die bekanntlich im 16. Jh. als Bildungseinrichtung für das *Oratorium* von Filippo Neri entstand. Fragmente mittelalterlicher Handschriften sind dort von Anfang an in großer Zahl angefallen und werden teils in abgelöster Form gesammelt, teils *in situ* verstreut aufbewahrt (Bestandsübersicht S. 20–25). Der vorliegende Katalog umfasst in 130 „schede" den größten Teil der Fragmente aus literarischen Handschriften in lateinischer Sprache, die in 10 Sachgruppen angeordnet werden. Nicht überraschend entfällt davon mehr als die Hälfte (Nr. 1–70) auf biblische, patristische, liturgische und hagiographische Texte, gefolgt von vergleichsweise wenigen philosophischen (Nr. 71–82), medizinischen (Nr. 83–87), juristischen (Nr. 88–99), lateinischen Klassikern (Nr. 100–110), Humanisten und Grammatikern (Nr. 111–115) und unbestimmten Varia (Nr. 115–130). Aufregende Neuigkeiten sind hier nicht zu finden; zwei Fragmente in Uncialis des des 7. und 8. Jh. (Nr. 9 = CLA IV 435; Nr. 70 = CLA IV 434) sowie eine Reihe von Beneventana-Fragmenten waren schon früher bekannt gemacht worden. Das tut der Sache aber keinen Abbruch, da die Vf.in den inhaltlichen Ertrag eher als dienendes Nebenprodukt betrachtet, das ihr die Gelegenheit bietet, die analytischen Erfordernisse und Möglichkeiten der Fragmentbearbeitung modellhaft zu erproben. Jedes einzelne Fragment wird einer minuziösen kodikologischen und paläographischen Analyse unterzogen. Dabei werden auch winzige Schnipsel (z. B. Nr. 109, kaum größer als ein

Daumennagel: Sallust, Catilina, 13. Jh.) einbezogen. Jeder Text wird soweit möglich identifiziert und mit diplomatischer Methodik transkribiert. Fragmente, die an verschiedenen Stellen überliefert sind, aber aus derselben Handschrift stammen, werden zusammengeführt (z. B. Nr. 46: 23 Fragmente, Graduale, 11. Jh., aus S. Eutizio; Nr. 87: 11 Fragmente, Avicenna, 14. Jh.; Nr. 110: 21 Fragmente, Cicero, 2. Hälfte 15. Jh., diese übrigens ein Beispiel für die naturgemäß seltenen Papierfragmente). Mit Hilfe eines ausgeklügelten Schemas wird sogar die Position eines Fragments auf dem ursprünglichen Blatt rekonstruiert (Erläuterungen dazu S. 92–95). Die eindringlichen Provenienzrecherchen ergeben eine vielgestaltige Typologie der Fragmentträger: Schutzblätter in anderen Handschriften oder Drucken, Einbandmaterial von Frühdrucken in verschiedenen Formen, Umschläge von Aktenfaszikeln usw. Wie auch anderswo führt die Suche aber nur selten über diese Zwischenstationen zurück zu den zerstückelten Handschriften und ihren urprünglichen Besitzern. Wie überall liegt der Schwerpunkt der Recyclingindustrie auch hier im 16. und 17. Jh., die man statt „secoli aurei del riutilizzo“ (S. 61) richtiger als „secoli funesti“ bezeichnen sollte; vgl. aber auch S. 66–69 über deprimierende spätere Fälle. Bestätigung findet auch die Erfahrung, daß sich über die Exekutoren des Zerstörungswerks, ihre Materialquellen, die handwerkliche Technik der Weiterverarbeitung, Lieferanten und Kunden, Kosten und Gewinn nur wenig ermitteln läßt; besonders enttäuschend ist das im Fall der präzise datierbaren und ihrer Natur nach gesprächigen Notariatsprotokolle (vgl. dazu die Bemerkungen S. 64–66), die besonders in Italien zu Tausenden mit Pergamentumschlägen aus mittelalterlichen Handschriften versehen wurden (z. B. Mailand, Archivio di Stato ca. 2000; Massa Carrara und Pontremli, Archivi di Stato ca. 800; Norcia, Archivio storico del Comune: mehrere Hundert usw.). Man staunt immer wieder über die enormen Massen an mittelalterlichen Handschriften, die dem barbarischen recycling zum Opfer fielen, das von Stockholm bis Catania und von Oxford bis Rostock in ganz Europa praktiziert wurde. Insgesamt bietet dieses Buch eine lehrreiche Einführung in die vielschichtigen Probleme der Fragmentforschung. Allerdings sind die vorgelegten Musteranalysen als Maximalmodell aufzufassen, das sich nur in Ausnahmefällen übertragen läßt. Solange wir – besonders in Italien – noch Tausende von Fragmenten vor uns haben, die völlig ungeprüft sind, besteht die vordringlichste Aufgabe in summarischer Inventarisierung, um erst einmal die Umrisse der Bestände abschätzen zu können; eingehende kodikologische Beschreibungen, die immer prekäre paläographische Datierung, die mühsame Textbestimmung usw. bleiben Aufgabe der Einzelforschung, der am besten mit Digitalaufnahmen gedient ist, wie sie z. B. von der Universitätsbibliothek Düsseldorf für knapp 700 oder vom schwedischen Reichsarchiv für mehr als 20.000 Fragmente zur Verfügung gestellt werden: http://www.ulb.hhu.de/nc/recherchieren/handschriftenfragmente.html bzw. http://sok.riksarkivet.se/mpo.

Martin Bertram

RICABIM. Repertorio di Inventari e Cataloghi di Biblioteche Medievali dal secolo VI al 1520, vol. 3: Italia. Umbria, Marche, Abruzzo, Molise, a cura di Elena Somigli, Tavernuzze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013, LV, 227 S., ISBN 978-88-8450-496-8, € 140.

Inventare bilden den Schnittpunkt mehrerer historischer, philologischer und künstlerischer Disziplinen. Zwar herrscht an Untersuchungen zu einzelnen Bücherinventaren und -katalogen beileibe kein Mangel, eine Gesamtschau auf das Phänomen für das Gebiet Italiens fehlte jedoch bisher. Diese Lücke füllt das Repertorium der mittelalterlichen Bibliotheksinventare und -kataloge, für dessen nun vorliegenden dritten Band Elena Somigli verantwortlich zeichnet. Es tritt mit dem erklärten Ziel an, für den Zeitraum vom 6. bis zum beginnenden 16. Jh. einen Überblick über sämtliche Inventare (unter Einschluss von Testamenten, Schenkungsakten, Verkaufs- und Konfiskationsurkunden oder auch Rechnungen) zu liefern, die Hinweise auf Handschriften und Inkunabeln enthalten (s. die Besprechung der ersten Bände in QFIAB 93 [2013] S. 440–443). Nach der Toskana, der Lombardei, dem Piemont und Ligurien werden mit Umbrien, den Marken, den Abruzzen und Molise nun vier Regionen in Mittelitalien behandelt, unter denen Umbrien mit so wichtigen politischen und geistigen Zentren wie Assisi, Orvieto, vor allem aber Perugia hervorragt. Rund zwei Drittel der insgesamt 625 Einträge des Bandes sind denn auch dieser Region gewidmet. S. Fortunato in Todi gehört neben Assisi zu denjenigen monastischen Institutionen, die über alte, gewachsene und äußerst kostbare Bestände verfügen – Bestände, die im Falle des Franziskanerkonvents von Todi durch testamentarische Schenkungen zweier unfangreicher Kardinalsbibliotheken (Matteo d'Acquasparta; Bentivegna Bentivegni) zusätzlich erweitert wurden (Nr. 406–411, S. 120–122). Ebenfalls aussagekräftig sind Depositionslisten wie diejenige des Matteo Rosso Orsini, der Teile seines Buchbestands bei den Dominikanern in Perugia zwischenlagerte. Der Vorteil für uns heutige Benutzer liegt auf der Hand: die Bände mussten zwecks späterer Identifizierung genauer als sonst beschrieben werden. Natürlich sind die Bibliotheken (samt Inventaren) von so illustren Institutionen wie den Abteien S. Salvatore della Maiella oder S. Croce in Fonte Avellana bereits gut erforscht – hier liegt der Vorteil in der Bündelung des bisher zur Verfügung stehenden Materials. Für andere, weniger bedeutende Institutionen gilt dies nicht: ein jüngst im Staatsarchiv zu Perugia entdecktes Inventar *post mortem* des Franciscus Maturantius (gest. 1518), in dem 305, dem Kloster S. Pietro in Perugia vermachte Bücher, darunter 105 griechische, aufgelistet werden (Nr. 240, S. 66 f.), zeugt nicht nur von humanistischem Sammeleifer, sondern auch von der Notwendigkeit, Werke, die für die eigene Profession von Bedeutung waren, stets zur Hand zu haben. So manches, im Band enthaltenes Inventar von Privatpersonen, vor allem Juristen und Medizinern, belegt dies. – In den Marken, wo ein Zentralort von der Bedeutung Perugias fehlte, war die Einsiedelei von Fonte Avellana von allergrößter Bedeutung. Von der Schenkung des Petrus Damiani (1045/50) über Buchlisten und -inventare des 12. bis 15. Jh. lässt sich hier nicht nur die Entwicklung einer leistungsfähigen Biblio-

thek, sondern auch die Arbeit eines produktiven Skriptoriums nachzeichnen. Obwohl eher randständig gelegen, liefert auch Molise einiges an Bemerkenswertem, darunter das älteste Zeugnis für eine Bücherschenkung überhaupt: Abt Leo Adalperti überließ im Jahr 945 seiner Klostergründung von Larino einige Bände (S. 201, Nr. 1). – RICABIM hält, was es verspricht: es ist in kurzer Zeit zum – wie Agostino Paravicini Bagliani in seinem kurzen Vorwort zu Recht betont – „strumento di riferimento" geworden. Egal ob für Informationen über die Bestellung von Codices, über verwendete Schriftarten, den künstlerischen Schmuck, das Format, die Einbände, Zahlungen an Kopisten – jeder, der sich mit Aspekten von Buchproduktion und -zirkulation auf der italienischen Halbinsel beschäftigt, wird zukünftig auf dieses Werk zurückgreifen müssen. Drei Indices der Orte, Namen und Quellen erschließen den Band, dessen Informationsfülle jetzt auch bequem (und einfacher) über die elektronische Plattform MIRABILE ausgeschöpft werden kann. Ein ähnlich schneller Publikationsrhythmus für die angekündigten weiteren sieben Bände ist zu wünschen. Ralf Lützelschwab

Francesca Sara D'Imperio, Manoscritti agiografici italiani di Trento e Rovereto, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2012 (Quaderni di Hagiographica 10), XXIII, 112 S., ISBN 978-88-8450-453-1, € 38.

Das vorliegende Werk ist bereits der zehnte Band einer eher kleinen, aber sehr feinen Reihe hagiographischer Forschungen und Grundlagenarbeiten, die von der renommierten Società Internazionale per lo Studio del Medioevo Latino herausgegeben wird. Bereits aus verschiedenen Städten Italiens wurden hagiographische Quellen aufgearbeitet, so z. B. die lateinischen Heiligentexte, die in mehreren Bibliotheken in Trient und Rovereto überliefert sind (Quaderni di Hagiographica 3). An diese Arbeit aus dem Jahr 2005 schließt sich nun das Buch von Francesca Sara D'Imperio an, die ihren Fokus auf die italienischsprachigen Texte dieser beiden Städte legt. In insgesamt sechs Bibliotheken in Trient und Rovereto, die sich in städtischer bzw. geistlicher Trägerschaft befinden, konnte sie 62 Kodizes ermitteln, die zwischen dem 14. und 20. Jh. entstanden sind. In ihrer Einleitung gibt D'Imperio zunächst einen chronologischen Überblick (S. XV–XXIII), an den sich dann der fundierte Handschriftenkatalog anschließt (S. 3–93). Die Beschreibung der einzelnen Kodizes erfolgt nach dem auf S. XI–XII vorgestellten Muster. Jeder Eintrag enthält ausführliche kodikologische Angaben; daran schließen sich detaillierte Inhaltsangaben an, wobei eine Annäherung an die einzelnen Texte bis zu den jeweiligen Incipits und Explicits gegeben ist. Hilfreich ist daneben auch, dass die jeweiligen Heiligen benannt und datiert werden, was die Handhabung gerade mit Blick auf deren steigende Zahl und die nicht immer geläufigen, zum Teil auch lokalen Kulte deutlich erleichtert – dies betrifft vor allem die in der Frühen Neuzeit als Heilige verehrten Personen, wie z. B. Tommaso da Cori († 1729) oder Maria Maddalena Martinengo († 1737). Wünschenswert wäre gewesen, wenn auch die Genese der jeweiligen kommunalen bzw. geistlichen Bibliotheksbe-

stände stärkere Berücksichtigung gefunden hätte. Die vorliegende Publikation bietet aber durch die sorgfältig aufgearbeiteten Quellen, die durch ausführliche Register leicht zugänglich sind, eine wichtige Grundlage für die Erforschung der Heiligenverehrung im städtischen bzw. geistlichen Kontext in Oberitalien. Jörg Voigt

Dizionario Biografico dei giuristi italiani (XII–XX secolo), diretto da Italo Birocchi, Ennio Cortese, Antonello Mattone, Marco Nicola Miletti, 2 Bde., 2285 S., Bologna (Il Mulino) 2013, ISBN 978-88-15-24124-5, 140 €.

Mit diesem Großunternehmen zieht Italien an den mehr oder weniger ähnlich gestalteten Juristen-Lexika vorbei, die in den vergangenen Jahrzehnten in anderen europäischen Ländern erschienen waren (vgl. die Nachweise S. IXf.). Sie alle werden von diesem Werk nicht nur durch den neueren Stand, sondern vor allem durch den gewaltigen Umfang übertroffen. Auf mehr als 2000 Seiten werden von etwa 700 Autoren (Verzeichnis S. 2273–2285) 2160 Juristen vorgestellt. Über die Kriterien der Auswahl und der Gestaltung der Artikel informieren die Herausgeber in einer gedankenreichen *Presentazione* (S. VII–XXIII). Die Autoren sind überwiegend Italiener, aber auch einige Ausländer (u. a. Dieter Girgensohn: Zabarella, Susanne Lepsius: Bartolus, Eva Luise Wittneben: Bonagratia da Bergamo). Unter den italienischen Autoren und mehr noch unter den Biographien findet man nicht nur Wissenschaftler, sondern auch praktizierende Juristen wie z. B. Lodovico Mortara (1855–1936: Generalstaatsanwalt in Cagliari, Palermo, Rom, Florenz, Präsident der *Cassazione romana*, 1919–1923 Justizminister, von Mussolini entlassen); Nino Papaldo (Pappalardo) (1899–1997: Gesundheitsverwaltung, Richter am Verfassungsgerichtshof) oder Salvatore Scoca (1894–1962: Steuer- und Finanzverwaltung, mehrfach Staatssekretär, *Avvocato generale dello Stato*). Wie im Titel angezeigt umspannt das Werk neun Jahrhunderte italienischer Rechtsgeschichte von Irnerius bis zu Domenico Maffei († 2009; beide Artikel von Ennio Cortese). Die zeitliche Verteilung der Biographien (12.–15. Jh.: 324 = 15 %; 16.–18. Jh.: 628 = 29 %; 19. und 20. Jh.: 1207 = 65 %) entspricht dem Konzept eines aktuellen, nicht zuletzt für praktische Juristen bestimmten Nachschlagewerks, von dem selbstverständlich eine „trichterförmige" („ad imbuto", S. XIX) Öffnung zur Gegenwart erwartet wird. Dabei können die Herausgeber darauf hinweisen, daß das Mittelalter mit mehr Artikeln bedacht ist als in jedem vergleichbaren italienischen Repertorium; bemerkenswert auch ihre Beobachtung, daß sich bei der Bearbeitung von mittelalterlichen und modernen Autoren das Verhältnis der Quellenvorräte zu der einschlägigen Sekundärliteratur umkehrt. (S. XIXf.). Im Rahmen dieser knappen Anzeige wäre es unangebracht, aus dem überreichen biographischen Panorama einige wenige Namen herauszugreifen; und noch unpassender wäre es, hier und da eine biographische oder bibliographische Lücke aufzuspießen. Der hohe bibliographische Standard erhellt schon daraus, daß alleine das Verzeichnis der abgekürzt, und das heißt wiederholt zitierten Quellen und Literatur 50 dicht gefüllte Seiten

umfaßt (S. 2103–2151). Sehr willkommen ist der tief gestaffelte Sachindex (S. 2155–2189), der in vielen Fällen die Funktion eines thematischen Repertoriums übernimmt, z. B. *diritto amministrativo contemporaneo: autonomia scientifica della disciplina – cattedre – indirizzi – manuali – temi*; den Mediaevisten erfreut das Lemma *tractatus, medievali*, unter dem er mehr als 250 Titel der spätmitttelalterlichen Traktatliteratur findet. Der als Findhilfe ebenso nützliche Personenindex (S. 2191–2272) liefert nebenbei hübsche Argumente gegen den Unfug moderner *citation indices*, wenn z. B. Cesare Beccaria (1738–1794) mit 45 Erwähnungen von Baldus de Ubaldis (1327–1400) mit ca. 100 in den Schatten gestellt wird. Schließlich ist noch der Preis hervorzuheben, der in Anbetracht der beiden mächtigen Bände und ihres hohen Gebrauchswerts erfreulich mäßig ist.

Martin Bertram

Atria A. Larson, Master of Penance. Gratian and the Development of Penitential Thought and Law in the Twelfth Century, Washington D. C. (The Catholic University of America Press) 2014 (Studies in Medieval and Early Modern Canon Law 11), 576 S., ISBN 978-0-81322-168-7, U$ 65.

Master of Penance ist ein ästhetisch sehr ansprechend gestalteter Band, und der günstige Eindruck setzt sich bei seiner Lektüre ohne weiteres fort. Im Mittelpunkt von Larsons mehr als fünfhundertseitiger Arbeit steht Gratian und dessen Beitrag zur scholastischen Bußlehre des 12. Jh., wie sie sich allein in seiner *Concordia discordantium canonum* niedergeschlagen hat, dem ersten von der Scholastik geschaffenen Textbuch und späteren gratianischen Dekret. Nach einer ausführlichen Einleitung in die Entwicklung der Bußliteratur bis auf Gratian sowie die textgeschichtlichen Wechselfälle bei der Entstehung seiner Hauptabhandlung zum Thema, des im Dekret zwischen *Causa* 33 *quaestio* 2 und *quaestio* 4 eingebetteten *Tractatus de poenitentia*, erstreckt sich Larsons Erörterung zu etwa gleichen Teilen auf die eingehende Analyse des Traktats mit seinen sieben Distinktionen (Part I) und auf dessen Nachleben im Denken und Schrifttum späterer Autoren (Part II), das zwischen dem maßgeblichen Textbuch für spätmittelalterliche Theologen von Petrus Lombardus (1155–1157) und den Dekretalen Papst Innozenz' III. (1198–1216) die scholastischen Kommentare zur Buße und eine Reihe von wichtigen pastoralen Werken erfasst. Mit dem Erscheinen von *Master of Penance* wird erstmals eine erschöpfende Darstellung des gegenwärtigen, die Konsolidierung der (katholischen) Bußlehre im 12. Jh. betreffenden Forschungsstandes vorgelegt, die in der Universalsprache der heutigen Geisteswissenschaften geschrieben ist und auf diese Weise einen größtmöglichen Leserkreis zu erreichen vermag. Die Verfasserin hat vor den oft älteren Vorarbeiten und deren Vielsprachigkeit in keiner Weise zurückgeschreckt und informiert gleichermaßen gründlich über jüngste literar- und textgeschichtliche Erkenntnisse aus der lateinischen Handschriftenüberlieferung. Manch einem mag es vielleicht so erscheinen, als sei aus der Bibliografie älterer Gelehrtengenerationen etwas zu viel des Lobes für

Gratians intellektuelle Statur in Larsons eigene Rhetorik übergegangen. Doch allzu sicher sollte man sich auch bei diesem Einwand nicht sein. Am Ende der umfangreichen Monographie steht Gratian dank seines Dekrets weiterhin als Begründer des systematischen Kirchenrechts da. Larson reiht ihn zusätzlich und überzeugend unter die führenden Vertreter der frühscholastischen Theologie ein und stellt ihn gar als deren methodischen Vorreiter hin, der im Umgang mit dem mehr als tausendjährigen kirchlichen Autoritätenschatz „alle Vorgänger hinsichtlich der Größenordnung und Durchgängigkeit seiner Harmonisierungsbestrebungen" (vgl. Seite 290, Anm. 53) in den Schatten stellte. Fügt man dieser Feststellung am Ende noch diejenige von Anders Winroth hinzu, der in seiner bahnbrechenden Abhandlung über *The Making of Gratian's Decretum* aus dem Jahr 2000 auf die Möglichkeit verwies, dass der Vf. der *Concordia* auch den zeitgenössischen Glossatoren des Römischen Rechts als unerreichtes methodisches Vorbild gelten konnte, dann wirkt Larsons Beharren auf Gratians geistiger Übergröße auf einmal fast ebenso gut fundiert wie der Rest ihres *Master of Penance*.

Wolfgang P. Müller

Notare und Notarssignete vom Mittelalter bis zum Jahr 1600 aus den Beständen der Staatlichen Archive Bayerns. Funktionen und Beurkundungsorte, Quellennachweise, Indizes und Nachträge. Erfasst und bearb. von Elfriede Kern und Magdalena Weileder unter Mitwirkung von Karl-Ernst Lupprian und Susanne Wolf, München (Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns) 2012 (Sonderveröffentlichungen der Staatlichen Archive Bayerns 8), 615 S., ISBN 978-3-938831-41-0, € 49,90.

Den 2008 erschienenen und in dieser Zeitschrift (Bd. 91 [2011], S. 476 f.) besprochenen Band mit den Abbildungen von Notarssigneten bis zum Jahr 1600 ergänzt und erschließt nun ein „Folgeband". Sein Hauptteil ist eine Liste der 2885 Notare in der chronologischen Reihenfolge des jeweils ersten (oder einzigen) von ihnen ausgestellten Dokuments, das in den Urkundenbeständen der Staatsarchive des Freistaates Bayern nachgewiesen ist. Diese Liste enthält „alle vom Notar in seiner Selbstbezeichnung in der Urkundenunterfertigung aufgeführten Informationen zu Herkunft und beruflichen Funktionen und führt darüber hinaus die Beurkundungsorte und Quellenbelege auf" (S. 8), d. h. die aktuellen Signaturen der Urkunden. Damit liegt nun ein veritables „Repertorium der Notarsurkunden aus den Beständen der Staatlichen Archive Bayerns" vor (ebd.), das zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, aber wesentlich mehr Stücke enthält als der erste Band, denn dort waren nur die Urkunden nachgewiesen, deren Signete auch abgebildet wurden; aber von sehr vielen Notaren weist der „Folgeband" jeweils mehrere Urkunden nach. Die knappen Informationen, die in der Liste der Notare zusammengestellt wurden, sind eine wahre Fundgrube zur Erforschung der Geschichte des Notariats (nicht nur in Bayern). Anders als im ersten Band ist nun neben dem Datum auch der Ausstellungsort angegeben.

Besonders von den ältesten Urkunden sind auffällig viele in Südtirol ausgestellt, was sehr alte Verbindungen sichtbar macht. Die Ausstellungsorte der Urkunden zeigen aber auch, in Kombination mit den Herkunftsdiözesen der Notare, deren teilweise bemerkenswerte Mobilität. In den 1430er Jahren verweist der Ausstellungsort Basel auf ihre Tätigkeit im Rahmen des dortigen Konzils (vgl. z. B. Nr. 844, S. 134–137: 64 Urkunden des Notars *Theobaldus Danielis* [nicht: „Damelis"], und Nr. 1022, S. 169–172: 61 Urkunden des Notars *Wernerus Wolmers*). Die Datumsangaben erlauben es, die Aktivität mancher Notare über Jahrzehnte hinweg zu verfolgen. – Der „Folgeband" enthält außerdem Nachträge (S. 484: zwei Signete, eines davon das eines neu hinzugekommenen Notars) und Korrigenda (S. 485–491) zum ersten Band, eine Signaturenkonkordanz (S. 492–502) und eine Konkordanz der Bestandsbezeichnungen (S. 503–507) – beide offenbar nötig geworden infolge von archivischen Umsignierungen seit dem Erscheinen des ersten Bandes – sowie einen Index der Personen (S. 510–561) und einen Index der Orte (S. 562–614). Auch wenn vor allem bei ausländischen Namen der eine oder andere Lesefehler unterlaufen ist (z. B. Nr. 756 und 846 nicht „Gemiani"/„Gemianus", sondern *Geminianus de Prato*; Nr. 1127 *de Vulterris*, nicht „Vultecris"; Nr. 1532 nicht „Lantino", sondern *Fantino de Valle*, Nr. 1854 *Hieronymus de Porchariis*, nicht „Parchariis"), den vielleicht die Konsultation des Repertorium Germanicum hätte verhindern können (z. B. Nr. 758 Sirck, nicht „Surk"; Nr. 851 Colenzoen, nicht „Cobenzoen"; Nr. 920 Milinchus, nicht „Milnichus"), so ist dies angesichts der Menge, der paläographischen Vielfalt und der oft schwierigen Lesbarkeit der Notariatsinstrumente mehr als verzeihlich. Hier wurde Grundlagenforschung geleistet und mehr als „nur" ein nützliches Nachschlagewerk geschaffen! – Entgegen der Ankündigung im Abbildungsband ist ein Nachtrag mit den Urkunden der fränkischen Staatsarchive Bamberg, Nürnberg und Würzburg von 1401 bis 1600 im „Folgeband" nicht enthalten; es wäre jedoch sehr erfreulich, wenn ein solcher Nachtragsband zur Abrundung des Gesamtprojekts noch zustande käme. Christiane Schuchard

Otto Gerhard Oexle, Die Gegenwart des Mittelalters, Berlin (Akademie Verlag) 2013 (Das mittelalterliche Jahrtausend 1), 45 S., Abb., ISBN 978-3-05-006369-0, € 14,80.

Con la pubblicazione di questo fascicolo il centro per il medioevo dell'Accademia delle Scienze di Berlino, presieduto da Michael Borgolte, ha inaugurato una collana, ‚il millennio medievale', per valorizzare le conferenze annuali volte a sensibilizzare l'opinione pubblica sulla perdurante attualità del medioevo. La prima comunicazione, tenuta nel febbraio del 2012, è stata dedicata dal Professor emerito Otto Gerhard Oexle proprio al ‚presente' del medioevo. Ed è difficile immaginare uno studioso più indicato per occuparsi di tale tema. Oe. si è infatti prevalentemente dedicato negli ultimi trent'anni ad indagare tanto la storia della storiografia medievistica tedesca ed europea quanto il ruolo del medioevo nella cultura contemporanea; e, attraverso tali indagini, ha riflettuto sull'epistemologia della scienza storica moderna. Uno dei

presupposti fondamentali della riflessione di Oe., che sta alla base di questo saggio, è la constatazione che il medioevo costituisce l'‚Altro' della modernità occidentale che si trova a questa più vicino. Tale prossimità dell'alterità medievale al mondo moderno è anche ciò che rende ragione della forza della ‚presenza' del medioevo. Questa presenza viene distinta concettualmente in tre forme. Innanzi tutto c'è una presenza ‚diretta', quella dei resti e dei monumenti. Oe., fedele ad un'epistemologia della conoscenza storica kantiana e costruttivista, non rinvia ad una tassonomia, bensì, richiamandosi a Droysen, ad un insieme aperto di testimonianze che viene determinato dalla domanda di senso storico. Una domanda che non è solo quella scientifica, bensì quella più ampia diffusa nella società, alimentata dal fascino della conoscenza del passato, in particolare medievale. Quindi Oe. si occupa del concetto di ‚medioevo', cioè di quella nozione periodizzante con cui si indica il millennio compreso tra il 500 e il 1500. Nonostante le critiche mosse a tale concetto, esso possiede una forza derivante dall'istituzionalizzazione che presuppone una fondamentale attribuzione di senso compiuta dalla cultura moderna rispetto a quest'epoca. La tenuta di tale concetto deriva certamente da alcuni vantaggi che questa periodizzazione offre. Tuttavia ne derivano anche molti svantaggi nell'interpretazione dei processi storici, tra i quali Oe. segnala la trasformazione del senso del sapere storiografico avvenuta all'inizio del XVIII secolo. Allora ha avuto avvio un dibattito interno alla moderna scienza storica tra empirismo e razionalismo che non si è ancora concluso; allora, nell'ambito di una nuova concezione della storia, si inventò il medioevo nel senso attuale e ‚sdoppiato', cioè di volta in volta costruito dialetticamente in positivo o in negativo. Tale polarità nutre la cultura moderna e il suo modo di pensare il medioevo. Questa terza forma di presenza costituisce uno strato vasto della memoria culturale e perciò anche fecondo, come mostrano gli esempi che Oe. trae dalla storia della musica, della letteratura e dall'architettura. Proprio in quest'ultimo ambito Oe. fornisce in poche pagine un saggio delle sue ricerche di storia culturale, indagando alcuni rilievi architettonici neo-gotici di Berlino nei decenni a cavallo del 1900 e quindi l'influenza del gotico ‚pensato' – inteso come nesso profondo tra forme spaziali e simboliche nuove e società in trasformazione – su un importante architetto contemporaneo, Ludwig Mies van der Rohe. La pregnanza di questo caso esemplifica ancora, se ce ne fosse bisogno, la significatività delle ricerche condotte da Oe. e costituisce un nuovo buon motivo a favore di una più estesa ricezione degli scritti di tale studioso in Italia. Si fornirebbero così non pochi spunti per aprire nuovi fronti di indagine per gli storici della cultura e per incentivare l'autoriflessione presso i medievisti, i quali troverebbero inoltre argomenti per valorizzare il ruolo della propria disciplina come forma di comprensione del moderno attraverso la presenza dell'alterità medievale. Eugenio Riversi

Stéphane Gioanni/Paolo Cammarosano (a cura di), La corrispondenza epistolare in Italia, 2. Forme, stili e funzioni della scrittura epistolare nelle cancellerie italiane (secoli V–XV). Convegno di studio, Roma 20–21 giugno 2011, Trieste [u. a.] (CERM [u. a.]) 2013 (Collection de l'École Française de Rome 475. Atti 6), 416 S., Abb., ISBN 978-88-95368-16-0/978-2-7283-0987-0, € 34.

Der Band ist der zweite einer auf drei Bände angelegten Reihe, die unter dem gleichen Titel unterschiedliche Aspekte mittelalterlicher Epistolographie beleuchten. Während sich der erste Band auf die Korrespondenz vom 12. bis 15. Jh. beschränkte, ist der Bogen in dem anzuzeigenden Werk weiter gespannt. So haben die Herausgeber die Pluralität brieflicher Kommunikation ins Zentrum ihrer Betrachtung gestellt und entsprechend in der Einleitung betont, dass sie bewusst von der spätantiken Blütephase der Epistolographie bis zu den Humanistenbriefen des 15. Jh. das gesamte mittelalterliche Jahrtausend abdecken wollten. Räumlich beschränken sie sich im Wesentlichen auf die italienische Halbinsel. Die päpstlichen Register werden ebenso behandelt wie die städtisch-kommunalen Briefe aus Siena und Mailand oder die Briefe des Petrus de Vinea; thematisch werden politische und Freundschaftsbriefe ebenso angesprochen wie philosophisch-spirituelle Schreiben. Es wird der Stil einiger Schreiben zum Thema gemacht, an anderer Stelle das Verhältnis zwischen Rechtssprache und *dictamen*. Es werden ganze Briefregister auf ihren gemeinsamen Stil hin analysiert und in anderen Beiträgen einzelne Schreiben einer Detailanalyse unterzogen. Die Pluralität mittelalterlicher Epistolographie ist damit zwar abgebildet, allerdings auf Kosten einer gewissen inhaltlichen Kohärenz. Der Band gliedert sich in fünf grob chronologisch geordnete Abschnitte. Nach einer kurzen, die einzelnen Beiträge knapp vorstellenden Einleitung vom Herausgeber Stéphane Gioanni umfasst der erste Abschnitt fünf Beiträge unter dem Titel „Modelli, tradizioni e collezioni epistolari nelle cancellerie dell'Alto Medioevo". Der zweite Abschnitt „La rhétorique épistolaire et la communication politique" behandelt in zwei karolingerzeitlichen Beiträgen die italienische Korrespondenz Gottschalks von Orbais und die Briefe Johannes' VIII. an die Barbaren sowie im letzten Beitrag zwei Originalbriefe aus Mailand aus der Mitte des 11. Jh. Im dritten Abschnitt „Aspetti culturali e simbolici, propaganda e scrittura" werden die berühmten Briefsammlungen des 13. Jh. bei unterschiedlichen Fragestellungen in vier Beiträgen in den Blick genommen. Der vierte Abschnitt „La corrispondenza nelle comunità italiane" widmet sich in zwei Beiträgen der inflationär angestiegenen archivierten Schriftlichkeit der Kommunen am Beispiel von Siena (Paolo Cammarosano) und Gemona del Friuli (Miriam Davide). Im letzten Abschnitt „Giochi e corrispondenza diplomatica nell'epoca umanista" beschreiben zwei Beiträge in Einzelstudien die Neuerungen des *dictamen*, die der Renaissancehumanismus mit sich brachte. Der Band spiegelt in seiner Gesamtanlage mithin die Vielfältigkeit der Gattung Brief in einer insgesamt recht heterogenen Anordnung im Einzelnen zum Teil sehr anregender Beiträge wider. Da die Einleitung nur zehn Seiten umfasst und auf eine Synthese am Ende des Buches verzichtet wurde, bietet der Band

zwar bemerkenswerte Einzelergebnisse, vermittelt aber kein schlüssiges Gesamtbild, was angesichts der Pluralität der Gattung Brief zu viel verlangt wäre. Man darf also auf den dritten Band dieser Reihe gespannt sein. Florian Hartmann

Steffen Patzold, Ich und Karl der Große. Das Leben des Höflings Einhard, Stuttgart (Klett-Cotta) 2013, 407 S., Abb., ISBN 978-3608-94764-9, € 26,95.

Mit dem Aufmerksamkeit heischenden Titel zeichnet Patzold ein umfassendes Lebensbild Einhards, der einer der wichtigsten Ratgeber am Hofe Karls des Großen und dessen Nachfolgers Ludwig des Frommen war. Dabei gelingt P. der Spagat zwischen einem fachwissenschaftlichen Ansprüchen genügenden und einem für den gebildeten Laien lesbaren Buch. Er verzichtet darum nicht auf Anmerkungen, gibt sie aber erst am Ende seines Werkes. P. sieht sich vor die Schwierigkeit gestellt, dass er von einer unterschiedlichen Dichte der Quellenüberlieferung ausgehen muss. Er versucht daher, vorhandene Lücken durch behutsam präsentierte Analogien zu schließen, und er macht dies auch redlicherweise für den Leser deutlich. Um ein Bild von den Rahmenbedingungen für Einhards Ausbildung zu vermitteln, schildert er umfassend die Situation des Klosters Fulda gegen Ende des 8. Jh. Dies ist genau die Zeit, in der Karl der Große sich um eine Anhebung der Standards in den Lateinkenntnissen und in der christlich-antiken Bildung bemüht. Aufbruchstimmung herrschte auch in der Baukunst, und Einhard konnte sich nach seiner Berufung an den Hof mit eigenen Augen davon überzeugen, wie Aachen zum Zentrum des karolingischen Imperiums ausgestaltet wurde. Wird er 796 von Theodulf von Orléans noch etwas geringschätzig als *nardulus* bezeichnet, verschuf er sich als Mitstreiter Alkuins am Hofe bald Respekt und Anerkennung. Möglicherweise geht bereits das Gedicht *Karolus rex et Leo papa* auf ihn zurück, doch kennzeichnet P. zu Recht die Autorschaft als hypothetisch. Auch nach dem Tode Karls des Großen 814 – der nunmehr 1200 Jahre zurückliegt und deshalb Anlass für zahlreiche Publikationen war –, setzte Einhard auf die richtige Fraktion am Hofe und wurde somit auch ein wichtiger Ratgeber Ludwigs des Frommen. Hier dramatisiert P. durch Fragen wie „Welche Sorgen trieben ihn um in schlaflosen Nächten?“ (S. 97) recht stark, ebenso wie durch die Ausmalung des „Sündenpfuhls“ (S. 96), den Karls des Großen zahlreiche unverheiratete Töchter darstellten und den Ludwig „trockenlegen“ musste. Ebenso überzeichnet P., wenn er Einhard als „amtslosen Spross aus einer mediokren Familie, harmlos genug“ (S. 99) charakterisiert. Auch der saloppe Ausdruck „Entourage“ (S. 66, 76, 84, 90, 202) für den Beraterkreis am Hof sollte nicht überstrapaziert werden. Ähnliches gilt für den „alten Höfling“ (S. 181, 183, 228). Aber vielleicht sind solche Ausdrucksweisen im Hinblick auf eine angestrebte Auflagenhöhe des Buches unvermeidlich. Während die reichsgeschichtlichen Vorgänge aus vielen anderen Darstellungen hinlänglich bekannt sind, bietet P.s Aufbereitung der *Translatio SS. Marcellini et Petri* (vor allem: S. 134–146) sehr anschauliche Einblicke in Einhards Lebenswelt und „private“ Umgebung. Hierin vor

allem liegt die Stärke des Buches, und das Kapitel *Otium* (ab S. 233), in dem P. das literarische Schaffen und die Briefkorrespondenz Einhards würdigt, rundet diesen positiven Eindruck ab. Eine umfassende Bibliographie sowie ein Orts- und Namensverzeichnis erleichtern den Zugang zu diesem lesenswerten Buch. Besonders hingewiesen sei noch auf die Abbildungen: Tafel 9 (Testament Karls des Großen in der von Einhard verfassten Vita, Wien, ONB, Cod. 529) und Tafel 10 (Originalurkunde Einhards für die Sint-Pietersabdij, Gent, Rijksarchief). Rudolf Hüls

Cornelia Scherer, Der Pontifikat Gregors IV. (827–844). Vorstellungen und Wahrnehmungen päpstlichen Handelns im 9. Jahrhundert, Stuttgart (Hiersemann) 2013 (Päpste und Papsttum 42), XVI, 345 S., ISBN 978-3-7772-1308-8, € 179.

Die Erlanger Dissertationsschrift setzt eine Reihe jüngerer Monographien zum frühmittelalterlichen Papsttum fort. Mit Gregor IV. wählte sich die Vf. einen nicht sehr profilierten Papst zum Gegenstand, doch bieten der immerhin 17jährige Pontifikat und eine Reihe quellenkritischer Herausforderungen reichlich Stoff. Aus der Quellenproblematik macht die Vf. methodisch eine Tugend, indem sie sich auf die regionalen, perspektivisch gefärbten Vorstellungen vom Papst konzentriert. Dazu gliedert sie die Studie in vier Hauptkapitel: Zunächst wird anhand römischer Quellen nachgezeichnet, wie sich der Papst als Stadtherr inszenierte. Für die Karolinger sei in dieser päpstlichen Perspektive kein Platz. Danach wird der Blick geweitet: Dezentrale Quellen von der Apenninenhalbinsel zeichnen ein ambivalentes Bild vom Papst. Dennoch deute sich dort eine weit gehende Anerkennung und Hochschätzung päpstlicher Ansprüche an. Anschließend widmet sich die Vf. dem vielgestaltigen Verhältnis zu den Karolingern. Während die Nähe zum in Italien residierenden Lothar I. – insbesondere territorialpolitische – Konflikte provoziert habe, sei Gregor IV. Ludwig dem Frommen gegenüber um ein entspanntes Verhältnis bemüht gewesen. In kluger Zurückhaltung lässt die Vf. hier einige Fragen angesichts der Quellenlage offen. Statt vermeintlich objektive Wahrheiten zu verkünden, widmet sie sich den Vorstellungen, die man sich an unterschiedlichen Orten des Frankenreiches vom Papst gemacht habe. So hält sie in Anlehnung an jüngere Forschungen jenen Brief Gregors IV., der die Motivation seiner Frankenreise darlegt, für eine Fälschung. Doch wird der Brief dann lesbar als eine Vorstellung im Frankenreich über den Papst. Dasselbe wird im letzten Kapitel am Beispiel weiterer „Außenbeziehungen" verdeutlicht. Immer wieder hätten sich fränkische Institutionen mit Bitten an den Papst gewandt. Man habe im Papst einen Garanten für Sicherheiten gesehen, die das Königtum so nicht mehr habe gewährleisten können. So reflektierten diese Anfragen, Privilegien oder Fälschungen von Papsturkunden Romorientierungen und Vorstellungen, die man sich andernorts vom Papst gemacht habe. Wenn unter Gregor IV. also die Zahl der Bitten an den Papst zugenommen habe, dürfe das weniger als Entschlossenheit des Papstes verstanden werden; es sei vielmehr Ausdruck eines Bedürfnisses nach Schutz, den man damals

eben vor allem in Rom gesucht habe. Eine Analyse Gregors IV. selbst, seines Handelns, seiner Intentionen, sei angesichts der Quellen kaum möglich. Auch insgesamt wird in der sehr umsichtigen Arbeit deutlich, dass die Quellen den Papst selten als treibende Kraft, sondern eher reaktiv darstellen. Vielleicht entspricht das seinen tatsächlichen Möglichkeiten. Denn allein Paschasius Radbertus entwirft aus seiner Pseudo-Isidor nahestehenden Perspektive einen starken Papst. Wenn die fränkischen Quellen diesen Papst sonst kaum profilieren, dann vielleicht nicht nur, wie die Vf. meint, weil er qua Amt vor Kritik geschützt war, sondern auch weil man ihn tatsächlich nicht als maßgebliche politische Instanz wahrnahm. Es ist ein Verdienst der sorgfältigen Studie, quellenkritische Grenzen anzuerkennen, sich mit einem „fragmentarischen" Bild des Papstes zu begnügen und dafür durch akribische Quelleninterpretation die Genese unterschiedlicher Imaginationen des Papstes nachvollziehbar zu machen. An den Text schließen sich vier Anhänge sowie eine Handschriftenliste, eine Bibliographie und ein Orts- und Personenregister an. Florian Hartmann

Florus Lugdunensis, Opera polemica, ed. Klaus Zechiel-Eckes, ad impressionem praeparavit Erwin Frauenknecht, Turnhout (Brepols) 2014 (Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis 260), LIX, 542 S., ISBN 978-2-503-55225-5, € 325.

Der Name von Klaus Zechiel-Eckes (1959–2010), der plötzlich und viel zu früh starb, ist in der Forschung vor allem mit der „Enttarnung" von Pseudo-Isidor verbunden. Zechiel-Eckes hatte sich aber bereits in seiner 1997/98 an der Universität Freiburg eingereichten Habilitationsschrift mit einem der maßgeblichen Denker des 9. Jh. beschäftigt, nämlich mit dem Diakon Florus von Lyon, der sich an zahlreichen Kontroversen seiner Zeit mit Schriften und Stellungnahmen beteiligte. Der darstellende Teil dieser Arbeit ist 1999 unter dem Titel „Florus von Lyon als Kirchenpolitiker und Publizist. Studien zur Persönlichkeit eines karolingischen ‚Intellektuellen' am Beispiel der Auseinandersetzung mit Amalarius (835–838) und des Prädestinationsstreits (851–855)" erschienen, während für den editorischen Anhang eine Publikation im Rahmen des Corpus Christianorum verabredet wurde, wozu es nicht mehr kam. So ist es den Hg. in Turnhout wie auch den Tübingern Steffen Patzold, Gerhard Schmitz und Erwin Frauenknecht sehr zu danken, dass sie sich der Sache annahmen und für die Publikation des umfangreichen Bandes gesorgt haben. Der Band versammelt nun insgesamt sieben Schriften zur Auseinandersetzung mit Amalar, der von Ludwig dem Frommen nach der Absetzung Agobards als Erzbischof von Lyon 835 dort eingesetzt worden war, wogegen Florus literarisch kämpfte, und vier Schriften zum Prädestinationsstreit, in dem ja auch noch andere Intellektuelle wie Hinkmar von Reims Position bezogen. Wie man der Vorbemerkung von Frauenknecht entnehmen kann, hat die von Zechiel-Eckes hinterlassene Edition eine „durchweg präzise Form" (S. VIII), so dass man es für die Drucklegung bei einer formalen Überarbeitung belassen hat. Dies bedeutet aber auch, dass die neue Edition nicht ohne die Monographie über Florus zu

benutzen ist, denn der historische Kommentar zur Einordnung der Texte beschränkt sich auf gelegentliche Verweise auf die entsprechenden Seiten in der Florus-Monographie. Dies finde ich noch hinnehmbar. Zechiel-Eckes hatte aber für die Edition der *Opera polemica* des Florus noch geplant, „im Sinne einer Zusammenführung der Texte an einem Ort" auch die Werke aufzunehmen, die bereits anderweitig ediert wurden, und dies auch in eigenen Aufsätzen begründet. Dieses Vorhaben wurde allerdings nicht realisiert (S. IX Anm. 2), was ich für keine gute Entscheidung halte, denn es war ja gerade die Absicht und das Verdienst der Forschungen von Zechiel-Eckes, den inneren Zusammenhang und die enge Zusammengehörigkeit dieser Florus-Schriften deutlich zu machen, denn so muss man neben seiner Darstellung jetzt doch die beiden anderen Editionen hinzuziehen. In den Prolegomena hat Zechiel-Eckes die älteren Textausgaben charakterisiert und die Handschriften ausführlich beschrieben, ging aber auf den Inhalt nicht ein, weil dies ja bereits im 1. Teil seiner Habilitationsschrift geschehen war (S. IX ist mit der Angabe „S. 265" anscheinend noch eine alte Seitenzahl stehengeblieben, es muß „S. XIX" heißen). Ein Bibel- und ein Quellenregister runden den umfangreichen Band ab, der nun fast alle Schriften des Florus in einer mustergültigen Ausgabe vereinigt. Es ist wirklich begrüßenswert, dass die große und akribische Arbeit, die in diesem umfangreichen Editionsband steckt, nicht umsonst war, sondern dank gemeinsamer Anstrengung von Kollegen, die Klaus Zechiel-Eckes fachlich und menschlich verbunden waren, doch noch der Forschung zur Verfügung gestellt wird und damit zu einer weiteren intensiven Beschäftigung mit dem 9. Jh. einlädt. Dies hätte Klaus Zechiel-Eckes sicher sehr gefreut, der die geistigen Auseinandersetzungen des 9. Jh. zu Recht sehr spannend fand.

Martina Hartmann

Wilfried Hartmann/Isolde Schröder/Gerhard Schmitz (Hg.), Die Konzilien der karolingischen Teilreiche 875–911, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2012 (Monumenta Germaniae Historica. Concilia 5), XXIX, 736 S., ISBN 978-3-7752-5356-7, € 175.

Nach dem Erscheinen der ersten von Albert Werminghoff bearbeiteten Teilbände der karolingischen Konzilien (MGH Conc. 2/I–II, 1906–1908) findet nun mit dem fünften Band der *Concilia* der karolingische Teil des Editionsprojekts seinen Abschluss. Neben Wilfried Hartmann, dessen Name seit dem ersten Nachkriegs-Konzilsband (Conc. 3, 1984) maßgeblich mit dem langjährigen Unternehmen verbunden ist, waren auch Isolde Schröder (für 15 Synoden aus dem Westfrankenreich: Nr. 32, 33, 35, 36, 38, 41, 44, 45, 47, 51, 53, 54, 56, 57, 59 sowie Anhang I) und Gerhard Schmitz (für die Synoden von Fismes 881 und Trosly 909: Nr. 15 u. 58) als Mitherausgeber beteiligt. Den anfänglichen Planungen gemäß (vgl. Conc. 3, S. VI) sind in der vorliegenden Edition alle Synoden in den fränkischen Teilreichen und in Italien aufgenommen, die – chronologisch an Bd. 4 (860–874) anschließend – in den Zeitraum bis zur Versammlung

von Trosly fallen; mit der Synode von Fontcouverte 911 (Nr. 59) wurde dieser zeitliche Rahmen schließlich noch erweitert. Insgesamt 60 Konzilien bilden den Hauptteil des Bandes. Unter ihnen haben besonders die Synoden von Troyes 878 (Nr. 9), Fismes 881 (Nr. 15), Tribur 895 (Nr. 39) und Trosly 909 (Nr. 58) große Beachtung gefunden, was sich in ihrer vergleichsweise detaillierten Dokumentierung widerspiegelt. Während auch von anderen Versammlungen wie denen in Ponthion 876 (Nr. 6), Ravenna 877 und 898 (Nr. 8 und 43) oder Mainz 888 (Nr. 26) wichtige Beschlüsse u. a. in Form von Synodalprotokollen oder Kanones erhalten sind, finden sich für manche Synoden bloß indirekte Nachrichten. Inhaltlich und formal gelten in Conc. 5 weitgehend dieselben Kriterien wie in den beiden Vorgängerbänden. Entsprechend sind die Synoden nicht thematisch oder regional, sondern chronologisch geordnet, wobei Diözesansynoden nicht aufgenommen wurden. An eine quellen- und überlieferungskritische sowie inhaltliche Fragen aufgreifende Einleitung schließt sich für jedes Konzil eine Übersicht über Regesten und Literatur an, bevor ein Abschnitt mit indirekten Nachrichten, eine Auflistung von Handschriften und Drucken sowie, wo dies möglich war, Angaben zur Rezeption folgen. Die meisten direkten Zeugnisse der Synoden, zu denen über Kanones hinaus weitere Texte zählen, die sich unmittelbar auf den Ablauf, die Inhalte und die Beschlüsse der Konzilien beziehen, wurden nach aktuellen Standards kritisch ediert (darunter nur wenige Briefe, vgl. etwa Nr. 15, 45 oder 49). – Anders als ursprünglich angedacht, enthält der Schlussband der karolingischen Konzilien nicht „die gefälschten und zeitlich nicht fixierbaren Versammlungen und Kanones aus der gesamten Karolingerzeit“ (Conc. 3, S. VI), sondern beschränkt sich darauf, diese für den Zeitraum zwischen 875 und 911 aufzunehmen. Alle sicher nachzuweisenden Konzilien erscheinen im Hauptteil, auch wenn sich in Fällen wie Nr. 22, 25, 53 oder 60 kaum genauere Angaben zur Datierung machen lassen. Da in Bezug auf die süditalienische Synode (Nr. 25) mit der in Klammern angegebenen Vermutung „um 887?“ über bisherige Datierungsversuche hinausgegangen wird, wären hier nähere Anhaltspunkte für die vorgeschlagene zeitliche Verortung hilfreich gewesen. Die nicht eindeutig belegbare Reimser Synode (I), die Synoden von Nantes und Rouen ohne eigenständige Kanones-Überlieferungen (II) sowie kurze Angaben zu weiteren fraglichen Synoden (III) wurden in den Anhang integriert. Die ausführlichen Register am Ende des Bandes sind wie in Conc. 3 und 4 gestaltet und untergliedert in die Rubriken Handschriften, Initien, Quellen und Zitate, Kanonistische Rezeption, Personen und Orte, Wörter und Sachen. Der Band schließt mit einer Konkordanz (Mansi, MGH Conc. 5, MGH Capit.) und mit Nachträgen zu Conc. 3–5, die sich in erster Linie auf Überlieferung, Rezeption und Literatur beziehen. Wilfried Hartmann, Isolde Schröder und Gerhard Schmitz haben auch mit diesem Schlussband der karolingischen Konzilien ein solides und wichtiges Arbeitsinstrument in gewohnt hoher Qualität vorgelegt.

Kordula Wolf

Silvan Freddi, St. Ursus in Solothurn. Vom königlichen Chorherrenstift zum Stadtstift (870–1527), Köln-Weimar-Wien (Böhlau) 2014 (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft 2), 788 S., ISBN 978-3-412-21112-7, € 69,90.

Gut Ding will Weile haben. Schon während eines Studiums trat, so möchte man sagen, der St. Ursenstift zu Solothurn ins Leben von Silvan Freddi, der ihm dann auch in seiner 1996 begonnenen Dissertation die Treue hielt. Nun liegen die Früchte dieses langjährigen Miteinanders in Form eines nicht nur physisch beeindruckenden Werkes vor. Der Autor setzt sich das Ziel, die Entwicklung des Solothurner Stifts vom königlichen Pfalzstift zum eidgenössischen Stadtstift anhand von verfassungs-, sozial- und personengeschichtlichen Fragestellungen zu verfolgen. Damit unterscheidet die Arbeit sich von den sozusagen klassischen Stiftsgeschichten, die oft genug einen vor allem personengeschichtlichen Ansatz wählen oder die Position eines Chorherrenkollegiums zwischen lokalem und überlokal-päpstlichem Einfluss ausloten. Der von Freddi gewählte Zugriff bedingt auch die Schwerpunktsetzung innerhalb des Werkes, welche der Zeit zwischen dem Aussterben der Zähringer im Jahre 1218 und dem Amtsverzicht des Propstes Nikolaus von Diesbach im Jahre 1527, mithin der Reformationszeit, die größere Aufmerksamkeit widmet. In einem kurzen Einleitungskapitel stellt der Autor seine Fragestellung und die Quellenlage vor und gibt einen außerordentlich knappen Einblick in die Literaturlage. Das zweite Kapitel ist der Geschichte des Ursenstifts bis zum Aussterben der Zähringer 1218 gewidmet und versucht, aus der für diese Zeit recht kargen Quellenlage die Entwicklung der Institution nachzuvollziehen, an deren Ende die Auflösung der *vita communis* und die Einrichtung von Pfründen stand. Mit Kapitel 3 kommt Freddi dann zum eigentlichen Kern seiner Untersuchung. Zunächst widmet er sich der inneren Organisation des Stiftes mit seinen verschiedenen Ämtern und legt dabei besonderes Gewicht auf die materielle Ausstattung der verschiedenen Ämter sowie auf die Einkünfte der Chorherren und der Kapläne. Hier nutzt der Autor die Chancen, welche die zumal für die zweite Hälfte des 15. Jh. gute Archivsituation bietet: In zahlreichen Listen kann er die tatsächlichen Einkünfte der Angehörigen dieses Stiftes mit ihren zum Teil erheblichen Schwankungen abbilden und in Beziehung zu den Vorgaben der Stiftsstatuten setzen. Er wirft damit ein Schlaglicht auf die Versorgungssituation des mittelalterlichen Stiftspersonals, die oft nur aus normativen Quellen bekannt ist. Das vierte Kapitel widmet sich dann dem oft traktierten Problem päpstlicher Einflußnahme auf die Stellenbesetzung im Stift, während der folgende Teil sich mit den Beziehungen zwischen Stift und Stadt auseinandersetzt. Ab dem sechsten Kapitel erntet Freddi die Früchte seiner personengeschichtlichen Untersuchungen, dem eigentlichen und unhintergehbaren Glanzpunkt der Arbeit. Auf eine Untersuchung der geographischen und sozialen Herkunft des Stiftsklerus' folgen unmittelbar aus den Quellen geschöpfte und farbig erzählte Ausführungen zu Konkubinen, Kindern und „anderen unerlaubten Beziehungen" (315) der Stiftskleriker, welche dem kirchlichen Ideal des Zölibats die mittelalterlichen Lebensrealitäten gegenüberstellen. Kapitel 7 befaßt sich dann mit der Rolle der Chorherren in

Solothurn, untersucht den Universitätsbesuch der Geistlichen, und folgt ihnen auf ihren diplomatischen Missionen im Namen der Stadt. Ein kurzes Fazit faßt den darstellenden Teil zusammen, an den sich die sorgfältig aus den Quellen gearbeiteten Biogramme des Stiftspersonals anschließen. Das Buch wird durch ein Personen- und Orst(!)verzeichnis erschlossen. Man könnte die stark auf Solothurn konzentrierte Berücksichtigung der Literatur kritisieren oder sich über die doch recht zahlreichen Tippfehler wundern. Man könnte. Aber dies würde der Leistung von Silvan Freddi nicht gerecht, der mit viel Freude am Detail die Geschichte des Stiftes nachzeichnet und so aus dem Einzelfall weiterführende Erkenntnisse über die alltägliche Lebenssituation des Stiftsklerus' in der spätmittelalterlichen eidgenössischen Stadt generiert.

Kerstin Hitzbleck

Giacomo Vignodelli, Il filo a piombo. Il Perpendiculum di Attone di Vercelli e la storia politica del regno italico, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di studi sull'alto Medioevo) 2011 (Istituzioni e società 16), XIX, 322 pp., ISBN 978-88-7988-369-6, € 40.

Il destino del *Perpendiculum* è stato piuttosto insolito: nonostante sia stato individuato ed edito già nell'Ottocento ed abbia a più riprese attirato l'attenzione di molti studiosi, si è dovuto attendere l'arrivo del libro che si presenta per una sua interpretazione complessiva. Tra le ragioni di una così lunga attesa, nell'opinione di chi scrive, vi è il complesso profilo dell'opera che si pone a metà strada tra gli interessi dei filologi e quelli degli storici. Il testo è infatti pervenuto fino a noi in una duplice redazione inserita in un solo manoscritto, oggi conservato nella Biblioteca Apostolica Vaticana. Una prima stesura è cifrata, tramite la tecnica della *scinderatio* e con l'utilizzo di termini desueti per il secolo X, epoca di stesura. La seconda redazione è una sorta di scioglimento della prima: la *scinderatio* non è più applicata e numerose glosse in interlinea forniscono sinonimi dei termini adottati, mentre degli *scolii* marginali commentano diversi passi. Completano il testo una assai enigmatica lettera dedicatoria a precedere entrambe le versioni e delle *didascaliae* tra prima e seconda stesura e in passaggi chiave di quest'ultima. Se queste caratteristiche formali rendono il *Perpendiculum* interessante per gli studiosi di lingua e cultura latina altomedievale, il contenuto, seppur di tanto ardua leggibilità, appare eminentemente politico e, così, capace di attrarre l'attenzione degli storici. Per coglierne a pieno le caratteristiche era dunque necessario uno studio capace di maneggiare gli strumenti sia del filologo sia dello storico affinché, affrontata la complessità del testo con un accorto approccio esegetico, utile anche a cogliere le ragioni di tanta enigmaticità, si apprezzasse la potenzialità del *Perpendiculum* quale fonte storica per illuminare gli eventi del secolo X italico, un periodo, peraltro, assai avaro di fonti. Giacomo Vignodelli, un giovane studioso formatosi all'Università di Bologna, ha mostrato le sue doti in entrambi i campi, così da produrre una monografia anche agile, esito non semplice, tenute in considerazione le difficoltà sopra esposte. La struttura del libro è in grado di proporre

un lineare percorso di lettura attraverso il quale si segue con relativo agio ragionamenti a tratti davvero ardui: affrontando i problemi con gradualità, V. rende chiara e convincente la sua interpretazione generale. Il libro è tripartito: una prima parte spiega cosa sia il *Perpendiculum*; una seconda analizza il testo; una terza affronta il problema delle relazioni tra di esso e il contesto politico del secolo X. L'Autore può così mettere pienamente a frutto la recente attribuzione certa ad Attone di Vercelli e condurre un'analisi utile a spiegare non solo le ragioni della redazione tanto oscura ma anche quelle politiche che spinsero il vescovo eusebiano a costruire un testo così criptico. Esponente della cultura elevata del suo tempo, Attone segue i modelli retorici tardo-antichi e alto medievali, in particolare quello di Isidoro di Siviglia. Il testo è limpidamente quadripartito secondo le *partes orationis* previste da Isidoro: è dunque una dimostrazione logico-dottrinale a fini politici. L'arduo linguaggio adottato da Attone, secondo V., deriva soprattutto dalla volontà di costruire un testo comprensibile solo a iniziati, anche se possono aver influito intenti didattici e scelte meramente stilistiche. Se proprio si volesse trovare un difetto nel libro, si potrebbero indicare alcuni refusi e brevi passaggi meno chiari rispetto alla bella linearità generale del testo. Restano poi diverse domande aperte rispetto alla parabola personale di Attone – difficile, comunque, illuminarla oltre, almeno tramite il solo *Perpendiculum* – e alla sorte di quella che V. scrive si debba definire „sopravvivenza" e non „tradizione" manoscritta, poiché l'opera sembra non lasciare altre tracce che non siano quelle dell'esemplare pervenutoci. Ma sarà davvero un difetto quello di trasmettere ulteriore desiderio di indagare?

Mario Marrocchi

Gerd Althoff, „Selig sind, die Verfolgung ausüben". Päpste und Gewalt im Hochmittelalter, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2013, 254 pp., ISBN 978-3-8062-2751-2, € 29,95.

„Beati coloro che infliggono una persecuzione": così recita la breve citazione estrapolata dal *Liber ad amicum* di Bonizone di Sutri (1086 ca.), che A. pone a titolo del suo ultimo libro, dedicato al rapporto tra il papato e l'uso della forza nei secoli XI–XIII. Un saggio che si colloca espressamente nel quadro delle ricerche attualmente condotte in quella fucina di studi sul rapporto tra religione e politica che è l'Università di Münster. A., ponendosi la questione delle condizioni e delle argomentazioni che giustificarono l'uso della forza a sostegno del papato, cerca di chiarire un aspetto che a suo avviso – se si esclude lo studio di Carl Erdmann sull'idea di crociata –, è rimasto in ombra nella storiografia riguardante la riforma del sec. XI, la lotta per le investiture e i successivi sviluppi della più importante istituzione della cristianità fino al '200. Al centro si collocano la politica e il pensiero di Gregorio VII, in particolare il suo rapporto con la *veritas*, il suo atteggiamento ‚fondamentalista', la sua pretesa di dare una consistenza istituzionale al potere petrino di sciogliere e di legare in cielo e in terra. Ciò presupponeva una nuova interpretazione della tradizione e A. rileva in tal senso

la valorizzazione di alcuni passi dell'Antico Testamento – in particolare 1 Sam 15,22 –, che legittimavano il ricorso alla violenza per volontà divina. Il pensiero espresso da Gregorio VII non era isolato, ma aveva avuto dei precursori in alcuni esponenti del gruppo riformatore, Pier Damiani e Umberto di Silvacandida, che avevano sviluppato già delle argomentazioni a favore dell'uso della forza contro sacerdoti simoniaci e concubinari. Non solo: Gregorio VII trovò subito dei sostenitori delle sue idee, tanto in Italia (Bonizone, Anselmo di Lucca) quanto in Germania (Manegoldo di Lautenbach), nelle fasi più intense del conflitto con Enrico IV. Alle argomentazioni veterotestamentarie elaborate dai ‚gregoriani', gli avversari (ad esempio Wenrico di Treviri o l'autore del *Liber de unitate ecclesiae conservanda*) risposero con richiami ai principi evangelici che proibivano il ricorso alla violenza. A. si chiede quindi fino a che punto queste argomentazioni non rimasero solo sul piano allegorico della polemica testuale, ma ebbero ripercussioni concrete sull'esercizio della violenza. La domanda, che trova una risposta affermativa nel capitolo ottavo, è già alla base del capitolo sesto riguardante l'appello alla crociata di Urbano II e l'effetto che poté avere nel legittimare la violenza dei cristiani, culminata nel massacro della popolazione di Gerusalemme. La giustificazione dell'uso della forza da parte del papato viene poi seguita da A. ben oltre la lotta delle investiture: da una parte egli nota come essa penetrò nel *Decretum Gratiani*, in cui fu inquadrata come legittima eccezione dei principi evangelici; dall'altra segue la sua evoluzione sino alla metà del sec. XIII, osservando le continuità e le trasformazioni delle concezioni di Gregorio VII presso i suoi successori. L'attenzione portata da A. su questo aspetto della storia del papato è senza dubbio meritoria. Tuttavia, il libro, pur fecondo, risente di una pronunciata impostazione ‚a tesi' che finisce per limitare la portata del processo istituzionale soggiacente alla legittimazione dell'uso della forza da parte della chiesa. Interessante sarebbe integrare un'interpretazione che tende da ultimo a ridurre il ricorso alla violenza contro i disobbedienti ad un innesco carismatico di Gregorio VII con una più generale spiegazione riguardante le trasformazioni delle strutture del potere. Nel papato si accelerarono infatti in breve tempo, dopo la metà del sec. XI, processi di gerarchizzazione e centralizzazione che, grazie all'enorme patrimonio di sapere ecclesiologico a disposizione, espressero in maniera più intensa che in altre istituzioni anche forme di disciplinamento coattivo che caratterizzavano più in generale tutta la società coeva.

Eugenio Riversi

Vie et miracles de Bérard évêque des Marses, introduction, edition critique du texte latin et traduction française par Jacques D a l a r u n , Bruxelles (Société des Bollandistes) 2013 (Subsidia hagiographica 93), 278 pp., ISBN 978-2-87365-027-8, € 65.

Nel 1644, nel primo tomo della sua monumentale Italia Sacra, Ferdinando Ughelli pubblicava la *Vita* di san Berardo (1080–1130), vescovo della Diocesi dei Marsi, affermando di proporne la trascrizione ricavata da un antico codice conservato a Trasacco,

città abruzzese tuttora ricadente nella Diocesi dei Marsi (Avezzano). L'edizione dell'Ughelli è restata lungamente l'unico testimone del dossier agiografico su Berardo, tanto che nel 1894 essa è stata riproposta senza significative varianti da Joseph de Backer nella *pars prior* degli *Acta Sanctorum* del mese di novembre. Già negli anni immediatamente successivi alla pubblicazione del Backer, le ricerche sistematiche dei bollandisti hanno tuttavia identificato alcuni testimoni che, sebbene non anteriori al XVII secolo, rivelavano quanto il *corpus* di scritture agiografiche su Berardo fosse più ricco e articolato di quello noto attraverso la tradizione erudita dipendente dall'Ughelli. I manoscritti via via identificati, infatti, non solo fornivano nuovi testimoni della *Vita* del santo marsicano, ma ne restituivano anche il *Liber miraculorum* allora ancora inedito. Quanto detto sino ad ora rappresenta la base sulla quale si è innestato il lavoro critico e filologico di Jacques Dalarun, i cui risultati sono offerti nel presente volume. Le precedenti edizioni a stampa e i manoscritti individuati successivamente al 1894 hanno, infatti, permesso di fornire un'accurata edizione critica della *Vita*, alla quale fa seguito l'*editio princeps* dei miracoli *post mortem* del santo. Correda l'edizione critica la sua versione in francese, alla quale è riferito un ricco apparato di note che aiutano a comprendere il testo nella sua realtà storica. L'interesse del volume non si limita, tuttavia, alla sola edizione critica del testo. Nella ricca introduzione, Jacques Dalarun evidenzia infatti i processi di costruzione del testo, già stratificato nella sua redazione originale e, in ciò, perfetto testimone delle tensioni che subito dopo la sua morte riguardarono la costruzione del culto di Berardo e il suo processo di canonizzazione. Ma non è tutto. Dalarun sottolinea quanto il testo sia testimonianza concreta della vita di uno specifico contesto territoriale, quello degli Abruzzi meridionali e dell'area del Fucino, nel delicato tornante dell'attuazione della Riforma gregoriana. In tale ottica Berardo si pone come un vescovo esemplare, impegnato a trasporre sul territorio, quindi in una realtà viva e pulsante, le più generali direttive mirate al rinnovamento della vita della Chiesa. Non meno interessante è, infine, l'*excursus* dedicato alle ricerche sul dossier di Berardo condotte nel XVII secolo. Si tratta di una stagione inaugurata nel 1625 dalla notizia dedicata al santo marsicano da Filippo Ferrari nel suo *Catalogus generalis sanctorum qui in Martyrologio Romano non sunt* e che ebbe il suo momento culminante nella già ricordata *Italia Sacra* dell'Ughelli. Il panorama che ne emerge è quello di una comunità di studiosi all'interno della quale era costante lo scambio e il confronto tra eruditi impegnati in opere di carattere generale, quale appunto l'*Italia Sacra*, ed eruditi locali attenti a preservare e valorizzare le memorie legate al loro „particolare". In definitiva, Jacques Dalarun traccia una storia del testo che, dalla sua redazione sino agli studi eruditi della prima età moderna, ha mantenuto un legame forte con il territorio al quale apparteneva il suo protagonista. Evidenziando il perpetuarsi di tale dinamica Dalarun mette in luce, e di certo non è un caso, una delle funzioni del testo agiografico che negli ultimi anni più hanno interessato la riflessione critica: non soltanto quella di veicolo del culto e della memoria, ma anche di strumento utile a costruire le identità cittadine, regionali e nazionali. In questo senso, il volume curato da Jacques Dalarun potrà sicuramente offrire

nuova linfa e nuovi strumenti per un percorso di ricerca già avviato e vitale in tutta Europa.

Giuseppe Antonio Guazzelli

Florian Hartmann, Ars dictaminis. Briefsteller und verbale Kommunikation in den italienischen Stadtkommunen des 11. bis 13. Jahrhunderts, Ostfildern (Thorbecke), 2013 (Mittelalter-Forschungen 44), X, 399 pp., ISBN 978-3-7995-4363-7, € 52.

L'*ars dictaminis* epistolare, nell'ultimo decennio, è divenuta oggetto di studi sempre più ampi e approfonditi. All'edizione di trattati e raccolte epistolari hanno fatto seguito analisi precise e particolareggiate di specifici autori o di singoli fenomeni, nonché numerosi convegni internazionali. In questo quadro di rinnovata attenzione, il libro è caratterizzato da un più spiccato interesse di tipo politico-comunicativo, ma, al contempo, tiene in conto anche la tradizione retorico-letteraria in cui essa si innesta. Compendiando questa duplice esigenza, il volume inizia con un quadro sommario delle strutture del genere (parte I, pp. 1–47), e prosegue con una breve storia dell'*ars dictaminis* dal suo „inventore", Alberico di Montecassino, al 1220 (parte II, pp. 49–153). Come dichiarato esplicitamente nel titolo, l'interesse dell'autore è rivolto esclusivamente ai Comuni dell'Italia settentrionale, soprattutto nella fase della loro prima espansione e della loro ricerca di legittimazione: argomento che trova spazio soprattutto nella terza parte (pp. 155–269), dove vengono approfonditi anche i nessi tra *ars sermocinandi* e *ars dictaminis*, inscindibili in una società dominata da strutture fluide, dalla formazione di nuove *élites* e dal prorompente *self-fashioning* di alcuni tra i più insigni maestri di retorica. Qui si può dire che finisca – sebbene in maniera non dichiarata – la prima sezione del volume. L'altra è costituita da un capitolo contenente esemplificazioni di lettere fittizie utilizzabili come fonti storiche (parte IV, pp. 271–313), tratte soprattutto dalla raccolta di Guido, *magister* attivo in Italia centro-settentrionale verso la metà del XII sec.; e da uno (parte V, pp. 315–329) che fornisce una sorta di conclusione riassuntiva. Un'appendice, di fatto, è la sesta parte (pp. 331–350), in cui si danno i regesti della raccolta epistolare di Maestro Guido e si propongono datazioni, a volte difficili. L'ultima parte, la VII (pp. 351–399), contiene la bibliografia e gli indici dei manoscritti e dei nomi. Il fuoco dell'interesse del volume è concentrato, in particolare, sulla fase centrale del XII sec., della quale si fornisce un importante quadro interpretativo. Ancora più specificamente volge l'attenzione alla raccolta trasmessa dal ms. 45 dell'Accademia dei Filopatridi di Savignano, attribuita a Maestro Guido (l'edizione delle sue opere, a cura di Elisabetta Bartoli, è in corso di stampa). Tutte le riflessioni sono funzionali all'angolo prospettico offerto dalla produzione di quell'autore, compresa la dichiarazione iniziale della parte V (ripresa anche nell'*abstract* della bandella di copertina) sulla necessità, da parte degli storici, di riappropriarsi di un campo di indagine battuto soprattutto dai filologi: una dichiarazione che risulterebbe sicuramente rovesciata, se si guardasse all'argomento dalla prospettiva del XIII sec., quello del trionfo dell'epistolografia cancelleresca papale e imperiale.

L'attenzione per l'*ars dictaminis* è stata sempre caratterizzata da una duplice tipologia di interesse: quella retorica di matrice filologica (soprattutto in Italia), e quella politica di matrice storica. Dipende, naturalmente, dai testi e dagli ambienti analizzati: ma, se per i trattati normativi e le *artes*, la natura grammaticale e precettiva induce soprattutto – sia pure non esclusivamente – a indagini filologico-letterarie finalizzate alla individuazione di modelli, fonti e linee evolutive del genere, per le più „pragmatiche" *summae*, raccolte epistolari o lettere singole (private o cancelleresche) il discorso diventa più complesso, perché difficilmente si riescono a tenere nella giusta considerazione sia gli aspetti retorico-linguistici, sia quelli politico-comunicativi o amministrativo-istituzionali. E l'insegnamento metodologicamente più importante di questo libro è dato dalla necessità di tenere uniti ambiti disciplinari troppo spesso considerati inopportunamente distanti, se si vuole comprendere correttamente un ambito di indagine complesso come quello dell'*ars dictaminis*. Fulvio Delle Donne

Das Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey, hg. von Martina Hartmann nach Vorarbeiten von Heinz Zatschek und Timothy Reuter, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2012 (Monumenta Germaniae Historica. Die Briefe der deutschen Kaiserzeit 9), 3 Bde., 1034 S., ISBN 978-3-7752-1812-2, € 150.

In den letzten Jahrzehnten haben mittelalterliche Briefe und Briefsammlungen zunehmend die Aufmerksamkeit der Forschung geweckt. Dabei rückte auch immer mehr die Überlieferungssituation, insbesondere die Anlange und Selektion der Briefe in den zahlreichen Briefsammlungen, in den Blick. Das Bestreben, diese ursprüngliche Überlieferungssituation abzubilden, charakterisiert auch die lange andauernden Editionsbemühungen des Briefbuches des Abtes Wibald von Stablo und Corvey (1098–1158). Zwar liegen die einzelnen Briefe bereits in früheren Editionen vor, doch ließen diese „den Archiv-Charakter des autographen Briefbuches nicht deutlich werden" (S. XXV). Erst die Berücksichtigung der Reihenfolge im Codex illustriert „den Dossier-Charakter der einzelnen Briefgruppen" (S. LXXXIX). Dieser methodische Mangel der älteren Editionen sowie die vielfältige Bedeutung der insgesamt 450 Briefe für die politische und die Kulturgeschichte haben schon vor einem knappen Jahrhundert zu Bestrebungen geführt, das Briefbuch Wibalds als solches zu edieren. Doch war aus unterschiedlichen Gründen weder Heinz Zatschek noch Timothy Reuter der Abschluss ihrer Bemühungen beschieden. Deren Vorarbeiten konnte Hartmann nun zu einem Ende führen. Die in der umfangreichen, knapp 120 Seiten umfassenden Einleitung dargelegten kodikologischen, textkritischen und paläographischen Ergebnisse, für die Hartmann ebenfalls auf eine Reihe hervorragender Spezialstudien zurückgreifen konnte, können an dieser Stelle nicht im einzelnen gewürdigt werden. Als sehr hilfreich erweist sich das tabellarische Inhaltsverzeichnis des Briefbuches, das Kurzregest, Datum und Folio-Seite des Autographs angibt (S. XCI–CXLV). Die Gestaltung der Edition folgt den bewährten Standards: Der Briefnummer mit zusätz-

licher Angabe der Nummerierung bei Jaffé und der Datierung folgen Kurzregest, Angabe der Folioseite im Autograph, Auflistung früherer Drucke und Regesten sowie zum Teil ausführliche Kommentare, beispielsweise zur Datierung oder zum Diktat. Dem Editionstext liegt der Autograph zugrunde, der bei verderbten Passagen durch die Abschrift des frühen 18. Jh. ergänzt wurde. Emendationen der beiden Editionen von Martène/Durand und Jaffé werden ebenfalls im Apparat vermerkt. Neben dem der Überlieferung wegen sehr kurzen kritischen Apparat bieten die reichhaltigen Anmerkungen eine Vielzahl anregender Informationen zu den einzelnen Briefen, ihrem historischen Kontext und ihren literarischen Vorlagen. Diese Quellen und Vorlagen, die in der Einleitung konzise beschrieben werden, illustrieren die hervorragende Bildung Wibalds auf sehr anschauliche Weise. Die überaus sorgfältig und detailliert kommentierte Edition ist auch wegen des umfangreichen Anhanges sehr benutzerfreundlich. Dieser umfasst zunächst Verzeichnisse und Konkordanzen: ein Initienverzeichnis sowie Konkordanzen mit den Editionen von Jaffé und Martène/Durand, mit den Papstregesten bei Jaffé/Löwenfeld, mit den Urkunden Konrads III., Heinrichs (VI.) und Friedrich Barbarossas. Es folgen Register der Briefabsender und weiterer Personen, ein Verzeichnis der zitierten Handschriften mit Seitenzahl in der Edition, ein Verzeichnis der Zitate und abschließend ein Wort- und Sachregister. Mit dieser vorbildlichen Edition ist nicht nur der weiteren Erforschung Wibalds von Stablo und Corvey und der politischen und kulturellen Geschichte seiner Zeit ein großer Dienst erwiesen, sondern diese Edition wird auch die Erforschung zur Entstehung hochmittelalterlicher Briefsammlungen insgesamt erheblich bereichern.

Florian Hartmann

Maurizio Burlamacchi, Nobility, Honour and Glory. A Brief Military History of the Order of Malta, Firenze (Olschki) 2013 (Biblioteca dell'Archivum Romanicum. Serie I, 418), X, 76 S., Abb., ISBN 978-88-222-6247-9, € 18.

„Adel, Ehre und Ruhm" – schon der Titel lässt berechtigte Rückschlüsse auf den wissenschaftlichen Tiefgang dieses schmalen Bandes zu. Konform dazu ist die Absicht des Autors, eine „einfache Zusammenfassung" dessen zu erstellen, was er „aus anderen Büchern" über die Geschichte des Malteserordens erfahren durfte, und zwar für jene, die sich eine Vorstellung des Malteserordens machen wollen, „ohne zu viel Zeit zu verschwenden". Viel Zeit möchte da auch der Rezensent dieses Feierabend-Ritts durch die Ordensgeschichte nicht aufwenden. Wichtigstes Referenzwerk ist Ernle Bradfords Klassiker „The Shield and the Sword" von 1973, der spätestens mit dem Erscheinen von Sires „Knights of Malta" 1994 den Rang als Standardwerk zur Ordensgeschichte eingebüßt hat. Daneben dienen die Jahrgänge 1941–1952 der Ordenszeitschrift „Rivista Illustrata" als zentrale Quelle, die hochwahrscheinlich auf die offiziellen Ordens-Chronisten Giacomo Bosio (bis 1571) und Bartolomeo dal Pozzo (1571–1688) rekurriert. Ihre inhaltlichen Höhepunkte findet das Werk so in der sub-

jektiven Prägung, die ihm der Autor verleiht: Maurizio Burlamacchi, Jahrgang 1930, Marchese aus Florenz und seit 2006 selbst Ritter des Malteserordens, lässt es sich nämlich nicht nehmen, mitunter kursiv und in Klammern selbst das Wort zu erheben. So ruft die Niederlage der Christen in der Schlacht von Hattin und die Eroberung Jerusalems durch die muslimischen Truppen unter Saladin 1187 eine persönliche Erinnerung wach: das Sammelbild des Sultans sei das seltenste in der „Musketier"-Serie eines italienischen Schokoladenherstellers gewesen und der Tag, an dem sein Vater es endlich erstehen konnte, damit ein ganz besonderer im Leben des siebenjährigen Burlamacchi (S. 5 f.); die Legende kommentierend, der spätere Großmeister Dieudonné de Gozon habe 1312 auf Rhodos einen Drachen besiegt, stellt der Autor klar, dass es sich seiner Meinung nach um einen echten Drachen gehandelt haben müsse, von der Art, wie auch der heilige Georg einen erlegt habe (S. 11). Gegen Ende erfährt die chronologische Nacherzählung der Ordensgeschichte dann eine spürbare Beschleunigung: das 17. und 18. Jh., der Orden nach dem Verlust von Malta 1798 und in der Gegenwart werden auf jeweils maximal vier Seiten doch deutlich dynamisch abgehandelt. Darum herum sortieren sich kürzere Kapitel zu verschiedenen Ordensthemen in willkürlich wirkender Auswahl, etwa zum Leben auf den Galeeren, oder zur modernen Praxis der Adelsproben (dort etwa erfahren wir, dass der Autor selbst keine Proben einreichen musste – vermutlich aufgrund der 800 Jahre adligen Abstammung in väterlicher Linie; S. 67). Verwirrung lässt Burlamacchi in seinem Kapitel über den Orden „in unserer Zeit" erkennen, als er von einem „zweiten Malteserorden" in mehrheitlich protestantischen Ländern spricht. Freilich haben die Johanniterorden in Deutschland, den Niederlanden, Schweden und Großbritannien historisch tatsächlich vieles gemein mit dem katholischen Bruderorden – nur eben nicht die Zeit auf Malta. Vielleicht handelt es sich aber auch um ein weiteres Zugeständnis an die Ziel-Leserschaft: das Buch, in einem Verlagskatalog noch einwandfrei als Geschichte der „Knights of St. John of Jerusalem, then of Rhodes, then of Malta" angekündigt, erschien letztendlich als „Brief Military History of the Order of Malta". Fraglos wird es, gerade in der nun vorliegenden englischen Übersetzung, seinen Weg in die Bücherregale interessierter Laien und moderner Ordensritter finden, ebenso wie es das Kreuzzugsepos „Kingdom of Heaven" von Ridley Scott 2006 in ihre DVD-Sammlung geschafft haben dürfte (eher jedenfalls als Mario Monicellis Film über einen fehlgeschlagenen Kreuzzug von 1966, der jedoch Burlamacchi in lebendiger Erinnerung geblieben ist; vgl. S. 2). Aus Sicht der Wissenschaft und konkret der Melitensia-Forschung handelt es sich bei „Nobility, Honour and Glory" jedoch wahrlich nicht um großes Kino.

Moritz Trebeljahr

Alexander Patschovsky, Die Concordia Novi ac Veteris Testamenti Joachims von Fiore († 1202). Klassifikation der Handschriften, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2013 (Monumenta Germaniae Historica. Hilfsmittel 28), XVIII, 406 pp., ISBN 978-3-7752-1135-2, € 55.

All'età di venticinque anni Herbert Grundmann terminò presso l'Università di Lipsia la sua tesi di dottorato poi pubblicata nel 1927 con il titolo „Studien über Joachim von Floris", un'opera importante – disponibile anche in lingua italiana grazie alla traduzione realizzata per i tipi di Marietti nel 1989 – che tuttora rappresenta ancora un buon punto di partenza per lo studio di Gioacchino da Fiore. Questo studioso manifestò fin da allora il desiderio di dedicarsi all'edizione degli scritti dell'abate calabrese ma, nonostante il suo impegno, non gli fu possibile di realizzare questo suo intento: a parte gli altri *desiderata* di ricerca e la direzione dei *Monumenta Germaniae Historica* che tenne dal 1958 fino alla morte († 1970), troppi furono i problemi che egli incontrò, sia inerenti alla tradizione manoscritta sia di genere esegetico. L'anno precedente alla sua scomparsa, dopo aver comunque prodotto numerosi saggi di rilievo sulla biografia e sugli scritti di Gioacchino, manifestò la speranza di portare a termine almeno l'edizione di una delle opere maggiori, la *Concordia Novi ac Veteris Testamenti*. Se neanche questo proposito poté andare in porto, egli lasciò però in eredità presso i MGH – che avevano fatto propri i progetti gioachimitici del Grundmann fin dal 1948/1949, durante gli ultimi anni della direzione di Friedrich Baethgen – il suo materiale raccolto e un'iniziale lavoro di trascrizione della *Concordia*. A partire dal 2007 Alexander Patschovsky, onorando una sua promessa, ha iniziato ad utilizzare in modo intensivo il materiale del Grundmann e nel 2010 ha terminato di collazionare la trascrizione con quelli che erano ritenuti i principali testimoni manoscritti della *Concordia*, un lavoro dal quale è sortito „quasi da sé" un sistematico controllo generale della tradizione testuale dell'opera sulla base di „Grundlagen" (pp. 4–8) che gli hanno infine consentito di stilare uno *stemma codicum* (p. 67). L'autore ha accolto la partizione della tradizione manoscritta in tre classi – non semplicisticamente però individuabili in una classe, la prima, che accoglierebbe i codici legati all'esperienza scrittoria di Gioacchino, ed in una seconda e terza che rinvierebbero a manoscritti nei quali le opere dell'abate calabrese furono utilizzate da esponenti dell'Ordine minoritico e in altri ambienti colti – adottata pure da E. R. Daniel, che nel 1983 realizzò la pioneristica edizione dei primi cinque libri della concordia per i „Transactions of the American Philosophical Society" (cfr. pp. 8–57); questo schema tripartito non ha però la capacità di contenere quattro codici *extravagantes* che, benché paragonati con quelli sussumibili nelle tre suddette classi (pp. 64–67), hanno previamente necessitato di essere trattati a parte (pp. 57–64). Patschovsky ha scelto 92 unità testuali che corrispondono a circa un settimo dell'intera opera, ed è su questa campionatura (riprodotta nell'Appendice II, pp. 177–394) che ha lavorato. La scelta è caduta su questi brani in quanto essi presentano varianti di rilievo nei sei manoscritti completamente collazionati, oppure perché di notevole importanza storica. Questi i

sei manoscritti ai quali si è appena fatto riferimento: (1) Bamberga, Staatsbibl., Misc. Bibl. 152; (2) Firenze, Bibl. Laurenziana, Conv. Soppr. 358; (3) Roma, Bibl. Corsiniana 797 (è l'unico manoscritto di tutta la tradizione gioachimita proveniente da S. Giovanni in Fiore); (4) Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. lat. 4861; (5) Parigi, BN lat. 16280; (6) Parigi, BN 10453 (quale correttivo del codice Corsiniano). È stato escluso un codice tenuto invece in alta considerazione dal Daniel: Padova, Bibl. Antoniana 328, al posto del quale è stato adottato il BN lat. 16280. La scelta si è appuntata sui più antichi codici della *Concordia*, tutti del Duecento, la maggior parte dei quali risale alla prima metà di tale secolo, un'antichità che non rappresenta una garanzia per la qualità del testo o per una priorità nello stemma dei codici, ma che mira a limitare il pericolo che possa essere assunto come manoscritto guida un codice il quale possa rivelarsi *deterior* benché collocato all'inizio della tradizione manoscritta (p. 6). Gioacchino da Fiore iniziò a lavorare alla *Concordia* tra il 1183 e il 1185 e probabilmente la terminò intorno al 1196, benché abbia continuato a lavorarvi fino alla sua morte (1202): ciò complica ulteriormente la tradizione manoscritta e spiega gran parte delle varianti rinvenibili pure nei codici più autorevoli: Patschovsky ha individuato tre fasi di sviluppo testuale; la recensione *a* si rinviene nel codice Corsiniano, quella intermedia *b* nel BN lat. 10453 (come pure in alcuni manoscritti della II e III classe), mentre l'ultima fase dello sviluppo testuale (collocabile intorno al o dopo il 1195) nei codici d'ambiente minoritico che rinviano a Gerardo di Borgo San Donnino o alla cerchia di Pietro di Giovanni Olivi. Per ragioni di spazio altro non è possibile aggiungere, ma per rendere ragione della ingentissima mole di lavoro svolta dal Patschovsky, al quale non si può che essere davvero grati, è almeno il caso di far notare come nel volume sia presa in considerazione non solo la tradizione manoscritta del testo completo della *Concordia* (pp. 1–64; l'elenco dei codici è nell'Appendice I, pp. 133–175), ma anche quella degli *excerpta* (pp. 68–123) contenuti nel Protocollo di Anagni del 1255 (pp. 68–81), negli *Excerptiones librorum Ioachim abbatis* (pp. 81–102), nell'*Opusculum abstractionum* presente nel BN lat. 3321 (pp. 102–112), nonché negli estratti contenuti nei codici Vat. lat. 4860 (pp. 112–120) e 1444 della Biblioteca Oliveriana di Pesaro (pp. 120–123) ed in altri cinque manoscritti che raccolgono testi antigiudaici (pp. 123–127). L'edizione della *Concordia* è pressoché pronta, e questo volume addita le linee guida (pp. 129–131) che saranno seguite allorché quest'opera dell'abate florense sarà pubblicata. Anche grazie al coordinamento della Commissione Internazionale per l'Edizione critica degli *scritti* di Gioacchino da Fiore (1991) – della quale fanno parte oltre allo stesso Patschovsky, Kurt-Victor Selge, Robert Lerner, Gian Luca Potestà e Roberto Rusconi – ci si sta avviando verso la conclusione del piano editoriale degli *Opera omnia* (cfr. pp. 2–4), al quale hanno a vario titolo partecipato anche enti italiani, innanzitutto l'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, attivo indipendentemente da Herbert Grundmann già tra gli anni Trenta e Settanta del secolo scorso per l'operosità di Ernesto Buonaiuti e poi di Arsenio Frugoni, come pure il Centro Internazionale di Studi Gioachimiti.

Roberto Paciocco

Jean de Mailly, Abbreviatio in gestis et miraculis sanctorum. Svpplementum hagiographicvm. Editio princeps, a cura di Giovanni Paolo Maggioni, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013 (Millenio Medievale 97), CXCVIII, 5, 588 S., Abb., ISBN 978-88-8450-368-8, € 120.

Prediger aus dem Dominikanerorden konnten bei der Ausarbeitung ihrer *sermones* auf eine Fülle von Hilfsmitteln zurückgreifen. Dazu gehörten auch Legendare, die eine Vielzahl knapper, mit Exempeln versehener Heiligenviten enthielten. Ihr Nutzwert wurde durch ihr handliches Format noch zusätzlich gesteigert: eine Mitnahme auf (Predigt-)Reisen war bequem möglich. Jean de Mailly, wohl in der Diözese Auxerre um 1190 geboren, redigierte zwischen 1228–1230 als Kanoniker der dortigen Kathedrale eine erste Fassung seiner *Abbreviatio in gestis et miraculis sanctorum*. Aufnahme fanden 174 Heilige, die aus den unterschiedlichsten Ecken des *orbis christianus* stammten – gleichwohl ist ein hagiographischer Schwerpunkt im Raum um Auxerre erkennbar. Nach seinem Eintritt in den Predigerorden erweiterte Jean um das Jahr 1234 dieses Legendar und passte es dem neuen Rezipientenkreis an: nicht mehr die (wenig anspruchsvollen) *parochiales presbyteri* der Kirche von Auxerre, sondern Dominikaner bildeten nun die Zielgruppe. Dieser neue Rezipientenkreis machte einschneidende Eingriffe in den Text nötig: *Exempla* wurden ausgetauscht, Zitate von Kirchenvätern, die von einiger gedanklicher Komplexität sein konnten, ebenso wie viele Datierungen eingefügt. Damit konnten die Predigerbrüder sicher sein, ihre anspruchsvolle Zuhörerschaft zufrieden zu stellen. In Metz, wo die Dominikaner bereits seit 1219 mit einer Niederlassung vertreten waren, erfolgte 1243 eine letzte Überarbeitung, für die die Einfügung von Lokalheiligen aus dem Metzer Raum charakteristisch ist. Heute zeugen noch 34 Handschriften, die den Text ganz oder in Auszügen überliefern, vom Erfolg dieser Sammlung. Vinzenz von Beauvais und Jacobus de Voragine bedienten sich in ihren Werken, dem *Speculum historiale* bzw. der *Legenda aurea*, großzügig bei Jean de Mailly und übernahmen weite Passagen wörtlich. Französische Übersetzungen sind seit der Mitte des 13. Jh. nachweisbar. Angesichts seiner großen Erfahrungen bei der kritischen Edition der *Legenda Aurea* und den *Sermones Quadragesimales* des Jacobus de Voragine war wohl keiner besser geeignet als Giovanni Paolo Maggioni, um diesen umfangreichen Text zu edieren. In einer ausführlichen Einführung (x–cxcviii) geht er zunächst auf den Autor der *Abbreviatio* ein, charakterisiert dann deren literarische Gestalt, äußert sich zum Entstehungsprozess und zur Verbreitung und nimmt schließlich sämtliche 34 Textzeugen genauer in den Blick. Einige Handschriften (ausschließlich diejenigen der dritten Redaktion) überliefern zusätzlich einen Anhang, *supplementum* genannt, in dem sich hagiographische Texte aus dem Raum zwischen Metz und Trier finden. Dieser Anhang wird mit ediert. Die *Abbreviatio* ist zwar nicht das erste Legendar neuen Typs, dafür aber das erste, dessen Verbreitung den lokalen Entstehungsraum überschritt. Dieser Erfolg war vor allem den Kommunikationsstrukturen der Dominikaner zu verdanken. Jean stellte eine aus schließlich 178 Stücken bestehende Heiligenanthologie zusammen, die auf die spezifischen Pre-

digtbedürfnisse der Dominikaner einging und hatte keine Probleme damit, umfangreiche hagiographische Texte radikal zu kürzen, theologisch problematische Stellen auszulassen und sprachlich veraltete Formen durch aktuelle zu ersetzen. Quellen wie die *Historia ecclesiastica* von Eusebius und Rufinus oder Johannes Beleths *Summa de ecclesiasticis officiis*, aus denen sich auch Jean großzügig bediente, wurden kritisch hinterfragt und gegebenenfalls korrigiert. Das Mittelfranzösische fand durch latinisierte Begriffe wie *guerra*, *papelardia*, *trufis* oder *ribaldus* Eingang in den Text. Die tägliche Realität spiegelt sich in Hinweisen auf bestimmte Kirchen, Nahrungsgewohnheiten oder auch Sprichwörter wider. Über die Arbeitsmethode des Jean lässt sich immerhin so viel aussagen, dass er wohl nicht allein arbeitete, sondern auf die Hilfe von Sekretären zurückgriff, deren Tun er koordinierte. Einige inhaltliche Fehler im Text lassen sich so recht einfach erklären: dort, wo mehrere Hände im Spiel sind, ist die Fehlergefahr größer. Für die Herstellung des kritischen Textes war das Problem der in den unterschiedlichen Handschriftentraditionen überlieferten Fehler zentral: Maggioni unterscheidet zwischen drei Fehlerquellen: 1. „klassische" Fehler, d. h. Korruptelen, die im Laufe der Textüberlieferung entstanden sind; 2. Fehler, die bereits im Original vorhanden waren und auf eine ungenügende (bzw. fehlende) Endrevision des Textes schließen lassen; 3. Fehler, die bereits in den von Jean benutzten Quellen zu finden sind. Angesichts der Überlieferungssituation war an eine Berücksichtigung sämtlicher Textzeugen nicht zu denken. Maggioni entschied sich dafür, die sieben zur letzten von Jean verantworteten Redaktionsstufe A3 gehörenden Handschriften seiner Edition zugrunde zu legen. Der Variantenapparat verzeichnet Abweichungen zu den früheren Redaktionsstufen und dokumentiert die hervorragende Arbeit des Editors. Ein Index der Quellen und der im Legendentext vorkommenden Namen und Orte beschließen einen Band, dessen 178 Viten jetzt sehr viel umfassender als zuvor Einblick in die Arbeitsweise und somit den geistigen Hintergrund von Predigerbrüdern gestatten.

Ralf Lützelschwab

Ottó Geczer, The Feast and the Pulpit. Preachers, Sermons and the Cult of St. Elizabeth of Hungary, 1235–ca. 1500, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di studi sull'alto Medioevo) 2012 (Saggi. Collana della Società Internazionale di Studi Francescani 1), XV, 462 S., € 58.

Vorliegende, mit dem Premio „Paul Sabatier" der Società Internazionale di Studi Francescani ausgezeichnete Untersuchung nimmt 103 Predigten in den Blick, die zu Ehren von Elisabeth von Thüringen entstanden sind. Damit stößt Geczer in eine Forschungslücke, stand doch bisher vor allem die schillernde Vita der Heiligen im Blickpunkt des Forschungsinteresses – Predigten repräsentierten hingegen eine „particularly neglected area within the history of the Elizabeth-cult" (xi). Die Monographie, die auf einer an der Central European University 2007 verteidigten Dissertation beruht, zielt auf ein tiefer gehendes Verständnis der Rolle von Predigten als Haupt-

medium der Massenkommunikation. Abgehandelt wird ein Zeitraum, der von der Kanonisation Elisabeths 1235 bis zum Ende des Mittelalters reicht. Im ersten Kapitel richtet sich der Blick auf die Ausbildung eines Kultes, der den eigentlichen Ausgangspunkt für eine stetig wachsende Predigtproduktion bilden sollte. Im Zentrum der Betrachtungen stehen so folgerichtig zunächst *vitae* und liturgische Texte, aus denen die Prediger schöpfen konnten. Da die überlieferten *sermones* vor allem von Franziskanern und Dominikanern stammen, wird insbesondere der Kultpraxis innerhalb dieser beiden Gemeinschaften nachgegangen. Angesichts der ansonsten stupenden Literaturkenntnis des Autors erstaunt hier der Verzicht auf einige zentrale Titel wie etwa diejenigen von A. Angenendt zum „Sinn und Unsinn der Patrozinienkunde" (2002) oder von T. Wetzstein zum Kanonisationsverfahren im europäischen Spätmittelalter (2004). Kapitel zwei untersucht die Verbindungen zwischen den Predigtverfassern und den Kompilatoren von Predigtsammlungen, in denen Texte über Elisabeth enthalten waren. Kapitel drei widmet sich schließlich der sprachlichen Analyse der Predigten. In drei Appendices werden 1. ein Katalog der 103 behandelten *sermones*, 2. eine Liste der Themata und schließlich 3. die Edition von 18 Predigten in 27 Versionen geboten. Erläuterungen zum Entstehungskontext der Predigten in chronologischer und geographischer Hinsicht überzeugen, sind grundsätzlich jedoch nicht ganz so aussagekräftig, wie man meinen sollte. Der Vf. weist zu recht darauf hin, dass die Mehrzahl der für die Untersuchung relevanten *sermones* dem (inzwischen auch etwas in die Jahre gekommenen) Predigtrepertorium von J. B. Schneyer entstammt. Allerdings hat Schneyer weder polnische noch niederländische Bibliotheken gesichtet – und auch italienische Bestände sind weit davon entfernt, von ihm systematisch durchforstet worden zu sein. Mit diesem Quellenproblem im Hinterkopf schöpft man gleichwohl interessante Informationen aus einigen Tabellen, in denen das statistische Material graphisch aufbereitet wird. So erfolgt eine chronologische und geographische Zuordnung der Predigten vor dem Hintergrund des *terminus ante quem*, wobei das Reich mit elf Predigten vor 1300, 32 vor 1400 und stolzen 43 vor 1500 an der Spitze steht, gefolgt von Italien mit respektablen sieben, 21 und 21 Nummern. Böhmen und Schlesien landen weit abgeschlagen, was angesichts der erwähnten Schneyerschen Begrenzung nicht weiter verwundern kann. Zwei Drittel der im 13. Jh. entstandenen Predigten, genau 17 Stück, sind im Bettelordensumfeld zu verorten. Ohne Zweifel: die Mehrzahl der Predigtverfasser stammt aus den beiden großen Bettelorden, allerdings präsentiert sich die Provenienz der Handschriften, die diese Texte überliefern, ungleich vielschichtiger: hier sind es die „alten" Orden, die in den Vordergrund treten (was aber schlicht mit der Tatsache zusammenhängen könnte, dass die Überlieferungschancen von Codices, die von Einzelmönchen auf ihren Predigtreisen mit sich geführt wurden, sehr viel schlechter waren als bei denjenigen, die im relativ sicheren Umfeld einer Klosterbibliothek verwahrt wurden). Am Beginn der Predigtüberlieferung steht Gregor IX. mit seiner anlässlich der Kanonisation in Perugia gehaltenen Predigt, chronologisch dicht gefolgt vom Zisterzienser Cäsarius von Heisterbach. Die früheste Predigt aus dem Pariser Umfeld stammt von Guibert de

Tournai, der im Gegensatz zu den aus dem Reich stammenden Predigten den Schwerpunkt nicht auf Elisabeths Rolle als ideale (Haus-)Frau und Witwe, sondern auf den Aspekt der freiwilligen Armut legte. Ob Guibert bereits bei der Abfassung der Predigt Beginen bzw. (weibliche) Drittordensgemeinschaften als Zielpublikum im Blick hatte, ist unsicher, doch für einige andere Predigten ist dieser Rezipientenkreis als gesichert anzunehmen. Die Untersuchung liefert eine Fülle von Beispielen für den ungezwungenen Umgang mit überliefertem Predigtmaterial und dessen Umarbeitung. Im 15. Jh. scheint die Elisabeth-Verehrung einen Einbruch erlitten zu haben. Große Prediger wie Antoninus von Florenz, Bernardino da Siena oder Johannes Capistrano widmen ihr keine *sermones* und dies wohl aus einem Grund: ihre Predigtsammlungen richteten sich an ein breites Publikum. Eine Begrenzung auf Bruderschaften und Drittordensgemeinschaften war von ihnen nicht intendiert. Die Edition von 18 Predigten, die allesamt dem Typus des *sermo modernus* folgen und z. T. in zwei, einmal gar in drei Versionen abgedruckt werden, birgt einige Überraschungen. Dies gilt insbesondere für den mit Abstand längsten *Sermo de sancta Elisabeth* aus der Feder von König Robert von Neapel (sermo LXIII; 393–426). Forschungen zum weiblichen Religiosentum werden darin eine Fülle zusätzlicher Anregungen finden. Die exzellente Arbeit unterstreicht die Notwendigkeit, das bestehende „Repertorium der lateinischen Sermones des Mittelalters" vor allem in geographischer Hinsicht zu erweitern: zu viel Interessantes liegt noch in den Bibliotheken. Und dass Predigten als Quellengattung sicherlich nicht im Bereich der *negligenda* zu verorten sind, stellt diese Arbeit wieder einmal eindrucksvoll unter Beweis. Ralf Lützelschwab

Zdeňka Hledíková, Počátky avignonského papežství a české země (mit Zus. Les débuts de la papauté d'Avignon et les pays tchèques), Praha (Univerzita Karlova) 2013, 295 S., ISBN 978-80-246-2174-6.

Die Hg. des vatikanischen Materials, welche die böhmischen Länder der ersten Hälfte des 14. Jh. betreffen (Monumenta Vaticana res gestas Bohemicas illustrantia, Tomus prodromus, Acta Clementis V., Johannis XXII. et Benedicti XII. 1305–1342, Pragae 2003), versucht im vorliegenden Band Kenntnisse monographisch darzustellen. Beide einleitenden Kapitel bringen allgemeine Skizzen, die einerseits die Päpste, andererseits das Avignon ihrer Zeit vorstellen. Den Hauptteil bilden dann folgende Kapitel: Die aus den böhmischen Ländern stammenden Persönlichkeiten, die langfristig an der Kurie weilten bzw. sich dort öfter aufhielten. Solche, die Vermittler der avignonesisch-böhmischen Kontakte waren bzw. diejenigen, die den diesbezüglichen schriftlichen Verkehr vermittelten (Prokuratoren). Es folgt die formelle Analyse von Einzeltypen des schriftlichen päpstlichen Urkundengutes. Am Textschluß werden Verzeichnisse von Äbten der vier am häufigsten auftauchenden böhmisch-mährischen Klöster, die als Exekutoren von päpstlichen Urkunden fungierten (am häufigsten trifft man hier den Abt der Benediktiner von Břevnov, dem der der Königsaaler

Zisterzienser folgt. Die Reihe beschließt dann die Äbte des Zisterze Sedletz und der Prämonstratenser aus Hradiště und Strahov. Die Pflichtausstattung des Buches in Gestalt von Verzeichnissen der Quellen und Literatur sowie die Register schließen das deutlich konzipierte und quellennahe Buch ab. Ivan Hlaváček

Sebastian Zanke, Johannes XXII., Avignon und Europa. Das politische Papsttum im Spiegel der kurialen Register (1316–1334), Leiden [u. a.] (Brill) 2013 (Studies in Medieval and Reformation Traditions 175), XXIII, 418 S., ISBN 978-90-04-25898-3, € 129.

Die Augsburger Dissertation, laut Vorwort entstanden „über einen langen Zeitraum an den verschiedensten Orten zwischen Italien und Irland" (S. IX), widmet sich der Raum- und Konfliktwahrnehmung an der Kurie in Avignon und dem politischen Handeln des Papstes im europäischen Vergleich. Quellengrundlage der Untersuchung sind vor allem die in Registerbänden des Vatikanischen Archivs abschriftlich tradierten, auf Initiative der Kurie *(de curia)* ergangenen Schreiben, ergänzt durch deren Ausfertigungen in den Archiven der Empfänger, für England zusätzlich durch die (in den *Roman Rolls* des Public Record Office) in singulärer Breite überlieferten „Abschriften der Korrespondenz mit der Kurie" (S. 21). Z. betrachtet Schriftlichkeit als „Indikator des Verhältnisses" zwischen Zentrum (Kurie) und Peripherie (Raum); sein Ansatz ist „zunächst die Quantifizierung des Raumes" (!) anhand der Adressaten von päpstlichen Schreiben: „den Herrschaftsträgern vor Ort, die Gesandtschaften an der Kurie, zugewiesene päpstliche Amtsträger oder auch Nuntien" (S. 36). Aus nachvollziehbaren arbeitsökonomischen Gründen beschränkt Z. eine systematische Analyse der vatikanischen Registerbände auf das 8. (1323/24), das 11. (1326/27) und das 12. Pontifikatsjahr (1327/28) Johannes' XXII. Die Ergebnisse der quantitativen Auswertung, d. h. die Zahl der Schriftstücke für Adressaten in den einzelnen europäischen „Interessenräumen" (formuliert in terminologischer Anlehnung an Götz-Rüdiger Tewes), stellt Z. sowohl im laufenden Text (S. 83 f., 119 f. und 142–144) als auch in Graphiken im Anhang (S. 375 f.) dar. In allen drei Pontifikatsjahren stehen Italien und Frankreich mit weitem Abstand an der Spitze. Z. interpretiert sein Zahlenmaterial unter dem Gesichtspunkt, wer die jeweils „raumtypischen" Adressaten päpstlicher Schreiben und damit die politischen Akteure waren. Strukturelle Merkmale der einzelnen Räume beeinflussten die Kommunikationsdichte offenbar stärker als politische Ereignisse (wie etwa der Konflikt mit Ludwig dem Bayern oder Thronwechsel in England und Frankreich, die die Auswahl der Stichjahre bestimmt hatten). – In einem anschließenden Großkapitel wendet sich Z. sehr ausführlich dem Verhältnis zwischen England und der Kurie sowie der Rolle des Papsttums im englisch-schottischen Konflikt des frühen 14. Jh. zu, bevor er noch das englisch-französische Verhältnis und die päpstliche Flandern-Politik streift und sich zuletzt den Konflikten im Mittelmeerraum zuwendet. Z. kommt zu dem Ergebnis, dass die Kurie politisch weniger agiert als vielmehr nur reagiert habe, und wertet dies als Indiz für einen Autoritäts-

verlust des Papsttums. Ob auch die „zunehmende Aufgabendichte am päpstlichen Hof“ (S. 373) bei gleichzeitiger „Formalisierung der Politik“ (S. 372) dafür verantwortlich zu machen ist, wäre allerdings zu diskutieren, erst recht der von Z. postulierte „politische Geschäftsgang“ (S. 64 und öfter), die Übertragung der Reskripttheorie auf das politische Handeln (S. 68 f. und öfter) sowie die Frage, ob sich spätmittelalterliche päpstliche Politik unter Ausblendung der Pfründen- und sonstigen Personalangelegenheiten wirklich adäquat darstellen lässt. – In formaler Hinsicht ist leider viel zu beanstanden. Die Rezensentin hat irgendwann aufgehört, Orthographie-, Grammatik- und Tippfehler zu korrigieren, begriffliche und stilistische Merkwürdigkeiten anzustreichen und Namen zu notieren, die im Register fehlen. Sie fragt sich, warum niemand verhindert hat, dass dieses Buch in dieser Form auf den Markt gekommen ist. Christiane Schuchard

Roberto Paciocco, Frati minori e privilegi papali tra Due e Trecento. Con l'edizione del Liber privilegiorum della Biblioteca Antoniana di Padova (cod. 49). Nota codicologica e paleografia di Carlo Tedeschi, Padova (Centro Studi Antoniani) 2013 (Fonti e studi francescani 16 = Studi 5), XIII, 274, VIII S., Abb., ISBN 978-88-85155-86-02, € 58.

In der Reihe „Fonti e studi francescani“ sind in den letzten 15 Jahren viele Quellenbestände zur Geschichte der franziskanischen Ordensfamilie bis zum 18. Jh. kommentiert, ediert oder als Regesten erschlossen worden. Geographische Schwerpunkte der Bände bilden Assisi, Padua und die Emilia-Romagna. Die Herausgabe der Reihe durch die Franziskanerkonventualen hat zudem zu einem starken Interesse an der Geschichte dieses Ordenszweiges im 15. und 16. Jh. geführt. Die vorliegende Edition des *liber privilegiorum* aus der Biblioteca Antoniana in Padua ist dieser Ausrichtung zumindest geographisch verpflichtet. Eingeleitet wird der Band mit einer Rechtsgeschichte der Franziskaner bis etwa 1340. Die Darstellung beruht vor allem auf den päpstlichen Privilegien. Auf eine Kontextualisierung wird verzichtet, in weiten Teilen auch auf andere Quellen. Dieser Überblick bringt keine neuen Einsichten, zeichnet sich aber dadurch aus, dass italienische und deutsche Literatur gleichermaßen ausführlich zitiert werden. Interessanter sind die folgenden Beobachtungen zum *liber privilegiorum*, in denen der Entstehungskontext sowie die innere Struktur des *liber privilegiorum* beschrieben werden. Der *liber* beginnt mit einer alphabetischen Auflistung von Rechtsfragen, beispielsweise: *Custos unus ab aliis constitutus sufficit de provincia ad capitulum generale.* [189] *Nicholaus 3us in declaratione, paragrafo Insuper dubitantibus fratribus. 28. Item* [190] *Nicholaus 4us, Ad statutum pacificum. 29.* (S. 128) Mit den hochgestellten Zahlen nummerierte der Editor die im *liber* erwähnten Privilegien, die Zahl am Ende verweist auf das Blatt im *liber* mit den erwähnten Urkundentexten. Der zweite Teil enthält nach einigen Rechtssätzen zum weiblichen Ordenszweig sowie zur Tertiarenregel wieder in thematisch-alphabetischer Reihenfolge die päpstlichen Privilegien, auf die im ersten Teil Bezug genommen wird. Ihre Texte wurden

vollständig oder gekürzt überliefert. Vollständig ediert wurden dabei nur jene Textteile, die nicht durch andere Editionen zugänglich gemacht wurden. Häufig fügte der Schreiber an das Ende der Urkunden eine Anmerkung zur Überlieferung. Zum oben genannten Privileg Papst Nikolaus' III. heißt es entsprechend: *Habetur cum bulla Veneciis in conventu* (S. 170). Der dritte Teil der Rechtssammlung beginnt mit einer Papstliste, einigen Bestimmungen des Konzils von Vienne und enthält zudem einige ungeordnete Strafbestimmungen für unterschiedliche Vergehen. Geschrieben wurde der gesamte Text von einem unbekannten Minoriten während des Pontifikats von Johannes XXII. Der *liber privilegiorum* ist ein Werk der pragmatischen Rechtsschriftlichkeit. Die inhaltliche Aufbereitung der verschiedenen Rechtstitel sowie die Hinweise auf die Aufbewahrungsorte der originalen oder kopialen Überlieferung erlaubten es den Benutzern, schnell den gewünschten Text zu finden und im Rechsstreit zu verwenden. Allerdings handelt es sich um keine nüchterne Sammlung des vorhandenen Materials, sondern um eine tendenziöse Auswahl, welche die Sonderstellung des Franziskanerordens vor allem gegenüber dem Weltklerus stärken sollte. Der *liber privilegiorum* ist daher ein anschauliches Beispiel dafür, wie Rechtstexte im späten Mittelalter zum praktischen Nutzen des Verfassers gesammelt und den eigenen Zielen entsprechend geformt wurden. Dem modernen Benutzer erleichtert ein ausführliches Sach- und Personenverzeichnis die Arbeit mit der rechtlichen Seite des franziskanischen Selbstverständnisses. Thomas Ertl

Christian Scholl, Die Judengemeinde der Reichsstadt Ulm im späten Mittelalter. Innerjüdische Verhältnisse und christlich-soziale Beziehungen in süddeutschen Zusammenhängen. Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2013 (Forschungen zur Geschichte der Juden. Abteilung A: Abhandlungen 23), X, 451 S., ISBN 978-3-7752-5673-5, € 49.

Die Dissertationsschrift arbeitet die Geschichte einer der bedeutendsten Judengemeinden in einer Reichsstadt des Spätmittelalters mit Untersuchungsschwerpunkt auf den Jahren 1353–1499 auf. Es handelt sich um eine gelungene, akribische Studie, die nicht nur auf traditionelle Fragen wie jener nach dem Judenpogrom im Zuge der Pest von 1349, sondern neben solchen zu Exklusions-, insbesondere auch zu denen nach Inklusionsprozessen neue Antworten gibt. Hier sei mit der Relevanz der Studie für die Italienforschung lediglich ein Teilaspekt erörtert. Die Reichsstadt war ein bedeutender Handelsknotenpunkt auf der Route von Flandern nach Oberitalien. Seit dem 13. Jh. florierte die Produktion von Barchent, und damit der Tuchhandel. Wie in anderen Städten auch, waren die Juden von Ulm wichtige und gern geschröpfte Kreditgeber, die in der städtischen Expansion der einstigen Königspfalz im 14. Jh. eine tragende Rolle spielten. Dabei kamen der Stadt auch die europäischen Verbindungen der Judengemeinde und das ausgeprägte Migrationsverhalten ihrer Mitglieder zugute. Ein vorrangiges Emigrationsziel vor allem vermögender Juden war Nordita-

lien. So gelang es etwa dem Familienverband des Juden Aberlin, trotz der deutschen Unterbindungsversuchen, sein Vermögen von Ulm nach Italien zu transferieren, in dessen Norden er zu einem „Geldhändler ersten Ranges" wurde (S. 155 f.). Ein Jude namens Anselm, Sohn eines Salomo aus Ulm, agierte in der Mitte des 15. Jh. in Siena, Pisa und Lucca, wo er 1442 enthauptet wurde, nachdem er angegeben hatte, einen italienischen Juden beim Glücksspiel betrogen zu haben. Die Söhne des Ulmer Juden Abraham sind 1457 in Belluno, Mestre und Treviso bezeugt; in letzterer Stadt kopierte einer der Söhne, Mose, eine in Ulm angefertigte Sammlung von religiösen Bräuchen (*Minhagim*) (S. 158). Scholl urteilt: „Der Export dieses hauptsächlich von Ulmer gelehrten geschriebenen *Minhag*-Buches, das dem Leser Aufschluss über die rituellen und religiösen Bräuche im schwäbischen Raum liefert, zeugt nicht nur von der Auswanderung Ulmer Juden nach Oberitalien, sondern auch von der Bedeutung und dem Ansehen, das die Ulmer Gemeinde im aschkenasischen Kulturkreis des 15. Jahrhunderts genoss." (S. 170). Ein Rabbiner namens Baruch erklärte im Jahr 1469 mehrere Schuldbriefe der Grafen Ulrich und Konrad von Helfenstein in Trient für ungültig (S. 159). Andersherum war der erste in Ulm bezeugte Rabbiner am Ausgang des 14. Jh. ein „maister Smoel Jud von Venedig" (S. 161). Auch auf dem Migrationsverhalten basierten somit Stereotype von den Juden als „gut vernetzten ‚Newcomers'", denen es durch diplomatische und Bankierstätigkeit gelang, Sonderkonditionen zu erlangen (S. 177). Im Falle des Ulmer Juden Seligmann ist nachgewiesen, dass er von der venezianischen Terraferma aus auch mit Ulm in Kontakt und Geschäften blieb. Für seine Bedeutung spricht, dass nach seiner Verhaftung durch den Konstanzer Magistrat im Jahr 1430 gar der Doge von Venedig, Francesco Foscari, für ihn intervenierte (S. 230 f.). Seligmann wird somit auch auf der Grundlage von seinen Italienbeziehungen von Scholl zur „Hochfinanz seiner Zeit" gezählt (S. 245). Aus Italien wurden indes auch die Geschichten um den vermeintlichen Ritualmord an Simon von Trient (1475) in Ulm rezipiert, wo u. a. ein Einblattdruck erstellt und verbreitet wurde. Wenn der Autor in seinem Ausblick konstatiert, die Ulmer Gemeinde sei „ein wichtiges Bindeglied zwischen den Juden nördlich und südlich der Alpen" gewesen und die Politik des Ulmer Stadtrats lasse „mehrfach Parallelen zur ‚Judenpolitik' der oberitalienischen Kommunen erkennen", so lädt dies zu komparativen Studien ein. Tobias Daniels

Pavel Hruboň/Richard Psík, Kancelářské poznámky na papežských listinách v období 1378–1417 na příkladu listin dochovaných v moravských archivech (Kanzleivermerke an päpstlichen Urkunden der Zeit 1378–1417 in mährischen Archiven; mit englischen Zusammenfassungen) 2013, ISBN 978-807464-256-2, 198 S. mit 10 Abb.

An einer versteckten Stelle ist ein regionaler Beitrag zur spätmittelalterlichen päpstlichen Diplomatik erschienen. Im Rahmen der Aufnahme des gesamten urkundlichen Materials aus der Zeit der Regierung König Wenzels IV. (1378–1419) in böhmisch-

mährischen Archiven sichteten die Autoren die Dokumente der mährischen Stadtarchive. Doch auch die beiden wichigsten Archive des (jedoch derzeit nicht mehr verwaltungstechnisch existierenden) Landes Mähren, d. h. das Mährische und das Schlesische Landesarchiv in Brünn bzw. in Troppau haben sie konsultiert. Es fanden sich in diesen beiden Archiven (zuzüglich eines Stückes aus dem Brünner Stadtarchiv) Originale von 59 päpstlichen Texten und zwei des Konstanzer Konzils, die einer detaillierten Beschreibung und Analyse unterzogen wurden. Dazu haben sich die Autoren genaue Kenntnisse der Verhältnisse in der päpstlichen Kanzlei der Zeit angeeignet und ihre Ergebnisse im ersten Teil des Buches präsentiert. Den zweiten Teil bilden dann die Regesten mit ganz genauen Informationen über diese formellen, jedoch wichtigen Zeugnisse des päpstlichen Kanzleigeschäftsganges mit mehreren genauen Registern, die es ermöglichen, sich in diesem „Verwaltungsdickicht" zu orientieren. Ivan Hlaváček

Alessandro Fabbri, All'indomani del Grande Scisma d'Occidente. Jean Le Fèvre canonista al servizio dei Valois e il trattato De planctu bonorum in risposta a Giovanni da Legnano, Firenze (EDIFIR, Edizioni Firenze) 2013 (Studi di storia e documentazione storica 5), 317 S., ISBN 978-88-7970-625-4, € 22.

In der Geschichtswissenschaft bekannt ist Jean Le Fèvre vor allem für seine in einem „Journal" festgehaltenen tagebuchartigen Aufzeichnungen, die die Jahre 1381–1388 abdecken und zu den wichtigsten Quellen für die Frühzeit der Regierung Karls VI. von Frankreich gehören. Dass der ehemalige Abt der Benediktiner von Saint-Vaast und Ratgeber Karls V. freilich auch eine gewichtige Rolle im seit 1378 bestehenden „Großen Abendländischen Schisma" spielte, wurde bisher eher am Rande vermerkt. Der Grund ist leicht einsichtig: die Schrift, in der er vehement für die Legitimität des Pontifikats Clemens' VII. eintrat, *De planctu bonorum*, ist unediert. Lediglich Bruchstücke daraus standen der Forschung bisher zur Verfügung. Zumeist tauchten diese in Arbeiten zum großen Kanonisten Johannes von Legnano auf, auf dessen 1378 verfasste Schrift *De fletu ecclesie* Jean Le Fèvre ein Jahr später eben mit *De planctu bonorum* reagierte. Alessandro Fabbri legt nun nicht nur eine Untersuchung dieses Textes vor, sondern liefert gleichzeitig eine akkurate Transkription von *De planctu bonorum* auf der Grundlage der Haupthandschrift. Die Arbeit ist in fünf Teile gegliedert, von denen die ersten drei einführenden Charakter haben und der Kontextualisierung dienen. Der Blick richtet sich auf die unmittelbaren Auslöser des Schismas (c. 1: La Chiesa e lo Scisma, 13–45), die Rolle, die Frankreich darin spielte (La Francia e lo Scisma, 45–73) und die beiden *dramatis personae* Jean Le Fèvre und Johannes von Legnano (c. 3, 73–93). Das anschließende Kapitel erschließt den Inhalt von *De planctu bonorum* und *De fletu Ecclesie* (c. 4, 93–157). In acht Punkten fasst Fabbri die juristische Argumentation der beiden Kontrahenten zusammen und würdigt nachdrücklich die neue Sichtweise Le Fèvres auf das Verhalten der Kardinäle. Im letzten

Kapitel finden Fragen der Gattungszugehörigkeit Behandlung (c. 5: Sviluppi successivi, 157–201). *De planctu bonorum* wird darin im Genre des Doppeltraktats verortet. Nur folgerichtig ist es deshalb, dass der nur einige Monate nach *De planctu bonorum* entstandene Traktat von Kardinal Pierre de Barrière zugunsten Clemens' VII. und ein 1380 entstandener, zweiter Traktat aus der Feder des Johannes von Legnano – *Tractatus secundus pro Urbano VI* – in die Betrachtungen einbezogen werden. Die Ergebnisse der Arbeit selbst werden in einem Schlusskapitel auf nur sieben Seiten zusammengefasst. Es fällt auf, dass in den einzelnen Kapiteln wenige Werke extensiv rezipiert werden. So wird im ersten einleitenden Kapitel der vornehmlich auf Brian Tierney und Edith Pasztor zurückgehende Forschungsstand referiert. Neueste Untersuchungen werden – mit Ausnahme eines Beitrags von Armand Jamme aus dem Jahr 2005 – nicht berücksichtigt. Durchaus lesenswert ist der knappe Überblick, den der Autor der Situation des Benediktinerordens im französischen 14. Jh. widmet: zu Recht wird darin auf die immens wichtige Rolle eingegangen, die die Cölestiner spielten. Unglücklicherweise wurde Karl Borchardts Arbeit über die Cölestiner (2006) in diese Überlegungen nicht mit einbezogen. Die Forschung dürfte zukünftig vor allem vom Text von *De planctu bonorum* profitieren (209–299). Um eine kritische Edition handelt es sich dabei nicht – sie bleibt weiterhin Desiderat. Die Texttranskription Fabbris auf der Grundlage der Hs. BnF ms. Lat. 1472 – von Fabbri als „edizione interpretativa" bezeichnet – leistet jedoch gute Dienste, sind durch sie doch zuallererst die im Haupttext dargestellten Sachverhalte besser nachvollziehbar. Im Transkriptionstext sind die Incipits der angeführten Gesetzestexte und anderer zitierter Quellen kursiv gesetzt. Eine moderne Interpunktion erleichtert das Textverständnis. Fabbri zeigt in seiner Arbeit, dass *De planctu bonorum* und sein Autor zwar im Lager Clemens' VII. außerordentlich geschätzt wurden, man im Umkreis Urbans VI. jedoch nicht viel Aufheben um dieses Werk machte. Es galt als weitgehend ungefährlich. Für Jean Le Fèvre lohnte sich aber das literarische Engagement auf Seiten Clemens' VII.: im März 1380 wurde er zum Bischof von Chartres ernannt. Ralf Lützelschwab

Gherardo Ortalli, Barattieri. Il gioco d'azzardo fra economia ed etica, secoli XIII–XV, Bologna (Il Mulino) 2012 (Saggi 778), 264 S., ISBN 978-88-15-24030-9, € 22.

Vom Spiel zum Glücksspiel: Der Vf. hat seit geraumer Zeit – neben dem Schwerpunkt der Forschungstätigkeit in der mittelalterlichen Geschichte Venedigs – seine Aufmerksamkeit den leichteren und amüsanteren Formen des geselligen Umgangs zugewandt. Davon zeugen beredt die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Ludica" und die gleichnamige Publikationsreihe, die inzwischen bis zum 11. Band gediehen ist. Nun widmet er sich einem speziellen Aspekt, der stets als delikat angesehen worden ist, wie es schon die Wahl des in den Untertitel gestellten Begriffspaares andeutet: wirtschaftliches Interesse und Ethik, zwischen denen man eher einen Gegensatz als einen harmonischen Zustand anzunehmen pflegt. Ein barattiere, *baratterius* in den

lateinischen Quellen, ist zunächst der Glücksspieler, der Hasardeur, gelegentlich wird er charakterisiert als jemand, der sich bis aufs Hemd verausgabt, so dass man an krankhafte Spielsucht denkt. Erst später scheint der Begriff sich auf die Organisatoren von Glücksspiel konzentriert zu haben. Diese zumal wurden von der „anständigen" Gesellschaft verachtet, betrieben sie doch ein unmoralisches Geschäft, aber neben ausdrücklichen Verboten stehen die Fälle, in denen die Kommunen solche Tätigkeit als willkommene Einnahmequelle behandelten. Auch der Pächter solcher Abgaben konnte als *baratterius* bezeichnet werden. Der Vf. unterstreicht die Vieldeutigkeit der Begriffe, schon dieses Phänomen vermittelt einen Eindruck von den verschiedenen Facetten des Themas. Da es aber um eine Erscheinung am Rande der Gesellschaft geht, besteht nur eine relativ geringe Chance, dass Informationen darüber in die schriftliche Überlieferung aus weit zurückliegender Vergangenheit Eingang gefunden haben. Es sind nicht die Chroniken, die Auskunft geben, Erwähnung finden Glücksspieler vielmehr in speziellen Quellenarten wie den städtischen Statuten, und so wird es kein Zufall sein, dass erst im 13. Jh. mit der starken Vermehrung dieser normativen Texte die Glücksspieler auftauchen – das muss jedoch keineswegs bedeuten, dass es sie nicht schon früher gegeben hätte. Die einschlägigen Bestimmungen sind nun bequem zugänglich in der Sammlung, die Alessandra Rizzi jüngst vorgelegt hat (Statuta de ludo, s. folgende Anzeige). Vielerorts waren insbesondere Regelungen zu treffen für Vereinigungen mit der Bezeichnung *baratteria*, am ehesten wohl vergleichbar den heutigen Sportvereinen oder Schachclubs, wie sich aus der vom Vf. gegebenen Beschreibung ihrer Strukturen ergibt. Spielgewohnheiten änderten sich: Zunehmend kamen Karten in Gebrauch, und für die Jagd nach dem Glück stand seit dem 15. Jh. die Lotterie zur Verfügung. Insgesamt bietet das Buch dem Leser einen Ausflug zu Gegebenheiten des Lebens, die gewiss weniger ernsthaft sind als etwa die Sorge um das tägliche Brot oder die Bemühungen um das Überleben in Kriegsgefahr, ihre Betrachtung aber erweitert ebenso wie der Blick auf die gravierenderen Komponenten die Kenntnis menschlicher Eigenart – nicht nur in vergangener Zeit.

Dieter Girgensohn

Statuta de ludo. Le leggi sul gioco nell'Italia di Comune (secoli XIII–XVI). The laws governing games and gaming in Italian communes (XIII–XVI centuries), a cura di/edited by Alessandra Rizzi, Treviso-Roma (Edizioni Fondazione Benetton Studi Ricerche-Viella) 2012 (Ludica. Collana di storia del gioco 11), 638 S., ISBN 978-88-8334-772-6, € 40.

Diese thematisch orientierte Sammlung von Auszügen aus den Statuten der italienischen Städte ist ein vielversprechender Ansatz, den Informationsreichtum der lokalen Gesetzbücher zu bändigen. Schon die Menge bewirkt, dass das Material höchst unübersichtlich ist. Womit man es auf diesem Felde zu tun hat, lehrt ein Blick in die Liste der Titel von Publikationen, die für das vorliegende Buch herangezogen

worden sind: Die Zahl der gedruckten Statuten, denen einschlägige Regelungen entnommen werden konnten, lässt sich auf rund 500 schätzen, und es folgen noch einmal mehr als 100, die keinen Ertrag gebracht haben. Die Bearbeiterin ist mit der Materie seit langem vertraut. Von Sachkenntnis zeugt bereits die tesi di dottorato, die als Buch vorliegt: Ludus/ludere. Giocare in Italia alla fine del Medio Evo, Treviso-Roma 1995 (Ludica 3). Jetzt publiziert sie die einschlägigen Quellen im Wortlaut: die Bestimmungen zu den vielfältigen Aspekten des Spiels und des Spielens, die sich in den städtischen Statuten finden. Die Zählung reicht bis 3233, doch hat das gewählte Ordnungsprinzip zur Folge, dass viele Belege zweimal oder noch öfter erscheinen. Die einzelnen Auszüge sind nach Stichwörtern gruppiert, diese werden in alphabetischer Ordnung dargeboten: vom überraschenden Begriff *abati, abbati* (immerhin drei Stellen aus Bergamo und Lodi) bis *zuppa de terra* (Foligno 1350). Der Text, der hierzu gehört, ist sperrig, denn der naheliegende Wortsinn wäre Jacke, giubba, doch passt das nicht recht zu den Faustschlägen und Steinschleudern der inszenierten Scharmützel, die durch dieses Statut verboten werden, und auch die mögliche Interpretation als Harnisch, armatura, wie auf S. 638 vorgeschlagen wird, verträgt sich nicht mit dem Zusatz *terra*; Emendation zu *zappa* wäre eine einfache Lösung des Problems. Bei besonders signifikanten Stichworten finden sich Belege in erheblicher Zahl, etwa bei *azardum* – mitsamt Nebenformen – sind es schon 185, bei *scachi* 145, bei *tabulae* 231, und bei *taxilli* wird mit 482 der Spitzenwert erreicht, dazu kommen noch *alea* mit 57 Auszügen sowie *dadi* mit 90, abgesehen davon, dass beim Würfeln gern ein Brett benutzt wird, eben die *tabula*. Unter den einzelnen Sachbegriffen geschieht die Reihung nach der alphabetischen Ordnung der Städtenamen. Stets ist das Jahr oder wenigstens eine ungefähre Zeitangabe hinzugefügt, so dass gleich erkennbar wird, ob es eine Entwicklung im Laufe der Zeit gegeben hat. Das ausgiebige Sachregister mit Übersetzung der Begriffe ins Italienische und meist auch ins Englische ist sehr nützlich für die Erschließung des umfangreichen Materials. Diese Art, den Inhalt von Statuten nach Sachgebieten präsent zu machen, scheint ein fruchtbarer Weg zur besseren Durchleuchtung vergangener Gesellschaftsverhältnisse zu sein, denn wo es die städtischen Gesetzbücher gibt, bieten sie die Regeln, nach denen sich das Zusammenleben der Menschen gestaltete. Außerdem erleichtert dieser methodische Ansatz den Vergleich zwischen den einzelnen Orten, stehen doch so die einschlägigen Bestimmungen aus den verschiedenen Texten dicht beieinander. Das Beispiel sollte Schule machen.

Dieter Girgensohn

Tom Müller, Der junge Cusanus. Ein Aufbruch in das 15. Jahrhundert, Münster (Aschendorff) 2013, 216 S., ISBN 978-3-402-13029-2, € 14,80.

Nicht an ein wissenschaftliches Spezialpublikum, sondern an eine breitere Leserschaft wendet sich die zu besprechende Publikation, welche die ersten dreißig Lebensjahre des Nikolaus von Kues (1401–1464) bis zu seinem Auftreten als Prediger

nach seiner Weihe zum Diakon und als Anwalt am Basler Konzil zum Gegenstand hat. Somit werden der familiäre Hintergrund, die Jugend und die universitären Studienjahre behandelt. Mithin geht es um eine Lebensphase, die sich dem Biographen in jener Zeit meist durch Quellenarmut entzieht. Nun ist Cusanus in vielerlei Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung seiner Zeit gewesen, und dies hat sich in einer vergleichsweise reichen Überlieferung niedergeschlagen. Neben den Quellen im Vatikanischen Archiv und jenen *in partibus* sind es bei Cusanus auch die eigenen Aufzeichnungen und seine Büchersammlung. Ermöglicht wird die vorliegende Darstellung indes erst durch das Ergebnis der unermüdlichen Sammelarbeit von Erich Meuthen und Hermann Hallauer, die die Quellen für die frühe Lebensphase des Cusanus in den Acta Cusana systematisch erschlossen haben, ebenso wie durch die Edition der Cusanus-Texte. Auf dieser Grundlage bietet Müller einen guten Überblick über die Familienverhältnisse. Auch räumt er mit Recht nochmals mit zwei Cusanus-Legenden auf: Erstens entstammte Nikolaus nicht ärmlichen Verhältnissen, sondern einer Familie begüterter Moselschiffer und Sendschöffen, und zweitens hat er keine frühe Ausbildung in Deventer bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben erfahren. Dann widmet sich Müller den Studienjahren in Heidelberg, Padua und Köln. Für den Studienaufenthalt in Padua, an dessen Ende Cusanus den *Dr. decretorum* erhielt, kann Müller Cusanus' eigene Aufzeichnungen heranziehen, aus denen hervorgeht, dass er sich in Padua weit mehr als der Juristerei widmete. Für Köln wird vor allem auf Cusanus' Schülerschaft bei Heimerich van den Velde (de Campo) verwiesen. Insgesamt liegt der Akzent in dem Kapitel zur universitären Ausbildung auf der Darstellung des kulturellen Umfeldes und den davon ausgehenden Prägungen. In einem weiteren Kapitel widmet sich Müller Cusanus' Tätigkeit als gelehrter Rat in Diensten des Trierer Erzbischofs Otto von Ziegenhain. Bekanntlich war er 1427 Kurienprokurator des Bischofs und unterhielt mit Poggio Bracciolini einen kurzen humanistischen Briefwechsel, in dem es um Plinius- und Cicerohandschriften ging. Auch Cusanus' Aufenthalte in Löwen und Paris werden thematisiert. Den Abschluss der Studie bilden wie erwähnt die Anfänge des Trierer Schismas und Cusanus' erste Predigt. Insgesamt zielt die gut zugängliche Studie erkennbar auf das Werden des Philosophen Cusanus ab. Der daran Interessierte wird hierzu eine gute Einführung vorfinden. Eine Stärke des Buches liegt darin, dass es insbesondere die von Cusanus selbst herrührenden Quellen zum Sprechen bringt und in den kulturhistorischen Kontext einbettet. Der an dem gelehrten Rat und Politiker Cusanus interessierte Historiker hätte indes insbesondere im Bereich der Universitätsausbildung andere Fragen gestellt und vor allem prosopographischen Ansätzen bei ihrer Beantwortung stärkeres Gewicht gegeben, die erstens Gründe für Studienortswahlen und zweitens die Ausrichtung eines Jurastudiums auf eine spätere politische Tätigkeit statistisch nachvollziehen und Personenkreise deutlicher hervortreten lassen. Eine Figur, die es in diesem Sinne für weitere parallele Aufschlüsse zu Cusanus zu untersuchen gälte, wäre Helwig von Boppard.

Tobias Daniels

Karl-Heinz Braun/Mathias Herweg/Hans W. Hubert (Hg.), Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Große Landesausstellung 2014 Baden-Württemberg des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, vom 27. April bis 21. September 2014 im Konzilgebäude Konstanz. Bd. 1: Essays; Bd. 2: Katalog, Darmstadt (WBG) 2013–2014, 247; 400 S., Abb., ISBN 978-3-8062-0001-0; 978-3-8062-2849-6; € 49,90.

Es ist kein einfaches Unterfangen, einen Katalog- und Essayband, die einem „Weltereignis", dem Konzil von Konstanz, gewidmet sind, in überschaubarer Form vorzustellen. Allein der Katalogband vereint 58 Autoren aus mehreren Ländern und beschreibt 270 oft mehrteilige Exponate. Die Ausstellung führt den Besucher in fünf Abteilungen durch eine anspruchsvolle Zeitreise, in deren Inhalte der Katalogband sachkundig einführt. Aus einer kulturellen und geographischen Vogelperspektive nähert man sich dem Ort des Geschehens. So zerrissen die Christenheit um das Jahr 1400 durch das seit 1378 andauernde Große Abendländische Schisma mit zuletzt drei Päpsten war, so war der Drang nach religiöser Erneuerung und Erweiterung des Wissens doch ungebrochen. Handelswaren, Kunstwerke und Preziosen aller Art zirkulierten in Europa. Eine Reihe glücklicher Umstände – unter denen die geographische Lage nur eine war (s. auch Katalog S. 258) – verhalf der 6000–8000 Einwohner zählenden Bischofsstadt Konstanz zur Ehre, als Ort des Konzils ausgewählt zu werden, das vor allem die kirchliche Einheit wieder herstellen sollte. Daß nun in seinen Mauern Papst (Johannes XXIII.) und Römischer König (Sigismund) residierten, machte die Stadt am Bodensee auf Anhieb zu einem Zentrum der europäischen Hochfinanz. Vom Glanz der Konzilsstadt kündet heute noch in der Augustinerkirche das Kryptoporträt des Auftraggebers Sigismund als gleichnamiger, als Heiliger verehrter Burgunderkönig (1907 wurde der Freskenzyklus leider unsachgemäß restauriert, S. 136 f.). Die nach Konstanz gekommenen Delegationen bis hin zu jener aus Äthiopien werden mit Artefakten und liturgischem Gerät veranschaulicht. Die 3. Sektion ist den Aufgaben und Zielen der Kirchenversammlung, die am 5. November 1414 feierlich eröffnet wurde, gewidmet. Diese zu illustrieren ist offenbar nicht einfach. Immerhin gibt es die Handschrift *De magno schismate* Antonio Baldanas (Nr. 163) und das Ergebnisprotokoll des Konklaves, aus dem Martin V. Colonna als Papst hervorging (Nr. 183), zu sehen. Die Abteilung zur Ereignisgeschichte des Konzils steht ganz im Zeichen von Ulrich Richentals Konzilschronik, von der sieben Abschriften des verlorenen Originals ausgestellt sind, darunter die älteste aus New York (Nr. 196a). Zu den unverzichtbaren Stationen gehören die Verurteilungen Jan Hus' und des Hieronymus von Prag sowie die Affäre von Jean Petit (dazu ist ein Porträt des Johann Ohnefurcht ausgestellt, Nr. 206b). Im Zusammenhang mit der Darstellung des Konzils als großer Bühne für das Reichsregiment Sigismunds ist auch auf „heraldische Souvenirs", d. h. in Konstanz ausgestellte Wappenbriefe, hinzuweisen. Leider sind im Katalog deren Abbildungen zu klein geraten, um sie genauer studieren zu können (ein Manko, das in diesem ansonsten sorgfältig gestalteten Katalog erfreulicherweise begrenzt ist). In der letzten Sektion

wird die religiöse und kulturelle Nachwirkung des Konzils dokumentiert. Ausgehend von einem Passus zur Absetzung Johannes' XXIII. im Gedicht des Augsburger Bürgers Thomas Prischuch werden die *Vaticinia de summis pontificibus* und ähnliche prophetische Schriften vorgestellt (Nrn. 248a–b, 251). Noch wichtiger und nachhaltiger waren indes die Bücherfunde der in Konstanz stationierten Kurialen. Sie befruchteten entscheidend die Wiederentdeckung der Antike. Das erstarkte Papsttum konnte den Wiederaufbau der Stadt Rom nach Jahrzehnten des Niedergangs in Angriff nehmen. Zuletzt wird auch die Erinnerung an das Konzil aus Konstanzer Perspektive thematisiert, die mit der 1993 errichteten Statue der Kurtisane Imperia des Bildhauers Peter Lenk einen letzten, einen Skandal provozierenden Höhepunkt erreichte. – Mit 37 Beiträgen im Essayband ist die Vielfalt der Themen zu groß, um sie im einzelnen zu behandeln. Wie die Herausgeber betonen, sollte der Band „kein Handbuch" werden (S. 5). Trotzdem ist die Auswahl beeindruckend. Die erste Sektion ist den Quellen und der Organisation sowie dem Ablauf des Konzils gewidmet. Danach werden die Protagonisten des Konzils vorgestellt. Johannes XXIII. und Sigismund, an späterer Stelle auch Gregor XII., Benedikt XIII. und Martin V. Die *Causa unionis*, die *Causa reformationis* und die *Causa fidei* stehen im Mittelpunkt der dritten Sektion. Danach konzentriert sich der Band auf Stadt und Region, um sich zuletzt Kunst und Architektur zuzuwenden. Wenigstens ein paar Stichworte seien hervorgehoben. Es mag erstaunen, daß ein offizielles Protokoll der Konzilssitzungen nicht im Original erhalten ist; vieles müßte (neu) ediert werden (S. 12, 14). Auch wegen der Illustrationen in Richentals Konzilschronik ist Konstanz ein Eldorado für Ritualforscher. Die bereits vorgestellten Protagonisten jener Jahre nutzten geschickt Ein- und Umzüge, Prozessionen sowie liturgische Riten zur Selbstdarstellung und Selbstlegitimation. Auch schillernde Figuren wie der deutsch-ungarische Fernkaufmann und Chronist Eberhard Windeck († ca. 1440) und der Dichter Oswald von Wolkenstein († 1445) erhalten eigene Porträts, sowie auch natürlich Jan Hus, dessen Theologie und Bewegung in mehreren Beiträgen vorgestellt werden. Gerne hätte man aber auch etwas mehr über die Masse nicht nur der hochgestellten Besucher, sondern auch der aktiven Konzilsteilnehmer erfahren, die – und das zeichnet Konstanz und die anderen Konzilien des Spätmittelalters aus – zu einem beträchtlichen Teil aus Stiftsgeistlichkeit und Niederklerikern bestanden. Die Online-Datenbanken Repertorium Germanicum und Repertorium Academicum Germanicum hätten zur prosopographischen Verortung dieser Namen beitragen können. Mit einem solchen Namensmaterial ausgestattet, wären möglicherweise auch neue Einsichten in den schon erwähnten, mit den bekannten Humanisten-Namen (Bracciolini, Bruni, Aragazzi, Vergerio usw.) verbundenen Kulturtransfer zu gewinnen. Wichtig sind die Beiträge zu den an das Konzil herangetragenen Streitfällen (um Johannes Falkenberg und Jean Petit) und zu dem von ihm selbst betriebenen Ordensreformen. Breiten Raum erhalten auch regionalgeschichtliche Studien, die sich auf den deutschen Südwesten und Johannes' XXIII. Fluchthelfer Herzog Friedrich IV. von Österreich konzentrieren. Die Auswirkungen des Konzils auf Kunst und Architektur (deren Besprechung dem Rezensenten nur bedingt zusteht) waren beachtlich und

unterstreichen noch einmal die kulturelle Bedeutung der Kirchenversammlung. Was die theologisch-kirchengeschichtliche Seite angeht, ist abschließend zu konstatieren, daß viele in Konstanz aufgeworfene Fragen noch heute nicht gelöst sind. Auch nach Trient und den beiden Vatikanischen Konzilien „ist das Verhältnis von konziliarer, kollegialer und päpstlicher Kompetenz nicht definiert" (Jürgen Miethke, S. 81). Ein kleiner Übersetzungslapsus: Der Kardinal „Jourdain des Ursins" (S. 114) ist Giordano Orsini († 1438). Andreas Rehberg

Johannes Fontana, *Liber instrumentorum iconographicus.* Ein illustriertes Maschinenbuch, herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Horst Kranz, Stuttgart (Franz Steiner) 2014 (Boethius 66), 192 S., ISBN 978-3-515-10660-3, € 46.

Die Hs. München Staatsbibliothek Cod.icon 242 ist bekannt als eine der ältesten technologischen Bildhandschriften aus Italien. Älter sind im Wesentlichen nur das Werk des Guido von Vigevano mit Maschinen für einen neuen Kreuzzug (1335) und die berühmte Beschreibung seiner astronomischen Uhr durch den Paduaner Giovanni Dondi (ca. 1365) sowie die so genannten Jugendwerke des Johannes Fontana selbst (ca. 1420), die Horst Kranz 2011 in einem umfangreichen Band erstmals veröffentlicht und übersetzt hat: *Opera iuvenalia de rotis, horologiis et mensuris.* Jugendwerke über Räder, Uhren und Messungen, Stuttgart (Franz Steiner 2011), 544 S. (Boethius 65). Die Münchener Handschrift kam schon im 16. Jh. in den Besitz des Herzogs Albrecht V. von Bayern und fand dort vor allem wegen ihrer Militaria Beachtung. Ihr bisher üblicher Name lautete *Bellicorum instrumentorum liber,* doch füllen die kriegstechnischen Zeichnungen nach Kranz kaum ein Viertel des Inhalts. Noch ein zweiter Umstand ließ sie zu einem Lieblingsgegenstand der Militärhistoriker werden, ihre Geheimschrift. Ein großer Teil der Bildbeschreibungen ist in den technischen Angaben jeweils chiffriert. Entziffert wurden diese Passagen erstmals von dem Philologen Wilhelm Meyer (zu Speyer) und dem Wiener Obersten Heinrich Schulte. Die Kunsthistoriker Eugenio Battisti und Giuseppa Saccaro Battisti besorgten 1984 auf knapp 50 Seiten eine erste, sehr gedrängte Gesamtedition mit italienischer Übersetzung und einer ergänzenden Auswahl von schönen Farbtafeln. Man findet ein vollständiges Digitalisat der Handschrift inzwischen auch im Internet (BSB Cod.icon 242). In der neuen Edition sind die Bilder mit CAD-Programm umgezeichnet. Kranz hat die Chiffre erneut überprüft. 2009 hatte er sich zusammen mit dem Informatiker Walter Oberschelp bereits mit einem speziellen Traktat Fontanas über Memorier- und Chiffriertechniken beschäftigt (*Tractatus de instrumentis artis memorie*, Boethius 59). Für die Lektüre der Geheimschrift war er also bestens vorbereitet. Die Kenntnis des Gesamtwerks Fontanas ist durch ihn insgesamt ein gutes Stück weiter gekommen. Als ganz großer „Brocken" fehlt nur noch ein sehr umfangreicher Traktat über die Konstruktion und Anwendung eines neuen Ballistendreiecks, eines Universalinstrumentes für terrestrische und astronomische Messungen in einer Oxforder Handschrift. Es ist

zu hoffen, dass Kranz auch davon seine bereits vorliegende Abschrift und Übersetzung der Wissenschaft zugänglich machen wird. Die Münchener Bilderhandschrift ist kein Autograph, ein Kopist hat sich vermutlich einen Stapel von Einzelblättern vorgenommen und ihn mehr oder weniger ungeordnet abgeschrieben und abgezeichnet. Inhaltlich geht es ohne viel System durcheinander. Am Anfang scheint das Militärische noch zu überwiegen: Arabischer Mauerbrecher (Alphasaf), Flammenwerfer, Zugmaschine, Burg mit Hinterhalten, Spanngerät, Todbringender Kerker, doch bald folgen ein Hammerwerk, verschiedene Typen von Labyrinthen, Wasserleitungen und Wasserheber, Wasserrohre, Leuchten, Messgeräte, ein Wagen mit Feuerantrieb, ein Turm mit Aufzug, ein Rollstuhl mit Seilantrieb usw. Ein als Schildkröte bezeichneter Wagen mit Rückstoß (Nr. 21), ein Rad mit Heißluftantrieb (Nr. 87), eine feuerspeiende Hexe (Nr. 95) fanden stets besonderes Interesse. Tatsächlich sind pyrotechnische Antriebe etwas Seltenes in der älteren Überlieferung. In der Festschrift für Max Kerner (Aachen 2006) hatte sich Kranz selbst deshalb schon der Raketen in der Münchener Handschrift angenommen. Die mangelnde Ordnung im Aufbau der Bilderhandschrift Fontanas steht im deutlichen Gegensatz zu dem 2006 erstmals publizierten Werk eines technikbegeisterten Klerikers aus Werden an der Ruhr, Konrad Gruter, der seit 1393 über drei Jahrzehnte an verschiedenen Höfen in Italien gearbeitet hat. Er brachte 1424 in Venedig sein Maschinenbuch in eine bewusst logische Abfolge (vgl. Rezension Arnold Esch, QFIAB 87 [2007], S. 560–562). Doch war auch Fontana selbst keineswegs ein Mann ohne Ordnungssinn. Im Gegenteil: seine von Kranz edierten Jugendwerke ebenso wie sein später *Secretum de thesauro* genanntes Werk in einer Pariser Handschrift (ed. Battisti 1984, S. 141–158) zeigen eine strenge Systematik. Anders als Gruter kennt er den Archimedes (Nr. 13). Anders als Leonardo da Vinci, dem er in der Vielfalt seiner Interessen voraufgeht, war Fontana ein hoch gebildeter Autor mit akademischer Ausbildung an der Universität Padua. Zahlreiche Bemerkungen seiner Bilderhandschrift zeigen, dass er seine Zeichnungen einem jüngeren Freund widmen wollte. Leider nennt er ihn nicht. Sein Latein ist gewöhnungsbedürftig, vor allem die Orthographie scheint durch seine venezianische Herkunft beeinflusst.

Dietrich Lohrmann

Marek Wejwoda, Sächsische Rechtspraxis und gelehrte Jurisprudenz. Studien zu den rechtspraktischen Texten und zum Werk des Leipziger Juristen Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466), Hannover 2012 (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 54), XXIX, 318 S. ISBN 978-3-7752-5714-5, € 40.

Das hier vorzustellende Buch bietet die Edition der Werke Bocksdorfs im Rahmen der renommierten Reihe der MGH. Dieser Rahmen ist hier passend, weil W. erst einmal herausfinden mußte, welches die Werke waren, die das enorme Ansehen Bocksdorfs bei den Zeitgenossen und seinen großen Einfluß begründeten. So recht verstehen konnte das die bisherige reiche Forschung nicht, denn verglichen mit anderen gelehr-

ten Juristen der Zeit tat B. sich weder durch brillante Lösungen noch neue Formen hervor. Das lag zunächst am mangelhaften Kenntnisstand über die B. zuzurechnenden Quellen (zudem war die Zuschreibung nicht selten umstritten), zum anderen an der Vorstellung von den Textgattungen, die gelehrte Juristen zu produzieren hatten, also „Werke" wie *Consilia* und dergleichen. Das wollte W. gründlich ändern. Er hat dem Leben, Wirken und Werk seines Helden vier Monographien und mehrere Aufsätze gewidmet: außer dem hier zu besprechenden Band die Leipziger Dissertation: Spätmittelalterliche Jurisprudenz zwischen Rechtspraxis, Universität und kirchlicher Karriere. Der Leipziger Jurist und Naumburger Bischof Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466). Leiden 2012; eine weitere der Leipziger Fakultät (Die Leipziger Juristenfakultät im 15. Jahrhundert. Vergleichende Studien zu Institution und Personal, fachlichem Profil und gesellschaftlicher Wirksamkeit, Stuttgart 2012), an der Bocksdorf seit 1439 Jahre Ordinarius war, und zuletzt eine zu dessen Bibliothek (Dietrich von Bocksdorf und seine Bücher. Rekonstruktion, Analyse und Interpretation einer mittelalterlichen Gelehrtenbibliothek, im Druck). Erst dieser enorme wissenschaftliche Aufwand erschloß, warum jemand, dessen Lebensmittelpunkt die Universität Leipzig war und der auch in seiner Eigenschaft als gelehrter Rat sich im wesentlichen auf den Raum der Herrschaft der Wettiner beschränkte (wo auch sein recht ansehnlicher Pfründenbesitz lag), weit über diesen Wirkungskreis hinaus höchstes Ansehen genoß, und auch noch hundert Jahre danach als Autorität galt. Im Unterschied zu den meisten seiner Kollegen wirkte Bocksdorf 25 Jahre lang auf die von den gelehrten Juristen gemiedene sächsische Rechtspraxis ein, genauer: die des sächsisch-magdeburgischen Rechts. In dessen Gebiet, das sich von Mitteldeutschland bis weit nach Osteuropa hinein erstreckte, kannten die Gerichte und Rats-Gremien nur mündliche, in ritualisierte Formen ablaufende Verfahren. B. war überzeugt, daß man die Prinzipien des gelehrten *jus commune* auf das nach Billigkeit urteilende sächsische Verfahren anwenden könne, weil es dieselben Prinzipien enthalte. Ja, daß beide Rechte komplementär und die Methoden des einen auf das andere nicht nur grundsätzlich, sondern auch konkret durchgängig anwendbar seien. Daß es also neben und gleichwertig mit dem gemeinen gelehrten Recht ein „gemeines Sachsenrecht" gebe, das (auf der Grundlage des Sachsenspiegels) Lehnrecht, Landrecht und Weichbildrecht [Weichbild, ist das sächsische Wort für Stadt, also etwa: Stadtrecht] umfasse. Er vertrat diese Überzeugung in seiner Lehre an der Universität wie in seiner umfassenden Beratertätigkeit. Und diese neue Herangehensweise fand Anerkennung und zunehmend Gefolgschaft. Dadurch, daß nun Begriffe und Aktionen mit dem Instrumentarium des gelehrten Rechts erfaßt werden konnten, wurde erst eine Entwicklung des archaischen sächsischen Rechts möglich, schmeidigte sich die Rechtssprache und verwandelten sich unmerklich die Verfahren. Daß zunehmend immer mehr Bausteine des *jus commune* in die sächsische Rechtsprechung eingebracht wurden, hatte zur Folge daß auch im Gebiet des sächsischen Rechts die Schriftlichkeit allmählich zur Norm wurde. Insgesamt bieten sich tiefe Einblicke in die Frühphase des epochalen Umbruchs von der traditional-archaischen Gerichtsverfassung des Mittel-

alters zur schriftlich-wissenschaftlichen Rechtspflege der Neuzeit. Gegenstand in Teil I des Buches sind die rechtspraktischen Sammlungen, die direkt oder indirekt auf B. zurückgehen und sein wichtigster Beitrag zur Entwicklung des sächsischen Rechts sind. Sie werden von W. in drei Gruppen eingeteilt: 1) Das „Zeitzer Kopialbuch", eine Veröffentlichung von Bockdorfs „Privatarchiv" mit Texten aus seiner juristischen Praxis, die kurz nach seinem Tode bearbeitet und durch Register erschlossen wurde. 2) Die Görlitzer Sammlung, auch *Informationes domini ordinarii* genannt, eine B. zugeschriebene heterogene Sammlung von Texten aus der mitteldeutschen Gerichts- und Rechtspraxis, darunter 49 Stücke B. (Parteischriften, Gutachten); ihr Zweck war, Musterformeln und Argumentationsmuster zusammenzustellen. 3) Gutachten B., darunter eine in 3 Hss. überlieferte Sammlung von 100 lateinischen Consilia (die Leipziger *Informationes juris*, von denen einige in W. Dissertation ediert und kommentiert sind), bei der Seltenheit dieser Textgattung im deutschen Sprachraum eine Sensation; daneben Einzelstücke und Deperdita. Für diese rechtspraktischen Arbeiten durchforstete W. sämtliche Handschriftenbestände im Wirkungsgebiet. Dabei kamen ihm seine gründlichen Kenntnisse auf dem Gebiet der Kodikologie zugute (W. war 2003–2005 am DFG-Handschriftenzentrum in den Sondersammlungen der Universitätsbibliothek Leipzig tätig). Aus den Sammlungen B. schließt W. auf Auftraggeber, Wirkungsräume und Tätigkeitsfelder dieses gelehrten Rechtspraktikers, dessen Wirken einzigartig war. Teil II widmet sich den teils weit verbreiteten monographischen Werken B.: (1) Das Remissorium zu Sachsenspiegel und „Weichbild"; (2) die Arbeiten zur Erbfolge; (3) die „Gerichtsformeln"; (4) „Die Weise des Lehnrechts"; (5) B. Beitrag zur Landrechtsglosse [des Sachsenspiegels] (Vulgata, Additionen). Bei diesen lag die Forschungsleistung W. vor allem in der Sicherung der Zuschreibung an B. und in der Untersuchung der Verbreitung und der Rezeption. Insgesamt wurden über 500 Hss. ausgewertet. Im Anhang werden zunächst die rechtspraktischen Sammlungen „ediert", d. h. nach der Beschreibung der Hss. werden „Textverzeichnisse" geboten, die außer den Rubriken eine Charakterisierung der Stücke und ggf. eine kurze Kommentierung bieten, ergänzt durch Hilfslisten und Kollationen verschiedener Textfassungen. Bei den Werken nimmt die Hss.-beschreibung (inclusive der Deperdita) größeren Umfang ein und die Kollationen mit anderen Werken. Das Buch ist sorgfältig formuliert. Einige Fehler gibt es v. a. im Anhang, abgesehen von Tippfehlern und den durch das Programm verursachten falschen Trennungen im Lateinischen: Preßborg statt Preßburg 220, compassibilitate 241, Sache statt Sachse 269, 274, richtig 267, 268; ecerpta statt excerpta und informationes statt informatione 285, zu beiden kinnen statt kinden 280; bei concilium 255 sowie bei *XV bistumb* 270 fehlt ein Ausrufungszeichen. S. 227 Nr. 6 = RG VII 162; S. 239 nr. 70 Datierung: vor 1453.4.13 RG VI 1241. Eine Auflösung der Ligaturen wäre hilfreich gewesen. Geboten werden ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein 21seitiges Register, das die im Text sowie in den Sammlungen enthaltenen Namen der Orte und Personen erfaßt und großenteils identifiziert. Brigide Schwarz

Carteggio degli oratori sforzeschi alla corte pontificia. I. Niccolò V (27 febbraio 1447–30 aprile 1452), a cura di Gianluca Battioni, Roma (Roma nel Rinascimento) 2013 (RR inedita 58. Carteggi), 2 Bde., 962 S., ISBN 88-85913-83-7, € 140.

In der reichen diplomatischen Überlieferung Italiens nehmen die Depeschen der Sforza-Gesandten einen besonderen Platz ein. Während, abgesehen von außeritalienischen Höfen, die Edition der Depeschen aus Neapel bereits weit fortgeschritten ist (die Bände wurden in dieser Zeitschrift jeweils besprochen), beginnt nun, auf Initiative der verdienstvollen *Associazione Roma nel Rinascimento*, die Veröffentlichung der dichten Korrespondenz zwischen Francesco Sforza, Herzog von Mailand, und seinen Gesandten am päpstlichen Hof, darunter der bekannte Nicodemo Tranchedini, der den Sforza zuvor in Florenz vertreten hatte. Die ersten 669 Stücke, beginnend mit der Wahl Nikolaus' V. (also noch vor Sforzas Erhebung zum Herzog von Mailand), enthalten, unter den unterschiedlichsten Formen (Brief, Memoriale, Mandat, Instruktion) die – teilweise chiffrierten – Gesandtenberichte sowie die Schreiben Francesco Sforzas und Nikolaus' V., ediert mit sorgfältigem Sachkommentar (doch hätte man sich auch Kopfregesten mit knapper Inhaltsangabe gewünscht). Wie für diese unvergleichliche Quellengattung typisch, bringen die Berichte (von denen einige natürlich schon bekannt waren) ein breites Spektrum von Nachrichten aus dem Innern des Hofes: Beurteilung der Kardinäle nach ihrem Verhältnis zu Mailand, eifersüchtige Seitenblicke auf die anderen (florentinischen, neapolitanischen und vor allem die venezianischen) Gesandten, verweigerte Kardinalsernennungen, jedes Unwohlsein des Papstes. Dann ausführliche Lageberichte: was erfährt man am Hof über die Vorhaben von Neapel, Venedig, Florenz, was tun die Orsini, die Malatesta, die Barone des *Regno*? Daneben die Anwerbung von Condottieri, die Lieferung von Pferden an Sforzas Heer, Probleme mit Pfründen und kirchlichen Ämtern, in die sich Mailand nicht mehr hineinreden ließ. Und natürlich Großereignisse wie das Heilige Jahr 1450 und der Rom-Aufenthalt Friedrichs III. 1452 mit Kaiserkrönung und Hochzeit: große historische Bedeutung kam dem nicht zu, aber vom Kaiser musste man schließlich die Anerkennung des Herzogstitels erreichen. Das führt manchmal zu ermüdenden, beinahe täglichen Wiederholungen desselben Themas. Nachrichten zu den Römern und zur römischen Kommune finden sich nur sehr spärlich (wir stehen noch vor der Porcari-Verschwörung), und das ist kennzeichnend für das schwindende Gewicht des Roms der Römer gegenüber dem Rom der Päpste. Insgesamt also zwar ein kleiner zeitlicher Ausschnitt, aber doch ein ergiebiger Querschnitt durch die italienische Politik der Zeit, die noch nicht durch den Frieden von Lodi stabilisiert war. Man wünschte sich ein rasches Fortschreiten dieses wichtigen Unternehmens. Arnold Esch

Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Friedrich III. Fünfte Abteilung, zweiter Teil: Reichsversammlung zu Frankfurt 1454, bearb. von Johannes Helmrath unter Mitarbeit von Gabriele Annas, München (Oldenbourg) 2013 (Deutsche Reichstagsakten/Ältere Reihe Bd. 19/2. Teil), 1046 S., ISBN 978-3-486-70502-7, € 168; Fünfte Abteilung, dritter Teil: Reichsversammlung zu Wiener Neustadt 1455, bearb. von Gabriele Annas, München (Oldenbourg) 2013 (Deutsche Reichstagsakten/Ältere Reihe Bd. 19/3. Teil), 997 S., ISBN 978-3-485-70409-9, € 168.

Die deutschen Reichstagsakten zählen zu den Flagschiffen der geschichtswissenschaftlichen Grundlagenforschung in Deutschland. Den Wert der zu besprechenden über 2000 Seiten für die Erforschung des deutschen Spätmittelalters und die großen Meriten ihrer langjährigen Bearbeiter zu erwähnen, versteht sich. Nicht zuletzt durch Beiträge von Heribert Müller und Werner Paravicini sind die Reichstagsakten nunmehr auch in den Gesichtskreis der Burgundforschung getreten. Weiterhin notwendig erscheint unterdessen ein Hinweis darauf, dass sie auch der Humanismus- und Italienforschung wertvolles Material an die Hand geben. Im Falle der Tagungen von Frankfurt und Wiener Neustadt, die ebenso wie die vorangegangene zu Regensburg (1454) nach dem Fall von Konstantinopel stark unter dem Eindruck des so genannten „Türkenkriegs" standen, hängt dies mit ihrem prominentesten Teilnehmer Enea Silvio Piccolomini zusammen, der gemäß Bartolomeo Platina diese Versammlungen *ingravescente iam aetate, taedio laborum ac diutina inter exteras gentes peregrinatione fessus* (19,2, Nr. 12,2, S. 377) besuchte. Hervorzuheben ist, dass sich in den beiden Bänden Neueditionen vieler Piccolomini-Briefe finden, die allesamt über die lediglich bis Mitte 1454 reichende Edition Wolkans hinausgehen. Eneas Briefpartner sind unter anderem Männer wie Goro Lolli in Siena oder Pietro da Noceto in Rom, aber auch etwa seine Cousine Dorotea, die er in einem Brief aus Wiener Neustadt en passant über die Jungfräulichkeit und das monastische Leben belehrt. Im Falle Frankfurts umfasst die Edition auch Korrespondenz der Akteure mit verschiedenen Städten und Fürsten Italiens (Florenz, Genua, Mailand, Neapel, Siena, Venedig). Bei augenscheinlich noch recht peripherem Interesse schickten immerhin Venedig, Neapel, Ferrara und Mantua Gesandte in den Norden. Frankfurt und Wiener Neustadt wurden 1454/55 zu großen Rednerbühnen: Auf dem Römerberg hielt Piccolomini seine vielleicht berühmteste, für die humanistischen Nationalstereotypen fundamentale Rede *Constantinopolitana clades*; in Wiener Neustadt hielt er die in drei Fassungen überlieferte Eröffnungsrede. Beide Elaborate waren bisher lediglich in der veralteten Edition Mansi zugänglich, nun werden sie (mit vielen weiteren) auf der Grundlage einer beeindruckenden Auswertung des gesamten Handschriftenspektrums dargeboten. Doch in Frankfurt und Wiener Neustadt fanden sich auch weitere diplomatische Schwergewichte aus der italienischen Staatenwelt ein: etwa der Kreuzzugsprediger Giovanni da Capestrano oder der päpstliche Legat und Bischof von Pavia Giovanni di Castiglione. Francesco Sforza bemühte sich in Frankfurt und Wiener Neustadt insbesondere über den Letztgenannten um seine Investitur mit dem Herzogtum Mailand. Die Mailänder Diploma-

tie erreichte in diesem Zusammenhang nicht nur reichspolitisch Hochaktive wie den Trierer Erzbischof Jakob von Sierck oder den Mainzer Oberhirten Dietrich von Erbach, sondern auch Persönlichkeiten wie Johann, Herzog von Kleve und Graf von der Mark. Was in dieser Zeit die italienischen Staaten insgesamt nur peripher tangierte, wird mit der *aetas Maximilianea* zu intensiveren Austauschprozessen reifen, für die auch die Reichsversammlungen eine Drehscheibe waren. Wer auf der Suche nach humanistischen Handschriften und diplomatischer Korrespondenz im deutsch-italienischen Kontext ist, wird indes auch in diesen zwei dicken Bänden der Reichstagsakten reichlich fündig. Tobias Daniels

Da Mantova al Württemberg: Barbara Gonzaga e la sua corte/Von Mantua nach Württemberg: Barbara Gonzaga und ihr Hof, Libro e catalogo sulla mostra del Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, a cura di Peter Rückert, in collaborazione con Daniela Ferrari, Christina Antenhofer, Annekathrin Miegel, traduzione di Franca Janowski, Stuttgart (Landesarchiv Baden-Württemberg) 2011, 364 S., 1 CD, ISBN 978-3-17-022098-0, € 29.

Für nur wenige adlige Damen der Renaissance sind in den Archiven derart reichhaltige Quellen zu finden wie für Barbara von Brandenburg (1423–1481), seit 1433 Gattin Ludwigs II. (1412–1478) und Markgräfin/Herzogin von Mantua, und ihre Tochter Barbara Gonzaga (1455–1503), seit 1474 Gattin Eberhards im Bart (1445–1496) und Herzogin von Württemberg. Mantegna hat ihre Gestalt um 1474 im *Palazzo ducale* von Mantua unsterblich gemacht. Der mit der Heirat der beiden Frauen nach Italien bzw. Württemberg verbundene schwierige „Kulturtransfer" gelang ihnen an den jeweiligen Höfen in sehr unterschiedlicher Weise. Barbara Gonzaga schrieb mit sieben Jahren bereits eigenhändig Briefe, später sowohl in ihrer Muttersprache wie auch auf Latein und Deutsch, während ihr Mann nie Briefe in italienischer Sprache schrieb. Peter Rückert und Daniela Ferrari haben aus den Schätzen der Archive und Bibliotheken in Innsbruck, Mantua, München und Stuttgart, insbesondere den Briefen beider Damen, eine überzeugende Ausstellung gestaltet, die zuletzt (bis Januar 2013) auch in Mantua zu sehen war. In allen Einzelheiten wird der Leser in 21 dem Katalog vorangestellten Essays durch die Stationen des Lebens (und Nachlebens) Barbara Gonzagas geführt (Mantua, Urach, Stuttgart, Böblingen, Kircheim), insbesondere kann er dank interessanter Dokumente teilnehmen am Hochzeitsfest in Urach vom 3. bis 7. Juli 1474 nebst Anreise von Mantua, Ehevertrag, Dos, Tischordnung, Speisefolgen und Tanz, er hört von dem missglückten Versuch der Aufzucht von Gänsen durch die junge Herzogin, lernt die Essgewohnheiten der Schwangeren kennen, deren einziges Kind bereits nach sechs Monaten starb, erfährt von ihren Bemühungen, Basilikum und Rosmarin nach Württemberg zu verpflanzen. Eine beigegebene CD bietet Musik vom Hofe der Gonzaga und die Lektüre einiger Briefe von Barbara Mutter und Tochter. Vom Leben in den „unteren Etagen" der Höfe in Mantua, Urach und Stuttgart ist – ausser von

der Küche – in dem Buch allerdings wenig zu lesen. Es sei dazu nur erwähnt, dass neben der Erziehung von zehn heranwachsenden eigenen Kindern Barbara von Brandenburg in Mantua auch die Aufsicht über mindestens zwei „ausgelagerte" illegitime Söhne ihres Bruders Johann von Brandenburg übernommen hatte und den Bastard ihres mit 16 Jahren zum Kardinal erhobenen Sohnes Francesco Gonzaga (1444–1483, Kardinal seit 1461), genannt Francesco Cardinalino, unter ihrer Obhut hatte (dazu Schmugge, Kirche-Kinder-Karrieren, Zürich 1995, S. 230–234; ferner RPG V, 3369 und 4016, RG VIII, 1205). Von anderen adligen Herren ausserehelich gezeugte Kinder fanden ebenfalls Aufnahme im Personal des Hofes: Der illegitime Sohn des Kammerherrn Barbara Gonzagas, Konrad Hertenstein, Artus mit Namen, wurde auf Betreiben von Hertensteins Ehefrau in die Dienste von Barbaras jüngerer Schwester Paola abgeschoben (Franz Fuchs, Katalog S. 125 f.). Eberhard im Bart hatte zwar keine weiteren Kinder mit Barbara Gonzaga, dafür aber einige Bastarde gezeugt: 1493 wurden eine *Anna filia Eberhardi comitis* (RPG VIII, 2186) und ein *Gaspar filius Eberhardi comitis* (RPG VIII, 3564) vom *defectus natalium* dispensiert. Auch Ludovicus Wirtemberger (RPG VIII, 3521, 1493) und Udalricus Wirtenberger, der einen *illustris dux Wirtenbergensis* zum Vater hatte und 1512 wie Ludovicus Dispens vom Geburtsmakel erhielt (RPG IX, 2775), könnten noch Söhne Eberhards im Bart gewesen sein. Schliesslich gehörte auch dieser Aspekt zum höfischen Leben an einem Renaissance-Hof und trug wahrscheinlich zur Betrübnis Barbaras von Gonzaga, von der die Quellen seit 1475 berichten, einiges bei.

Ludwig Schmugge

Supplications from England and Wales in the Registers of the Apostolic Penitentiary 1410–1503, vol. 2: 1464–1492, ed. by Peter D. Clarke and Patrick N. R. Zutshi, Suffolk (Boydell & Brewer) 2012 (Canterbury and York Society 104), XVI, 438 S., ISBN 978-0-907239-77-2, £ 35.

Nunmehr liegt der zweite Band der Auswertung der Register der Päpstlichen Pönitentiarie für England und Wales – dies entspricht in kirchlicher Einteilung den Kirchenprovinzen Canterbury und York – vor. Der Umfang übertrifft den des ersten Bandes um fast 200 Seiten. Während in diesem fast 1200 Registereinträge aufgenommen worden waren, befinden sich im vorliegenden nun noch einmal 1000 mehr. Zur Methodik der Bearbeitung ist anlässlich des Erscheinens des Vorgängers einiges gesagt worden, das hier nicht wiederholt zu werden braucht. Nur die Mühe der Personenidentifizierung, die die Autoren unternommen haben, und deren Ergebnisse in insgesamt 757 Fußnoten dargeboten werden, verlangt noch einmal eine bewundernde Erwähnung. Enthielt Bd. 1 mit Lücken die Pontifikate von 1409 bis 1464, so setzt Bd. 2 die Reihe mit den folgenden drei Pontifikaten Pauls II., Sixtus' IV. und Innozenz' VIII. (1464–1492) fort. Auch hiermit ist die Reihe noch nicht abgeschlossen. Es fehlt nun noch der Pontifikat Alexanders VI. sowie der die Bände erschließende Registerteil. Beides wird im dritten und letzten Band enthalten sein. Bd. 2 verzichtet auf weitere

Vorbemerkungen, da diese bereits ausführlich in Bd. 1 enthalten waren. Lediglich die Erläuterungen zur Edition und das Abkürzungsverzeichnis werden noch einmal wiederholt. Aus dem bunten Material, das einen tiefen Einblick in die Lebensverhältnisse des 15. Jh. gewährt, das aus anderen Quellen so kaum in ähnlicher Fülle zu gewinnen ist, sollen einige Beispiel herausgegriffen werden: Gewalttaten unter Beteiligung von Geistlichen sind öfter Thema der Registereinträge (einem Priester das rechte Auge ausgeschlagen: Nr. 2983; einen Priester ermordet: Nr. 2997, 3033, 3034, 3055, 2178 und 2187; Priester selbst hat jemanden erschlagen: Nr. 3020; Priester hat anderen Priester verwundet: Nr. 1402; tödlich endender Streit zwischen Priestern: Nr. 3111; Priester hat in Selbstverteidigung einen Verfolger getötet: Nr. 3109; tödlich verlaufender Streit mit dem Glöckner: Nr. 3112; Laie agierte als „falscher Priester“: Nr. 3066). Ein Nonne mit eingeschränkten Sehfähigkeiten lässt sich bestätigen, dass sie keinen Fehltritt begeht, wenn sie bei Lesungen Fehler macht (Nr. 2218). Weihekandidaten geben Betrug bei der Prüfung vor der Weihe zu (Nr. 3097 und 2639: anderen zur Prüfung geschickt, Nr. 3151: Bestechung, um auf die Weiheliste gesetzt zu werden). Auch ein verheirateter Subdiakon lässt sich blicken (Nr. 3006) – Eheschließungen waren sonst nur Klerikern mit niederen Weihen erlaubt. Ein Priester gibt zu, häretische theologische Ansichten vertreten zu haben, die ihn schließlich dazu verleiteten, nach jüdischem Gesetz leben zu wollen; er kommt aber nach diversen Flagellationen wieder zur Vernunft (Nr. 1384). Drei Laien, die einen Priester mit einer Frau erwischten und daraufhin entmannten, suchen um Absolution nach (Nr. 1375), ebenso ein Adliger, der seine Frau und einen Familiar wegen vermuteten Ehebruchs hat umbringen lassen (Nr. 1378). Geradezu modern anmutende „Beziehungsstories“ treten in den Familien zutage: Nr. 3035, 3073 (Schwiegermutter verführt). Etwa auch dies: ein Mann suchte mehrfach eine Prostituierte auf, die einen Sohn unbekannten Vaters hat, der von ihm sein könnte. Das Ganze kommt deshalb zur Sprache, weil der Mann nun eine Frau heiraten will, die Patin dieses Jungen ist (die mögliche „Geistliche Verwandtschaft“ soll der Papst als nicht bestehend feststellen; Nr. 1416). Jemanden zu einer Patenschaft zu überreden und dadurch „Geistliche Verwandtschaft“ herzustellen, konnte auch eine Strategie sein, um missliebige Ehen zu verhindern, wie man aus Nr. 1425, einem Fall von 1469, erfährt. Legion sind die ihren Klöstern entlaufenen Mönche, von denen manche dies taten, um nach Rom zu gehen, vielleicht um dort persönlich päpstliche Gnaden für sich zu erwirken (direkt aus dem Klosterkerker entronnen waren ein Zisterzienser- und ein Benediktinermönch: Nrr. 2988 und 2202). Diese Mönche hatten keine Erlaubnis ihres Oberen erhalten, das Kloster zu verlassen. Ungewöhnlich ist dagegen, dass ein anderer diese Erlaubnis sehr wohl bekam, aber gegen den ausdrücklichen Schwur, niemals in sein Priorat zurückzukehren (Nr. 2157). Diesen Mönch wollte der Prior also los sein – was nicht glückte, da er sich von seinem Eid entbinden ließ. Der spätere Bischof von Saint David berichtet von einem Vorfall während seiner Oxforder Studentenzeit, wo er und ein Freund nächtens von einer Gruppe Bewaffneter überfallen worden waren (Nr. 1415). Eine hartnäckig von hochrangigen Adligen auf Freiersfüßen Umworbene weiß sich keinen anderen Rat, sich

ihrer Verehrer zu entledigen als ewige Keuschheit zu geloben (Nr. 3115). Dies war eine Finte, denn sie ließ sich von dem Gelübde wieder entbinden. Eine andere Adlige dagegen sieht sich zur schnellen Wiederheirat veranlasst, um Schulden ihres verstorbenen Mannes bezahlen zu können (Nr. 3100). Doch wir entdecken auch Reflexe der in England zwischen den Häusern Lancaster und York in dieser Zeit ausgetragenen „Rosenkriege". Die von König Edward IV. in Gefangenschaft gehaltene Margarete von Anjou, Heinrichs VI. Witwe, bittet 1475 aus der Gefangenschaft heraus (*Margarita olim regina Anglie nunc vero in manibus inimicorum suorum sub captivata [*recte *captivitate] detenta*) um einen „Butterbrief", also die Erlaubnis des Verzehrs von Milchprodukten und Eiern während der Fastenzeiten, für sich und ihre Tischgenossen; sie erhält diese Erleichterung des Fastengebots (Nr. 2128). Nachdem der französische König ein Lösegeld gezahlt hat, kann sie zwei Monate später nach Frankreich heimkehren. Ein Kleriker, der im Gefolge Heinrichs VI. war, als sein Gegner Edward IV. in England einfiel, musste 1471 gezwungenermaßen an der Schlacht von Barnet teilnehmen, wie auch sein in den Händen Edwards befindlicher König Heinrich VI. (Nr. 2214; noch ein weiterer Kleriker hat in Diensten des englischen König an Schlachten teilgenommen: Nr. 1429). Ein Priester hat die Feinde Heinrichs VII. unterstützt, indem er für deren Versorgung mit Finanzmitteln tätig wurde (Nr. 3030). Da der Erzbischof von Canterbury Aktivitäten gegen Heinrich unter Strafe der Exkommunikation gestellt hatte, musste der Geistliche, der weder von der Rückkehr Heinrichs auf den Thron noch der Exkommunikationsdrohung etwas wusste, sich später an Rom um Absolution wenden. Die Beispiele, die noch endlos erweitert werden könnten, machen den ungemeinen Wert dieser Art von Quellen deutlich. Auch für die Kurienforschung gibt es interessante Ansatzmöglichkeiten. So kommt die Genehmigungsklausel *Componat cum datario*, die dem Petenten ein Strafzahlung auferlegt, offenbar erst im Pontifikat Innozenz' VIII. häufiger vor. Die Akten der Pönitentiarie, die zeitweise – so auch von Clarke und Zutshi – im Vatikanischen Geheimarchiv zu benutzen waren, liegen mittlerweile wieder im Gebäude der als Behörde weiterhin bestehenden *Sacra Penitenzieria Apostolica*, dem Palazzo della Cancelleria. Dort findet die Benutzung heute statt. (Korrigenda: S. 42 letzte Zeile: *ut petitur* (statt *ut patitur*), S. 164 Anm. 80 ist „and a pension" vorzuziehen hinter „ransom", sonst ist der Satz nicht verständlich).

Sven Mahmens

A Renaissance wedding. The celebrations at Pesaro for the marriage of Costanzo Sforza & Camilla Marzano D'Aragona 26–30 May 1475, introduced, translated and edited from the Italian by Jane Bridgeman. Latin poems edited and translated by Alan Griffiths, London-Turnhout (Miller-Brepols) 2013, 198 S., Abb., ISBN 978-1-905375-93-6, € 75.

Die Publikation dieses einzigartigen Festberichts verhilft der Fürstenhochzeit von Pesaro 1475 zu neuer Aufmerksamkeit. Nach angelsächsischer Forschungstradition

wird eine moderne Übersetzung der Festbeschreibung gegeben, die ausführlich eingeleitet, kommentiert und von wertvollen Reproduktionen aller Illustrationen der vatikanischen Prachthandschrift (Urb. Lat. 899) begleitet wird. Für den Text griff die Übersetzerin auch auf die zweite bekannte Handschrift aus der Riccardiana und den frühen Druck (Vicenza 1475) zurück. Wissenschaftlich kann mit der Ausgabe jedoch nur in Verbindung mit der digitalisierten Inkunabel der British Library (http://special-1.bl.uk/treasures/festivalbooks/BookDetails.aspx?strFest=0171, Abruf 14. 08. 2014) gearbeitet werden. Das Hauptaugenmerk des sehr sorgfältig redigierten Bandes liegt auf kunsthistorischen Fragen. Dagegen bleibt die Verortung des Textes in der aktuellen Forschung oberflächlich: es fehlen Hinweise zur verbreiteten Festkultur der Renaissance, insbesondere auf andere Fürstenhochzeiten, lediglich die wesentlich modernere Praxis der Memorialbüchlein findet Erwähnung. Text- und Editionsgeschichte sind erschöpfend dokumentiert. Ausführlich wird der Bräutigam Costanzo Sforza historisch eingeordnet. In der wertvollen Zusammenfassung des komplizierten Festablaufs begegnet nur ein ganz knapper Hinweis auf das große zeitgenössische Referenzereignis, die Hochzeit Eleonora d'Aragonas mit Ercole d'Este 1473 und den Triumphzug der Braut von Neapel nach Ferrara. Der faszinierende Bericht folgt chronologisch den fünf Festtagen von Freitag bis Dienstag und beschreibt minutiös Prozessionen, Bankette, Aufführungen und Divertissements. Der Vergleich zu den bekannten Beschreibungen fürstlicher Hochzeiten wie der genannten Neapel/Ferrara, aus Burgund (Brügge 1468) oder dem Reich (Landshut 1475) drängt sich auf. Reden und vorgetragene Gedichte sind auch hier vielfach in die narrative Beschreibung inseriert, was auf angelegte Materialsammlungen schließen lässt. Die Motivsprache des Festes orientiert sich im Gegensatz zum nordalpinen Raum noch stärker an antiken Vorbildern; Figuren und exemplarische Eheschließungen aus der Bibel treten in den Hintergrund. Besondere Aufmerksamkeit gilt auch hier neben den Hauptpersonen und hochrangigen Gästen den aufwändigen Schauessen, theatralen und paratheatralen Aufführungen, Triumphwagen sowie der allgemeinen Zurschaustellung von Pracht und Überfülle in den artifiziellen, teils texturierten, ja außerzeitlichen Räumen des Festgeschehens. Da das Wetter das traditionelle Lanzenstechen am letzten Festtag verzögert, wird ein Sketch im Hof der Residenz improvisiert, der Witz umständlich im Bericht erläutert. Die Inszenierung spontaner Handlungsmacht bei ungeplanten Ereignissen während der ansonsten perfekt ablaufenden Festchoreografie begegnet als quasi festes Element in vielen Festberichten. Stilistisch erinnert ebenfalls einiges an die affirmative, teils panegyrische und meist sehr zeitnah realisierte Historiografie im Umfeld fürstlicher Höfe, wenn auch mit deutlicheren humanistischen Einflüssen. Die Übersetzerin bietet dankenswerterweise viele Sach- und Worterläuterungen und zieht gegebenenfalls differierende Lesarten von Druck und Handschriften heran. Ausführlich werden die Illustrationen analysiert. Textlayout und Ikonografie weisen dabei laut Bridgeman Nähe zu spätantiker und rezenter Astronomie und Astrologie auf. Die genau protokollierten Text-Bild-Relationen legen nahe, dass der Text als Vorlage verwandt wurde. Weitere Anhänge bieten Listen der Hochzeitsgäste, gereichten Speisen,

ferner die Illustrationen und Lagenstruktur der Prachthandschrift. Ein Nachwort, Bibliografie, Abbildungs-, Sach- und Personenverzeichnisse beschließen den Band. Wären ein zweisprachiger Text und eine Einordnung des außergewöhnlichen Einzelfalls in die italienische und europäische höfische (Hochzeits-)Festkultur, ihre Formen und Sprache zu begrüßen gewesen, lässt die Edition sonst kaum Wünsche offen. Der Band ist eine wahre Fundgrube für die Festkultur der Renaissance.

Matthias Herm

Marina Benedetti, I margini dell'eresia. Indagine su un processo inquisitoriale (Oulx, 1492), Spoleto (Fondazione Centro italiano di studi sull'alto medioevo) 2013 (Fonti e documenti dell'inquisizione [secoli XIII-XVI] 1), XIV, 199 S., ISBN 978-88-6809-013-5, € 25,50.

Am 7. und 9. August 1492 wurden in Oulx, in der Val di Susa, zwei Männer wegen des Vorwurfs der Häresie verhört. Weder der Prozess an sich, von dem einzig die Verhöre überliefert sind (Cambridge University Library, ms. Dd 3.26 [6]), noch die beteiligten Personen scheinen über das Ereignis hinaus besondere Bedeutung gewonnen zu haben. Genau genommen weiß man eigentlich, wie Benedetti selbst hervorhebt, kaum etwas Konkretes über den Prozess und die an ihm beteiligten Personen. Man könnte also verleitet sein, den Prozess, der weit weg („am Rand") von den Orten stattfand, an denen 1492 Weltgeschichte geschrieben wurde, für ein „randständiges" Thema zu halten. Indes werfen sie ein Schlaglicht auf das, was man aus Sicht der katholischen Kirche am Vorabend der Reformation für „Waldensertum" bzw. vor Einsetzung der Römischen Inquisition für Häresie hielt. Es ist Benedettis Verdienst, den Lesern diese auf den ersten Blick unscheinbar anmutende Quelle zu erschließen. Dazu gehören eine genaue Beschreibung der Handschrift, die sorgfältige Edition des lateinischen Textes und eine italienische Übersetzung. Auffallend an den Verhörprotokollen sind ihre Ausführlichkeit und die zahlreichen Randbemerkungen, die in der Edition vollständig erfasst werden: Eine Hand, wohl zeitnah zu der Anlage der Akten, vermerkt die Aufenthaltsorte der beiden Verhörten. Deutlich später, im 17. Jh., weckten die Protokolle das Interesse der Hugenotten, die offenkundige Einseitigkeiten und Widersprüche der Verhörenden vermerkten. Die der Beschreibung und der Edition vorangestellte umsichtige Erläuterung des Kontextes bringt auf sehr behutsame Weise die Quelle zum Sprechen: Es ist Benedettis Anliegen, nicht auf bekannte Interpretationsmuster zurückzugreifen und so zu konkreten, eindeutigen Aussagen zu kommen, sondern vielmehr Perspektiven und Probleme im Umgang mit dieser Quelle aufzuzeigen. In sieben Kapiteln beschreibt sie auf der Grundlage des Forschungsstandes mit großer Umsicht und sehr detailliert den Rahmen dessen, was man unter „Häresie" am Ende des 15. Jh. zwischen Umbrien und der Dauphiné verstehen kann, um vor diesem Hintergrund immer wieder Bezug zu den Verhörprotokollen zu nehmen und das auf den ersten Blick so stimmige Ergebnis der Inquisitoren zu hinterfragen. Auch wenn

die Vf. die Bezeichnung „barba Pietro“ und „barba Martino“ für die beiden Verhörten durch die Inquisitoren und damit zumindest in der Terminologie auch deren Bewertung übernimmt, lehnt sie es doch hartnäckig ab, rundheraus von „den“ Waldensern und „dem“ Waldensertum zu sprechen. Die so entworfene „Häresiegeschichte“ ist auch dann informativ und anregend, wenn man sich nicht konkrete Informationen über die Verhöre vom August 1492 erhofft. Wer den Umgang Benedettis mit der Quelle für allzu deskriptiv und zu wenig interpretativ halten mag, erhält dennoch mit der vorliegenden Studie alle erforderlichen Grundlagen, um eine eigene, eindeutigere Einordnung der Ereignisse vorzunehmen. In diesem Sinne hat Marina Benedetti für die Häresiegeschichte am Vorabend der Reformation eine grundlegende Arbeit vorgelegt. Den Zugang zu der Materie erleichtern eine Bibliographie (nicht edierte und edierte Quellen, [Sekundär-]Literatur) und ein mehrfach unterteiltes Verzeichnis, das Personen, Autoren, Orte, „Bemerkenswertes“ und Bibelstellen auflistet.

Wolfram Benziger

Marina Benedetti, La valle dei valdesi. I processi contro Tommaso Guiot, sarto di Pragelato (Oulx, 1495), Spoleto (Fondazione Centro italiano di studi sull'alto medioevo) 2013 (Fonti e documenti dell'inquisizione [secoli XIII–XVI] 2), XIII, 159 S., ISBN 978-88-6809-015-9, € 27.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die Edition und die Analyse des zweiten der beiden Häresieprozesse vom Ende des 15. Jh. in der Propstei Oulx, von denen Akten überliefert sind. Wie schon die Verhöre von 1492 fand auch der Prozess gegen Tommaso Guiot das Interesse späterer Zeiten, die die Vorgeschichte der Reformation und insbesondere das Verhältnis der spätmittelalterlichen Waldenser und der späteren Protestanten genauer verstehen wollten. Allein dieser Aspekt, den Benedetti aus der Überlieferungsgeschichte des Prozesses herausarbeitet, dessen Kopie heute in Paris (Bibliothèque Nationale, ms. lat. 3375, I, fol. 241v-276v) aufbewahrt wird, belegt die Bedeutung dieser auf den ersten Blick vielleicht unscheinbaren Quelle. Hinzu kommen zwei weitere Aspekte: Zum einen handelt es sich bei den Akten um einen vollständig überlieferten und anschließend von dem verantwortlichen Notar Jean Justet redigierten und chronologisch strukturierten Prozess. Auf diese Weise ist es möglich, unmittelbar die Arbeitsweise in einem Häresieprozess abzulesen. Zum anderen deckt der Prozess, der 1487 in Briançon begann, 1490 fortgesetzt wurde und 1495 mit dem Urteil in Oulx abschloss, einen Zeitraum ab, in dem das Papsttum unter Innozenz VIII. sowohl mit den Mitteln des Kreuzzuges (1488) als auch dann unter Alexander VI. mit den Mitteln des Häresieprozesses versuchte, die Waldenser in den Alpentälern des Piemonts und der Dauphiné zu bekämpfen. Von den juristischen Aktivitäten sind einzig die Akten des Prozesses gegen Tommaso Guiot erhalten. Bemerkenswert ist der flexible, der jeweiligen Situation angemessene Umgang Benedettis mit ihren Quellen: Während die Verhöre von

1492 eher Fragen aufwarfen denn sichere Antworten gaben und die Vf. demzufolge die Aussagen der Quelle eher problematisierte, lassen ihre Ausführungen zu den detaillierten Akten des Prozesses gegen Tommaso Guiot nichts an Konkretheit und Eindeutigkeit zu wünschen übrig. Wie schon in dem ersten Band, der die Verhöre von 1492 ediert und analysiert, erschließen eine Bibliographie (nicht edierte und edierte Quellen, [Sekundär-]Literatur) und ein mehrfach unterteiltes Verzeichnis, das Personen, Autoren, Orte, „Bemerkenswertes" und Bibelstellen auflistet, den Zugang zu dieser Arbeit. Benedetti ist mit den Quellen zur Ketzerverfolgung in Oulx am Ende des 15. Jh. ein Fund gelungen, der schon jetzt reiche Erträge erbracht hat. Weitere Forschungen zu noch unedierten Quellen hat Benedetti angekündigt.

Wolfram Benziger

Agostino Paravicini Bagliani, Morte e elezioni del papa. Norme, riti e conflitti. Il Medioevo, Roma (Viella) 2013 (La corte dei papi 22), VII, 345 S., Abb., ISBN 978-88-6728-036-0, € 25.

Der von den Medien begleitete Tod Johannes Pauls II. und der überraschende Rücktritt Papst Benedikts XVI. haben das Interesse der Öffentlichkeit für die Vorgänge bei den Papstwechseln gesteigert. Die vom Verlag Viella in Rom herausgebrachte Geschichte der Papstwahlen kommt im richtigen Moment. Für das zweibändige Werk wurden mit Agostino Paravicini Bagliani und Maria Antonietta Visceglia (s. nachfolgende Besprechung) zwei ausgewiesene Kenner der Materie gewonnen. Paravicini Bagliani, Professor emeritus der Universität Lausanne, hat einen gewichtigen Teil seines wissenschaftlichen Lebenswerks auf das mittelalterliche Papsttum fokusiert und überblickt souverän die Quellen und die breitgefächerte internationale Forschungsliteratur. In konzentrierter Form, aber stets mit Angabe der Quellen (zumal der diversen Ordines!) und oft längeren Zitaten, werden die wichtigsten Stationen der drei konstitutiven Bestandteile der Papstnachfolge vorgestellt, der Wahl des Papstes, der Einsetzungsriten des Pontifex und seines Todes. Es zeigt sich die Komplexität dieser dreiteiligen römischen Nachfolgeordnung, die sich immer wieder an das (byzantinische) Kaiserzeremoniell anlehnte, aber auch von Neuerungen geprägt ist, von denen die spektakulärste und nachhaltigste wohl die Ausbildung eines Wählergremiums, das der Kardinäle, war. Es ist hier nicht der Ort, die von den Spezialisten viel diskutierten einzelnen Etappen der Entwicklung zu referieren. Immerhin seien ein paar Stichworte gegeben. Der Autor zeigt sich selbst von der Konfliktualität und Gewalttätigkeit überrascht, die viele Momente der Papstnachfolge begleiteten. Das so statisch wirkende Zeremoniell und die Wahlmodi wurden eigentlich recht häufig verändert (allenthalben liest man von „informazioni inedite" und „novità"). Erst das Papstwahldekret von 1059 schloß das römische Volk bzw. den Adel von jeglicher Mitwirkung an den Wahlvorgängen aus, die in der Folge sukzessive allen drei Kardinalsrängen vorbehalten wurde. Die Wahlordnung selbst entsprach den allgemeinen Vorgaben für eine Bischofswahl, die

auch vom IV. Laterankonzil im Jahr 1215 sanktioniert wurden. Man unterscheidet zwischen der Wahl *per scrutinium* (vermittels Abgabe von Wahlscheinen, die von den sog. Skrutinatoren ausgezählt und publiziert wurden), *per compromissum* (durch eine Wahlkommission) sowie *per inspirationem* (durch Akklamation; was allerdings selten vorkam). Man darf aber nicht vergessen, daß der Bischof von Rom auch gleichzeitig Herr der Stadt und Souverän des sich langsam ausbildenden Kirchenstaates war. Die Verwicklung in die politischen Verhältnisse der Zeit war also quasi institutionell vorgegeben. Die Einführung des Konklaves wurde den Kardinälen erst im Laufe des 13. Jh. von außen aufoktroyiert, und zwar von den die Wähler hospitierenden Städten (Rom, Viterbo 1274), wie auch die Dreiviertelmehrheit (seit dem III. Laterankonzil 1179 vorgeschrieben) einem kommunalen Usus entsprach (S. 277). Die Hauptschauplätze der Einsetzung eines neuen Papstes waren der Vatikan als symbolischer Ort der Petrusnachfolge schlechthin (unerläßlich für die Weihe bzw. Einsegnung, wenn er schon Bischof war, und die Krönung) sowie die Laterankirche als Bischofskirche Roms (mit Erhebung auf drei antiken Marmorthronen, von denen der bedeutendste die *sedes stercorata* war) und der Lateranpalast als Ort der weltlichen Macht, vormals kaiserlichen Residenz (Ort des abschließenden Gastmahls). Der Zug des Papstes von St. Peter zur Laterankirche ist als „Besitzergreifung" ([*presa di*] *possesso*) bekannt. Schon die Anordnung der diversen Komponenten des Zuges war hochkomplex. Der Tod eines Papstes war von zahreichen Gottesdiensten (Novendialen), Ritualen und Usancen begleitet, wobei die ersten Ordines dazu recht spät seit dem Anfang des 12. Jh. verfaßt wurden. Der päpstliche Leichnam wie auch der Palast selbst, in dem der tote Pontifex aufgebahrt wurde, konnten zum Ziel von „rituellen" Plünderungen werden, die im übrigen auch den Kardinal treffen konnte, der zum Papst gewählt wurde bzw. dessen Wahl zum Papst für wahrscheinlich galt. Obwohl Paravicini Bagliani abschließend von einem „symbolischen und rituellen ‚System'" spricht, das bis heute die Wahl und den Tod der Päpste untrennbar miteinander vereint (S. 284), fällt auf, daß er nicht vertieft nach einer (anthropologischen) Gesamterklärung hinter der Vielzahl der akurat beschriebenen Phänomene sucht, die offenbar bewußt recht isoliert voneinander betrachtet werden. Der Leser wird im übrigen Antworten zu Fragen wie die nach dem Aufkommen des Wechsels des Namens durch den neugewählten Papst (S. 112–115) oder die Zeremonie des Verbrennens von Werg (*stoppa*) als Vergänglichkeitsmahnung an den Neugewählten finden. Hilfreich sind für die Konsultation ein entsprechendes Sachregister und ein Glossar. Es wäre zu wünschen, daß Viellas zweibändige Geschichte der Papstwahlen auch bald in andere Sprachen übersetzt werden wird.

Andreas Rehberg

Maria Antonietta Visceglia, Morte e elezione del papa. Norme, riti e conflitti. L'Età moderna Roma (Viella) 2013 (La corte dei papi 23), XVIII, 589 S., Abb., ISBN 978-88-6728-049-2, € 49.

Passend zu den jüngsten Pontifikatswechseln erschien dieser umfangreiche Band zusammen mit einem weiteren über das Mittelalter von Agostino Paravicini Bagliani (s. vorausgegangene Besprechung). Aktuell erfährt man in der Einleitung, dass der Rücktritt Benedikts XVI. keine Innovation, sondern im CIC 1983 bereits vorgesehen war. An und für sich behandelt die führende Expertin für Personal- und Zeremonialgeschichte der Kurie – man vergleiche die Bibliographie – aber die Pontifikate zwischen 1464 und 1878 von Paul II. bis Pius IX. Allerdings dünnt die Behandlung des 19. Jh. bisweilen aus oder unterbleibt ganz, so im zentralen Kapitel über das Konklave. Die sieben Kapitel mit jeweils drei bis sechs Abschnitten folgen dem zeitlichen Ablauf von der Erkrankung eines Papstes bis zur Besitzergreifung des Lateran durch seinen Nachfolger. Innerhalb der Abschnitte wechselt die Autorin nach Bedarf und Quellenlage zwischen systematischer Analyse und Darstellung in chronologischer Abfolge der Pontifkate. Ein Drittel des Bandes befasst sich in drei Kapiteln mit dem Tod des Papstes, das heißt, den Krankheiten, dem immer wieder und noch bei Clemens XIV. lebendigen Verdacht auf Vergiftung, den Ärzten und ihrer Kunst, der (Selbst-)Darstellung päpstlichen Sterbens, den Ergebnissen der Autopsien, der Einbalsamierung und der separaten Beisetzung der Eingeweide, dann der höchst abwechslungsreichen Geschichte der Sedisvakanzen sowie schließlich den Exequien und der Beisetzung mit etlichen Hinweisen auf die Katafalke und die Grabmäler und deren Platzierung. Dabei konnte ggf. die Übertragung des Leichnams eine Rolle spielen, nicht nur routinemäßig vom Quirinal nach St. Peter, sondern dramatisch in den Krisen des 19. Jh. bis zur nächtlichen Überführung Pius' IX. nach San Lorenzo 1881. Der größere, zweite Teil befasst sich in vier Kapitel mit der Papstwahl, zunächst mit der Entwicklung ihrer normativen Regelung einschließlich des Problems der Exklusive, der Ausschließung von Kandidaten durch europäische Herrscher, die zum letzten Mal noch 1903 stattfand. Die beiden folgenden Kapitel über das Konklave bilden mit zusammen 236 Seiten den Kern des Buches. Zunächst werden systematisch die räumlichen Verhältnisse (mit Plänen) und die beteiligten Personen vorgestellt. Darauf folgt eine Analyse der Entwicklung des Kardinalskollegiums nach Umfang und Zusammensetzung nebst Abschnitten über die *Conclavisti* und deren Theorien über das Konklave. Ein Abschnitt über das tägliche Leben innerhalb und außerhalb des Konklave beschließt das Kapitel. Dabei kommen nicht nur die stets bedrohlichen Krankheiten zur Sprache, sondern auch die Versuche, die Wahl zu beeinflussen, unter anderem durch Prognostik und Astrologie, sowie die kritische Rolle des Pasquino. Darauf folgt eine chronologische Geschichte der Konklaven mit ihren Dramen und Faktionen, denjenigen der Nepoten und den „nationalen", der Rolle der *zelanti* und dem Aufkommen eines *squadrone volante*, bis das Faktionenwesen 1769 implodierte, aber offenbar nur vorübergehend. Zum Schluss geht es um die Riten der Amtsübernahme, die keineswegs

selbstverständliche Annahme der Wahl, die Wahl des Namens, die eventuell nachzuholende Bischofsweihe, die heute entfallene Krönung mit der Tiara und die Prozession zum Lateran mit Possesso, die nach Pius IX. unterblieb. Das Buch ist großenteil nach Quellen aus 23 Archiven und Bibliotheken gearbeitet, berücksichtigt aber auch die internationale Forschung beispielsweise bis ins Detail meiner Theorie des sozialen Systems Kurie (S. 226). Visceglia hat ein Standardwerk geschrieben!

Wolfgang Reinhard

Philipp Stenzig, Botschafterzeremoniell am Papsthof der Renaissance. Der *Tractatus de oratoribus* des Paris de Grassi. Edition und Kommentar, Frankfurt am Main [etc.] (Lang) 2013 (Tradition, Reform, Innovation. Studien zur Modernität des Mittelalters 17), 2 Bde., 1372 S., ISBN 987-3-631-62611-5, € 149,95.

Paride de Grassi, maestro delle cerimonie pontificie dal 1506 quando succedette a Johannes Burkard, ha lasciato numerosi scritti fra i quali il suo *Diarium* spesso citato ma a tutt'oggi solo parzialmente edito. Tra il 1508 e il 1509 redasse un *Tractatus de oratoribus* oggetto della fatica di Philipp Stenzig, che in ragione della rilevanza dell'opera per lo studio della semiologia degli Stati europei e del potere simbolico in epoca moderna, vi dedica due imponenti volumi. Il maestro delle cerimonie descrive, con l'evidente intento di codificarli, gli usi della curia romana per l'ingresso a Roma degli ambasciatori (*oratores*) dei sovrani (imperatore, re, principi ma anche comunità), per la loro presenza nelle cerimonie pontificie e lo svolgimento quasi liturgico della prestazione d'obbedienza al papa circondato dal sacro collegio riunito in concistoro. Nel cercare di dettare principi vincolanti sulla natura della carica di ambasciatore presso il papa de Grassi riferisce gli usi trasmessi dagli scritti dei suoi predecessori che arricchisce di ricordi personali a partire del pontificato di Sisto IV. – L'ampia introduzione dello Stenzig (pp. 1–128) presenta i testi affini prodotti dagli ufficiali della curia romana a partire dal papato avignonese e fino al *Ceremoniale Romane curie* di Agostino Patrizi. Dopo l'aggiornamento della biografia e della bibliografia di de Grassi, l'autore si sofferma sul ricorso di questi agli autori dell'Antichità e agli scritti dell'odiato (*diabolicus*) Burkard. Conclude coll'esame dei conflitti di precedenza, che il papa non vuole mai dirimere ma che i cerimonieri sono chiamati a sedare con ammirevole sapienza. Pur circoscritti alla situazione del tutto particolare della *Majestas papalis*, gli usi romani assurti, di fatto, a fonti di diritto, finirono per essere presi come modelli dalla diplomazia e dai cerimoniali di corte europei fino alla pace di Vestfalia. – Il testo del *Tractatus* (pp. 163–308) è quello del prototipo della Biblioteca Vaticana (*Vat. Lat.* 12270) scritto da cinque diverse mani e rivisto personalmente da de Grassi. Le sue correzioni autografe e i suoi pentimenti sono stati segnalati da accorgimenti tipografici e nell'apparato critico. Lezioni di copie posteriori (secc. XVI e XVII), che rettificano evidenti errori di trascrizione sfuggiti ai copisti del prototipo e allo stesso autore, aggiungono un ulteriore perfezionamento alla nitidezza del testo.

Le numerose citazioni dal diario del Burkard sono state accuratamente collazionate con l'edizione di Celani ma anche, in qualche caso dubbio, con gli stessi manoscritti originali. Le note storiche all'edizione sono riportate nell'ampio „Kommentar" (pp. 309–836) corredato di note proprie e che si sofferma su ognuno dei paragrafi del *Tractatus*. È la parte la più imponente del lavoro di Philipp Stenzig che ad abbondanti chiarimenti ha aggiunto numerose citazioni di relazioni – anche inedite – di avvenimenti ricordati da de Grassi (diari di Burkard o dello stesso de Grassi, corrispondenze di ambasciatori ecc.). – Un elenco particolare che recensisce metodicamente le fonti citate nel *Tractatus* (autori antichi, testi giuridici, ma soprattutto Burkard e gli scritti propri di de Grassi) è seguito da uno studio sul modo in cui lo stesso de Grassi ha usato i manoscritti allora disponibili del diario del Burkard. Nella prima appendice (pp. 871–952) Philipp Stenzig riprende in ordine cronologico tutti i passaggi dei diari dei cerimonieri del pontificato di Giulio II – in realtà dal 1503 al 1514 per includere le rimostranze del de Grassi contro il trattamento di potenza sovrana riconosciuto ai cavalieri di Rodi – ove viene menzionata la presenza di ambasciatori e pubblica i brani che in altre parti dell'opera sono solo segnalati. L'autore ha rinunciato ad un indice generale dei nomi. A porvi parziale rimedio ha riunito per ordine alfabetico le notizie bio-bibliografiche dei singoli ambasciatori e dei personaggi di curia che ebbero relazioni con questi, e che sono citati sia nel *Tractatus* che nel „Kommentar". Un semplice elenco alfabetico dei cognomi degli ambasciatori rimanda ai paragrafi del *Tractatus* dove appaiono sovente con la sola indicazione della loro funzione. Infine vengono raccolte segnalazioni sui discorsi d'obbedienza: sono elencati un certo numero di quelli citati nel „Kommentar" al *Tractatus* e conservati sotto forma di stampa in odierne biblioteche romane. Una quindicina di questi (1455–1513) sono opportunamente ripubblicati per esteso. – L'impressionante lavoro di Philipp Stenzig apporta alla storia della corte romana e ai suoi usi un contributo di cui gli studiosi del cerimoniale non potranno fare a meno, non solo per la mole della documentazione ora disponibile ma anche per la profonda riflessione dell'autore sulle particolari dinamiche della diplomazia europea della prima età moderna.

François-Charles Uginet

Opera Omnia Desiderii Erasmi Roterodami. Recognita et adnotatione critica instructa notisque illustrata, ordo 1, tom. 8, Leiden/Boston (Brill) 2013, 425 S., ISBN 978-90-04-23468-0, € 103.

Der Band enthält neben Editionen zweier kleinerer Werke (*De civilitate morum puerilium*, ed. Franz Bierlaire; *Conflictus thaliae et barbariei*, ed. René Hoven) hauptsächlich den durch die bekannte Erasmus-Spezialistin Silvana Seidel Menchi herausgegebenen, berühmt-berüchtigten *Iulius exclusus*. Im Folgenden wird jene bissige dialogische Invektive besprochen, in der niemand anders als Petrus selbst dem Della Rovere Papst Julius II. den Eintritt in das Himmelreich verweigert. Vier Jahre nach

dem Tod des Papstes war diese Satire ein immenser Publikumserfolg in ganz Europa. Allein: der Autor des antipäpstlichen Pamphlets blieb anonym, und so begann eine beispiellose Jagd nach ihm in der *res publica litterarum*. Derjenige, der sogleich bei Erscheinen des Werkes im Verdacht stand, leugnete heftig ab und beteiligte sich an den Spekulationen: Erasmus. In ihrer Einleitung fängt Seidel-Menchi den Autor endgültig ein. Zunächst stellt sie sämtliche zeitgenössischen und wissenschaftlichen Pro- und Contra-Argumente dar. Dann stellt sie die komplizierte Entstehungsgeschichte des Werks dar, von dem ein unfertiges Manuskript schon 1514 in London existierte, als Erasmus sich an der Themse aufhielt. Bald darauf verbreiteten sich Kopien dieses Textes und es kam in die Hände der Amerbachs, die es in Basel zum Druck brachten. Während das Pamphlet schnell eine illustre Leserschaft und Nachdrucke in ganz Europa fand, beschützte „a network of humanist complicity" (S. 47) seinen anonymen Autor. Der eigentliche Verantwortliche für die Drucklegung war nach Seidel Menchi Ulrich von Hutten, der es gemäß der philologischen Analyse durch Erasmus selbst zu lesen bekommen hatte und 1517 den Mainzer Typen von Schöffer anvertraute. An einer handschriftlichen Kopie durch Alexander Brassanicus verdeutlicht Seidel Menchi, dass die Diffusion des Werkes sich nicht nur im Druck, sondern auch über Manuskripte vollzog. Ein drittes Kapitel ist den Quellen des *Iulius exclusus* gewidmet und mit der Frage verbunden, inwieweit solche Quellen wie die Akten der Konzilien von Pisa-Mailand (1511–512) und des 5. Laterankonzils (1512) öffentlich zugänglich waren. Der Autor des *Iulius exclusus* kannte neben diesen Quellen auch englische und kuriale zeitgenössische Literatur, Briefe aus Ferrara usw. Ferner legt Seidel Menchi Textstellen dar, in denen der Autor sich selbst unwillkürlich verrät, dann ordnet sie den Text in Erasmus' Vita ein. Abschließend stellt sie die breite Rezeption des Pamphlets dar, das die reformatorischen Flugschriften antizipierte (S. 112). Nach einer philologischen Einleitung und Handschriftenbeschreibung folgt die gründliche kommentierte Edition des *Iulius exclusus*. Mit dieser Edition stellt Seidel Menchi nicht nur den Text auf eine neue Grundlage, sie legt auch einen ebenso virtuosen wie lehrreichen Beitrag zur Verbindung von Buchdruck, humanistischen Netzwerken und politischer Propaganda vor.

Tobias Daniels

Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung „Umsonst ist der Tod", hg. im Auftrag der Mühlhäuser Museen, des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig und des Kulturhistorischen Museums Magdeburg von Hartmut Kühne/Enno Bünz/Thomas T. Müller, Petersberg (Imhof) 2013, 416 S., Abb., ISBN 978-3-86568-921-4, € 29,95.

Der vorzustellende Katalog bezieht sich auf eine Verbundausstellung, die vom September 2013 bis zum Februar 2015 an drei Orten gezeigt wird, und zwar in den Mühlhäuser Museen, im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig sowie zuletzt im Kulturhistorischen Museum Magdeburg. Sie hat eine längere Vorgeschichte, wobei der Direktor der

Mühlhäuser Museen Thomas T. Müller die Mitarbeit hochmotivierter Wissenschaftler gewinnen konnte, von denen nur seine beiden Mitherausgeber Hartmut Kühne und Enno Bünz (man beachte ihre Reihenfolge auf dem Titelblatt) als vorrangige Initiatoren und Katalogautoren namentlich genannt seien. Ganz offensichtlich beflügelte schon die 2008 gerade ausgerufene Lutherdekade das ehrgeizige Unternehmen, dem sich mehrere Museen und Forschungseinrichtungen angeschlossen haben. Im April 2012 fand zur Vorbereitung unter demselben Titel wie dem des Katalogs eine dreitägige Tagung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. sowie des Lehrstuhls für Sächsische Landesgeschichte der Universität Leipzig statt. Man sollte meinen, daß das Thema Frömmigkeit durch bedeutsame Publikationen in den letzten Jahrzehnten schon hinreichend aufgearbeitet wurde; der Katalog belegt aber, daß es gerade in Mitteldeutschland, der Ursprungsregion der Reformation, noch einige Entdeckungen zu machen sind, nachdem das Thema zu DDR-Zeiten eher stiefmütterlich behandelt worden war und heute nicht mehr zu den Schwerpunkten der universitären Theologie gehört. Der Reiz des Projekts liegt in der Zusammenarbeit mehrerer Disziplinen, und zwar von der Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, Geschichte bis hin zur Volkskunde. Die Ausstellung ist in sieben, akkurat von Kühne und Bünz eingeleiteten und übersichtlich untergliederten Sektionen geteilt und beginnt bei der Pfarrkirche, Zentrum allen religiösen Lebens der Laien. Man wird über die Pfarrgeistlichkeit, die Sakramentsverwaltung sowie die liturgischen Ausstattung der Kirchen informiert. Die zweite Sektion schlägt den Bogen von der Gemeinschaft der Lebenden zu der der Toten. Der „gute Tod" war die Obsession der Zeit; ihm wollte man bestens vorbereitet entgegengehen. Aber auch die Memoria, die man gerne auch Bruderschaften und Gebetsgemeinschaften anvertraute, wurde penibel geregelt. Unter dem Titel „Stets unter himmlischem Schutz" werden Segensgesten, Reliquien, Heiligenkulte, Mirakeltafeln und Votivgaben vorgestellt. Die Sektion 4 ist dem Pilger- und Wallfahrtswesen gewidmet, das man gewiß gemeinhin als typischste Frömmigkeitsform des Mittelalters einstuft. Wer weiß aber, daß Luthers späterer Schutzherr Friedrich der Weise 1493 eine Reise ins Heilige Land unternommen hat, von der sich noch ein Rechnungsbuch erhalten hat (Nr. 4.2.1.)? Spektakulär ist der Einblattdruck, mit dem 1513 Werbung für eine Pauschalreise für Jerusalempilger gemacht wurde. Der Reiseprospekt verzeichnet ausführlich die Route an Spanien vorbei, die auch Santiago de Compostela und Rom einbezogen hat (Nr. 4.4.1.). Ein Lob auf den Verlag, der dieses Dokument wie die meisten anderen so scharf wiedergibt, daß man es auch über den Katalog gebeugt hervorragend lesen kann! Mit den Wallfahrten nach Grimmenthal und Eicha sowie die Heiltumsweisungen in Wittenberg und Magdeburg boten sich aber auch nicht so gefährliche Alternativen im näheren Umland an. Die Abteilung „Laien machen Kirche" erinnert an die Rolle von Stifter/Innen, Angehörigen von Bruderschaften sowie von Kirchenpflegern. Längst vor Luther waren deutsche Bibelübersetzungen im Umlauf. Über die Sinne erfahrbare Frömmigkeitsformen werden in der nächsten Sektion behandelt: „Hörbar" waren die Predigten und Gebete, „sichtbar" die geistlichen (Passions-)Spiele und liturgischen „Inszenierungen", „fassbar"

religiöse Artefakte, Backmodeln und Pilgerzeichen. Die siebte und letzte Station ist dem Ablass um 1500 gewidmet. Hier staunt man darüber, daß sich ausgerechnet im Ursprungsraum der Reformation eine Reihe von prächtig ausgestatteten Sammelablaßbriefen und unscheinbarere Beichtbriefdrucke erhalten haben. In einem eigenen Anhang sind die illuminierten Sammelindulgenzen, die separat nur im Mühlhausener Stadtarchiv gezeigt wurden, dokumentiert. Kurzum, der Facettenreichtum der spätmittelalterlichen Frömmigkeit ist in diesem Katalog hervorragend dokumentiert. Nur am Rande wird allerdings die nicht immer eindeutige Grenze von Frömmigkeit zum Aberglauben thematisiert; auch andere Mißstände bleiben weitgehend unerörtert. Es ist dem trotzdem rundum gelungenen Band zu wünschen, daß er angesichts des moderaten Verkaufspreises und der hohen Qualität in Text und Bild eine weite Verbreitung finden wird. Andreas Rehberg

Mathis Mager, Krisenerfahrung und Bewältigungsstrategien des Johanniterordens nach der Eroberung von Rhodos 1522, Münster (Aschendorff) 2014, 387 S., ISBN 978-3-402-13049-0, € 28.

Mit den sieben Jahren nach dem Verlust von Rhodos 1522 und vor der Inbesitznahme Maltas 1530 nimmt Mathis Mager eine Zwischenzeit in der Geschichte des Johanniterordens in den Fokus, welche, so die Grundthese seiner Dissertation, in ihrer Bedeutung als existenzbedrohende Krise bislang nicht erkannt worden ist. Drei „Krisenbewältigungsstrategien" identifiziert Mager: mediale Propaganda, Diplomatie und „Demonstration militärischer Handlungsfähigkeit". Diesen drei thematischen Blöcken vorangestellt ist eine Vorstellung und Interpretation des Quellenkorpus, sowie ein kompakt gehaltener Überblick über Ordensstruktur und Ordensgeschichte. Die quellenkritische Betrachtung von vier zwischen 1523 und 1525 verfassten Ordenschroniken des Falls von Rhodos mündet in einem Abgleich mit Berichten von ordensfremden Autoren, auf welche sich wiederum Flugschriften aus den 1520er Jahren zurückführen lassen. Hier, sowie in dem Kapitel zur „Medialen Propaganda", bewegt sich Mager souverän und als Fontanus-Experte erkennbar auf vertrautem Terrain. Als Ergebnis seiner Analyse konstatiert der Autor hinblicklich der Ordenschroniken eine „zentral gesteuerte Propaganda", mit dem Ziel, dem seiner Landesherrschaft beraubten, in seinem Selbstverständnis getroffenen und in die „Aufgabenlosigkeit" gefallenen Orden als edlem Verlierer und bereits wieder zur See kämpfender christlicher Streitmacht gleichsam eine Existenzberechtigung herbei zu schreiben. Der anhand von ordensinterner und externer Korrespondenz nachvollzogenen, gezielt auf die einzelnen europäischen Höfe und die Kurie abgestimmten Ordensdiplomatie und insbesondere den persönlichen Missionen des Großmeisters Philippe de Villiers de l'Isle Adam bescheinigt Mager strategischen Erfolg. Mit der Einigung auf Malta als neue Ordensheimat auf dem Generalkapitel in Viterbo 1527 war auch intern die hauptsächlich durch den habsburgisch-französischen Konflikt bedingte Zerreiß-

probe überstanden. Insgesamt fällt der Abschnitt zur Ordensdiplomatie gegenüber der Abhandlung zu Chronistik und Ordens-Propaganda ab, womöglich auch weil der Autor vor dem Hintergrund des engen Untersuchungszeitraums zu nah an der Oberfläche bleibt, um der Vielschichtigkeit einer transeuropäischen katholischen Union wie dem Johanniterorden gerecht werden zu können. „Säkularisationsbestrebungen" (d. h. die zunehmenden Versuche, Ordensbesitzungen zu annektieren) wie der Vorstoß Johanns III. von Portugal, der die Ernennung seines Bruders zum Prior von Crato durchsetzt, lassen sich mühelos dem mikropolitischen Spiel der Versorgung von Verwandten und Günstlingen zuordnen, aus dem der Orden kaum jemals als Gewinner hervorging, wenn es sich bei dem Betreiber um König oder Papst handelte. Auch die Konfiszierung der Ordensbesitzungen in England steht mit höherer Wahrscheinlichkeit im Zusammenhang der Religionspolitik Heinrichs VIII. in den 1520er Jahren, als mit der Tatsache, dass der Großmeister nicht persönlich in London vorstellig wurde. Mit dem Befund, dass „sein generelles Interesse am Schicksal des Ordens gering blieb" (S. 193) verkennt Mager die guten Beziehungen zwischen dem Orden und Clemens VII. Vielmehr verlieh dieser Papst dem Orden wichtige Privilegien und spielte eine zentrale Rolle bei der Entscheidung, nach Malta umzusiedeln (dabei bleibt auch für den Rezensenten Fußnote, dass dem Autor das Amt des Kardinalprotektors, das der Orden an ein Mitglied des Kardinalkollegiums verlieh, offenbar unbekannt ist; vgl. S. 184). Ein Blick auf die weitere Ordensgeschichte, insbesondere auf die Machtverhältnisse unter den Zungen auf Malta, zeigt schließlich, dass die These, der Orden habe sich mit der Übersiedlung nach Malta „praktisch Karl V. unterordnen" müssen (S. 253), schlicht zu kurz greift. Es sei dahingestellt, ob der Johanniterorden in der ersten Hälfte des 16. Jh. tatsächlich als „zunehmend anachronistisches Modell" (S. 187) wahrgenommen wurde und inwieweit Quellenzitate zur befürchteten Auflösung des Ordens nicht anteilig auch auf die stets agitierte frühneuzeitliche Sprache zurückzuführen sind. Außer Frage steht, dass der Johanniterorden mit dem Verlust von Rhodos und in den Folgejahren in der Tat eine Krisenerfahrung ersten Ranges machte, deren Analyse in dieser Tiefe in der Forschung bislang keinen Raum fand. Dieses Desiderat hat Mathis Mager mit seiner Arbeit erschlagen.

Moritz Trebeljahr

Herman H. Schwedt, Die Anfänge der römischen Inquisition. Kardinäle und Konsultoren 1542–1600, Freiburg i. Br. (Herder) 2012 (Römische Quartalschrift für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. Supplement 62), 293 S., ISBN 978-3-451-27144-1, € 88.

Herman Schwedt zählt zu den renommiertesten Kennern der Inquisitions- und Indexkongregationen. Schon lange bevor die zugehörigen Archive 1998 der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich wurden, war es ihm vergönnt, deren Bestände einzusehen. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit hat der Vf. in seinen vier Bänden

„Prosopographie von Römischer Inquisition und Indexkongregation 1701–1813 und 1814–1917" (2005, 2010) vorgelegt. Auf den Titelblättern dieser Veröffentlichungen tritt der Autor auf befremdliche Weise hinter dem Reihenherausgeber zurück, und man fragt sich, wer für diesen verfehlten Eindruck verantwortlich zeichnet. Im Unterschied zu anderen Inquisitions- und Indexforschern hat Schwedt nie versucht, durch populärwissenschaftliche Schnellschüsse Aufmerksamkeit zu erheischen. Im Sinne dieser Maxime stellt auch sein neues Werk ein höchst objektives Handbuch dar. Wer waren die einzelnen Persönlichkeiten, die sich hinter der scheinbar anonymen Institution *Inquisition* verbargen, so lautet die Ausgangsfrage, die Schwedt für die ersten sechzig Jahre der auch als *Sanctum Officium* bekannt gewordenen Behörde zu beantworten sucht. Auf der Grundlage mühsamer Quellenarbeit werden die Protagonisten der Kongregation und ihre zahlreichen Beamten in etwa 200 biographischen Profilen vorgestellt. Konsultoren, Assessoren, Kommissare, *Magistri sacri palatii*, die Gouverneure Roms sowie die Ordensgeneräle der Dominikaner verkörpern neben den in Führungsrollen auftretenden Kardinälen die wichtigsten Mitarbeiter. Daß das 1542 nahezu gleichzeitig mit dem Auftakt des Konzils von Trient durch Paul III. mit der Konstitution *Licet ab initio* aus der Taufe gehobene Gremium nicht von Anbeginn als festumrissene Behörde konzipiert war, die Gründung vielmehr auch die Absicht verfolgte, innerkirchliche Gegner des Konzils zu besänftigen, um sich erst allmählich zu einem der „klassischen" römischen Dikasterien zu entwickeln, weist Schwedt in seiner konzisen Einführung nach. Um ihre Beschlußfähigkeit zu fördern, hat Pius V. die zunächst sechs Kardinäle umfassende Gruppe verkleinert. Seit der Wende zum 17. Jh. stand ihr einer der Purpurträger als Sekretär vor. Ohne diesen Titel zu besitzen, scheinen Michele Ghisleri, Scipione Rebibia, Giacomo Savelli und Giulio Antonio Santoro allerdings schon seit dem Ende der fünfziger Jahre eine ähnliche Stellung wahrgenommen zu haben. Welches Gewicht dem *Sanctum Officium* innerhalb der kurialen Hierarchie indes schon nach wenigen Jahren zukam, zeigen gerade die Tabellen am Ende des Bandes auf: Kaum ein Papst der zweiten Hälfte des 16. Jh., der vor seiner Wahl nicht auch hier seine Erfahrungen gesammelt hätte; überdies qualifizierte sich eine Vielzahl von Konsultoren und *Commissarii* durch ihre Mitarbeit in der Kongregation für die Ämter von Legaten, Bischöfen, Kardinälen oder als Inquisitoren einzelner italienischer Städte. Daß etliche der frühen Kongregationsmitglieder auch am Konzil von Trient teilnahmen, verwundert wenig. Die Präsenz der Dominikaner innerhalb des *Sanctum Officium* wirkt in dieser Stärke dann doch wieder überraschend. Welch unterschiedliche Profile die Mitarbeiter, gleichwohl viele von ihnen in der Rechtswissenschaft ausgebildet waren, aufwiesen, scheint nach Schwedts Vorgehen fraglos. Ob und wie die einzelnen Köpfe auf die Beschlußfassungen einzuwirken vermochten, bleibt freilich ebenso zu untersuchen wie die Kompetenzen und die Autorität der unterschiedlichen Ämter. Ohnedies legt Schwedts Buch ein umfassendes Arbeitsprogramm vor: Welche Klientelstrukturen bestanden innerhalb der Kongregation? Brachten die ihr angehörenden Kardinäle ihre Familiaren und Gefolgsleute in der Behörde unter? Wie international war die personelle Zusammensetzung?

Nächst der italienischen Dominanz tritt die der Spanier hervor. Mit welchen anderen Instrumenten der katholischen Reform ergaben sich formelle oder informelle Zusammenarbeiten und Beziehungen? Die prosopographischen Verflechtungen mit der Indexkongregation, welche – 1571 begründet – ja als „kleine Schwester" der älteren Einrichtung gilt, scheinen weniger auffällig, als man hätte annehmen können. Nachzuzeichnen bleibt schließlich auch das Zusammenspiel der römischen Behörde mit den lokalen, außerhalb des Kirchenstaates tätigen Inquisitoren. Zur Bearbeitung dieser Probleme liefert Schwedts Buch eine solide Grundlage, mehr noch: erst seine Ergebnisse drängen diese Fragen auf. Für die weitere Erforschung der frühen Inquisition sollte dem Band somit eine Schlüsselstellung zukommen. Ingo Herklotz

La Congregazione dell'indice e la cultura italiana in età moderna, a cura di Vittorio Frajese, Roma (Carocci) 2012 (Dimensioni e problemi della ricerca 1/2012), 328 S., ISBN 978-88-430-6472-4, € 31,50.

Der von Vittorio Frajese herausgegebene Sammelband bietet zahlreiche Einblicke in die Forschung zur Interdependenz von römischer Buchzensur und italienischer Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Die fünf Abschnitte des Bandes leitet der Hg. mit der Frage nach der gesellschaftlichen Rolle der Zensur ein, um anschließend auf sein genuines Forschungsfeld zurückzukommen. Somit stehen die Gründungsjahre der Indexkongregation und die personellen Vernetzungen innerhalb des Dikasteriums im Mittelpunkt, ohne allerdings die im Folgenden abgedruckten Beiträge weiter zu thematisieren. Die Einleitung kann aber durchaus als Hinführung zum ersten Kapitel „La congregazione dell'Indice" verstanden werden, in welchem ein Überblick über Struktur und Praktiken der Indexkongregation im 17., 18. und 19. Jh. geboten werden. Den Anfang macht Elisa Rebellato, die in ihrer Studie zu Recht auf die Stabilität der Kongregation über das gesamte Jahrhundert hinweist. Sie macht dies sowohl an den strukturellen Gegebenheiten als auch an dem Verfahren selbst fest. Davon ausgehend richtet sie ihren Blick auf die Verhandlung katholischer Autoren, die sie im Verlauf des Jahrhunderts zunehmend in den Blick der Kardinäle gerückt wahrnimmt, während das konzertierte Interesse an den Werken protestantischer Autoren stetig abnahm. Es sind die Schlagworte Konfessionalisierung und Säkularisierung, die in diesem Zusammenhang genannt werden könnten und die auch den anschließenden Beitrag von Patrizia Delpiano über das 18. Jh. kennzeichnen. Im Angesicht der Aufklärung knüpft sie ihre These von der Kongregation als Motor der Gegenaufklärung an die bereits von Rebellato angesprochene strukturelle und personelle Stabilität des Dikasteriums. Sie sieht darin eine Vorbereitung kurialer Strategien zur Erstarkung der Kirche im Alltag während des 19. Jh. Maria Iolanda Palazzolo wiederum setzt bei diesen allgemeinen Überlegungen an und verengt den Fokus auf die Vernetzung der „Civiltà cattolica" mit dem Heiligen Offizium für diesen Zeitraum. Diesem Kapitel folgt der Abschnitt „Le biblioteche", der sich vor allem durch den profunden Beitrag

von Ugo Rozzo auszeichnet. Rozzo beschäftigt sich mit den so genannten „verbotenen" Bibliotheken italienischer Gelehrter und Adliger im 16. Jh. Er geht vom anfänglichen Interesse der Kirche, speziell der Inquisitoren, an protestantischen Werken aus und spannt den Bogen hin zur antiken und zur zeitgenössischen Vergnügungsliteratur sowie zu den allseits rezipierten juristischen, philosophischen und historischen Traktaten. Entdeckte man die einen zumeist pastoral bedingt in den Häusern der Lutheraner, die sie nicht selten aus Angst vor Sanktionen sogar vernichteten, so fanden sich die anderen in den großen Bibliotheken venezianischer Adliger oder einflussreicher Familien wie der Medici im gleichen Maß wie in einzelnen kleinen, eher zufällig in das Visier der Inquisition geratenen Bücherregalen mancher Lehrer oder Ärzte. Der Unterschied bestand letztlich in der Behandlung der gefundenen Bücher, denn während einflussreiche Familien kaum um ihre Sammlungen bangen mussten, endeten die wenigen Exemplare einzelner weniger protegierter Gelehrter auf dem Scheiterhaufen. Dem Beitrag folgt der Forschungsbericht von Roberto Rusconi zu den italienischen Ordensbibliotheken. Saverio Ricci leitet den Abschnitt „Temi" mit einer Studie zum Verhältnis philosophischer Schriften zur Buchzensur vor 1600 ein und legt seinen Schwerpunkt auf die Interaktion von Inquisition und so genannter Peripherie. Vor dem Hintergrund der schwierigen Verflechtung von jeweils eigenen Interessen und dienstlichen Anweisungen im Fall der Zensoren geht er auf die sich langsam etablierende, neue theologische und philosophische Kultur der Kurialen ein und untersucht die in Rom als fatal wahrgenommene Auswirkung der zensierten Studien auf die Autorität der Kirche. Unabhängig von dem jeweiligen Impetus der Autoren, die sich in die Tradition Augustins und der Kirchenväter stellten, war es die Bibelexegese, die ihre Traktate in den Augen der Zensoren letztlich als gefährlich ausmachte. Dieser hier ansetzende Kampf gegen die gelehrte Auseinandersetzung mit der Bibel sollte das noch junge Jahrhundert nachhaltig kennzeichnen. Ebenfalls diesem Kapitel zugeordnet sind die Beiträge von Michaela Valente und Jennifer Helm. Valente widmet sich der Zensur disparat konzipierter und rezipierter Traktate zur Dämonologie und geht auf die besondere Rolle des Exorzismus als magische Praxis in den innerkatholischen Debatten ein. Quasi als Abrundung des Themenkomplexes ist der Beitrag von Helm zu verstehen, die sich mit der kurialen Prüfung von Ariostos „Orlando furioso" beschäftigt und zeigen kann, wie die Zensoren des späten 16. Jh. auf verkappte heterodoxe Ideen in der Unterhaltungsliteratur spekulierten. Mit dem Ende des 17. Jh. beschäftigt sich der Aufsatz von Marco Cavarzere, und zwar speziell mit der von der Forschung noch immer kaum untersuchten Figur des päpstlichen Hoftheologen, des *Magister sacri palatii*. Er macht dies am Beispiel von Raimondo Capizucchi (1678–1681) fest, dessen Diarium sich als eine der wenigen Quellen aus dem noch immer nicht aufgefundenen bzw. erschlossenen Archiv des Magister Sacri Palatii erhalten hat. Deshalb ist es umso begrüßenswerter, dass Autor und Herausgeber sich für die Edition des Diariums als Weiterführung des Aufsatzes entschieden haben. Der Sammelband erfährt eine sinnvolle Abrundung durch den Aufsatz von Alejandro Cifres und Daniel Ponziani, die den Faden der Einleitung wieder

aufnehmen, einen Abriss der Geschichte der Indexkongregation und ihres Archivs sowie desjenigen der Inquisition liefern und so die Brücke zur Arbeit des Historikers mit den Quellen schlagen. Der Sammelband gehört zu den ersten Versuchen einer Systematisierung der seit der Archivöffnung von 1998 entstandenen Forschungsinteressen und -felder und ist zugleich als wichtiger Marker zahlreicher noch offener Forschungsfragen zu verstehen. Man kann nur hoffen, dass weitere Projekte dieser Art folgen werden. Andreea Badea

Andrea Vanni, „Fare diligente inquisitione". Gian Pietro Carafa e le origini dei chierici regolari teatini, Roma (Viella) 2010 (Studi e ricerche 23), 263 S., ISBN 978-88-8334-443-5, € 26.

Die Untersuchung fokussiert auf die umstrittene Figur des Bischofs von Chieti, Gian Pietro Carafa und auf die Formierungsjahre der Theatiner nach ihrer Gründung im Jahr 1524. Der spätere Inquisitor, der als Papst Paul IV. quasi als Synonym für die Inquisition in die Geschichte eingehen sollte, gehört zu den komplexesten und somit intensiv untersuchten Personen des 16. Jh. Gerade in den letzten Jahren wurde er immer wieder zum Gegenstand von Einzelstudien und Tagungen, die sich mit seiner Rolle bei der Neugründung der Inquisition im 16. Jh. und der römischen Reaktion auf den Protestantismus auseinandersetzen. In diese Richtung weist auch Vannis Studie, der er die These zugrunde legt, die Theatiner seien als eine Art Generalprobe in Fragen der Glaubenskontrolle vor *Licet ab initium* zu verstehen. Dementsprechend konturiert zeichnet er auch die Rolle, die Carafa „seinem" Orden bei der Bekämpfung der Häresie beimaß, bis er dieses Instruments 1542 mit der Gründung der Inquisition nicht mehr bedurfte. Die Untersuchung der Ordensgründung ruht auf zwei zentralen Pfeilern, und zwar auf die parallel sich entfaltenden Biographien des späteren Kardinals und seines Freundes und Mitgründers des Ordens Cajetan von Thiene bis hin zur Machtübernahme des späteren Papstes auf Kosten seines einstigen Weggefährten. Vanni beschreibt die Interaktion der beiden Figuren und legt den Akzent deutlich auf Cajetan und dessen familiären und ideologischen Hintergrund sowie auf die Details in der Entstehung und Konsolidierung des Ordens bis zur Kardinalserhebung Carafas im Jahr 1536. Besondere Bedeutung erhalten dabei der häretische Hintergrund der Adelsfamilie, der Cajetan entstammte, sowie seine spätere Laufbahn im Wechselspiel mit den ersten Entwicklungsstationen der Theatiner. So interessant das Gedankenspiel von den Theatinern quasi als Vorstufe der Inquisition auch sein mag, so hat sie aufgrund ihrer eher dünnen Quellenbasis bisher doch kaum Anhänger gefunden und wird vermutlich auch in den folgenden Jahren kaum weiter verfolgt werden. Der besondere Gewinn der Studie liegt aber in den reichen Quellen, die Vanni konsultiert hat, sowie in seiner detaillierten Darstellung der personellen und strukturellen Vernetzungen zwischen den Familien der beiden Protagonisten, dem jungen Orden und der Kurie im Allgemeinen. Es liegt hier eine ambitionierte Arbeit vor, die über

das fast gleichnamige Standardwerk von Pio Paschini hinausweist und dazu beiträgt, die komplexen Schichtungen der römischen Kurie und ihres Konfessionalisierungsinstrumentariums besser zu verstehen. Andreea Badea

Giorgio Caravale, Predicazione e inquisizione nell'Italia del Cinquecento. Ippolito Chizzola tra eresia e controversia antiprotestante, Bologna (Il Mulino) 2012 (Collana di studi della Fondazione Michele Pellegrino), 306 S., ISBN 978-88-15-24103-0, € 23.

Giorgio Caravale, der mit seinen zahlreichen sozialgeschichtlichen Studien bereits internationale Aufmerksamkeit erreichen konnte, nimmt sich hier einem bisher kaum beachteten Forschungsfeld an. In dichter Erzählung legt er am Einzelfall des Regularklerikers Ippolito Chizzola die enge Verknüpfung von subversiver heterodoxer Predigt und inquisitorialer Kontrolle um die Mitte des 16. Jh. dar. Die Forschung kennt zwar Untersuchungen zum Einsatz der Predigt als Konversionsmittel und Caravale verweist auch auf die bedeutende Rolle der Orden bei der Verbreitung lutherischer Ideen in der ersten Hälfte des 16. Jh. Das Neue an dieser Studie ist aber die Verbindung mit den Kontrollmechanismen und dem Mit- und Gegeneinander bischöflicher, lokalinquisitorialer und römischer Macht bei der Unterdrückung solcher Tendenzen. Bereits zu Beginn der zwanziger Jahre war der Großteil der heterodox predigenden Religiosen versiert in der Anwendung von Praktiken des Auslassens und Dissimulierens, um das neue Wissen unbemerkt und ohne Frontalangriff auf die Orthodoxie an den Mann und an die Frau bringen zu können. Um solche leichten Schattierungen zu verstehen, bedurfte es aber einer in Glaubenssachen gebildeten Zuhörerschaft, der die Prediger dieser Jahre erstaunlich oft gegenüberstanden. Bereits die leichtesten Dissonanzen in den Predigten reichten bisweilen für eine Denunziation aus. Ausgefeilter Strategien der Dissimulation bediente sich auch Chizzola, der seine Bildung bereits früh aus dem Umfeld Bernardino Occhinos, Pietro Martire Vermiglis und Pier Paolo Vergerios erhalten hatte. In einer ergreifenden und mitreißenden Tour de Force folgt der Leser Chizzola seit seinen ersten Jahren als begnadeter und emphatischer Redner in Brescia durch den gesamten Inquisitionsprozess wegen Häresie bis zu seiner Abjuratio im Jahr 1551 und dem Wiederaufstieg als Mediceischer Informant und katholischer Kontroverstheologe. Für Caravales Ansatz sind gerade die Akten des Prozesses von großer Bedeutung, weil sie einen Bereich der Konfessionalisierung einfangen können, der aufgrund der oft schwierigen Quellenlage selten zu fassen ist, und zwar die kuriale Kontrolle des gesprochenen Wortes. Während der nicht enden wollenden Stunden des Verhörs setzten sich Inquisitoren und der Beschuldigte intensiv mit den von ihm gepredigten Inhalten auseinander und bezogen sie gezielt auf die gelesenen Bücher. So ist es zum Beispiel möglich, Chizzolas Lektüre von Erasmus' *Exomologesis sive Modus confitendi* zu rekonstruieren und seine eigene Haltung zum positivrechtlichen Ursprung der Beichte zu verstehen. Aus den Antworten des Angeklagten werden zudem die Strategien der Verschleierung von Überzeugungen her-

ausgearbeitet, so dass der Leser auch einen Überblick über seine Predigtkonzeption erhält. Die Auseinandersetzung mit den Inquisitoren schien den selbstbewussten, von seiner Sache überzeugten Ordensmann anfänglich kaum ins Wanken zu bringen, nach langen Auseinandersetzungen lenkte er ein und schwor ab, ohne allerdings ins innere Exil zu gehen. Caravale stellt uns vielmehr einen Opportunisten vor, dem es gelang, das Carafa-Pontifikat unbeschadet zu überstehen, um anschließend seinen einstigen Einfluss und seine Popularität wieder zu erlangen. Er tat dies lediglich in einem neuen, dem alten diametral entgegengesetzten Kontext, denn Chizzola wurde Informant Cosimos I. Medici und beginnt die Weggefährten von einst in theologischen Traktaten anzugreifen. Als Cosimos Agent in Rom widmete er sich über weite Strecken der genauen Benachrichtigung über den Verlauf der Carafa-Prozesse sowie über römische Befindlichkeiten, die in dem neuen den Florentinern gewogenen Rom von Bedeutung für die Politik der Medici hätten sein können. Chizzolas eigentlicher Auftrag reichte aber weit darüber hinaus, denn genau wie Cosimo I. ging auch der Kleriker selbst davon aus, das europäische politische Parkett in viel größerem Stil für sich zu erobern und die Wahl des nächsten Kaisers – der ausdrücklich nicht Maximilian II. hätte heißen sollen – beeinflussen zu können. In einer Radikalität, wie es weder Pius IV. noch der maßgeblich damit beauftragte Kardinal Giovanni Morone gewagt hätten zu denken, plante Chizzola nichts weniger als die Absetzung der protestantischen Kurfürsten und deren Ersatz mit katholischen. Bisweilen ging Morone auf diese Gedankenspiele ein und bot Cosimo sogar eine Kurstimme bei der nächsten Kaiserwahl an. Das Mittel, dessen man sich in Rom zu bedienen gedachte, um die Wahl Maximilians II. zu vereiteln, war auch schnell zur Hand; man entschied sich für den Krieg und plante den Einmarsch spanischer und päpstlicher Truppen zur Vertreibung der Protestanten. Dies zeigt aber zugleich, in welch hohem Maß man in Rom von der politischen Realität nach 1555 entfernt war. Bereichert ist die Studie durch die Edition der Prozessakten sowie zahlreicher, der Forschung bisher unbekannter Briefe. Caravale gelingt mit dieser Arbeit nicht nur ein wissenschaftlich fundierter Beitrag zum noch immer nicht genügend erforschten 16. Jh. auf der Halbinsel, sondern zugleich die unwahrscheinlich spannende Erzählung eines Abenteuers. Andreea Badea

Acta Pacis Westphalicae. Serie II A: Die kaiserlichen Korrespondenzen, Bd. 9: Mai bis August 1648, bearb. von Stefanie Fraedrich-Nowag, Münster (Aschendorff) 2013, LXX, 534 pp., ISBN 978-3-402-13785-7, € 93.

Il volume propone la corrispondenza intercorsa tra l'imperatore Ferdinando III e i suoi ambasciatori a Münster e Osnabrück nelle ultime fasi dei negoziati di pace. Si tratta di 140 documenti che coprono l'arco di tempo tra il 12 maggio e il 31 agosto 1648, provenienti in buona parte dall'archivio della Cancelleria imperiale, conservato nel *Haus-, Hof- und Staatsarchiv* di Vienna, cui si aggiungono materiali conservati nell'archivio della famiglia Harrach, esistenti nello stesso deposito viennese, e nell'Archi-

vio reale dell'Aia, nei Paesi Bassi. La delegazione imperiale era composta dal conte Johann Maximilian von Lamberg, da Johann Baptist Krane e da Isaac Volmar, che operavano a Osnabrück, mentre il conte Johann Ludwig von Nassau rappresentava gli interessi dell'imperatore a Münster. Nel periodo in oggetto, la situazione militare era tutt'altro che favorevole per Ferdinando III e per il suo principale alleato Massimiliano di Baviera. Le truppe svedesi e francesi dalla Bassa Sassonia si spinsero verso sud e nel mese di maggio sconfissero a Zusmarshausen gli eserciti collegati imperiale e bavarese, il cui comandante, Peter von Holzappel, cadde in battaglia e fu sostituito da Ottavio Piccolomini. Sul fronte orientale gli svedesi occuparono Praga, ma la conseguente riorganizzazione dell'esercito imperiale-bavarese riuscì a controllare la situazione. In parallelo correvano per l'imperatore le difficoltà al tavolo dei negoziati. Infatti dalla fine del 1647, grazie all'iniziativa di Johann Philipp von Schönborn, elettore di Magonza, si costituì progressivamente un gruppo rappresentativo degli Stati dell'Impero, una sorta di terzo partito, interessato alle questioni confessionali ma anche, a dispetto delle riserve dei diplomatici imperiali, alle tematiche militari. I rappresentanti degli Stati intervennero come consiglieri o come mediatori alla ripresa dei colloqui tra gli imperiali e gli svedesi nel mese di luglio del 1648. Nel corso di quell'estate il partito si rafforzò mediante l'adesione del duca Massimiliano I, aumentando così ulteriormente il clima di instabilità. A metà maggio l'imperatore, mediante l'invio del vicecancelliere imperiale, il conte Ferdinand Sigmund Kurz von Senftenau, volle assicurarsi il sostegno della Baviera, ma proprio nel corso della missione l'avvicinarsi delle truppe nemiche costrinse la corte bavarese a ritirarsi verso Salisburgo, convincendo ancor più il duca Massimiliano della necessità di accelerare le trattative di pace. Della debolezza dell'imperatore approfittarono gli svedesi per far valere le proprie richieste di natura economica e militare, come anche quelle dei loro alleati, particolarmente in ambito confessionale. La Francia, rappresentata da Abel Servien, visti fallire i colloqui di pace con la Spagna, situazione che avrebbe prolungato la guerra per oltre un decennio, sfruttò la divergenza di interessi instauratasi tra i due rami della Casa d'Austria per sottrarre la Lorena al sistema asburgico. La corrispondenza pubblicata si riferisce in buona parte alle trattative intavolate a Osnabrück, poiché il tavolo di Münster, ossia i negoziati tra la Spagna e l'Olanda, già di fatto conclusi, e i colloqui tra Francia e Spagna, rimasti senza risultati, limitarono l'attività del conte di Nassau a compiti di rappresentanza. Ciò indusse i francesi a spostare i loro interessi su Osnabrück, facendo rappresentare dagli svedesi parte delle loro istanze. L'edizione, seguendo i criteri ormai collaudati della collana, presenta i singoli testi per lo più in versione integrale, preceduti da un regesto e corredati da un ricco apparato di note testuali e critiche. Una notevole introduzione (p. XXXIX–LXIX) espone le coordinate di quei quattro mesi intensi e riassume puntualmente gli stadi e i contenuti del negoziato. Da sottolineare, insieme all'accurato indice dei nomi, i due indici cronologici che riportano i documenti pubblicati o anche solo citati nel volume.

Silvano Giordano

Antonio Menniti Ippolito, 1664. Un anno della Chiesa Universale. Saggio sull'italianità del papato in età moderna, Roma (Viella) 2011 (I libri di Viella 119), 264 pp., ISBN 978-88-8334-487-9, € 26.

Antonio Menniti Ippolito, che alla storia della curia e del papato ha dedicato molti studi alcuni dei quali caratterizzati da risultati decisamente innovativi ci offre con questo agile volume un saggio „sperimentale": un affondo in alcune fonti vaticane per trarne un bilancio e riformulare problemi. L'assunto da cui egli parte è quello della italianizzazione della Santa Sede in età moderna, un fenomeno innegabile su cui la migliore storiografia sul papato si è a lungo soffermata da Alberigo a Prodi e Reinhard, da Prosperi e Rosa a Partner, Lill e Pellegrini. Vi è ormai un unanime consenso storiografico sulla tesi secondo la quale in vaste aree della Cristianità occidentale uno dei caratteri del rafforzamento dello Stato tra tardo Medio Evo e prima Età moderna fu il successo del regalismo. I concordati stipulati tra la Santa Sede e gli Stati con la loro tormentata e non uniforme storia, legata ai fluttuanti rapporti di forza e alle vicende della politica internazionale ma anche ai dibattiti sul conciliarismo e sul governo della chiesa „universale", furono un compromesso anche efficace ma sempre gravido di conflitti e continuamente rivedibile come avrebbe dimostrato, nel Settecento, la seconda stagione concordataria. Esso garantì comunque al papato pienezza dei poteri giurisdizionali nelle Chiese della penisola italiana, nonché mano libera nella costruzione di uno stato territoriale, baluardo della *libertas ecclesiae* ma anche concausa della frantumata geopolitica peninsulare – come con lucidità aveva colto Machiavelli in un celebre passaggio dei „Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio" (I, 12, qui richiamato a n. 8 di p. 47) – e diede ai sovrani europei il controllo delle strutture ecclesiastiche nazionali con ampi poteri nelle procedure di nomina dei vescovi e di attribuzione delle risorse beneficiarie. Rivisitando questa tesi della quale rende conto nel terzo capitolo del volume, Antonio Menniti Ippolito evidenzia sia l'eccezionalità del rapporto che si creò nell'età moderna tra papato e Chiesa italiana, sia la lunga durata di questo nesso di compenetrazione fino a tempi a noi molto vicini (Codice di diritto Canonico del 1917, il decreto *Christus Dominus* di Paolo VI del 1965, il Codice di diritto Canonico del 1983). – „Il papa" – scrive Menniti Ippolito – „governò dunque in modo pieno solo la Chiesa italiana" (p. 72): una realtà, quest'ultima, che non assunse però una fisionomia „nazionale" allo stesso modo dei paesi d'oltralpe per le diversità delle configurazioni statuali della penisola e della cultura politica dei ceti dirigenti delle varie entità territoriali: da Savoia a Venezia, dalla Toscana al Regno di Napoli gli elementi di differenziazione nella relazione con la Sede Apostolica erano molti e cruciali. – L'„esperimento" che Menniti Ippolito propone nel formulare questo giudizio è di verificarlo attraverso l'analisi della pratica concreta di governo della Chiesa realizzata da tre importanti Congregazioni. Forse per prevenire l'obiezione che le condizioni ideali dell'„esperimento" avrebbero richiesto l'estensione dell'indagine alla totalità delle Congregazioni, l'a. si sofferma proprio nel primo capitolo del volume (Congregazioni pontificie pp. 17–30) sulla genesi e evoluzione di questo sistema di

governo, già sperimentato – come è noto – prima di Sisto V ma da quest'ultimo pontefice formalizzato con la celebre *Immensa Aeterni Dei* (1588). Neppure dopo questa data esso fu d'altronde pienamente compiuto, poiché altre congregazioni furono istituite successivamente: quelle del Buon Governo, del Cerimoniale, di Propaganda Fide, della Residenza dei Vescovi per citare solo le più significative ... Se le congregazioni per il governo temporale si moltiplicarono in modo consistente (36 nel 1661) con una specializzazione e frantumazione delle competenze (p. 19), più contenuto fu l'aumento delle congregazioni spirituali: nove nella costituzione sistina, undici nel 1679 (anno di pubblicazione del primo tomo del *Theatrum Veritatis et Iustitia*e di Giovan Battista de Luca). Tra queste ultime congregazioni che l'a. definisce „lo zoccolo duro del sistema", vi sono le tre scelte per verificare la tesi della italianità del papato: la Congregazione del Concilio, istituita da Pio IV nel 1564 con il delicato compito di interpretare i canoni conciliari, materia che anche il S. Uffizio considerava di sua pertinenza, quella dei Vescovi e Regolari – originariamente organo di controllo sull'attività dei vescovi, accorpato da Clemente VIII (1593) con l'analogo organismo preposto al governo dei Regolari – e la Congregazione della Immunità ecclesiastica, gemmata per volere di Urbano VIII nel 1635 dalla Congregazione dei Vescovi e Regolari per garantire la sfera dell'immunità ecclesiastica rispetto alla giurisdizione secolare. Si trattava di congregazioni tra loro particolarmente collegate, un „superministero degli affari ecclesiastici" (p. 30), all'interno delle quali lavorava un gruppo di prelati sostanzialmente omogeneo (vedi tab. 1, pp. 219–221). Il campione documentario è relativo ad un anno del papato chigiano: 1664, primo centenario di approvazione dei decreti conciliari e data cerniera per molti aspetti attinenti sia alla svolta nella politica internazionale, segnata dal protagonismo di Luigi XIV e dal prorompere delle rivendicazioni gallicane, sia ai mutamenti negli assetti curiali indotti dall'apparizione dello Squadrone Volante, gruppo di cardinali pronti, in nome dell'autonomia della sfera ecclesiastica, a muoversi con disinvoltura e pragmatismo dall'uno all'altro schieramento internazionale. La consistenza quantitativa della massa documentaria di un solo anno di attività delle tre congregazioni, analiticamente esposta alle pp. 76–84 del volume è rilevante: 1691, 1414, 1902 memoriali, rispettivamente nella sezione *Episcoporum*, *Regularium* e *Monialium* della Congregazione dei Vescovi e Regolari, 964 decreti, 672 interventi nei *Libri Litterarum* e 181 regesti nelle serie della Congregazione del Concilio, oltre un numero non precisato di *Acta* del fondo del medesimo nome della Congregazione dell'Immunità. La parte centrale del volume e della dimostrazione di Menniti Ippolito verte sulla provenienza e contenuto di questa documentazione. Geograficamente le richieste indirizzate alle Congregazioni suddette da vescovi, religiosi e religiose sono in stragrande maggioranza provenienti da istituzioni ecclesiastiche e attori (individuali e collettivi) laici peninsulari. A livello generale un'altra distinzione s'impone: nella ricca documentazione della Congregazione dei Vescovi e Regolari la percentuale dei memoriali provenienti da aree extra-europee, assolutamente minoritaria nella serie *Episcoporum*, è più consistente per i regolari e le monache e concernono casi individuali, richieste di licenze e deroghe o

problemi più generali degli ordini, istituzioni ecclesiastiche originariamente supranazionali (pp. 146–152). Disaggregando i dati italiani si verifica poi che „l'attività delle Congregazioni pontificie sunnominate fu dunque rivolta nell'83 % degli interventi all'Italia centro-meridionale sotto diversa soggezione del papa o della Spagna" (p. 85). Il cuore del volume – i capitoli quinto e sesto – sono dedicati, quindi, ad approfondire questa situazione attraverso una attenta classificazione e disamina dei memoriali sottoposti ai membri della Congregazione dei Vescovi e Regolari. L'analisi conferma il particolarismo della Chiesa meridionale con la sua geografia diocesana frantumata, la forte presenza laicale nella chiesa locale attraverso l'istituto delle chiese ricettizie: una realtà già oggetto di analisi da parte di una storiografia articolata e risalente nel tempo, che qui emerge attraverso l'immagine che essa proietta a Roma presso le Congregazioni papali. Questioni beneficiarie e patrimoniali, problemi relativi all'amministrazione della giustizia, questioni disciplinari, insufficienza o esuberanza del numero dei chierici, la presenza esorbitante dei chierici „selvatici", non incardinati in una Chiesa particolare, dispute legate ai riti religiosi di passaggio, come le sepolture o i matrimoni, sono i temi ricorrenti dei memoriali rivolti a Roma. Essi illuminano una conflittualità endemica all'interno del clero, tra vescovi e capitoli, tra vescovi e comunità, tra chierici e chierici, fra comunità e chierici (soprattutto sulla questione dei chierici „selvatici" rispetto alla quale le comunità potevano anche fare fronte comune con i feudatari), tra clero e autorità civile. Rispetto al quadro che l'esame analitico della fonte fa emergere, l'a. introduce giustamente alcuni elementi di problematizzazione: si tratta di una fonte di parte, scritta da qualcuno contro qualcun altro, essa non si presta a facili generalizzazioni sia cronologiche che geografiche. Se le conclusioni sono relative prevalentemente al Mezzogiorno anche il Regno visto attraverso il prisma dei memoriali della Congregazione di Vescovi e Regolari appare una realtà territoriale complessa e differenziata dalla diversità delle strutture produttive e sociali delle singole regioni e sub-regioni. D'altra parte l'appello alla Congregazione è una risposta possibile a una situazione di conflitto ma non la sola: sono significativi i casi in cui dall'esposto risulta che non era infrequente (v. ad esempio p. 118 e p. 130) il ricorso da parte di istituzioni ecclesiastiche o esponenti del clero ad un'altra autorità ecclesiastica (quella del nunzio ad esempio) o ai tribunali regi napoletani contro la giurisdizione vescovile. Un caso di figura quest'ultimo che richiama la pratica spagnola del *recurso de fuerza* e che mostra come il solo schema dello scontro giurisdizionale Stato-Chiesa non sia sufficiente a spiegare la complessa fenomenologia dei conflitti che investivano la vita religiosa quotidiana. Rispetto a questo groviglio di problemi e di ambiti giurisdizionali che si intrecciavano e sovrapponevano non sembra emergere nelle risposte una „linea generale" della Congregazione dei Vescovi e Regolari ma piuttosto una pratica di intervento caso per caso, attuata con prudenza e circospezione, requisiti indispensabili secondo De Luca di una „pia ecclesiastica politica" (p. 160). – Se la situazione della Chiesa meridionale esce assai ben documentata in alcuni aspetti inquietanti della sua realtà (che non si esaurisce naturalmente in questo quadro) è doveroso chiedersi perché così pochi memoriali arrivassero

alla Congregazione dei Vescovi e Regolari dall'altra metà dell'Italia: Toscana e stati italiani della parte settentrionale della penisola (p. 194). L'a. pone la questione „dell'Italia che non passò per la Congregazione dei Vescovi e Regolari" nel sesto capitolo del volume, dando una risposta caso per caso: richiamandosi per Milano alla „consolidata tradizione di intervento delle istituzioni locali" e al „progressivo affermarsi di istanze giurisdizionaliste della Monarchia spagnola" (vivissime però anche a Napoli), per lo stato Sabaudo al precedente dell'indulto di Niccolò V su cui crebbe una realtà di patronato sancita poi dal concordato del 1727, per Venezia ad una divaricazione radicale della quale l'Interdetto fu episodio centrale e drammatico, per la Toscana a più blandi rapporti consuetudinari che lasciavano ai granduchi un „oculato controllo" sulla Chiesa locale. Ci sembra significativo sottolineare come in questo capitolo i memoriali della Congregazione dei Vescovi e Regolari siano integrati con i dispacci della Segretaria di Stato la cui documentazione rende ben conto della „diplomatizzazione" del problema del governo delle chiese locali. Quest'ultimo carattere si enfatizza ancor più se dalla realtà dell'Italia settentrionale volgiamo lo sguardo al complesso panorama dell'Europa cattolica dove sono i nunzi in primo piano impegnati nella difesa delle prerogative romane. In conclusione un volume agile e critico che significativamente termina con il dubbio se, a ricerca effettuata, „ci sia da ripartire da capo, ponendosi quesiti del tutto diversi da quelli con cui si è mossi all'inizio" (p. 211). Questa riflessione è coerente al carattere e al metodo di questo studio che auspica di porre problemi più che di risolverli: se può rivelarsi utilissimo sondare fino in fondo, per un campione necessariamente limitato dalle capacità di un singolo ricercatore, una documentazione compatta, è auspicabile che con uno sforzo collettivo si possa negli studi futuri intrecciare fonti diverse che potrebbero (penso soprattutto alla Congregazione del S. Uffizio) rivelarsi in molti casi complementari e concorrenziali e offrire conferme o smentite ai risultati comunque significativi qui raggiunti. Ma, ancora in conclusione, può per l'intanto essere utile stabilire una comparazione tra questo volume e lo studio di Michele Mancino e Giovanni Romeo (Clero criminale. L'onore della Chiesa e i delitti degli ecclesiastici nell'Italia della Controriforma, Roma-Bari 2013) centrato anch'esso sulle tensioni e disordini della vita quotidiana della Chiesa focalizzata attraverso lo studio di casi, sui comportamenti criminali del clero. Il giudizio dei due autori sull'attività della Congregazione dei Vescovi e Regolari ribadisce l'italianità „a dispetto del raggio di azione universale" della Congregazione e rileva come tale delimitazione territoriale fosse „più spiccata rispetto al peso che la penisola riveste nell'operato del Sant'Uffizio" (pp. 54sg.). In sostanza entrambi questi studi recenti provano, documenti alla mano, come dalle carte delle Congregazioni romane venga fuori un volto delle chiese locali assai diverso da quello rappresentato da altre fonti solitamente più utilizzate (visite pastorali, sinodi diocesani ecc. ...). Se è impossibile per lo storico attribuire alle une o alle altre un maggior o minor tasso di „verita", è necessario relativizzarle entrambe e o non separarle ma considerarle come „prodotti" di un'unica realtà.

Maria Antonietta Visceglia

Mario Pisani, Cesare Beccaria e l'Index Librorum Prohibitorum, Napoli (Edizioni Scientifiche Italiane) 2013, 78 S., Abb., ISBN 978-88-495-2479-6, € 12.

Nach der Eröffnung des Archivs der Glaubenskongregation erschienen nicht wenige Beiträge, die sich mit den Zensurverfahren berühmter Autoren beschäftigten, sie wurden allerdings zügig von sozial- und strukturgeschichtlichen Studien abgelöst, welche die römische Buchzensur in aktuelle Forschungszusammenhänge einbetteten. Pisani orientiert sich aber nicht an der Geschichtswissenschaft, wenn er das Verfahren gegen das 1764 publizierte Fundamentalwerk der Jurisprudenz „Dei delitti e delle pene" zu erklären versucht. Vielmehr geht es dem emeritierten Professor für italienisches und internationales Strafrecht um eine Abrundung seiner bereits 1998 erschienenen Studie zur Aktualität Cesare Beccarias für die moderne Rechtswissenschaft. Die Untersuchung richtet sich primär an historisch interessierte Juristen und verbindet die Geschichte der Drucklegung und die unwahrscheinlich hohe Resonanz des von den Zeitgenossen sofort als Meilenstein verstandenen anonym erschienenen Traktats mit der weltlichen wie kirchlichen Zensur. Sie skizziert darüber hinaus den ideengeschichtlichen Kontext, in dem sich Beccaria bewegte. Für Historikerinnen und Historiker wird wahrscheinlich die Edition des Gutachtens aus der Feder des bekannten Jesuiten Pietro Lazzeri (1710–1789) von Interesse sein. Er hatte es 1766 im Auftrag der Indexkongregation verfasst und lieferte somit die Grundlage für das sofortige Verbot des Werkes. Bereichert ist der kleine Band durch Abdrucke der archivalischen Überlieferung. Andreea Badea

Robert Lukenda, Die Erinnerungsorte des Risorgimento. Genese und Entfaltung patriotischer Symbolik im Zeitalter der italienischen Nationalstaatsbildung, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2012, 274 S., ISBN 978-3-8260-4834-0, € 39,80.

Im Vorfeld, während und seit der 150-Jahrfeier der italienischen Einheit 2010/11 haben Historiker, Kulturwissenschaftler und Journalisten eine Vielzahl von Arbeiten publiziert, deren Dreh- und Angelpunkt die Frage nach der Erinnerung des Risorgimento bildet. Aber auch die deutschsprachige Forschung hat diesbezüglich in den vergangenen zehn Jahren immer wieder substantielle Beiträge geliefert; man denke etwa an Gabriele Clemens' vergleichende Studie über deutsche und italienische Geschichtsvereine im 19. Jh., Kathrin Mayers Arbeit über die Nationaldenkmäler im vereinten Italien, Oliver Janz' Untersuchungen zum Gefallenenkult seit dem Risorgimento oder Jessica Kraatz-Magris Analyse des Garibaldi-Mythos. Robert Lukenda setzt in seiner an der Universität Mainz im Jahr 2011 angenommenen Dissertation diese Reihe fort und stellt die Erinnerungsorte des Risorgimento vor dem Risorgimento, also aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit, in den Mittelpunkt seines Interesses. Lukenda, von Hause aus Romanist, stützt sich dabei auf die literarischen Quellen der intellektuellen Eliten, besonders auf die Gattung des historischen Romans. Er geht von einer

kulturgeschichtlichen Perspektive aus, knüpft an die aktuelle Gedächtnis- und Erinnerungsforschung von Pierre Nora bis zu Jan und Aleida Assmann an und bezieht die Debatte um Nation und Identität in Italien im Anschluss an Mario Alberto Banti und Paul Ginsborg in seine Überlegungen mit ein. Im Zentrum des Buches steht die Frage nach den „kulturellen und diskursiven Wurzeln" des Risorgimento und nach der Konzeption, Inszenierung und Vermittlung des Nationalgefühls im 19. Jh. (S. 17). Der Autor gliedert seine Arbeit in vier Teile. Zunächst beschäftigt er sich mit den Anfängen des patriotischen Symbolbildungsprozesses, wobei er Impulse aus der napoleonischen Besatzungszeit ausmacht, den literarischen Beginn des nationalen Aufbruchs im historischen Roman ansetzt und die besondere Leistung der Bevölkerung auf der Apenninenhalbinsel im frühen 19. Jh. in ihrer Gedächtnisarbeit und ihrem Bewusstsein italienischer Größe sieht. Im zweiten Teil diskutiert er „Ansätze, Probleme und Grenzen einer nationalen Kanon- bzw. Gedächtnisbildung im frühen 19. Jahrhundert" (S. 27). Sein zeitlicher Rahmen reicht vom konstitutionellen Triennium 1796–1799 bis zur deutschen Besatzung und zum Bürgerkrieg 1943. Im weiteren Verlauf setzt er sich kritisch mit den Thesen zur Kultur des Nationalen in Italien von Banti, Catherine Brice und Mario Isnenghi auseinander, um zusammenfassend festzuhalten, dass zwar ein kultureller Zusammenhalt in Form von Sprache, Kunst, Literatur und eines kanonischen Blicks auf die Vergangenheit existiert habe, dass man jedoch lediglich 1848/49 „ansatzweise" von einer kollektiven nationalen Erinnerungskultur sprechen könne (S. 87). Der Hauptteil der Arbeit zu den Erinnerungsorten beginnt mit einem langen Prolog zur Nation als Gedächtnistopographie, in dem Lukenda den Vergangenheitsdiskurs zeitlich und räumlich verortet, die Neuinterpretation des klassischen Grand Tour-Modells mit Neuerungen wie dem Eisenbahnbau, nationalen Wissenschaftskongressen und Reiseführern skizziert, die Festkultur und die neue Symbiose von Stadt und Land 1848 betont, den Zusammenhang von italienischer Landschaft und Zivilisation sowie den Topos der Alpen als Grenze zu den barbarischen Nordvölkern in Erinnerung ruft, während der italienische Süden ein Ort der Ambivalenz zwischen Paradies und Elend blieb. Nach mehr als der Hälfte des Buches beginnt endlich die Darstellung dessen, was der Titel ankündigt und worauf der Leser lange warten musste: Sechs ausgewählte Erinnerungsorte des Risorgimento werden anhand der literarischen Quellen und der zeitgenössischen Historiographie präsentiert und auf ihre jeweilige Bedeutung im 19. Jh. mit einem Ausblick auf die Jahre des Faschismus untersucht. Ob es sich nun um den Lombardischen Bund als „*das* historisch-mythologische Leitmotiv des nationalen Diskurses" für den Freiheitskampf der italienischen Kommunen im Mittelalter gegen Kaiser Friedrich Barbarossa (S. 139) oder um die Sizilianischen Vesper als „besonders schwerwiegendes Beispiel für ausländische Unterdrückung" (S. 153) – in diesem Fall durch die Franzosen – mit einer Revolution von Adel und einfachem Volk als Reaktion handelt, ob um den Fall der Republik Florenz im Jahre 1530 als Epochenende des freiheitlichen italienischen Mittelalters oder um den Genueser Aufstand von 1746, aus dem der „Kampfgeist des einfachen *popolo*" (S. 189) seine Kraft schöpfte und der Nationalmythos Balilla geboren wurde, ob um Pius IX. als nationalen Papst

und „einzige Instanz“ für einen „parteiübergreifenden nationalen Konsens“ (S. 200) oder um die Märtyrer und Freiwilligen als nationale Avantgarden und „Archetypen heldenhafter Lebens- und Todesauffassung“ (S. 210) – Lukendas Stärke liegt in der angenehm zu lesenden Analyse der sechs Erinnerungsorte im langen 19. Jh. In der Zusammenschau der sechs repräsentativen Beispiele erfüllt sich der Untertitel seiner Arbeit: „Genese und Entfaltung patriotischer Symbolik im Zeitalter der italienischen Nationalstaatsbildung“ – auch wenn die jeweiligen Spezialisten für jeden hier untersuchten Erinnerungsort unzählige weitere Elemente „patriotischer Symbolik“ gerade im bildhaften Bereich anfügen könnten. Bedauerlicherweise wird die Arbeit mit dem vorliegenden Werk durch das Fehlen eines Personenregisters und durch ein Literaturverzeichnis, das nicht zwischen Quellen und Literatur trennt, erschwert. Dennoch überzeugt die bereits im vorletzten Kapitel vom gelebten zum erinnerten Risorgimento präsentierte Sicht, wonach weniger 1860 denn das revolutionäre 1848 als Schlüsselmoment und Höhepunkt des nationalen Lebens anzusehen sei. Denn seit diesem Jahr lässt sich, wie Lukenda betont, eine „Kultur des Nationalen“ auf mehreren Ebenen (S. 251) etwa im patriotischen Kult um große Männer, in der Diskussion über eine gemeinsame Nationalsprache, Geschichte und Literaturwissenschaft, in der Kultur der Militanz in Vergangenheit und Raum, in der Kontinuität zu revolutionären Momenten der Nationalgeschichte, in einem Bruch mit traditionellen Kulturvorstellungen wie dem *bel paese* oder im *volontarismo* als „Notwendigkeit eines kollektiven kämpferischen Engagements im Dienste des Vaterlands“ ausmachen. Freilich erzählten das Königreich Italien, das faschistische Italien und das republikanische Italien die Geschichte des Risorgimento immer aus deren spezifischem Blickwinkel, weshalb wir heute gut daran tun, der Zerfaserung des nationalen Gedächtnisses durch das Angebot einer „möglichen“ Geschichte Rechnung zu tragen. Lukenda nennt zu Recht als künftige Aufgaben für die Wissenschaft etwa die Historisierung des Risorgimento in den Medien, eine Analyse der Wechselbeziehungen von Stadt und Land und eine Rezeptionsgeschichte nationaler Ideen in bäuerlichen Milieus. Immerhin: Wenn er am Ende dafür plädiert, den kollektiven Willen der Nation weniger an 1860/61 als an 1848/49 festzumachen, um das „eigentliche“, „wahre“ Risorgimento freizulegen, dann kann man erfreut konstatieren, dass damit bereits während der 150-Jahrfeierlichkeiten 2010/11 begonnen wurde, wie das große Interesse des italienischen Staatspräsidenten Giorgio Napolitano für die Römische Republik von 1849 am außerordentlichen Nationalfeiertag des 17. März 2011 auf dem Gianicolo gezeigt hat. Jens Späth

Giovanni Vian, Il modernismo. La Chiesa cattolica in conflitto con la modernità, Roma (Carocci) 2012, 186 S., ISBN 978-88-430-6344-4, € 17.

Schwerpunkt des Buches ist die Modernismus-Krise der Jahre 1903–1907, ein innerkatholischer Konflikt zwischen Papst und Kurie auf der einen, unterschiedlichen katholischen Erneuerern, die von ihren Gegnern als „Modernisten“ zusammengefasst

wurden, auf der anderen Seite. Vian, der in Venedig die Geschichte des Christentums lehrt, analysiert diesen vierjährigen Streit um katholische Dogmen in neun, sehr knappen Kapiteln, im zeitlich und geographisch weit gefassten Kontext der Entwicklung der katholischen Kirche seit der Mitte des 19. Jh., den er am Ende des Buches bis in die Zeit unter Papst Benedikt XVI. ausdehnt (Kapitel 8). Im sehr kurzen vergleichenden Schlußkapitel arbeitet der Vf., indem er auf zeitgenössische „modernistische" Entwicklungen im Protestantismus, im Judentum und im Islam um die Jahrhundertwende hinweist, die Besonderheit des römisch-katholischen Beispiels noch einmal sehr knapp heraus. Das Buch ist eine gute Einführung in dieses Thema, es ist sehr flüssig geschrieben und systematisch aufgebaut: Im ersten Kapitel behandelt Vian die Vorläufer der Modernismus-Krise, beginnend mit Papst Pius' IX. Kampfansage an den liberalen Nationalismus des Risorgimento im Gefolge der Revolution von 1848, gipfelnd im *Syllabus Errorum*, der Enzyklika über die Irrtümer der liberalen Moderne, bis hin zur Auseinandersetzung mit dem Amerikanismus. Kapitel 2 befasst sich mit Erneuerungen in Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, sowie mit dem deutschen Laienkatholizismus des Kaiserreichs und dem katholischen Feminismus, die einige Konservative innerhalb der Kirche zunehmend als Bedrohung, als das Einsickern eines modernen, kirchenfeindlichen Geistes, kurz als „Modernismus" wahrnahmen. Die Antimodernisten erhielten einen zunehmenden Einfluss im Vatikan (Kapitel 3), besonders unter Pius X., aber bereits unter dessen Vorgänger Leo XIII., was im Verdikt gegen Alfred Loisy's Schriften (1903) und schließlich die in der Verdammung des „Modernismus" in der Enzyklika *Pascendi dominici gregis* (1907) eskalierte (Kapitel 4). In den etwas ausführlicheren Kapiteln 5 und 6 beschreibt Vian die Auswirkungen der antimodernistischen Repression auf politische und soziale katholische Laienorganisationen und auf die Diözesen und Seminare, v. a. in Frankreich, Deutschland und Italien. In Kapitel 7 erörtert der Verf., warum für die meisten Gelehrten die Krise mit der Wahl Benedikts XV. im Jahr 1914 endete, wobei er zugleich auf Kontinuitäten und Nachwirkungen des Antimodernismus bis hin zu Papst Benedikt XVI. (Kapitel 8) hinweist. Das Buch führt ein in die wichtigsten Streitfragen, stellt die Protagonisten auf beiden Seiten vor, und gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Dynamik und die Folgen des Modernismusstreits in der katholischen Kirche. Ein allerdings erhebliches Manko dieses ansonsten hervorragenden schmalen Bändchens ist die Tatsache, dass Vian nicht dem Grund für den aussergewöhnlichen Erfolg des Antimodernismus nachgeht, der die Kirche lange beherrschte und prägte. Dazu hätte es einer Einbeziehung der Forschung der letzten Jahrzehnte bedurft, die sich mit den populären, oftmals antimodernistischen Bewegungen des Katholizismus beschäftigt.

Árpád von Klimó

Jörg Zedler, Bayern und der Vatikan. Eine politische Biographie des letzten bayerischen Gesandten am Heiligen Stuhl Otto von Ritter (1909–1934), Paderborn (Schöningh) 2013 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen 125), 553 S., ISBN 978-3-506-77725-6, € 68.

Die Forschung geht meist von der Nutzlosigkeit der den Einzelstaaten im Deutschen Reich nach 1871 verbliebenen Gesandtschaftsrechten aus. Erst in jüngster Zeit gibt es eine gegenteilige Auffassung, die dieses Verdikt nicht mehr grundsätzlich akzeptiert. Dazu gehört die Arbeit von Jörg Zedler über Otto Frhr. von Ritter zu Grünstein (seit 1921 zu Groenesteyn) (1864–1940) als bayerischen Gesandten am Heiligen Stuhl. Nach einem gescheiterten Versuch, in den Auswärtigen Dienst des Deutschen Reichs einzutreten, kam er durch familiäre, aber auch eigene Beziehungen im Dienst des Königreichs Bayern unter. Seine Karriere führte ihn von Berlin (Registraturangelegenheiten) über die Gesandtschaft am Quirinal (Einführung in selbständiges diplomatisches Agieren) nach Bern (erste Führung einer Gesandtschaft mit dem Schwerpunkt wirtschaftliche Beziehungen) und nach Stuttgart, wo er auch für Karlsruhe und Darmstadt akkreditiert war (Einvernehmen zwischen den Souveränen). Während Ritter in Bern als Ministerresident im diplomatischen Korps nur eine unbedeutende Position einnahm, spielte er als Gesandter Bayerns am Heiligen Stuhl eine wichtige Rolle, da er gleichrangig mit dem preußischen Vertreter agieren konnte, diesem aber vorgezogen wurde, da ihm als Katholik Kontakte und Beziehungen offenstanden, die seinem Kollegen, traditionell ein Protestant, verwehrt waren. Ritter führt dies aber auch auf Mentalitätsunterschiede zurück, da seiner Auffassung nach sich ein Bayer besser in die südliche Lebensweise hineinfinden könne als ein Preuße. Vor dem 1. Weltkrieg mußte sich Ritter vornehmlich mit dem Antimodernisteneid auseinandersetzen und die Kardinalserhebung des Münchener Erzbischofs Bittinger vorantreiben. Nachdem Italien Österreich-Ungarn den Krieg erklärt hatte, wurde die bayerische Gesandtschaft in die Schweiz verlegt, wobei Ritter zunächst daran dachte, in Rom zu bleiben, um die Zusicherungen der italienischen Regierung gegenüber dem Vatikan zu testen, aber dann seinem preußischen Kollegen nachgeben mußte. Er hatte dies auch versucht, weil seit dem Ausbruch des Kriegs die Reichsregierung die Bundesstaaten gedrängt hatte, ihre Auslandsvertretungen zu schließen. Mit diesem Problem mußte sich Ritter auch nach Kriegsende herumschlagen, da zwar die Regierung Eisner, um sich vom Deutschen Reich abzusetzen, die Beibehaltung der Gesandtschaft anstrebte, sein Nachfolger Hoffmann als Zentralist sie abschaffen wollte. Ritter konnte sich schließlich durchsetzen. Seine wichtigste Aufgabe bis zur Schließung der Gesandtschaft 1934 bestand in der Neuverhandlung eines bayerischen Konkordats, wobei er sich besonders für ein Ernennungsrecht des Staats oder zumindest des jeweiligen Domkapitels bei den Neubesetzungen vakanter Bischofssitze sowie für die Einbeziehung der von Frankreich besetzten Saarpfalz verwandte. Zedler sieht in Ritter einen Diplomaten, der sich für die innerhalb des Deutschen Reichs Bayern verbliebenen Rechte einsetzte, der sich auch als Deutscher sah und der als Monarchist Schwierigkeiten hatte,

sich auf eine revolutionäre und dann eine demokratische Regierung einzulassen, dies aber schließlich akzeptierte, während er zu den Nationalsozialisten auf eine gewisse Distanz ging. Zedler, der durch seine Münchener Dissertation zumindest die Bedeutung der bayerischen Vatikanbotschaft nachweisen kann – bei den übrigen Vertretungen ist auch er skeptisch –, gelingen wichtige Ergebnisse. Allerdings handelt es sich weder um eine Arbeit über die Beziehungen zwischen Bayern und dem Vatikan noch um eine politische Biographie Ritters. Im ersten Teil ist sie nur eine Beschreibung der Lebensstationen des Protagonisten, im zweiten, umfangreicheren beschäftigt sich der Autor mit den Relationen zwischen Bayern und dem Heiligen Stuhl, sofern der Gesandte vornehmlich daran beteiligt war. Agenden, bei denen er nur eine untergeordnete Rolle spielte, werden von Zedler nicht berücksichtigt; damit liegen eine Teilbiographie und Teile des diplomatischen Handelns vor. Franz-Josef Kos

Paolo Pombeni, Der junge De Gasperi. Werdegang eines Politikers, aus dem Italienischen von Bettina Dürr, Berlin (Duncker & Humblot) 2012 (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 26), 292 S., ISBN 978-3-428-14023-7, € 79,90.

Alcide De Gasperi (1881–1954) ist einem breiten deutschsprachigen Publikum – wenn überhaupt – als italienischer Regierungschef bekannt. Sieht man von Mussolini ab, war er nicht nur der am längsten durchgehend regierende Ministerpräsident Italiens (1945–1953), er hat innenpolitisch vor allem viel zur Heilung jener Wunden beigetragen, die Faschismus, Krieg und Bürgerkrieg hinterlassen hatten, und außenpolitisch das Land fest in den Strukturen des Westens verankert. Es ist das Verdienst Paolo Pombenis, den Fokus auf die frühen Jahre De Gasperis und dessen politische Sozialisation zu lenken. Dies ist umso wichtiger, als er aus dem Trentino stammt – das damals Teil integraler Bestandteil Tirols war – und sich im Wintersemester 1900 in Wien für das Studium der Germanistik und Philosophie einschrieb; hinsichtlich seines Herkommens und seiner Ausbildung war er der Doppelmonarchie somit eng verbunden. In der von Karl Luegers politischem Katholizismus und Antisemitismus geprägten Stadt entwickelte De Gasperi sein politisches Bewusstsein, und Pombeni fächert in fünf Kapiteln die nachfolgenden Karrierestufen detailliert auf: die Anfänge im italienischsprachigen katholischen Studentenclub; die journalistische Tätigkeit, vor allem für „La Voce Cattolica“, die er alsbald als Direktor führte; als Gemeinderat in Trient (ab 1909); als Mitglied des cisleithanischen Reichsrats (ab 1911) und seit 1914 als Abgeordneter des Tiroler Landtags. Das Koordinatensystem, in das Pombeni De Gasperis Entwicklung zum Berufspolitiker verortet, ist gekennzeichnet von dem sich entfaltenden politischen Katholizismus der Jahrhundertwende einerseits, den Rahmenbedingungen einer sich widerwillig reformierenden konstitutionellen Ordnung andererseits und dem Status „Welschtirols“ als geographische wie nationale Grenzregion zum Dritten. Das politische Credo De Gasperis hingegen ist für den Autor dessen „positive Politik“, d. h., die Bereitschaft zu konstruktiver Mitarbeit unter den gegebe-

nen politischen Bedingungen. Von hier aus erschließe sich nicht nur seine Programmatik – etwa, für eine eigene „Fakultät" im Trentino einzutreten, statt die von den italienischsprachigen Liberalen und Sozialisten erhobene Forderung nach einer Universität in Triest zu unterstützen –, es erkläre auch, warum De Gasperi keinerlei Interesse an theologischen Grundsatzfragen der Zeit, etwa der des Modernismus, gehabt habe, obwohl er als Exponent des politischen Katholizismus agierte. Schließlich resultiere auch seine Nationsvorstellung aus jener Art des Pragmatismus: Katholizismus zum einen und italienische Prägung zum anderen hätten einen „trentinismo" entstehen lassen, der habsburgische Staatlichkeit und italienische Nationalität vereine und dem gerade deshalb eine Brückenfunktion zwischen Deutschland und Italien zukomme. Erst unter dem Eindruck zunehmender Germanisierungsforderungen für das italienischsprachige Tirol während des 1. Weltkriegs und der repressiven Militärpolitik der Doppelmonarchie habe sich seine diesbezügliche Haltung verändert, so dass nunmehr die Eingliederung des Trentino in den italienischen Staat auf seine Agenda rückte. Das Konzept der „positiven Politik" überzeugt; dass Pombeni es jedoch mehrfach gegen die in den 1920ern wie 1950ern erhobenen Vorwürfe positioniert, De Gasperi sei „austriacante" gewesen, wirkt mitunter wie eine Verteidigung des Protagonisten. Dessen Distanzierung gegenüber der Doppelmonarchie erscheint zu eindeutig, ohne jedoch etwa den Einfluss religionspolitischer Fragen auf sein Denken zu klären. Immerhin hatte der Katholizismus – aller Staatskirchenprobleme ungeachtet – in der Hofburg noch viel eher seine politische Heimat als auf dem Quirinal. Dass der politische Katholizismus bei De Gasperi an die Stelle einer überlebten „dynastischen Treue" als Identifikationsmerkmal getreten sei, erscheint in mehrerlei Hinsicht als zu vereinfachend: Weder berücksichtigt Pombeni damit aktuelle dynastiepolitische Überlegungen wie etwa diejenigen Monika Wienforts, wonach Herrscherfamilien des 19. Jahrhunderts zunehmend zu Vermittlungsinstanzen von Loyalität an den Staat wurden, noch vermag er den Zeitpunkt zu erklären, seit dem De Gasperi die Zugehörigkeit des Trentino zu Italien präferiert, oder die Frage, wie dieser den Schwierigkeiten eines politischen Katholizismus im Vorkriegsitalien begegnen wollte – noch dazu unter den Bedingungen des strikt antimodernistischen Pontifikats Pius' X. An mehreren Stellen hätte sich der Leser daher eine Absicherung der Thesen, die fast ausschließlich auf den Reden und Artikeln De Gasperis gründen, mit staatlichen und vatikanischen Quellen gewünscht. Schließlich hätte ein sorgfältiges Lektorat der deutschen Übersetzung gut getan: Ungewohnt viele Fehler stören den Lesefluss und Redundanzen (etwa S. 148 und 164; S. 220, 227 und 230) hätten ebenso getilgt werden können wie zahlreiche relativierende und vage Formulierungen, die nicht zur Schärfung des Urteils beitragen; auch einige sachliche Fehler hätte eine sorgfältige Durchsicht vermeiden können: So fand die erste Unterredung De Gasperis mit dem am 3. (nicht am 5.) September 1914 gewählten Papst nicht 1918, sondern 1914 statt (S. 225 und 226) oder wurde Erzherzog Franz Ferdinand nicht am 29. Juli erschossen (S. 222); überdies war weder die russische Februarrevolution von 1905 eine sozialistische (S. 277) noch die Doppelmonarchie der Jahrhundertwende ein vor-

konstitutioneller Staat (S. 14). Gleichwohl ist es nur zu begrüßen, dass der Austausch deutscher und italienischer Forschung mit diesem Band fortgeführt wird. Pombenis Verdienst ist es, die politischen Wurzeln eines wichtigen europäischen Staatsmannes der Nachkriegszeit freigelegt zu haben; überdies hat er mit seiner These der „positiven Politik" ein überzeugendes Argument gegen den wiederholten Vorwurf bedingungsloser Habsburgtreue ins Feld geführt. Jörg Zedler

Manfried Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918, Wien (Böhlau) 2013, 1222 S., Abb., ISBN 978-3-205-78283-4, € 45.

Das Werk beruht auf jahrzehntelangen Forschungen des Autors, die er nun neu bearbeitet und mit weiteren Erkenntnissen angereichert hat. Verändert hat sich insbesondere Rauchensteiners Einschätzung der Rolle von Kaiser Franz Joseph bei der Entfesselung des Ersten Weltkriegs. Der Anlaß war bekanntlich die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Frau Sophie in Sarajevo am 28. Juni 1914. Die Vorbereitung des Attentats erfolgte durch den serbischen Geheimbund „Vereinigung oder Tod", der mit dem serbischen Geheimdienst in Verbindung stand. Am 29. Juni 1914 unterbrach Kaiser Franz Joseph seine jährliche Sommerfrische in Bad Ischl und kehrte nach Wien zurück. Rauchensteiner zufolge war der Monarch schon auf der Rückreise davon überzeugt, daß es Krieg geben werde, und sein Wille zum Krieg habe sich rasch verstärkt. Im Umgang mit seiner Regierung bevorzugte Franz Joseph Vieraugengespräche, die nicht protokolliert wurden. Der Krieg sei wohl bereits in einer der Audienzen des Ministers des Äußern, Leopold Graf Berchtold, als Willensbekundung des Monarchen verstanden worden. Am 7. Juli begab sich der Kaiser wieder nach Bad Ischl, obwohl an diesem Tag ein gemeinsamer Ministerrat der österreichischen und der ungarischen Minister angesetzt war, an dem teilzunehmen Franz Joseph offenbar nicht mehr für notwendig erachtete: „Das Resümee kann also wohl nur sein, dass der alte Kaiser davon ausging, dass alles Wichtige schon gesagt war". (S. 124) Aus diesen und anderen vorzüglich rekonstruierten Ereignissen im Juli 1914 zieht Rauchensteiner den eindeutigen Schluß: „Der Kaiser ... wollte den Krieg". (S. 127) Der Monarch hatte das Ziel, das Problem Serbien aus der Welt zu schaffen und nahm dabei den Krieg mit Rußland billigend in Kauf. Er sei die treibende Kraft auf dem Kriegskurs der Monarchie gewesen. Das Bild, das Rauchensteiner von der politischen und militärischen Führung der Habsburgermonarchie im Ersten Weltkrieg zeichnet, ist erschütternd. Franz Joseph hatte sich weitgehend aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Sein wichtigstes Steuerungselement war die „Militärkanzlei Seiner Majestät" unter dem bei Kriegsbeginn bereits 76jährigen Baron Artur Bolfras, eine extrakonstitutionelle Institution, die nur dem Monarchen verantwortlich war. Die engsten Berater des Kaisers bezeichnet Rauchensteiner als „geriatrischen Zirkel" (S. 645 ff.). Franz Joseph pflegte den Kontakt zur Außenwelt

durch relativ kurze Audienzen, Besuche und Rapporte, wobei er gelegentlich auch einschlief. An Sitzungen des gemeinsamen Ministerrats, die durch die Teilnahme des Monarchen zum Kronrat wurden, nahm Franz Joseph kaum noch teil; er gab diesem Gremium anscheinend auch keine Themen vor. Trotz solcher Defizite, die die politisch-militärische Führung der Monarchie schwer beeinträchtigten, war Franz Joseph zunächst keineswegs bereit, auf seine Rechte als oberster Kriegsherr zu verzichten. Er betrachtete die Kriegführung als ureigenste Domäne der Monarchie. Knapp vor seinem Tod am 21. November 1916 unterstellte er die Truppen der Habsburgermonarchie dem deutschen Kaiser Wilhelm. Die „Gemeinsame Oberste Kriegsleitung" durch die Deutschen wurde am 7. September 1916 gegen den heftigen Widerstand des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf realisiert, weil die militärische Lage der Monarchie kaum noch eine andere Möglichkeit offen ließ (wenn man einmal die Kapitulation außer Acht läßt). Ein erschütterndes Bild gab nämlich auch die Armeeführung der Habsburgermonarchie ab. Conrad von Hötzendorf leitete die militärischen Operationen aus Teschen, dem Sitz des k. u. k. Oberkommandos, und vermied es konsequent, durch Besuche an den Fronten ein realitätsnäheres Bild von der militärischen Lage zu bekommen. In den ersten Kriegsmonaten waren die Verluste der k. u. k. Armeen, insbesondere an Offizieren, so hoch, daß Rauchensteiner in Anlehnung an den Historiker István Deák vom Ende der „alten Armee" spricht, die sich zu einem Milizheer wandelte, das sich immer mehr auf Reserveoffiziere stützte und damit für den Nationalismus der auseinanderdriftenden Völker der Donaumonarchie anfälliger wurde. Die Zahl der Desertionen war wohl deutlich höher als in den anderen am Weltkrieg beteiligten Staaten, was Rauchensteiner nicht nur auf den Nationalismus, sondern zu einem erheblichen Teil auch auf das Führungsversagen in den militärischen Einheiten zurückführt. Die Desertionen werden allerdings dadurch relativiert, daß bis Kriegsende etwa die Hälfte aller Soldaten der Habsburgermonarchie einen Antrag auf Verleihung einer Tapferkeitsmedaille gestellt haben, also der Meinung waren, besondere militärische Leistungen für die Monarchie erbracht zu haben. Die österreichisch-ungarische Generalität erwies sich häufig als unfähig: „Die Armeekommandanten und eine ganze Reihe von Korpskommandanten waren tatsächlich nicht in der Lage, eine größere Angriffsoperation erfolgreich vorzubereiten und durchzuführen. Sie zeigten einen Dilettantismus, der in der österreichischen Literatur nach dem Krieg meistens schamvoll verschwiegen wurde". (S. 469) Österreichisch-ungarische Erfolge auf den Schlachtfeldern waren daher in der Regel von der Mitwirkung von Truppen aus dem Deutschen Reich abhängig, und zwar bereits lange bevor mit der „Gemeinsamen Obersten Kriegsleitung" die Konsequenz aus dieser Abhängigkeit gezogen wurde. Nach dem Tod Kaiser Franz Josephs konnte sich sein Nachfolger Karl nicht mehr aus der Umklammerung der Deutschen lösen und den für den Weiterbestand der Monarchie unabdingbaren Separatfrieden schließen. Unglückliche Entscheidungen des sprunghaft agierenden letzten Kaisers trugen ebenso dazu bei, daß die Monarchie keine Zukunft mehr hatte. Die Truppen der Habsburgermonarchie kämpften v. a. an drei Fronten gegen Rußland, Serbien

und ab dem 23. Mai 1915 gegen Italien. Rauchensteiner zeichnet die militärischen Ereignisse, aber auch die Vorgänge im Hinterland einschließlich der Kriegswirtschaft unter Verwendung zahlreicher Archivalien akribisch nach. Er zieht den Schluß, daß der Untergang der Habsburgermonarchie auf den lähmenden Dualismus der beiden Reichshälften zurückzuführen und durch den Krieg lediglich beschleunigt worden sei. Die Pariser Vorortevertäge behandelt er nicht mehr, weil der Frieden bereits mit den Nachfolgestaaten geschlossen wurde und die Monarchie zu diesem Zeitpunkt nur noch eine geschichtliche Größe gewesen sei. Insgesamt hat Rauchensteiner mit dieser Arbeit ein Standardwerk vorgelegt, das höchste Anerkennung verdient.

Michael Thöndl

David I. Kertzer, The Pope and Mussolini. The Secret History of Pius XI and the Rise of Fascism in Europe, London-Oxford (Random House-Oxford University Press) 2014, 592 pp., ISBN 978-0-8129-9346-2, $ 32.

Da alcuni anni il pontificato di Pio XI (1922–1939) è al centro di un fitto dibattito storiografico stabilito a livello internazionale che ha portato a definire con solidità documentaria ed interpretativa le ondivaghe posizioni che hanno caratterizzato la Santa Sede nei suoi rapporti con i regimi totalitari europei. L'apertura alla consultazione dei fondi relativi al papato di Ratti, custoditi presso l'Archivio Segreto Vaticano e l'Archivio della Segreteria di Stato, avvenuta nel settembre 2006, ha dato l'impulso decisivo a riorientare le letture storiografiche rispetto ad alcuni fra i più grandi nodi della storia novecentesca compresa tra le due guerre mondiali, partendo dall'analisi e dallo studio di una messe di materiali fino a quel momento inedita e ancora oggi in non poca parte inesplorata. Il libro qui recensito, a firma dello storico americano David I. Kertzer, si inserisce in questa innovativa corrente storiografica, offrendo un quadro complessivo sul caso italiano ed investigando sulla natura delle relazioni che vicendevolmente Santa Sede e regime fascista intrattennero lungo gli anni del pontificato di Ratti. L'analisi che Kertzer conduce sopra questo capitolo di storia italiana ed europea si fonda su uno spoglio accurato di una vasta documentazione archivistica prodotta tanto dall'apparato vaticano quanto da quello fascista. Intrecciando in tal modo questo doppio registro che rimanda a due differenti logiche politiche, il volume narra il percorso di questo consenso reciproco, fondato soprattutto sull'anticomunismo da un lato e sull'opposizione ai sistemi liberali, reputati scristianizzati e vagamente ispirati da insegnamenti socialisti, dall'altro lato. Le due ipotesi „totalitarie", in cui comune è l'obiettivo di porre fine all'„equivoco" liberale e con esso a quelle teorie e pratiche fondate sull'idea di matrice illuminista della libertà civile, sociale, religiosa e politica dell'individuo, sono seguite nei loro percorsi lungo le oltre 500 pagine del libro che certifica le profonde assonanze esistenti fra i due capi di stato nelle loro rispettive visioni politiche, gerarchicamente orientate al culto di unica entità extra-modana. Come spiega in filigrana Kertzer, il termine „totalita-

rio", rimandando alla totalità, potrebbe indurre ad un'idea capace di comprendere o realizzare aspirazioni universali, comuni a tutta l'umanità; e tuttavia è noto come a livello dottrinario e di prassi i totalitarismi si siano fondati su esclusivismi di varia natura, da quello più evidente della razza a quelli più sfaccettati di missione storica o di primato morale. Le categorie con le quali la chiesa e la cultura cattolica giudicarono i regimi totalitari, ovvero quelle di „statolatria" e di „neopaganesimo" mettono a fuoco un nodo centrale, già evidenziato a suo tempo dallo storico Emilio Gentile: il cattolicesimo novecentesco non condivise solo con i regimi totalitari alcuni valori ed aspirazioni, ma fu anche in qualche modo influenzato dalle „religioni politiche" derivate dagli apparati propagandistici di quei regimi tanto da organizzarsi ed autorappresentarsi con analoghe modalità. Sicuramente è il caso di alcuni esponenti del Vaticano e del mondo cattolico italiano che sconfinarono in quel che è stato definito dalla letteratura storiografica col termine di „clerico-fascismo". Se questo è il quadro concettuale entro cui si snodano le analisi del libro, le ricostruzioni dettagliate e documentate che esso concentra sulla costruzione del consenso prima e della conservazione del potere poi, restituiscono il complesso reticolo sociale e politico di un sistema, quello italiano, in cui si delineano, anno dopo anno, propaganda dopo propaganda, le posizioni della Chiesa nei confronti del regime fascista, posizioni di massiva adesione di cui i Patti del Laterano (1929) rappresentarono la sua sanzione sul versante più veracemente politico. La stipula dei Patti Lateranensi, su cui Kertzer si sofferma a lungo, contribuì infatti all'allargamento del consenso della Chiesa e dei cattolici al regime fascista. D'altra parte, come ci dice il volume, l'adesione cattolica al regime si inscrive in una lunga storia della mentalità con cui i cattolici erano stati formati e indottrinati dalla Rivoluzione francese in poi. Infatti dall'epoca della Rivoluzione il mondo cattolico aveva risposto ai processi di secolarizzazione, che si erano variamente manifestati nella successiva storia europea, con la proposta – nel corso del tempo sempre più elaborata e diffusa – di un ritorno alla *societas christiana*. In linea generale tale prospettiva si radicava nella concezione che la chiesa, in quanto „società perfetta", costituisse il modello a cui doveva rifarsi ogni consorzio umano, che volesse essere autenticamente civile. A questa convinzione poi si legava la tesi che la cristianità medievale – con la sua integrale insubordinazione di tutti gli aspetti della vita dell'uomo a fini religiosi – aveva rappresentato la realizzazione storica più vicina all'ideale di civiltà cristiana. In tale prospettiva la disgregazione della medievale società cristiana appariva la conseguenza della Riforma protestante che, in una progressiva genealogia di deviazioni, aveva portato alla Rivoluzione francese; da questa era poi nato il liberalismo, a sua volta generatore del socialismo. Il pensiero intransigente trovava dunque un suo „naturale" sbocco nel favorire regimi come quello di Mussolini visceralmente anti-liberali, anti-comunisti e a forte orientamento totalitario. Sebbene lo statalismo fascista poteva finire per minacciare la larga autonomia che la Chiesa era riuscita ad ottenere con il Concordato, intaccando in più punti gravemente il potere dello Stato, la ragione politica propendeva a estendere agli atti del regime fascista la legittimazione (che era insieme religiosa e morale)

della gerarchia cattolica. Questo fu particolarmente vero all'epoca della campagna d'Africa, in cui allo spirito imperialista e colonialista fascista si aggiunse la legittimazione missionaria della Chiesa, e all'epoca della guerra di Spagna, in cui l'alleanza tra Stato e Chiesa fu se possibile ancora più stretta per via del comune legame autoritario e antibolscevico. Il momento di frattura fra Chiesa e regime e, al suo interno, fra Curia romana e pontefice, si consumò all'indomani della promulgazione delle leggi razziali del fascismo nel 1938. Kertzer delinea meticolosamente le figure chiave della diplomazia vaticana – su tutti il padre gesuita Tacchi Venturi – atte a favorire un incontro con il razzismo di Stato e le opposizioni emerse contro di esso da parte di Pio XI che dal luglio 1938 divennero sempre più aperte ed aspre. La Curia romana, d'altra parte, cercò di trovare una via al compromesso con un regime che aveva pur sempre assicurato alla Chiesa una relativa autonomia e una assoluta supremazia in ambito confessionale. Il conflitto che papa Ratti aprì nell'estate del 1938 contro la normativa razzista del fascismo fu destinato tuttavia a sopirsi in conseguenza di due eventi: la morte di Pio XI e la salita al soglio pontificio del ben più diplomatico e prudente Eugenio Pacelli il quale mise avanti a tutto la difesa del Concordato e dunque la difesa dei privilegi della Chiesa e della Santa Sede, a detrimento di altre questioni, *in primis*, quella relativa ai convertiti e più in generale quella della persecuzione antisemita del regime.

Elena Mazzini

Jonathan Dunnage, Mussolini's Policemen. Behaviour, ideology and institutional culture in representation and practice, Manchester – New York (Manchester University Press) 2012, XI, 239 pp., ISBN 978-0-7190-8139-2, $ 95.

Il libro di Dunnage si inserisce in un filone di studi che ormai da molti anni ha come scopo quello di capire l'effettiva capacità del sistema repressivo del regime fascista, e che conta numerose pubblicazioni relative alla polizia politica, all'Ovra, e ai suoi strumenti, quali il confino e i campi di concentramento. Mancava, tuttavia, un lavoro approfondito sulla polizia „regolare", ovvero sulla polizia non specializzata nella repressione dell'antifascismo, oggetto dell'indagine di Dunnage, il quale parte dall'età liberale per cercare di capire se e quanto il governo di Mussolini sia stato in grado di „fascistizzare" le forze dell'ordine. La ricerca si presenta sicuramente difficile, in quanto l'Italia ha come caratteristica peculiare il proliferare di corpi e istituti il cui scopo è proprio quello di gestire l'ordine pubblico e la prevenzione e la repressione della criminalità. Così l'Autore ha dovuto lavorare, per quanto possibile dato il difficile reperimento delle fonti, su più corpi oltre agli agenti di Pubblica sicurezza, quali i carabinieri, le Guardie regie, eccetera. Il primo capitolo analizza la polizia tra l'età liberale e l'avvento del fascismo, sottolineando come le caratteristiche dell'unificazione italiana abbiano creato un clima di sospetto e scarsa fiducia nella popolazione civile da parte delle forze dell'ordine. In altri termini, i comuni cittadini venivano spesso considerati potenziali nemici delle istituzioni, da seguire e sorvegliare

con la massima attenzione, anche se le scarse risorse economiche e la mancanza di personale non permettevano di raggiungere l'efficienza e l'efficacia desiderata. La mancanza di prestigio sociale, e i bassi stipendi, fecero del mestiere di poliziotto un ripiego per la piccola borghesia meridionale in cerca di sicurezza economica e stabilità lavorativa. Il risultato fu una polizia poco efficiente e soprattutto propensa all'utilizzo delle „maniere forti" nei confronti delle manifestazioni e delle organizzazioni dei lavoratori egemonizzate dai socialisti durante il „Bienno rosso", cioè i due anni immediatamente successivi alla fine della Prima Guerra Mondiale, caratterizzati da una fortissima conflittualità sociale. Il personale della polizia, lungi dal solidarizzare con i lavoratori e le loro lotte, vide nei sindacati e negli scioperi uno strumento di ribellione e di guerra di classe, che andavano repressi con la maggiore decisione possibile, allargando sempre di più l'abisso tra la società italiana e le istituzioni. Furono molti i singoli poliziotti che videro nel fascismo nascente uno strumento di reazione positiva, mentre l'istituzione, nel suo insieme, non ebbe rapporti lineari e sempre armoniosi con un movimento che, almeno a parole, si presentava come rivoluzionario e intento a rovesciare lo stato liberale. Ma nonostante alcuni incidenti, quali gli scontri tra fascisti e carabinieri e polizia avvenuti a Sarzana e a Modena nel 1921, le forze dell'ordine svolsero un ruolo estremamente importante nel facilitare l'avvento del fascismo che, nel 1926, emanò una serie di leggi liberticide tra le quali alcune rendevano sempre più ampi i poteri della polizia. Non solo il fascismo stroncò ogni possibilità di azione alle organizzazioni dei lavoratori italiani, ma offrì anche buone opportunità di carriera ai funzionari del Ministero dell'Interno grazie alla creazione di corpi specializzati, quali l'OVRA, che consentivano miglioramenti economici e lavorativi. Il fascismo quindi venne visto dal personale della polizia sia come il restauratore della „legge e dell'ordine", e quindi della stabilità istituzionale e sociale, sia come una ottima occasione per la propria carriera. Negli anni successivi il regime si sforzò di „fascistizzare" la polizia, attraverso simboli, forme e rituali che sottolineavano l'appartenenza politica della polizia ad uno stato totalitario e a partito unico. Inoltre l'iscrizione al Partito, le „benemerenze" fasciste (l'aver partecipato alla „Marcia su Roma", essersi iscritti al Partito nei suoi primi anni, ecc.) diventavano fondamentali per gli avanzamenti di carriera, assieme alle „raccomandazioni", ovvero all'aiuto informale da parte di qualche potentato del fascio o del ministero. Dopo il 1926, la polizia divenne lo strumento fondamentale del regime per controllare la società, tenere sotto controllo gli oppositori e monitorare i fascisti stessi, che venivano seguiti con grande attenzione dai funzionari del Ministero dell'Interno. La creazione dell'OVRA, della Polizia politica, e la razionalizzazione dei servizi di investigazione e prevenzione, erano parte fondamentale del progetto totalitario del fascismo, che ricoprì il paese con una fitta rete di informatori e delatori, infiltrati in ogni settore della società e, in particolar modo, all'interno di quegli ambienti sociali considerati pericolosi dal regime. Tuttavia, a parte l'OVRA e la Polizia politica, la qualità e l'efficienza della polizia „comune", secondo Dunnage, rimase piuttosto scarsa. Le risorse continuavano ad essere limitate, gli stipendi insufficienti e il prestigio sociale sempre più

basso. La polizia continuava ad essere composta in maggioranza di cittadini provenienti dalle regioni più povere, e il suo personale continuava a vedere nell'impiego statale un modo per evitare disoccupazione e insicurezza economica. Come conseguenza il servizio, troppo spesso, veniva effettuato con poco zelo, e soprattutto i poliziotti venivano accusati di essere facilmente corruttibili. Infine, come sempre durante il fascismo, il fenomeno delle „raccomandazioni" imperava sovrano e l'appoggio di qualche gerarca o funzionario superiore rimaneva fondamentale per gli avanzamenti di carriera, permettendo quindi una „selezione al contrario" che faceva emergere i più „fedeli" a danno dei più capaci. L'autore trova conferma a queste affermazioni attraverso l'analisi approfondita di una località specifica, la provincia di Siena, e di alcune biografie di funzionari. Il libro continua con l'analisi dell'atteggiamento della polizia nei confronti della Repubblica sociale italiana, da cui emerge un notevole opportunismo dei funzionari, pronti a mantenere il proprio posto di lavoro sotto lo stato collaborazionista, ma anche a cercare „benemerenze" aiutando partigiani o ebrei allo scopo di garantirsi il posto di lavoro in un futuro stato antifascista, per concludersi con una disamina del passaggio dal fascismo alla democrazia avvenuto attraverso la fallita „epurazione", o „defascistizzazione", del personale di pubblica sicurezza che, in grandissima maggioranza, riuscì a passare indenne da un regime all'altro. Il libro, anche attraverso un'analisi comparata con altre realtà europee (ad esempio con la Germania nazista, la Gran Bretagna liberale o la Francia di Vichy), permette di capire molto della pretesa „modernizzazione" della società italiana operata dal fascismo piuttosto in voga nei recenti studi sull'Italia del Ventennio. In realtà, quello che appare dallo studio di Dunnage, è un regime che non ha saputo fare altro che peggiorare alcuni aspetti dell'Italia liberale, rendendo sempre peggiore e arretrata la società nel suo insieme. Il rapporto società civile/istituzioni, già difficile nell'età liberale, si trasformò in quello tra servi e padroni, nel quale i cittadini si trovavano in balia di uno stato che vedeva nei „sudditi" dei potenziali nemici da spiare e terrorizzare. Anche l'efficienza della polizia, a parte le strutture d'eccellenza, era minata dal fenomeno delle „raccomandazioni", che invece di migliorare il personale attraverso una rigida selezione attraverso il merito, premiava la „fedeltà" al potentato di turno, secondo uno schema che di moderno non ha assolutamente nulla. La „continuità dello stato", teorizzata anni or sono da Claudio Pavone, viene qui ampiamente confermata. Il personale di polizia, grazie al quasi totale fallimento dell'epurazione, potè tranquillamente continuare a fare il suo lavoro durante la „guerra fredda", ovvero sorvegliare comunisti e „sovversivi", per mantenere sempre ben saldo il potere delle élites tradizionali. Il libro di Dunnage, in conclusione, è estremamente importante per capire il reale funzionamento del regime fascista, e dello stato italiano in generale, nei primi cinquanta anni del Ventesimo secolo. Amedeo Osti Guerrazzi

Ernst Bernhard, Lettere a Dora dal campo di internamento di Ferramonti (1940–1941), a cura di Luciana Mariangeli, Torino (Nino Aragno) 2011, 532 S., ISBN 978-88-8419-513-5, € 30.

Der Berliner Psychoanalytiker und Kinderarzt Ernst Bernhard, der Carl Gustav Jung gedanklich nahestand, floh über die Schweiz, wo er vergeblich auf eine dauerhafte Zusammenarbeit mit Jung hoffte, im Dezember 1936 vor der nationalsozialistischen Verfolgung nach Italien. Hier ließ er sich mit der Psychoanalytikerin Dora Friedländer, seiner späteren Frau, in Rom nieder. Beim Kriegseintritt Italiens im Juni 1940 wurde er im Rahmen der gegen die ausländischen Juden verfügten Internierung in das Gefängnis *Regina Coeli* und wenig später in das Lager Ferramonti-Tarsia in Kalabrien gebracht. Er gehörte hier zu den ersten Internierten überhaupt, die notdürftig in einer der wenigen bereits fertiggestellten Baracken unterbracht waren. Zuletzt zählte das Lager, das größte seiner Art in Italien, in 92 Baracken über 2000 Internierte, vor allem jüdische Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei und Polen. Nach acht Monaten, im März 1941, erhielt Bernhard die Genehmigung, nach Lago, einem Dorf in der Provinz Cosenza, in die „freie Internierung" überzuwechseln. Schon einen Monat später wurde er schließlich auf Fürsprache des namhaften Orientalisten, Archäologen und Mitglieds der *Accademia d'Italia*, Giuseppe Tucci –, einem Mitunterzeichner des 1938 von Mussolini in Auftrag gegebenen „Manifests der Rasse"! – aus der Internierung entlassen, woraufhin er nach Rom zurückkehrte. Am Tag seiner Ankunft in Ferramonti-Tarsia setzte sein fast täglich geführter Briefwechsel mit Dora Friedländer ein, die als „Vierteljürdin" nicht von der Internierung betroffen war und in der gemeinsamen Wohnung in Rom bleiben durfte. Von den insgesamt 423 überlieferten Briefen wurden 148 von Bernhard und 109 von Friedländer in den Band aufgenommen. Briefe von Internierten in Italien sind bisher nur verstreut veröffentlicht worden. Der vorliegende Band verdient deshalb besonderes Interesse, und zwar sowohl für das Leben des bedeutenden Psychoanalytikers als auch für die Geschichte der Internierung. Auf Italienisch abgefaßte Briefe von Internierten wurden am Internierungsort statt in der Provinzhauptstadt der Zensur unterworfen. Dies war für Ernst Bernhard ein Anlaß, hauptsächlich auf Italienisch zu schreiben, obwohl er die Sprache nicht sicher beherrschte. Er schilderte die primitiven Zustände, die er in Ferramonti-Tarsia vorfand, in einem überaus günstigen Licht, ja er lobte in der Hoffnung auf baldige Freilassung auch die Lagerverwaltung und den Faschismus im allgemeinen. Trotzdem sind seine Briefe als Quelle für die Lebensumstände in dem kalabresischen Lager aufschlußreich. Er konnte anhand der Bücher, die ihm Dora Friedländer fast uneingeschränkt in großer Zahl zusenden durfte, seine Studien zur chinesischen und indischen Psychologie und Philosophie sowie zur Astrologie fortführen, die für ihn therapeutische Bedeutung hatte. Er war psychologischer Berater der Lagerschule und behandelte als Arzt Interniere. Gleichzeitig nahm er Gesangsstunden. Zeitweise war er *capocamerata*, das heißt Sprecher seiner Baracke in der Versammlung der Internierten. Dora Friedländer berichtete in ihren Briefen über

ihren Alltag in Rom, ihre Stimmungen und ihren Umgang mit Freunden und früheren Patienten Bernhards. Über sie blieb er mit seiner geschiedenen Frau nichtjüdischer Herkunft in Berlin und seinen beiden Kindern in Verbindung. Einen Schwerpunkt der Briefe Dora Friedländers bilden ihre fortgesetzten Bemühungen um seine Freilassung. In Deutschland ist Bernhard bis heute weitgehend unbekannt geblieben. Er überlebte die deutsche Besetzung in einem Versteck in Rom. Nach der Befreiung der Stadt nahm er seine Tätigkeit als Psychoanalytiker wieder auf. Er war Herausgeber einer Schriftenreihe, hatte einen zunehmend großen Schülerkreis und übte starken Einfluß auf die Entwicklung der Psychoanalyse der Jungschen Schule in Italien aus. Zu seinen Analysanden gehörten Prominente aus dem Bereich von Kunst und Literatur, wie Federico Fellini, dessen Filme an verschiedenen Stellen von den therapeutischen Gesprächen mit ihm inspiriert sind, Natalia Ginzburg, Giorgio Manganelli und Adriano Olivetti. Eine Auswahl seiner in Notizen festgehaltenen Traumbeschreibungen und -deutungen ist aus dem Nachlaß veröffentlicht worden (Ernst Bernhard, Mythobiographie, hg. von Hélène Erba-Tissot, Stuttgart 1974). Klaus Voigt

Elena Agarossi/Victor Zaslavsky, Stalin and Togliatti. Italy and the Origins of the Cold War, Stanford (Stanford University Press) 2011 (Cold War international history project series), XVI, 339 S., ISBN 978-0-8047-7432-1, $ 60.

In ihrer Monographie über den langjährigen Anführer des *Partito Comunista Italiano* (PCI) – 2007 in überarbeiteter zweiter Auflage auf Italienisch erschienen und nun auch in englischer Übersetzung erhältlich – stellen Elena Agarossi und Victor Zaslavsky die gängige Interpretation von Palmiro Togliatti als unabhängigem Politiker, der die italienischen Kommunisten mit der parlamentarischen Demokratie versöhnte und sie von der Bevormundung durch die Sowjetunion befreite, grundsätzlich in Frage. Stattdessen belegen die beiden Historiker mit umfangreichem Quellenmaterial, das sie aus nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion geöffneten russischen Archiven zusammentrugen, dass Togliatti meist direkte Befehle aus Moskau erhielt und diese auch befolgte. Seit dem Ende der Kriegshandlungen in Italien berichteten die Spitzen des PCI dem sowjetischen Botschafter in Italien fast täglich über die italienische Politik und erhielten neben großzügigen finanziellen Hilfen direkte politische Anweisungen. Die bemerkenswerteste Enthüllung des Buches betrifft die sogenannte „svolta di Salerno". Nachdem der *Gran Consiglio del Fascismo* Benito Mussolini 1943 abgesetzt und die neue Regierung unter Marschall Badoglio einen Waffenstillstand mit den Alliierten ausgehandelt hatte, erklärte Togliatti im März 1944, der PCI würde sich an der Regierung beteiligen, obwohl diese auch Faschisten enthielt, um die Nation im Kampf gegen Deutschland zu einen. Bisher ist dieser Schritt meist als mutige Entscheidung Togliattis gewürdigt worden, der sich damit angeblich von kommunistischer Orthodoxie emanzipierte, um Italiens nationale Interessen zu verfolgen, und dabei in Kauf nahm, die italienische Linke zu spalten. Agarossi und Zaslavsky können aber

belegen, dass es Stalin war, der Togliatti bei einem Treffen am 4. März 1944 geradezu befahl, Pläne für eine kommunistische Alternativregierung aufzugeben und stattdessen mit dem Regime von Badoglio zu kooperieren. Stalin akzeptierte, dass Italien Teil der amerikanisch-britischen Einflusszone sein würde, und wollte die Kooperation mit den Alliierten zu diesem Zeitpunkt nicht gefährden. In weiteren Kapiteln behandeln die Autoren die maßgeblich von Stalin beeinflusste Haltung der PCI-Führung in Bezug auf den Streit zwischen Jugoslawien und Italien um Triest, das Schicksal der italienischen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion sowie den Marshallplan. Obwohl es ihrer Popularität in Italien schadete, unterstützte der PCI Jugoslawiens territoriale Ansprüche auf Triest, verlangte keine Aufklärung über die vermissten Soldaten und lehnte die amerikanischen Marshallplanhilfen ab. Agarossi und Zaslavsky kommen deshalb zu dem Schluss: „while pretending to play the role of a national party defending Italian interests, the PCI was following to the letter the dictates of the international Communist movement and Soviet foreign policy" (262). Die Erkenntnisse von Agarossi und Zaslavsky sind im Einzelnen bedeutsam, sie verlangen aber nicht, die italienische Nachkriegsgeschichte neu zu schreiben. Denn die von ihnen genutzten russischen Quellen – vor allem die Diskussionen zwischen dem russischen Botschafter in Rom und den Anführern des PCI – beweisen nicht, dass Togliatti nicht selbständig zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie Stalin gekommen war und er nicht eigene Interessen verfolgte, wenn er in der Nachkriegszeit frühere Pläne für eine gewaltsame Revolution verwarf. Möglicherweise war ihm bewusst, dass eine kommunistische Alternativregierung angesichts der Präsenz amerikanischer und britischer Truppen 1944 keine Chance hatte. Hier macht sich bemerkbar, dass die Autoren kaum Archivmaterial des PCI verwendet haben. Jasper M. Trautsch

Alessandro Brogi, Confronting America. The Cold War between the United States and the Communists in France and Italy, Chapel Hill (University of North Carolina Press) 2011, XII, 533 S., Abb., ISBN 978-0-8078-3473-2, $ 58.

In seinem Buch *Confronting America* analysiert Alessandro Brogi, Professor für Geschichte an der University of Arkansas, das Verhältnis der amerikanischen Regierung zu den kommunistischen Parteien in Frankreich und Italien während des Kalten Krieges (wobei die 1980er Jahre nur im Epilog thematisiert werden). Politik-, Diplomatie- und Kulturgeschichte verbindend, untersucht er dabei vor allem, wie die amerikanische Regierung auf den Antiamerikanismus der beiden stärksten kommunistischen Parteien Westeuropas reagierte. In der Frühphase betrachteten die USA sowohl den Partito Comunista Italiano (PCI) als auch den Parti Communiste Français (PCF) als ernsthafte Bedrohung und versuchten, diese mit wenig subtilen Methoden wie Propagandakampagnen zu neutralisieren. Seit Mitte der 1950er Jahre ging es der US-Regierung nach Brogi dagegen eher darum, den westeuropäischen Kommunismus in gewisser Weise als Verbündeten im Kalten Krieg zu kooptieren, indem sie auf Dialog

setzte und die kommunistischen Parteien nicht mehr offensiv bekämpfte, sondern moderate Kritik an den USA im Namen des Pluralismus zuließ. Die PCI und PCF waren ihrerseits besonders erfolgreich, wenn sie ihre Kapitalismuskritik mit Verweis auf amerikanische Interventionen wie den Vietnamkrieg vorbringen konnten, wie Brogi zeigt. Letztlich hätten sie die aus den USA kommende und die westeuropäischen Gesellschaften nach dem Krieg durchdringende Massenkultur und die Entstehung von Konsumgesellschaften in Westeuropa vor die größte Herausforderung gestellt, an der sie schließlich gescheitert seien. Brogi kommt zu dem Schluss, dass es vor allem der pluralistische Charakter der USA nach dem Vietnamkrieg und in Zeiten der Bürgerrechtsbewegung gewesen sei, der den Antiamerikanismus der kommunistischen Parteien „zähmte" (367). Amerika wiederum „exerted its most effective influence ironically not when it waged its own power without restraint but when it recognized its own limitations and fallibility" (396). Brogis Analyse ist vielschichtig und differenziert. Er betont sowohl den Antiamerikanismus von PCI und PCF als auch ihre Faszination für die amerikanische Protestkultur und technologische Innovationsfähigkeit. Genauso stellt Brogi die große Bandbreite der Taktiken, die das US-Außenministerium und die CIA gegen die kommunistischen Parteien einsetzten, dar. Allerdings hätte Brogi deutlicher herausarbeiten können, dass der Antiamerikanismus von PCI und PCF immer auch Kritik an ihren innenpolitischen Konkurrenten, also vor allem den Christdemokraten bzw. Gaullisten, war, die ihrerseits mit den oft mit Amerika in Verbindung gebrachten Modernisierungsprozessen der Nachkriegsjahrzehnte haderten. Mit anderen Worten: Während des gesamten Kalten Krieges wurde „Amerika" im politischen Diskurs von den unterschiedlichsten Teilnehmern in verschiedensten Kontexten als Metapher für politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Transformationen verwendet. Da Brogi die sich verändernde amerikanische Einstellung gegenüber von PCI und PCF als Lernprozess interpretiert, bleibt zu fragen, warum die US-Regierung dann in den 1970er Jahren gegenüber dem Partido Comunista Português, die nach der Nelkenrevolution 1974 eine starke politische Kraft in Portugal wurde und zwischenzeitlich sogar an der Regierung beteiligt war, eine so feindselige Haltung einnahm.

Jasper M. Trautsch

Almum studium Papiense. Storia dell'Università di Pavia 1: Dalle origini all'età spagnola, a cura di Dario Mantovani, Tl. 1: Origini e fondazione dello studium generale, Tl. 2: L'età spagnola, [Milano] (Cisalpino) 2012–2013, (12), 841 S. u. (9) S., S. 843–1379 mit zahlr. Abb., ISBN 978-88-205-1027-5 u. 978-88-205-1048-0, € 81 u. 54.

1361 gewährte Kaiser Karl IV. der Universität Pavia den Rang eines *studium generale*, das 650-jährige Jubiläum hat die Rückbesinnung auf die Vergangenheit befördert. In den vorliegenden beiden Bänden, großformatig und aufwendig illustriert, werden die ersten 3½ Jahrhunderte vorgestellt. Das ist schon deshalb positiv zu vermerken, weil die letzte Gesamtdarstellung, die Storia della Università di Pavia von Pietro Vaccari,

auf das Jahr 1948 zurückgeht. Pavia ist ein frühes Beispiel für den Typ eines Generalstudiums, für dessen Existenz gezieltes landesfürstliches Engagement grundlegend war, insofern vergleichbar mit Prag, Wien und Heidelberg; eine zeitgenössische Parallele in Italien ist die Wiederbelebung der Universität Florenz im Jahre 1385. Die Visconti als Grafen und bald als Herzöge von Mailand, dann die Sforza förderten die Hochschule in ihrem Territorium nicht nur für die Ausbildung der Landeskinder, sondern auch, um sie für die Studenten von jenseits der Alpen, die vom Ruf der italienischen Universitäten angelockt wurden, attraktiv zu machen. Die Verbindung zu den Landesherren legt eine Periodisierung ihrer Geschichte entsprechend den Wendepunkten der staatlichen Entwicklung nahe. Das Enddatum für den jetzt vorliegenden ersten Abschnitt ist 1707, als Mailand während des spanischen Erbfolgekrieges an Joseph I. und damit an die österreichischen Habsburger kam, nachdem 1700 mit dem Tode Karls II. die spanische Linie geendet hatte. Als zeitliche Grenze zwischen dem ersten und dem zweiten Teilband wird das Jahr 1535 mit dem Tod des letzten Herzogs von Mailand, Francesco II. Sforza, genannt, faktisch liegt sie aber bei 1525, als nach der Niederlage des französischen Königs Franz I. in der Schlacht von Pavia die Oberherrschaft an Kaiser Karl V. überging; so wird denn auch Bd. 2 eröffnet mit der Abbildung des Kampfgetümmels auf einem Wandteppich (2 S. 847). Dass der frühere dieser beiden Zeitabschnitte trotz kürzerer Dauer ausführlicher behandelt worden ist, mag damit zusammenhängen, dass nur für das erste Jahrhundert die Quellen gedruckt vorliegen: bis 1450 mit großer Vollständigkeit im Codice diplomatico von Rodolfo Maiocchi (1905–1913); daran anschließend hat Agostino Sottili bis zu seinem vorzeitigen Tod die Edition der Doktordiplome bis 1490, diejenige sonstiger Quellen bis 1460 fortgesetzt. Die Darstellung in diesem voluminösen Werk ist durch das Zusammenwirken zahlreicher Autoren entstanden, sie zeichnen verantwortlich für jeweils relativ kurze Kapitel, zu deren Anschaulichkeit die vielen in den Text eingestreuten Abbildungen beitragen. Die Schilderung der Gründungsphase war zu ergänzen durch den Blick auf die Legende der angeblich seit dem frühen Mittelalter ungebrochenen Kontinuität der höheren Bildung in Pavia; verdienstvoll ist somit die erneute Darlegung dessen, was über das dortige Schulwesen tatsächlich belegbar ist: „scuole e saperi (secoli V–XIV)". Dem Privileg Karls IV. folgte 1389 ein solches von Bonifaz IX.; von beiden Texten wird eine kritische Edition mitsamt Übersetzung geboten (1 S. 229–236). Wenn im ersten die Repräsentanten der Stadt Pavia als die Petenten erscheinen, so tritt im zweiten der direkte Bezug zum Landesherrn hervor: Gian Galeazzo Visconti wird als Initiator genannt. Das päpstliche Privileg hat besondere Bedeutung, denn es enthält die Gewährung des – an italienischen Universitäten unüblichen – Unterrichts in Theologie. Ausführlich beschrieben werden die Struktur der Hochschule, insbesondere Einrichtung und Funktion der *collegia*, weiter die Orte des Unterrichts und die Lehre in den einzelnen Fakultäten; vorgestellt werden herausragende Professoren; an die Schilderung typischer Ereignisse im alltäglichen akademischen Leben schließen sich Hinweise auf die Bedeutung des Humanismus in der intellektuellen Entwicklung der Hochschule und auf deren

Beziehungen zum Mailänder Hof an. Der zweite Teilband, der die Darstellung bis an die Schwelle zur Aufklärung führt, verbindet in gleicher Weise die Beschreibung der Institutionen mit der Behandlung geistiger Aspekte: Strukturen der inneren Organisation, Baulichkeiten, Lehre in den Fakultäten, Beziehungen zur Umwelt. Auch hier wird der Darstellungstext in viele kleine Kapitel unterteilt und erfährt Auflockerung durch den Einschub von Dokumenten sowie Exkursen über herausragende Persönlichkeiten und einzelne Institutionen. Insgesamt ist eine erfreulich detailreiche Universitätsgeschichte zu begrüßen und diesem Teilabschnitt baldige Fortsetzung zu wünschen. Die Autoren haben derart viel Informationsmaterial zusammengetragen, dass nicht nur der flüchtige Benutzer, sondern auch der geduldige Leser das Namenregister am Schluss des zweiten Bandes als willkommenes Hilfsmittel empfinden wird. Dieter Girgensohn

Cristina Mengotti/Sante Bortolami (Hg.), Antico e sempre nuovo. L'agro centuriato a nord-est di Padova dalle origini all'età contemporanea, Sommacampagna/Verona (Cierre edizioni) 2012, 431 S., Abb., ISBN 978-88-8314-694-7, € 40.

Die auf Karten bisweilen noch erkennbaren Rasterfragmente antiker Landaufteilungen – die sog. Centuriationen bzw. Limitationen – haben die Forschung vielfach beschäftigt, wie u. a. die 1983–1989 erschienenen Bände „Misurare la terra. Centuriazione e coloni nel mondo romano" verdeutlichen. Das hier anzuzeigende Sammelwerk behandelt das wohl am besten erhaltene Beispiel aus Italien, das in Pauly-Wissowas Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft XIII.1, Sp. 698 (1926) bewundernd als „die prächtige Limitation nordöstlich von Patavium" beschrieben wird. Das von der Althistorikerin Cristina Mengotti und dem jüngst verstorbenen Mediävisten Sante Bortolami konzipierte Werk unterscheidet sich, wie es in der „Introduzione" (S. 9–13) der beiden Hg. betont wird, von allen bisherigen Arbeiten, indem es das Thema nicht auf die Antike beschränkt, sondern die Geschichte des *Graticolato* genannten Gebietes bis in die jüngste Zeit verfolgt, gestützt auf Grabungsergebnisse und Funde, mittelalterliche Urkunden, einen venezianischen Kataster des 17. und eine österreichische Heereskarte des 19. Jh. – Cristina Mengotti, L'agro centuriato a nord-est di Padova: i caratteri fondamentali (S. 19–49), weist darauf hin, daß in Ermangelung von Inschriften und Limitationssteinen die einzigen direkten Hinweise auf die Limitation das Straßenraster mit den Gitterquadraten von 710 m Seitenlänge sowie der vermutete Decumanus maximus von 13 km Länge – im Jahre 1192 als *Desman* bezeichnet – und der dazu senkrechte 9 km lange *Cardo maximus* seien, die heutige Regionalstraße 307, im 13. Jh. *Aurelia* genannt. Cristina Mengotti, Simonetta Bonomi, Silvia Cipriano, Antonio Pistellato, La documentazione archeologica (S. 51–79), berichten von Mosaik- und Stuckresten, Münzen und diversen Funden, die sie in einem Katalog beschreiben und dessen Einträge sie auf einer beigelegten Karte vermerken. Giovanella Cresci Marrone, Magnis speciosis rebus.

Il contesto storico: quando e perché (S. 80–91), schließt sich der von Plinio Fraccaro (1940) vorgebrachten Hypothese an, daß die Lose der Centuriation für bei Philippi (42 v. Chr.) kämpfende Veteranen bestimmt waren. Antonio Pistellato, Note sui cippi delimitativi dell'agro centuriato a nord-est di Padova: un uso di lunga durata (S. 92–101), stellt fest, daß keiner der aufgefundenen Steine der Centuriation zugewiesen werden könne. Cristina Mengotti, La centuriazione come documento storico della romanizzazione nel territorio a nord-est di Padova. Alcune considerazioni, fra età antica e post-antica (S. 103–121), schätzt, daß auf den etwa 400 Centurien, die in je vier Lose geteilt waren, etwa 1600 Veteranen angesiedelt wurden, und schließt aus der Datierung der Funde auf eine dauerhafte Besiedlung von der zweiten Hälfte des 1. Jh. v. bis zum 6. Jh. n. Chr. Sante Bortolami, Il Graticolato in età medioevale tra persistenze e innovazione (S. 125–221), rechnet mit einer partiellen Verwaldung des Gebietes seit dem frühen Mittelalter (S. 133), weist weiter auf die erste Nennung einer Siedlung im Jahre 828 (S. 149) und auf Rodungen des 12.–13. Jh. (S. 145, 186) hin und lehnt die gelegentlich geäußerte Hypothese ab, daß das Gitternetz nach der Flut des Jahres 1343 erneuert worden sei (S. 200–204). Elda Martelozzo Florin, Vivere nel Graticolato nei secoli XV e XVI: tra fatica quotidiana, violenza e solidarietà (S. 223–275), berichtet vom Steuernachlaß Venedigs bei Naturkatastrophen, von der Pflicht der Gemeindemitglieder, zur Steuereintreibung bereit zu sein und an der Brentaregulierung persönlich teilzunehmen, sowie von ihrer Verschuldung und der Veräußerung ihrer Böden. Mauro Vigato, Per la storia del Graticolato romano dal Sei all'Ottocento: l'estimo del colonato degli anni 1684–1686 e la Kriegskarte del Ducato di Venezia (1798–1805) (S. 277–311), weist darauf hin, daß das Gebiet des Graticolato früher von einem dichten Netz von sich selbst verwaltenden *villaggi* und *ville* überzogen gewesen sei. Der venezianische Kataster von 1684–1686 habe den Umfang und die Ertragskraft der bearbeiteten Böden registriert. Aus den ergänzenden Berichten zum Kataster gehe hervor, daß die Böden des *Graticolato* zumeist von mittelmäßiger oder minderer Qualtität waren und auf ihnen zu über 90 % Getreide und Wein angebaut worden seien. Von den statistischen Auswertungen des A. soll nur erwähnt werden, daß 32,7 % der Böden Venezianer Patriziern, 21,6 % kirchlichen Instituten, 8,3 % Bewohnern des Paduaner Distriktes, 6,2 % Paduaner Adligen, 4,6 % laikalen Einrichtungen und der Rest nicht genau einzuordnenden Personen gehörten (S. 298) und daß der Boden folglich zumeist von Pächtern bearbeitet worden sei. Ziel der sog. Kriegskarte sei die topographische Landesaufnahme mit Straßen, Brücken und Wasserläufen gewesen, deren Zustand in den ergänzenden Berichten näher beschrieben wurde. Paola Barbierato, La toponomastica dell'area centuriata (S. 315–333), nennt die auf die Antike bzw. das Mittelalter zurückgehenden Toponyme. Marco Bolzonella, I monasteri veneziani e l'area centuriata di Padova: il caso di S. Cipriano di Murano (sec. XII–XIV) (S. 335–345), behandelt die seit dem 11. Jh. nachweisbare intensive Bodenerwerbspolitik venezianischer Klöster auf der Terraferma. Mauro Varotto, Acque in diagonale: il fiume Tergola e la centuriazione imperfetta (S. 347–359), betont, daß Flüsse und Bäche, die das Centuriationsnetz schräg durchschneiden, dessen Git-

ternetz nicht nachträglich gestört hätten, sondern, wie das die antike Gromatiker-Literatur vorsieht, aus der Centuriation von vorn herein ausgespart gewesen seien. Viviana Ferrario, Aratorio arborato vitato. Il paesaggio agrario della coltura promiscua tra fonti catastali e fonti cartografiche (S. 361–385), weist darauf hin, daß im Veneto bis zur ersten Hälfte des 19. Jh. auf 70–90 % der Äcker auch Reihen von Obstbäumen standen, um deren Stämme Weinstöcke gepflanzt waren, deren Triebe sich bis zu den Nachbarbäumen rankten und die Trauben im Herbst wie Girlanden (*festoni*) trugen. Solche gemischte Kulturen seien zwischenzeitlich so gut wie verschwunden. Valeria Martellozzo, Sulle strade del Graticolato: i segni del sacro (S. 387–401), handelt vom Kirchenbau und von den sog. *capitelli* des Veneto, den als Kapellen gestalteten Wegkreuzen, die in der Tradition der antiken Flurheiligtümer an Kreuzwegen (*compita*) stehen. – Die Beiträge des Bandes sind von einer großen Zahl instruktiver und vorzüglicher Farbabbildungen begleitet. Thomas Szabó

Sven Ufe Tjarks, Das „venezianische" Stadtrecht Paduas von 1420. Zugleich eine Untersuchung zum statutaren Zivilprozess im 15. Jahrhundert, Berlin (Akademie-Verlag) 2013 (Studi. Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig, Centro tedesco di studi veneziani, NF 7) XX, 497 S., ISBN 978-3-05-005292-2, € 148.

Im Mittelpunkt dieses umfangreichen Buches, einer erfreulich ausgereiften Freiburger Dissertation, steht die Darstellung des Paduaner Gerichtswesens im späteren Mittelalter. Als Grundlage dient ein normativer Text, die städtischen Statuten, die das in Padua geltende Recht systematisch geordnet darbieten. Venedig tritt nur in Erscheinung wie Pilatus im Evangelium: als Obrigkeit, unter deren Aufsicht im Jahre 1420 das lokale Recht in eine neue Form gegossen wurde und kraft deren Autorität die Kodifikation Gültigkeit erlangte. Allein dies ist „venezianisch" an den damals erarbeiteten Statuten. Das ist begründet in der Vorgeschichte: Als die Stadt 1405 erobert und damit dem von deren Herrn Francesco Novello da Carrara begonnenen Krieg ein Ende gesetzt wurde, war den Bürgern die Weitergeltung der angestammten Rechtsordnung zugesichert worden, wie es den Gepflogenheiten der Venezianer bei ihren territorialen Erwerbungen auf dem italienischen Festland entsprach. 15 Jahre später vernichtete ein Brand im Palazzo della Ragione Archiv und Registratur der Stadt, und obwohl die damals gültigen Statuten aus dem 14. Jh. überlebten – zwei Exemplare sind bis heute erhalten –, wurde eine komplette Neufassung angestrebt. Nachdem Gesandte aus Padua in Venedig die Erlaubnis dazu erwirkt hatten, bestimmten die beiden aus der Zentrale entsandten Verwaltungschefs, der Podestà und der Kapitän, im Proömium antikisierend zu *praetor* und *urbis praefectus* stilisiert, 16 Bürger für die Ausarbeitung. Der Vf. schildert diesen Entstehungsprozess und gibt biographische Skizzen der Mitglieder der Redaktionskommission sowie der zehn Rechtskundigen, die als Berater dienten. Das Ergebnis dieser Arbeit steht ganz in der Tradition der lokalen Rechtsentwicklung. Diese Feststellung begründet der Vf. durch den Vergleich

ausgewählter Materien mit den entsprechenden Regelungen in den beiden erhaltenen Statuten aus dem 13. und dem 14. Jh., die zweitgenannten sind noch ungedruckt. Die neue Kodifikation blieb formal in Kraft bis zum Ende der Republik Venedig; wiederholte Druckausgaben, zuletzt 1747, zeigen das fortbestehende Interesse am alten Text. Als Beispiel für den materiellen Inhalt unterzieht der Vf. das Zivilprozessrecht einer detaillierten Untersuchung. Am Palazzo della Ragione kennzeichneten Tierdarstellungen über den Türen die Eingänge zu den einzelnen Gerichtsstuben, vom Kamel über den Leoparden zum Drachen, und der Adler wies den Weg zu einem Gericht zweiter Instanz. Die nicht einfach zu durchschauende Appellationsordnung wird eingehend geschildert mitsamt den Veränderungen bis über die Mitte des 15. Jh. hinaus. Oberste Instanz am Ort war der stets aus dem Venezianer Adel stammende Podestà, von seinem Urteil war die Berufung in Venedig zulässig, dort oblag den Auditori delle sentenze die Vorbereitung der abschließenden Behandlung in einem der Räte, meist den Quarantie. In Padua muss bei den Prozessen in der ersten Instanz das ordentliche Verfahren nach den Grundsätzen des römischen Rechts wegen der vielen Möglichkeiten von Einrede und Vertagung allgemein als umständlich und hinderlich empfunden worden sein, so dass die Parteien sich gern auf ein summarisches Verfahren mit einfacher Beweiserhebung und -würdigung einigten. Auffallend ist die Funktion des *consilium sapientis*: Ein von den Parteien akzeptierter Rechtskundiger, durchaus auch ein Professor der Universität, formulierte und begründete das Urteil, das der zuständige Richter dann verkündete. Nur kurz verweist der Vf. auf die Existenz der Originale solcher Gutachten, die sich in den umfangreich erhaltenen Paduaner Gerichtsakten finden. Das gewaltige Material im Fonds Archivi giudiziari civili des Staatsarchivs Padua (10 094 Bände und Bündel, 1351–1803) könnte in einer künftigen, ergänzenden Untersuchung als Grundlage dafür dienen, die Praxis der Rechtsprechung in Padua mit der hier ausführlich dargelegten Norm zu vergleichen. Das überaus detaillierte Inhaltsverzeichnis ist ein guter Führer durch die Darstellung, es ersetzt aber nicht ein Sachregister, das – ergänzend zum Personenverzeichnis – in einer derart materialreichen Abhandlung nützliche Dienste leisten würde. Das Funktionieren des Gerichtswesens gibt Aufschluss über die Regeln, die für den Umgang der Menschen miteinander galten; dass seine Untersuchung lohnt, zeigt diese Arbeit; sie sollte beispielgebend für Studien in anderen Städten wirken, auf dass einmal die Grundlagen für einen umfassenden Vergleich zur Verfügung stehen.

Dieter Girgensohn

Jean-Claude Hocquet, Venise et le monopole du sel. Production, commerce et finance d'une république marchande 1–2, Venise-Paris (Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, Les Belles Lettres) 2012, XVII, 693 S. u. VIII S., S. 695–1209 S., 29 Kt., 32 graph. Darst., 23 Abb., ISBN 978-88-95996-36-3, € 75.

Bei diesem Werk handelt es sich um Altes und Neues und zugleich um den Abschluss eines wissenschaftlichen Lebenswerkes: Der Autor teilte unlängst im Gespräch mit, er habe die von ihm gesammelten Bücher über Salz und die Geschichte seiner Produktion und seines Handels nunmehr veräußert. Er selbst nennt im Vorwort das Jahr 1957 als Beginn des eignen Interesses für diesen Gegenstand. Daraus erwuchs die 1975 an der Sorbonne eingereichte grande thèse, zum Druck befördert 1978-79 in zwei Bänden: Le sel et la fortune de Venise. Selbst wenn die These des Autors, das Schicksal, das Glück Venedigs sei vom Salz abhängig gewesen, wie der Titel suggeriert, vor nüchternem Urteil nicht bestehen mag, bleibt doch außer Zweifel, dass dieser Ware im privaten wie im öffentlichen Leben hohe Bedeutung zukam. Produktion und Handel waren Einnahmequellen, somit gelang mancher venezianischen Familie der Aufstieg in die führende Schicht dank dem Besitz und der Verpachtung von Salinen, also den durch flache Dämme begrenzten Flächen für die Salzerzeugung an den Stränden bei Chioggia oder anderenorts an den Rändern der Lagune; deren Betrieb, besonders die geregelte Zufuhr und Verteilung des Meerwassers, verlangte kollektives Agieren und förderte so den Gemeinsinn; die Behandlung als staatliches Monopol erforderte einerseits eine funktionierende Verwaltung, andererseits diplomatische Aktivitäten zur Abwehr konkurrierender Anbieter und zur Sicherung der Transportwege; Salz als unerlässlicher Bestandteil der menschlichen Ernährung ließ sich außerdem als politisches Mittel gebrauchen, indem als Repressalie die Lieferung kontingentiert oder völlig eingestellt wurde; und es konnte sogar zum Anlass eines Krieges werden, etwa wenn durch die Anlage grenznaher Salinen auf benachbartem Territorium Übergriffe zu befürchten waren. Die vielfältigen Aspekte dieses Themas hatte der Vf. schon in seinem Erstlingswerk hervorgehoben, er ist ihnen weiterhin nachgegangen. Davon zeugen zahlreiche Aufsätze, viele auch zu Sammelbänden vereint: Chioggia, capitale del sale nel Medioevo (1991), Anciens systèmes de poids et mesures en Occident (1992), Denaro, navi e mercanti a Venezia 1200–1600 (1999), und ebenfalls größere Publikationen: Le saline dei Veneziani e la crisi del tramonto del Medioevo (2003), Venise et la mer, XIIIe–XVIIIe siècle (2006). Dem schließt sich nun die abrundende Präsentation der Ergebnisse langer Forschungsarbeit an. Die zwei starken Bände sind anschaulich illustriert durch Tabellen und Karten. Der erste bietet eine überarbeitete Fassung der Dissertation mit Umstellungen, einigen größeren Zusätzen, auch Streichungen. Dann folgt ein fast ebenso umfangreicher neuer Teil als Livre 3 unter dem Titel: État, marché, finance. In systematisch aufgebauter Darstellung wird hier der Ertrag aus Archivarbeit verbunden mit Informationen aus der umfangreichen Literatur, in der inzwischen die Studien des Vf. breiten Raum einnehmen: 45 Titel sind in die Bibliographie aufgenommen. Womöglich noch stärker als früher hat der Vf. im

neuen Teil den Staat und dessen Aktivitäten in den Mittelpunkt gestellt. Die Schilderung beginnt denn auch mit dem Salzamt, einer Behörde mit wechselnden Bezeichnungen, stets geleitet von Adeligen, die wie üblich für kurze Amtszeiten gewählt wurden. Dann geht es weiter zu den Salzhändlern, den Akteuren auf der anderen Seite. In großem Wurf wird die Darstellung fortgesetzt mit der Behandlung der Märkte und Zielorte, der Modalitäten des Transports und dessen Kosten. Dann richtet sich die Aufmerksamkeit noch einmal genauer auf das Salzamt, vor allem dessen Finanzgebaren, die vom Staat erhobenen Abgaben und deren Verwendung im Interesse der Allgemeinheit. Am Ende dieses Bandes weist ein ausgiebiges Register neben den Personen- und den Ortsnamen auch Sachbegriffe aus; ein solches Hilfsmittel verdient ausdrückliche Hervorhebung bei einer Publikation mit reichen Informationen über eine anspruchsvolle Materie. Insgesamt ist dies die schöne Abrundung eines lebenslangen wissenschaftlichen Engagements. Dieter Girgensohn

Giovanni Foscari, Viaggi di Fiandra 1463–1464 e 1467–1468, a cura di Stefania Montemezzo, Venezia (La Malcontenta) 2012, 426 S. mit 4 Kt.; Marco Foscari, Dispacci da Roma 1523–1525, a cura di Fausto Sartori, ebd. 2012, LXXIV, 63 S.

Erschienen sind zwei weitere Bände in der Reihe, die den Quellen zum Leben und Wirken von Mitgliedern der venezianischen Adelsfamilie Foscari gewidmet ist; für sie verantwortlich zeichnet Ferigo Foscari, der Verlagsname stammt von der am Fluss Brenta bei Mira gelegenen Paladio-Villa La Malcontenta, die um die Mitte des 16. Jh. für einen Foscari erbaut wurde und die heute wieder im Familienbesitz ist. Die Bände bringen die Edition eindrucksvoller Texte, die auf Vater und Sohn zurückgehen, und doch könnten sie verschiedener nicht sein: Rechnungsbücher des einen, Gesandtenberichte des anderen. Giovannis Vater war Marco, ein weit jüngerer Bruder des Dogen Francesco Foscari; mit ihm, der in Staatsämtern bis zum Prokurator von S. Marco aufgestiegen ist, beginnt der Zweig der Familie, der nach der Pfarrei S. Simon Piccolo benannt wurde. Sein Sohn Giovanni hat sich dagegen nicht um eine Karriere im Staatsdienst bemüht, er beschäftigte sich als Kaufmann. Die hauptsächlichen Zeugnisse für seine Tätigkeit sind eben die beiden jetzt edierten Rechnungsbücher. Sie liegen heute im Staatsarchiv Venedig, und zwar im Fonds Gradenigo di Rio Marin; an diese Familie waren sie im 19. Jh. mit der letzten Nachkommin jenes Zweiges der Foscari gekommen. Giovanni war Anfang 40, als er 1463 zum ersten Mal vom Großen Rat zum Patron einer der Galeeren des jährlichen Konvois nach Nordwest-Europa gewählt wurde, das wiederholte sich 1467. In dieser Funktion war er unter dem Oberbefehl des ebenfalls aus dem Adel gewählten Kapitäns des Konvois verantwortlich für die korrekte Führung des ihm übertragenen Schiffes. Zugleich betätigte er sich als Kaufmann, auf eigene Rechnung wie auch im Namen von Geschäftspartnern, die ihm Waren anvertraut und Aufträge zum Einkauf mitgegeben hatten. Davon zeugen die beiden Journale: In doppelter Buchführung (*dar – aver*) sind die einzelnen Geschäfte

registriert. Die Datierungen lassen den Ablauf der Reisen erkennen: Sie begannen jeweils im Sommer, einem Stop in Southampton folgten Monate des Überwinterns in Brügge, dann ein längerer Aufenthalt in London, bevor es zurückging nach Venedig, wo der Konvoi im Spätherbst einzutreffen pflegte, etwa 1⅓ Jahre nach der Abfahrt. Transportiert wurden in die eine Richtung neben Dingen aus eigener Produktion wie Seidenwaren in erster Linie die Güter, welche die regelmäßigen Konvois von den östlichen Küsten des Mittelmeers und aus dem Schwarzen Meer heranführten: hauptsächlich Gewürze, also Ingwer, Zimt, Nelken, Galläpfel. Für die Rückreise belud man die Galeeren am meisten mit Textilien, dem geschätzten flandrischen Tuch und anderen Wollstoffen, dazu kamen Bernstein sowie Zinn und daraus gefertigte Produkte. Den spröden Texten hat die Herausgeberin Montemezzo in ihrer ausführlichen Einleitung einen biographischen Abriss und eine erste Auswertung dieser für Venedigs Wirtschaftsgeschichte wichtigen Quelle vorangestellt. – Mit dem Sohn hatte sich Giuseppe Gullino eingehend beschäftigt: Marco Foscari (1477–1551), Milano 2000. Abgedruckt ist in jenem Buch unter anderem die Finalrelation Marcos über seine Tätigkeit als Gesandter der Republik am päpstlichen Hof, wo er sich vom April 1523 bis zum April 1526 aufgehalten hatte. Nun folgen die Details: 42 Berichte vom 6. Mai 1523 bis zum 29. Oktober 1525, die der Gesandte an den Rat der Zehn gerichtet hat, in der Mehrzahl waren die Texte chiffriert. Für einen politisch interessierten Beobachter an der Kurie war das eine Zeit spannender Ereignisse; erinnert sei an das Konklave nach dem Tode Hadrians VI. und die Wahl des Medici-Papstes Clemens VII. oder an die empfindliche Niederlage von dessen Bündnispartner Franz I. von Frankreich in der Schlacht bei Pavia und die sich anschließenden diplomatischen Aktivitäten, die schließlich zu der gegen Karl V. gerichteten Liga von Cognac führten. Auch hier entwirft der Herausgeber Sartori in der Einleitung ein weitgespanntes Panorama, um die von ihm edierten Texte in ihren historischen Hintergrund einzubetten. – In beiden Büchern erleichtern die Namenregister die Suche nach Einzelheiten, der Band von Montemezzo bietet als zusätzliche Hilfsmittel eine Übersicht über Münzen und Maße am Anfang und ein Glossar am Schluss. Besonders die Edition der Rechnungsbücher Giovanni Foscaris verdient Aufmerksamkeit, weil es für den so bedeutenden Handelsplatz Venedig bisher kaum Vergleichbares gibt: Ungedruckt sind etwa die Journale, die als Grundlage gedient haben für die klassische Studie von Frederic C. Lane, Andrea Barbarigo, merchant of Venice, 1418–1449, Baltimore 1944; so bleibt als Parallele nur: Il libro dei conti di Giacomo Badoer (Costantinopoli 1436–1440), hg. von Umberto Dorini, Tommaso Bertelè, Giovanni Bertelè, Roma 1956–2002. Die jetzt vorgelegte Veröffentlichung erweitert die Materialbasis wesentlich, sie sollte zu einer vertiefenden Untersuchung anregen. Solche Quelleneditionen, und seien sie auch durch die Besinnung auf die Vergangenheit der eigenen Familie motiviert, sind schätzenswerte Grundlagen für die historische Forschung, man wünscht ihnen weite Beachtung.

Dieter Girgensohn

Benjamin Paul, Nuns and reform art in early modern Venice. The architecture of Santi Cosma e Damiano and its decoration from Tintoretto to Tiepolo, Farnham-Burlington (Ashgate) 2012, XX, 314 S. mit 102 Abb., ISBN 978-1-4094-1186-4, £ 70.

Der Vf. richtet das Licht öffentlicher Aufmerksamkeit auf eine kaum bekannte Venezianer Kirche: Verborgen in den Gässchen der Giudecca wird das einstige Gotteshaus des Benediktinerinnenklosters SS. Cosma e Damiano zum Objekt, dessen elegante Renaissancefassade gezielt gesucht sein will. Als Kirche dient das Gebäude ohnehin längst nicht mehr. Venedigs Nonnenkonvente in früherer Zeit gelten mehr als Aufenthaltsorte höherer Töchter denn als Stätten religiöser Hingabe; diese Tendenz ist sicherlich dadurch begünstigt worden, dass für eine Nonne die Spende beim Eintritt erheblich niedriger sein konnte als eine standesgemäße Mitgift. Als Folge vermutet man hinter den Mauern eher geselliges Leben als fromme Andacht, weniger bei den Franziskanerinnen in S. Chiara und den Dominikanerinnen in Corpus Domini als bei den Augustinerinnen in S. Andrea della Zirada oder S. Maria delle Vergini, bei den Benediktinerinnen in S. Lorenzo oder im vornehmen S. Zaccaria. Jedenfalls forderte am Ende des Mittelalters der Zustand monastischer Disziplin mannigfache Reformbemühungen heraus. Besonders engagierte sich Marina Celsi aus dem Venezianer Adel; die Behauptung allerdings, sie sei eine Ur-Urenkelin des Dogen Lorenzo Celsi gewesen (S. 8), hätte erläutert werden müssen, denn der blieb ohne männliche Nachkommen, die den Familiennamen hätten weitergeben können. Marina sah sich veranlasst zur Gründung eines Reformklosters in dem vom Vater geerbten Haus, nachdem es ihr nicht einmal als Äbtissin erst von S. Maffio auf Murano, dann von S. Eufemia auf Mazzorbo gelungen war, die Nonnen zu korrektem Lebenswandel nach ihrer Vorstellung anzuhalten. 1481 bestätigte Sixtus IV. die neue Einrichtung. Sie wurde, wie der Vf. unterstreicht, im Patriarchat Venedig zu einem wichtigen Element in den Bemühungen um monastische Reform, die das ganze 15. Jh. durchziehen. Die vorwiegend historischen Teile des Buches bieten eine Schilderung der Gründung und einen Abriss der weiteren Geschichte des Klosters, bis es im Jahre 1805 verlassen wurde. Eine umfassende Darstellung mit dieser Präzision hat es für SS. Cosma e Damiano bisher nicht gegeben, ausgiebig ausgewertet worden ist das erhaltene Archivmaterial. Für die Baugeschichte entscheidend ist, dass das Wachstum des Konvents bald zur Errichtung neuer Gebäude mitsamt der Kirche führte, beginnend in den 1540er Jahren. Parallelen zu anderen Bauten lassen den Vf. schließen, dass sich in der Architektur die religiösen Bestrebungen der monastischen Kongregation von Montecassino widerspiegeln. Mit deren Spiritualität bringt er ebenfalls die erhaltenen Altarbilder Iacopo Tintorettos in Verbindung. Die Nonnen legten auch weiterhin Wert darauf, namhafte Künstler zu beschäftigen, etwa Giambattista Tiepolo. Die Schilderung der historischen Entwicklung, die Behandlung der künstlerischen Aspekte werden ergänzt duch den Abdruck von Texten. Sie beginnen mit Marina Celsis letztem Willen, er enthält nicht die übliche Verfügung über weltlichen Besitz, sondern liest sich zum größten Teil wie ein Brief an die *sorele e fiole diletissime*: Neben Ermahnungen erin-

nert die Testatorin an *el exmesurato amor*, womit sie die Gemeinschaft gefördert habe, an erster Stelle durch die Übertragung und Einrichtung des Hauses. Die übrigen Texte illustrieren bauliche Entwicklung und künstlerische Ausstattung. Das reiche Bildmaterial sorgt für die Anschaulichkeit der Darstellung, in der sich zum kunsthistorischen Schwerpunkt wirkungsvoll die historische Dimension gesellt. Dieter Girgensohn

Benjamin Paul (a cura di), Celebrazione e autocritica. La Serenissima e la ricerca dell'identità veneziana nel tardo Cinquecento, Roma (Viella) 2014 (Venetiana 14), 320 S., Abb., ISBN 978-88-6728-075-9, € 36.

Der Sammelband stellt das Resultat einer Tagung dar, die nun in der Reihe des Centro Tedesco di Studi Veneziani vorgelegt wurde. Zentraler Untersuchungszeitraum sind die 1570er Jahre, denen für die Geschichte Venedigs eine zentrale Bedeutung zugesprochen wird, da sich in ihnen einige für die Lagunenstadt zentrale Ereignisse wie etwa der Krieg gegen das Osmanische Reich und die Pestepidemie zutrugen. Im Zuge dieser, so die grundlegende These, sei es nicht nur zu sozioökonomischen und politischen Veränderungen gekommen, sondern es sei zudem die liturgisch-symbolische Verfertigung des Mythos Venedig festzustellen. Diese *celebrazione* wird als Zeichen einer umfassenderen Krise gedeutet, die mit entsprechender Selbstkritik (*autocritica*) einhergegangen sei und welche die *identità veneziana* geprägt habe. Damit verortet sich der Band in einer Debatte, die Brian S. Pullan bereits 1968 unter den Stichworten „Krise und Wandel" beschrieb. Gleichfalls zentral ist Edward Muirs Beitrag, der Venedigs *civic rituals* als Schlüsselereignisse zur Untersuchung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Selbstwahrnehmung städtischer Gruppierungen untersuchte. Erst vor einigen Jahren griff Iain Fenlon die Thematik erneut auf, um anhand der venezianischen Memorialkultur die Mythenbildung zwischen Gegenwarts- und Vergangenheitsbewertungen in der urbanen Topographie zu erforschen. Der vorliegende Band bietet nun einen vergleichenden Blick auf unterschiedliche Aspekte besagter Debatte. Zunächst widmet sich Anna Bellavitis der Stadtbürgerschaft und der sozialen wie geographischen Mobilität der Bewohner, bevor sich Claudio Bernardi den Fronleichnams-Festen zuwendet. Daraufhin stellt Fenlon wesentliche Lepanto-Kommemorationen in Musik, Kunst und Liturgie dar, und Martin Gaier verdeutlicht, wie die Wahrnehmung von Architektur als dezidiert venezianisch mit städtischer Kritik zusammenhing. Ein weiteres architektonisches Projekt steht im Mittelpunkt des nächsten Beitrages. Hier veranschaulicht Deborah Howard, wie Marc'Antonio Barbaros Aufsicht über den Festungsbau von Palmanova zwischen visionärer Glorifikation und tatsächlichen Ressourcen schwankte und so das Verhältnis von *celebrazione* und *autocritica* ausbalancierte. Benjamin Paul untersucht anschließend zwei Votivgemälde auf das herrschaftliche Selbstverständnis und Dorit Raines analysiert, inwieweit die städtischen Historiographen des 16. Jh. politische Auseinandersetzungen thematisierten. David Rosand nimmt die

leichteren Zugangsvoraussetzungen für Künstler, die in Folge der Pest bestanden, zum Ausgangspunkt, um die nach dem Brand des Dogenpalastes durch diese Künstler gestaltete Selbstrepräsentation Venedigs zu interpretieren. Die anschließenden Beiträge von Giorgio Tagliaferro, Deborah Walberg und Thomas Worthen wenden sich den religiösen Konnotationen des Mythos um 1600 zu. Der interdisziplinär konzipierte Band versammelt folglich vielschichtige Beiträge, welche die Debatte um *celebrazione* und *autocritica* im Hinblick auf verschiedene Facetten zu beleuchten im Stande sind. Natürlich stellen sich die Fragen, ob diese Debatte teleologisch so stark auf den Untergang der Republik fokussiert werden sollte (S. 15) und inwieweit die für die These zentrale Krisenterminologie eine Art Normzustand impliziert, insbesondere wenn *celebrazione* pathologisch als „Symptom" konzipiert wird (S. 12). Offen bleibt zudem, inwieweit Lepanto-Kommemorationen die Fronleichnamsprozessionen beeinflussten. Ebenso wäre es lohnenswert zu untersuchen, weshalb die Dokumentation des *Cerimoniali*-Archivbestandes gerade in jene Jahre fiel. Dass sich diese Fragen überhaupt stellen, zeigt, dass die Erforschung der zeremoniellen Selbstrepräsentation Venedigs nach wie vor ein ergiebiges Untersuchungsfeld ist, zu dem der Band wesentliche Beiträge liefert. Stefan Hanß

Marlis Schleissner-Beer, Die Deutsche Schule in Venedig – ihre Relation zur ev.-luth. Gemeinde A. C., Venezia (Evangelisch-Lutherische Gemeinde Venedig) 2013 (Veröffentlichungen der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde in Venedig 3), 400 S., Abb., ISBN 978-88-908362-4-4.

2013 feiert die evangelisch-lutherische Gemeinde Venedig ihr 200jähriges Bestehen. Dies bildete den Anlass, das Gemeindemitglied Marlis Schleissner-Beer mit der Darstellung der Geschichte der Deutschen Schule Venedig zu beauftragen. Nach umfangreichen Recherchen in italienischen und deutschen Archiven hat Schleissner-Beer eine reichhaltig dokumentierte Geschichte der Deutschen Schule Venedig vorgelegt und damit einen (weiteren) Baustein für die Erforschung des deutschen Auslandsschulwesens geliefert. Eine erste 1877 gegründete evangelische deutsche Schule musste nach Erfolg versprechenden Anfängen 1884 wegen zu geringer Schülerzahl und mangelnder finanzieller Mittel geschlossen werden. Die Glasproduktion von Murano und Industriegründungen durch deutschsprachige Unternehmer, auch das wachsende Gastgewerbe hatten den Zuzug von Arbeitskräften aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz so verstärkt, dass eine erneute Schulgründung 1893 realisiert wurde. Obwohl unter der Leitung des evangelischen Pfarrers (bis 1909), wurde die Schule von Anfang an interkonfessionell konzipiert, womit ihr konfessionelle Auseinandersetzungen in der Dimension des römischen Schulstreits erspart blieben, auch wenn sich gelegentlich Konfessionalismus bemerkbar machte. Für die Erhaltung der Schule konnte nach dem Gustav-Adolf-Verein auch die Unterstützung des Auswärtigen Amts (Schulfonds) gewonnen werden, dessen Schulabteilung auch die

Umwandlung der Schule in ein Realprogymnasium (1908) förderte. Statt des Pfarrers leitete nun ein Kandidat des Höheren Lehramts aus Preußen die Schule. Nach dem 1. Weltkrieg dauerte es bis 1925, ehe ein Kindergarten als Vorstufe für eine deutsche Schule eingerichtet werden konnte, die dann 1927 eröffnet wurde. Wieder ging die Initiative von der evangelischen Gemeinde aus. Der von Florenz aus auch die venezianische Gemeinde leitende Pfarrer Lessing, unterstützt vom jüdischen Deutschen Konsul Löwi, leistete einen großen Teil der organisatorischen Vorarbeiten, Vorstandsarbeit im Kindergartenverein, Erarbeitung einer Satzung usw. Auch wenn die Schule von der Gemeinde gelöst wurde, der Pfarrer nicht mehr im Schulvorstand war, hatte Lessing bis weit in die Zeit des Nationalsozialismus erheblichen Einfluss auf die Gestaltung der Schule. 1935 konnte ein größeres Haus bezogen werden. Der Einfluss der NSDAP auf die Schule wird von Schleissner-Beer deutlich herausgearbeitet. Er manifestiert sich zunächst bei der Ablösung des Schulvorstandsvorsitzenden, der nicht gewillt war, der Partei beizutreten, dann bei der Einführung des Führerprinzips im Schulvorstand (1936), bei mehreren Besuchen des Landesgruppenleiters der NSDAP/AO, Ettel, der 1939 auch eine Schulrevision durchführte. Die Schulleiterin als „Führerin der HJ" gestaltete mit allen der HJ angehörigen Schülern eine Feier zum 9. 11. 1939. Nach den Septemberereignissen 1943 wurde die Schule geschlossen. Die Schüler gingen nun entweder in die Schule in Dorf Tirol bzw. Milland, dem Auffangbecken für die ausgelagerten deutschen Schulen in Italien, aber auch in das von Schwestern geleitete, ebenfalls (aus Mailand) ausgelagerte Istituto Giulia oder nach Deutschland. Eine Neugründung der Deutschen Schule Venedig wurde nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr ins Auge gefasst. Marlies Schleissner-Beers Geschichte der Deutschen Schule Venedig ist gekennzeichnet durch eine umfangreiche, weitgehend in den Text eingefügte Wiedergabe ihres Quellenmaterials. Ausführlich werden die Finanzierungsprobleme dargestellt. Entsprechend der engen Beziehung zur evangelischen Gemeinde hat sie insbesondere den als Schulgründern und Schulleitern in Erscheinung getretenen Pfarrern, aber auch der Gemeindeentwicklung und ihren Kontroversen ihre Aufmerksamkeit gewidmet, wodurch das Buch für alle nicht nur am deutschen Schulwesen in Italien, sondern auch an der Geschichte der evangelischen Gemeinden in Italien und der Deutschen in Venedig Interessierten eine wichtige Informationsquelle ist. Demgegenüber hat sie zu wenig die wissenschaftliche Literatur insbesondere zur deutschen auswärtigen Kulturpolitik und zum Auslandsschulwesen zur Verknüpfung ihrer Befunde mit dem geschichtlichen Kontext ausgewertet. Gerade bezüglich der für ihr Buch wichtigen Fragestellung der Beziehungen von Schule und evangelischer Gemeinde hätte ihr Jens Petersens Studie „Die deutschen evangelischen Gemeinden in Rom und Italien vor der Herausforderung des Nationalsozialismus" (QFIAB 73 [1993], 616–657) erlaubt, u. a. ein präziseres Bild von der kritischen Haltung des Pfarrers Lessing gegenüber dem Nationalsozialismus zu erzielen. Gerd Vesper

Luca Demontis, Raimondo della Torre patriarcha di Aquileia (1273–1299) politico, ecclesiastico, abile comunicatore, Alessandria (Edizioni dell'Orso) 2009 (Studi e ricerche 81), 674 S., Abb., ISBN 978-88-6274-164-4, 45 €.

Die etwas modifizierte Fassung einer Tesi di dottorato an der staatlichen Universität Mailand bietet eine umfassende Würdigung von Herkunft und Wirken des aus Mailand stammenden Kirchenfürsten, dem es gelungen ist, dem Patriarchenstaat im Nordosten Italiens im 4. Viertel des 13. Jh. noch einmal ein eigenständiges Profil zu geben. Insbesondere hat sich der Vf. die Aufgabe gestellt, bei seiner Darstellung moderne Forschungsansätze, wie etwa die von Raimondo betriebenen Formen der politischen Kommunikation, herauszuarbeiten. So werden etwa Formen der Investitur, weitere Symbolhandlungen bei Rechtsakten, propagandistische Äußerungen im Rahmen von Dichtungen, aber auch Darstellungen auf Münzen, die unter dem Patriarchen geprägt wurden, beispielhaft genauer untersucht. Der Illustration dieser Phänomene dienen ebenso die Hinweise auf zahlreiche zeitliche Parallelen in der näheren und weiteren Umgebung. In diesem Rahmen wird beispielweise auch eine sehr ausführliche Würdigung der Italienpolitik König Alfons X. von Kastilien, der ja auch die römisch-deutsche Königswürde für sich in Anspruch nahm, geboten. Doch die eindruckvolle Gefolgschaft dieses Herrschers, wie sie in dessen für spanische Empfänger ausgestellten Urkunden dokumentiert ist, die im Anhang vom Autor auch abgedruckt werden, scheint allerdings als Vergleich für entsprechende Bestrebungen Raimondos an seinem Hof in Friaul doch eher weit hergeholt. Zweifelhaft muss auch bleiben, ob sich die im Jahre 1275 überlieferten Belege über die Verpflichtung einzelner Lehensträger des Patriarchen zur Begleitung ihres Herrn beim *viaggio alla corte imperiale a Vienna* tatsächlich auf ein damals aktuelles Ereignis beziehen oder ob es sich bei diesen Hinweisen nicht eher um einen Nachklang der alten Hoffahrtspflicht handelt. König Rudolf kam übrigens erst im Jahre 1276 erstmals nach Österreich, und der Kirchenfürst lässt sich nach dem Ausweis der einschlägigen Regesta Imperii nur einmal, im Oktober 1277, am Hofe des Habsburgers in Wien nachweisen (Redlich Nr. 873). Auch am großartigen Empfang des von einem repräsentativen Gefolge begleiteten Patriarchen beim Reichsoberhaupt im Herbst 1286 sind gelinde Zweifel angebracht. Die entsprechende Nachricht in den Annali di Friuli von D. De Manzano, einer umfangreichen, aber durchaus nicht immer zuverlässigen Kompilation aus dem 19. Jh., bedürfte einer solideren Absicherung, zumal sich König Rudolf damals nicht im benachbarten Kärnten, sondern im Schwäbischen aufgehalten hat. Auf 270 Seiten enthält die Publikation weiters eine Edition von 171 urkundlichen Aufzeichnungen aus dem Zeitrahmen von 1232–1302. Die Vorlagen entstammen zu einem guten Teil neuzeitlichen kopialen Sammlungen in Friaul, und sie betreffen in erster Linie sehr verschiedene lokale und regionale Bereiche. Auffällig sind etwa die Aktivitäten von Florentiner Kaufleuten als Pächter von Mauten und Geldgeber im Patriarchenstaat oder die Vergabe der Konzession an ein Konsortium von Unternehmern aus Böhmen, „Zayrench" (wohl Zeiring in der Steiermark) und „Vilercho" (Villach) zum Abbau von

Silber und Blei (Nr. 116). Einige Stücke betreffen die Beziehungen zu den Grafen von Görz und die Bereiche von Kärnten und Krain. In diesem Zusammenhang wie auch bei Einzelheiten in der Darstellung ist der Verzicht auf die Einbeziehung der einschlägigen deutschsprachigen Literatur bedauerlich. Zahlreiche Abbildungen, in erster Linie Wappendarstellungen und Münzen, bieten eine willkommene Ergänzung der anregenden Ausführungen. Ein Personen- und ein Ortsregister erleichtern zudem die Benutzung des umfangreichen Werkes. Josef Riedmann

Giuliano Milani, Bologna, Spoleto (CISAM) 2012 (Il medioevo nelle città italiane 3), XI, 247 S., Abb., ISBN 978-88-7988-755-7, € 15.

Giuliano Milanis Buch über Bologna ist das dritte einer von Paolo Cammarosano herausgegebenen Reihe, die sich dem Mittelalter in den italienischen Städten widmet. In seinem Aufbau folgt es einer vorgegebenen Struktur: Zunächst werden die urbanistischen, territorialen, demographischen und historischen Entwicklungslinien nachgezeichnet („Parte prima: il profilo generale", S. 1–78), dann richtet sich der Blick auf die schriftliche Überlieferung („Parte seconda: le fonti scritte", S. 79–125), und schließlich stehen architektonische und künstlerische Zeugnisse im Mittelpunkt („Parte terza: il paesaggio urbano e le opere d'arte", S. 127–178). Ob der Band für jenen imaginären Touristen aus Berlin geeignet ist, der sich an einem heißen Augusttag orientierungslos durch Bologna treiben lässt und den Milani einleitend an die Hand nimmt, bleibt unausgesprochen. Man darf hoffen, dass er aus der Gruppe derjenigen Studierenden, jungen Wissenschaftler oder historisch Interessierten stammt, an die sich die Reihe richtet. Deren Ansprüchen wird der Autor vollkommen gerecht. Milani erläutert die wichtigsten Stationen der mittelalterlichen Geschichte Bolognas, skizziert den Prozess der Verschriftlichung, gibt einen kenntnisreichen Überblick über die erhaltenen Quellen und ebnet mit praktischen Hinweisen den Weg in die Archive und Bibliotheken. Ferner schärft er das Bewusstsein für zeitliche Überformungen, die sich nicht zuletzt in den erhaltenen Bauwerken finden. Zahlreiche Literaturhinweise runden den gelungenen Text ab. Petra Schulte

Alarico Barbagli, Il notariato in Toscana alle origini dello stato moderno, Milano (Giuffrè) 2013 (Quaderni di „Studi senesi" 131), IX, 263 S., ISBN 978-88-14-18083-0, € 27.

Zwei Jahre nachdem B. eine Studie über das Aretiner Notariat im Spätmittelalter und früher Neuzeit vorgelegt hat, folgt nun eine vergleichende Studie zum Notariat im Großherzogtum Toskana im 16. Jh., das sich damals aus drei unterschiedlichen Rechtskreisen zusammensetzte. Da war zunächst die Stadt Florenz mit ihrem Herrschaftsgebiet, zweitens der sogenannte *Stato Vecchio*, der die ehemals selbständigen Städte Pisa, Castiglion Fiorentino, Arezzo, San Gimignano, Cortona, Volterra,

Pistoia, Montepulciano, Borgo Sansepolcro, Prato, San Miniato und Colle di Val d'Elsa umfasste, und schließlich der *Stato Nuovo*, also die ehemalige Republik Siena. Während die Florentiner Republik die traditionellen Rechte und Gepflogenheiten der einzelnen Orte weitgehend respektiert hatte, setzte besonders unter Großherzog Francesco I. eine Politik der Vereinheitlichung und Zentralisierung ein. Dies zeigt sich besonders deutlich am Institut des Notariats, das seit Karl dem Großen institutionell auf den Kaiser und seit dem Investiturstreit in geringerem Maße auch auf den Papst ausgerichtet war. Seit dem 13. Jh. mehrten sich die kommunalen Regelungen betreffend das Notariat. Obwohl damals noch die meisten Notare kaiserlich oder päpstlich autorisiert wurden, durfte in einem bestimmten Territorium bald nur noch agieren, wer dem lokalen Notarskolleg angehörte, das heißt, von ihm geprüft und als geeignet eingestuft worden war. Das Kolleg wachte auch darüber, an wen die Protokolle der verstorbenen Notare gingen. Seit dem 15. Jh. häuften sich die Versuche, kommunale Depotstätten für diese Akten zu errichten. In diesem Prozess ging der ursprünglich reichsweite Tätigkeitshorizont des Notars allmählich verloren. Diese Tendenz verstärkte sich unter den Medici-Großherzögen weiter. Der Notar wandelte sich von einem freien Unternehmer, dessen Schriftstücke vor Gericht allgemeine Glaubwürdigkeit genossen, zu einem Beamten, der gewissermaßen das vor ihm Verhandelte auf *carta bollata* zu schreiben hatte. Die Notarsernennung durch Kaiser oder Papst bzw. ihre Delegaten wurde im Großherzogtum 1583 verboten, womit die Toskana für andere italienische Staaten die Vorreiterrolle einnahm. Sie wurde ein großherzogliches Reservat. Jährlich musste der Notar Verzeichnisse seiner Tätigkeit an die Zentrale abliefern. Nach seinem Tod wurden die Register eingezogen und zentral deponiert. Der vorliegende Band ist in vier fast gleichgroße Kapitel eingeteilt. Im ersten stellt B. die einschlägigen spätmittelalterlichen Statuten in den einzelnen Territorien und die anschließenden großherzoglichen Gesetze vor. Das zweite befasst sich mit den Regelungen des Zugangs zum Notarsamt, das dritte mit der Redaktion und der Konservierung der Notarsregister und das vierte mit den Versuchen, durch bürokratische Maßnahmen die Glaubwürdigkeit der Dokumente zu sichern. Das Verdienst dieser Studie besteht zweifellos in der tiefen sachlichen Durchdringung der normativen Quellen in den erwähnten Territorien. Befremdend wirkt der vollständige Ausschluss der gelebten Praxis. Ärgerlich ist jedoch die schon fast krampfhafte Ausrichtung des toskanischen Notariats auf die spätmittelalterliche Bologneser Notarsideologie, wo ich doch schon vor einem Dutzend Jahre gezeigt habe, dass die Wurzeln des mittelalterlichen Notariats nicht dort liegen. Wenig benutzerfreundlich ist zudem das antiquierte Zitiersystem, das ohne Bibliographie auszukommen meint. Dafür findet sich immerhin ein Index der Namen und der benutzten Manuskripte und Archivalien.

Andreas Meyer

Massimo Cervelli/Claudia De Venuto (a cura di), La Toscana nella costruzione dello stato nazionale dallo statuto toscano alla costituzione della repubblica (1848–1948). Atti del convegno di studi (30 maggio–1 giugno 2011), Firenze (Olschki) 2013 (Biblioteca di storia toscana moderna e contemporanea. Studi e documenti 58), VIII, 338 S., Abb., ISBN 978-88-222-6245-5, € 35.

Was macht eine Nation aus? Kultur, Sprache oder politische Einheit? Vielfach gestellt wurde diese um das Problem der nationalen Identität kreisende Frage in den unzähligen Publikationen zur 150-Jahrfeier Italiens im Jahr 2011. Während die ältere Nationalismusforschung noch bis in die 1980er Jahre hinein nach den großen einigenden Momenten suchte und dabei so manchen Mythos konstruierte, wenden sich neuere Arbeiten der Geschichts- und Kulturwissenschaften seit rund einem Jahrzehnt verstärkt kleineren territorialen Einheiten wie Gemeinden und Regionen zu. Sie betonen deren ungleich stärkere Rolle für die Herausbildung von Identitäten als die Nation und finden sich dabei teils im Widerspruch zu neueren kulturgeschichtlichen Arbeiten aus der Schule von Alberto Mario Banti wieder, die vor allem die intellektuellen Eliten im Blick haben. In diesen Trend der Regionalismusforschung reiht sich auch der vorliegende Sammelband ein, der nach den toskanischen Besonderheiten im italienischen Einigungs- und Nationsbildungsprozess zwischen 1848 und 1948 fragt. Nun ist die Toskana eine durchaus spannende Region in dieser Zeit mit einer langen Tradition politisch gemäßigter Eliten und ausgeprägten lokalen und munizipalen Autonomien, wie wir u. a. von Thomas Kroll wissen. Brüche und Wandlungsprozesse markieren im weiteren Verlauf der Geschichte die Jahre als italienische Hauptstadt 1865–1871, den Übergang zu einer „roten" Region um 1900, die wichtige Rolle im Faschismus sowie in der Resistenza gegen die deutsche Besatzung und schließlich die Mitwirkung bei der Begründung des demokratischen Nachkriegsitalien. Der Band versammelt insgesamt 15 Beiträge mehr oder weniger bekannter historisch arbeitender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, unter denen sich Politologen, Soziologen, Kirchen- und Wirtschaftshistoriker sowie Erziehungswissenschaftler befinden. Die Aufsätze, die aus Platzgründen hier nicht einzeln vorgestellt werden können, gehen unterschiedlich an die ihnen gestellten Themen heran und variieren deutlich in der Qualität, etwa was das Heranziehen von Quellen betrifft. Aus der minimalistischen Einleitung geht kein übergreifendes Konzept für alle Beiträge hervor. Der rote Faden, der sich dennoch durch alle Einzelstudien zieht, ergibt sich allein aus dem Titel des Bandes, der sich die toskanische Rolle im Prozess der italienischen Nationalstaatsbildung in den 100 Jahren zwischen 1848 und 1948 zum Thema nimmt. Dabei sind die beiden Verfassungen, die den zeitlichen Rahmen abstecken, das toskanische Statut von 1848 und die Verfassung der Republik von 1948, eher als flexibles Gerüst zu verstehen, denn eigene Beiträge hierzu sucht man vergeblich. Die Themenvielfalt ist groß und erstreckt sich über sieben Bereiche: Vier Beiträge wenden sich Fragen von Recht und Politik, Staatsbürgerschaft, Identitätskonstruktion und Munizipalismus zu; zwei Wirtschaftshistoriker behandeln Aspekte des Freihandels und der Finanzen.

Das Spannungsfeld von Religion und Politik wird in einem Aufsatz zur katholischen Kirche angesprochen, während zwei Beiträge die Rolle der Frauen thematisieren. Das Bildungswesen steht im Mittelpunkt von drei Studien, eine Untersuchung widmet sich dem Wandel von einer politisch gemäßigten zu einer „roten" Region um 1900, und die beiden abschließenden Arbeiten kreisen um die Jahre zwischen Bürgerkrieg, Besatzung, Befreiung und demokratischem Neubeginn 1943–1948. Selbstverständlich sind thematische Lücken in einem Sammelband normal. Es ist dennoch bedauerlich, dass weder dem Faschismus in der Toskana zwischen 1920 und 1943 noch Florenz als Hauptstadt des Königreichs Italien 1865–1871 ein eigener Beitrag gewidmet ist. Nicht nur wegen dieser Leerstellen eignet sich der Band nicht als Einstiegslektüre für die neuere und neueste Geschichte der Toskana; er setzt auch zu viel Vorwissen voraus. Zugleich erfährt der Leser auf den über 300 Seiten zwar manch neues Detail. Für Kenner der Materie wird sich der Erkenntnisgewinn hingegen im Rahmen halten. Der Mehrwert des Bandes liegt eher auf der Metaebene, denn die Vielfalt der versammelten Themen bildet in durchaus geeigneter Weise die äußerst differenzierte und heterogene Identitätsbildung der italienischen Nation im 19. und 20. Jh. ab. So gesehen unterstreicht der Band noch einmal eindrucksvoll die Relevanz und Tragfähigkeit eines auf lokaler und regionaler Ebene ansetzenden Identitätsdiskurses für die italienische Geschichte seit der Französischen Revolution. Jens Späth

Draghi rossi e querce azzurre. Elenchi descrittivi di abiti di lusso (Firenze 1343–1345). Trascrizione a cura di Laurence Gérard-Marchant, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013 (Memoria scripturarum 6. Testi latini 4), XLV, 684 S., ISBN 978-88-8450-509, € 110.

Im Jahr 1343 stürzte ein Aufstand die Herrschaft des Adels in Florenz. An seine Stelle trat ein bürgerliches Regiment, dessen Mitglieder zum größten Teil aus den Zünften stammten. Schon wenige Monate nach dem Regierungswechsel wurde die *Prammatica sulle vesti delle donne Fiorentine* veröffentlicht. In diesem etwa 300 Blätter umfassenden, hier erstmals edierten Register wurden mehr als 3000 Florentiner Frauen (und 60 Männer) namentlich genannt, die bestimmte Kleider tragen durften, obwohl diese nach der geltenden Luxusgesetzgebung verboten waren. Es handelt sich also um eine Liste von Sondergenehmigungen oder Dispensen für einzeln beschriebene Mäntel, Kleider und Kopfbedeckungen. Um die registrierten Stücke erkennen zu können, wurden sie nach der Approbation mit einer Metallmarke der Kommune versehen. Das Register enthält 3257 Einträge mit 6874 Kleidungsstücken, die zwischen Oktober 1343 und April 1345 von vier Notaren verfasst wurden. Angefügt wurden zwei weitere Listen mit Schmuckstücken, die ebenfalls kontrolliert und mit einer Marke „legalisiert" wurden. Die meisten Frauen sind mit einem bis vier Kleidungsstücken vertreten. Es gibt aber auch einige, die zwischen fünf und zehn Sondergenehmigungen besaßen, in Ausnahmefällen wurden bis zu 22 Stücke registriert. Die Kleiderord-

nung, auf die sich diese Ausnahmeregelungen beziehen, ist nicht überliefert. Das Register entfaltet ein prachtvolles Panorama der exklusiven Florentiner Frauenmode in den Jahren vor der Pest 1348. Erwähnt werden vor allem verschiedene Oberbekleidungen (*tunica, mantellum, guarnachia*). In den Beschreibungen wurde in fast allen Fällen die Farbe der Stoffe genannt: es dominiert Rot mit 39 % vor Gelb und Gold mit 18 %, darauf folgen Schwarz und Grün mit je 10 %, Weiß mit 8 % und Blau mit 6 %. Viele Kleider war zumindest zweifarbig und mit Streifen oder Muster versehen. Die Stoffqualität war ein weiteres Merkmal, das die Registratoren in vielen Fälllen erfassten. Besonders beliebt waren Seidenstoffe unterschiedlicher Qualität. Viele Damen besaßen mehrere zusammengehörige Kleidungsstücke. Ein willkürlich herausgegriffener Eintrag lautet: (879) *Domina Ghilla uxor Rossi Bonomini populi S. Beneditti habet unam chottam drappi porporini cum uccellinis albis, giallis et veridibus et cum quercubus (sic!) et compassibus et trafoglis giallis, viridis et vermiliis. Item unam guarnacchiam sciamiti vermilii. Item unam tunicham dicti sciamiti vermili.* (Frau Ghilla, die Ehefrau von Rosso Bonomini aus der Pfarrei S. Benedikt, besitzt eine Cotte [taillierte Tunika] aus roter Wolle mit weißen, gelben und grünen Vögeln sowie mit gelben, grünen und roten Eichen, Kreisen und Kleeblättern. Dieselbe besitzt ein Überkleid aus roter Seide. Dieselbe besitzt eine Tunika aus derselben roten Seide.) Das Verzeichnis wurde vorbildhaft erschlossen: In mehreren Essays werden die Florentiner Luxusgesetzgebung der Zeit sowie die Genese der *Prammatica* erläutert. Einen direkten Bezug zur Edition haben ein Beitrag zu den Editionsrichtlinien sowie ein Kommentar zu den zentralen Termini aus dem Feld der Mode. Abgeschlossen wird der Band durch ein kommentiertes Sach- sowie ein Personenverzeichnis. Es fällt mir leicht, dem Editor zuzustimmen: „Essa (Prammatica) può aprirsi ad un vasto programma di lavoro, che richiede le competenze non solo degli storici ma anche dei filologi, degli storici della letteratura o dell'arte e degli estetici" (XVI). Thomas Ertl

Giovanni Di Pagolo Rucellai, Zibaldone, a cura di Gabriella Battista/Anthony Molho, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013 (Memoria scripturarum 7. Testi in volgare 3), LXXIII, 666 S., ISBN 978-88-8450-514-9, € 90.

Die vorliegende Ausgabe des „Zibaldone" hat kürzlich T. Daniels gewürdigt (http://www.sehepunkte.de/2014/06/24599.html) und bestimmte inhaltliche Akzente des Werks herausgegriffen, z. B. künstlerische und ökonomische; im folgenden wird auf einige weitere Aspekte eingegangen. Dem von Gabriella Battista vollständig und philologisch vorbildlich edierten Werk, das 585 Druckseiten umfaßt (eine von Alessandro Perosa besorgte Teilausgabe wurde bereits 1960 vom Warburg Institute London veröffentlicht), geht eine ausführliche Introduzione voraus (S. [XV]–LXXIII), in der die Hg. die für Florenz typische Produktion von „Zibaldoni" in ihren sozialen und literarischen Rahmen stellt, und zwar im Hinblick auf die besondere Situation von Florenz im Quattrocento und damit des Ambiente, in dem Rucellais Werk entstanden

ist. Literatur- und kulturgeschichtlich besonders interessant ist das Kapitel „Lo Zibaldone“: Una guida morale per i posteri (S. XLI–LXIV), einmal wegen seines Bezugs zu der für das Quattrocento typischen Diskussion über moralische und zivile Werte, zum andern durch den Hinweis auf spezielle Literaturformen, die zu Rucellais Zeit in Florenz in Kreisen des Bürgertums praktiziert wurden, und zwar auf der Basis persönlicher Erfahrung und ohne literarisch-künstlerischen Anspruch. Gemeint sind die seit dem Ende des 13. Jh. verbreiteten *ricordi familiari* und *ricordi patrimoniali*, mit denen die *zibaldoni* verwandt sind, zu definieren als „compilazioni antologiche, che sono selezioni personali di un repertorio culturale comune, connesse sempre al genere delle ricordanze mercantili“ (S. XLIV). Es handelt sich um eine lose Folge von Textabschnitten ohne gedankliche oder chronologische Strukturierung, in denen sich der Autor mehr oder weniger ausführlich zu bestimmten Themen äußert, geleitet von persönlichen Interessen und Anliegen, zuweilen auch unter Berufung auf literarische Autoritäten. Die Themen betreffen sowohl sein Privatleben als auch äußere Ereignisse. Wie bekannt, erfuhr der Zibaldone als literarisches Genre in Spätmittelalter und Renaissance große Verbreitung, vor allem in Florenz. In diese Tradition ist das vorliegende Werk einzuordnen, die persönlichen Aufzeichnungen des reichen Florentiner Kaufmanns Giovanni di Pagolo Rucellai (1403–1481), bekannt als Auftraggeber des 1446 begonnenen Palazzo Rucellai und der humanistischen Kultur seiner Heimatstadt Florenz nahe stehend. Giovanni bestimmte den Zibaldone für seine beiden Söhne, wie er in seinem kurzen Vorwort von 1457 schreibt; dort bezeichnet er das Werk – mit Anspielung auf die gastronomische Bedeutung des Wortes „zibaldone“ (im Deutschen kaum adäquat wiederzugeben) – als „una insalata di più erbe“ und gibt ihm den Titel „Zibaldone quaresimale“ (= minestrone di magro composto di varie erbe; so in der Ausgabe von Perosa, S. 264). Geschrieben zwischen 1457 und 1476, erweist es sich als moralischer Leitfaden für die Nachfahren des Autors. Die Hg. unterscheidet drei große Themenbereiche bzw. Darstellungsarten, die auch andere Zibaldoni aufweisen (vgl. das bereits erwähnte Kapitel): 1) persönliche Erinnerungen des Autors bezüglich des Alters und Ansehens der Familie Rucellai, wie es in Ämtern, Besitz, Handelsbeziehungen und Reisen zur Geltung kommt; 2) Ratschläge zur Ausübung des Handels, zur Kindererziehung und allgemein zu einer moralisch fundierten Lebensführung, mit expliziter Erinnerung an die Vergänglichkeit und allgemeine Unsicherheit des Lebens; 3) Auszüge aus literarischen Werken, darunter solche aus antiken Autoren und Darstellungen der Geschichte von Florenz. Für den modernen Leser ist der Zibaldone weniger eine „guida morale“ als ein inhalt- und detailreiches Lesebuch zu Lebenswirklichkeit und Wertvorstellungen der wohlhabenden florentinischen Kaufmannsschicht des Quattrocento. Zur inhaltlichen Orientierung und für die Auswahl individuell interessierender Themen ist der ausführliche „Indice delle persone, dei luoghi e delle cose notevoli“ (S. [587]–663 sehr nützlich.

Ursula Jaitner-Hahner

Tobias Daniels, La congiura dei Pazzi: i documenti del conflitto fra Lorenzo de' Medici e Sisto IV. Le bolle di scomunica, la „Florentina Synodus", e la „Dissentio" insorta tra la Santità del Papa e i Fiorentini. Edizione critica e commento, prefazione di Riccardo Fubini, Firenze (Edifir) 2013 (Studi di Storia e Documentazione Storica 6), 206 S., ISBN 978-88-7970-649-0, € 18.

Das als *Congiura dei Pazzi* bekannte Attentat auf die Medici vom 26. April 1478, dem Giuliano zum Opfer fiel, während Lorenzo entkommen konnte, hat in der Geschichtsschreibung seit jeher Beachtung gefunden, auch die Rolle, die Papst Sixtus IV. dabei spielte. Der Autor der vorliegenden Studie hat dieses Ereignis wiederholt behandelt und in größere Zusammenhänge eingeordnet. In dem hier vorzustellenden Buch zeigen die Überschriften der sechs Kapitel des ersten Teils, dass sein Interesse der bisher relativ wenig beachteten „controversia pubblicistica" (S. 9) gilt, dem „conflitto propagandistico" (S. 23), der dem Florentiner Geschehen von 1478 folgte oder sich darauf bezog. Dies betrifft zunächst die drei päpstlichen Bullen von Juni 1478, in denen Sixtus IV. Lorenzo de' Medici des Ungehorsams und der Undankbarkeit bezichtigt, als *iniquitatis filius et perditionis alumnus* sowie als Tyrann bezeichnet und ihn sogar des *crimen lesae maiestatis* im kanonistischen Sinn anklagt. Ebenso interessant ist die als *Florentina Synodus* bekannte schriftliche Reaktion von Seiten der Medici zur Verteidigung Lorenzos, veröffentlicht im August 1478, im Wesentlichen das Werk des Medici-Anhängers Gentile Becchi, Bischof von Arezzo; in dieser Streitschrift, einem „vero e proprio appello per la convocazione del Concilio" (S. 62), sucht Becchi die von Sixtus IV. vorgebrachten Anklagen zu entkräften und verurteilt den Papst wegen seines friedensstörenden Verhaltens. Als weitere Verteidigungsschrift für Lorenzo stellt Daniels die 1478 gedruckte, wenig beachtete *Dissentio* vor, vielleicht ein Werk Bartolomeo Platinas. Diese vier Werke analysiert er ausführlich in Cap. 2–5 (2: Le bolle sistine, S. 23–28; 3: La risposta fiorentina e „la guerra di penna", S. 29–43; 4: La *Florentina Synodus*, S. 45–80; 5: La *Dissentio*, S. 81–97). In den diesen Teil einrahmenden Cap. 1 (Tempi e temi della controversia, S. 9–21) und Cap. 6 (L'esito della guerra di propaganda, S. 99–104) erläutert er den historischen und personellen Zusammenhang bzw. die historischen Folgen der *Congiura dei Pazzi*. Die Dokumente werden ausführlich und im Hinblick auf die darin ausgedrückten Leitgedanken und -begriffe interpretiert; letztere sind meist biblischen Ursprungs, berühren aber auch juristische Aspekte. Der zweite Teil des Buches (Appendice documentaria, S. 105–180) besteht aus der Edition der im ersten Teil besprochenen Dokumente auf der Basis von Handschriften und frühen Drucken, nämlich 1: Bulle Sixtus' IV. vom 1. Juni 1478 (S. 105–114), 2 und 3: die zwei Bullen Sixtus' IV. vom 22. Juni 1478 (S. 115 f. und 117–121); 4: [Gentile Becchi], die Streitschrift *Florentina Synodus*, datiert Florenz, Ende August 1478, mit der Widerlegung der Anschuldigungen Sixtus' IV. (S. 122–160); 5: [Bartolomeo Platina?], *Dissentio inter Sanctissimum Dominum Nostrum Papam et Florentinos suborta*, verfasst Rom, Herbst 1478 (S. 161–180). Alle Dokumente hat Daniels nach bereits bekannten Quellen philologisch mustergültig ediert, mit textkri-

tischem Apparat versehen und jeweils einen detaillierten Sachkommentar mit Literaturangaben angefügt, in dem u. a. biblische Zitate und Anspielungen verzeichnet sind. Die durchweg lateinischen, z. T. sehr langen Texte sind sprachlich korrekt und interpunktorisch sinnvoll ediert, die zahlreich eingefügten Bibelstellen und literarische Referenzen durch Kursivdruck hervorgehoben. Eine mehrteilige Bibliografia beschließt den Band (S. 181–197; darin: Manoscritti e incunaboli, S. 181–183; Fonti e strumenti di ricerca, S. 183–186; Letteratura, S. 187–197, mit vielen wichtigen Monographien und Aufsätzen aus jüngster Zeit); auch die Indici umfassen mehrere Teile (Indici dei nomi, S. 199–203; Riferimenti testuali, S. 203–206; Fonti letterarie, S. 106; Autori moderni (scelta), S. 106). Eine historisch wie philologisch anspruchsvolle Monographie, die Hintergründe, Verlauf und Ausgang eines oft nur dem Namen nach bekannten Ereignisses der italienischen Renaissance genauer dokumentiert und erläutert.

Ursula Jaitner-Hahner

Götz-Rüdiger Tewes, Kampf um Florenz – die Medici im Exil (1494–1512), Köln [u. a.] (Böhlau) 2011, XIV, 1190 S., Abb., ISBN 978-3-412-20643-7, € 128.

Das von 1494 bis 1512 währende Exil der Medici steht im Zentrum der Studie von Götz-Rüdiger Tewes, in der er die These Raymond de Roovers (The Rise and Decline of the Medici Bank, 1397–1494, Cambridge Mass. 1963) widerlegt, dass sich ein Niedergang der Medici-Bank unter Lorenzo de' Medici (1449–1492) bereits abgezeichnet hätte und 1494 unter Piero de' Medici (1472–1503) endgültig erfolgt sei. Anhand von gedruckten, vor allem aber von ungedruckten Quellen wie Gesandtschaftsberichten, Privatbriefen, Geschäftsbüchern, Akten der florentinischen Finanzverwaltung und Papstbullen vermag Tewes nachzuzeichnen, wie die Bank der Medici mit ihren Standorten in Florenz/Pisa, Rom/Neapel und Lyon, die beiden ihr zugehörigen, 1478/82 gegründeten Tarnbanken und die mediceische Goldschläger-, Woll- und Seidengesellschaft in neuen Bank- und Handelsgesellschaften aufgingen, die von Vertrauten der Medici geleitet wurden. So wurde ein finanzielles Netz gespannt, das die Medici während des Exils auffing, ihre Rückkehr nach Florenz ermöglichte und Giovanni de' Medici (1475–1521) als Papst Leo X. (1513–1521) Rückhalt bot. Von einem Bankrott der Medici-Bank kann vor diesem Hintergrund nicht gesprochen werden. Dass es Tewes gelingt, die bislang unbekannten Zusammenhänge zu rekonstruieren, indem er sich denjenigen zuwendet, die nach der Vertreibung der Medici aus Florenz weiterhin für sie wirkten, ist eine fulminante Leistung. Zu Recht hebt der Autor hervor, dass sich das Patron-Klientel-Verhältnis, das die Beziehung zwischen den Medici und ihren Anhängern und Freunden über Jahrzehnte geprägt hatte, 1494 auflöste. Gleichwohl, und an diesem Punkt setzt Tewes an, sind starke soziale und finanzielle Bindungen sowohl an die Medici als auch untereinander zu beobachten. Um zu verstehen, wie der Zusammenhalt funktionierte und welche Wirkung er entfaltete, holt Tewes nicht nur zeitlich weit aus, sondern geht er auch tief ins Detail. Die sieben Kapitel, die sein Buch

gliedern, überschreibt er mit den Titeln „Die Exilierung“ (S. 13–90), „Tarnen und Täuschen: Das ökonomische Netzwerk der Mediceer (1478–1498)“ (S. 91–250), „Die Medici und der Hochadel: Sanseverino und Orsini“ (S. 251–327), „Piero de' Medicis Kampf um Florenz“ (S. 328–602), „Formen und Finassieren: Wirtschaft und Politik der Mediceer (1496–1512)“ (S. 603–838), „Giovanni de' Medicis Balanceakt zwischen Papst Julius II. und Frankreich“ (S. 839–957) und „Der Sieg der Mediceer“ (S. 958–1112). In ihnen begleitet der Leser Tewes bei der Aufdeckung der personellen und ökonomischen ebenso wie der politischen Verflechtungen, wobei ihm schnell die Gefahr droht, vom Autor abgehängt zu werden, der von Beleg zu Beleg, von Puzzleteil zu Puzzleteil eilt, die Vollständigkeit der Gewichtung vorzieht und selten innehält, um zu erklären und zu resümieren. Auch gehören die theoretischen Reflexionen zur Netzwerkforschung, die Tewes als seinen „methodischen Schlüssel“ bezeichnet, nicht zu den Stärken des Buches. Das in akribischer Quellenarbeit zusammengesetzte Bild beeindruckt jedoch. Es zeigt, wie verwandtschaftlich und durch gemeinsame wirtschaftliche Interessen verbundene florentinische Bankiers – genannt seien neben der zentralen Figur des Leonardo di Zanobi Bartolini die Angehörigen der Familien der Tornabuoni, Salviati, Bartolini sowie Lanfredino Lanfredini und Gianbattista Bracci –, der mailändische Kardinal Federico Sanseverino und die römische Adelsfamilie der Orsini, in die die Medici hineingeheiratet hatten, diese in den 18 Jahren ihres Exils trugen. Und es verdeutlicht, wie ihr geschicktes wirtschaftliches und zugleich politisches Taktieren auf europäischer Ebene die Rückkehr der Medici in die Stadt am Arno ermöglichte. Tewes hat ein Buch vorgelegt, das den Blick nicht nur auf die Geschichte von Florenz verändert.

Petra Schulte

Mario Ascheri, Storia di Siena. Dalle origini ai giorni nostri (Storie delle Città 2), Pordenone (Edizioni Biblioteca dell'Immagine) 2013, 24 Abb., 3 Ktn., XI, 270 S., ISBN 978-88-6391-138-1, € 14.

Der Vf. legt zwölf Jahre nach dem Erscheinen seiner großformatigen Bände „Siena nella storia“ und „Lo spazio storico di Siena“, in denen er die Geschichte des Stadtstaates auf knapp 600 Seiten darstellte, erneut eine Geschichte Sienas vor, diesmal als schmales Taschenbuch von gut 260 Seiten. War früher das Ziel des Vf., das für Siena durch die Jahrhunderte Charakteristische darzustellen, so ist das Anliegen der neuen Publikation, einen „saggio interpretativo“ (S. X), eine reflektierte Geschichte der toskanischen Stadt vorzulegen. Der Perspektivenwechsel kommt nicht von ungefähr: Der Autor, der sich vor einem Jahrzehnt noch in der Darstellung der bewunderten historischen Hinterlassenschaft Sienas sonnen konnte, hat unter dem Eindruck der letzten Jahre in den Strudel der Gegenwart geblickt, der alte Gewissheiten unbarmherzig in Gewesenes verwandelte. – Die Darstellung spannt sich wie in den beiden früheren Werken von der ersten Erwähnung der Stadt über die Zeit der Langobarden und Karolinger, die junge Kommune und die Regierung der Neun (1287–

1355), über die rasch einander ablösenden Regierungsformen (1355–1404) und das komplizierte System der Parteiungen, über den Untergang der Republik (1555) in den Kämpfen zwischen Frankreich und dem Reich und deren Aufgehen als Verwaltungseinheit im Großherzogtum der Toskana – erst unter den Mediceern (1555–1737), dann unter dem Haus Habsburg-Lothringen (1737–1859) – bis hin zu den letzten 150 Jahren mit all den Veränderungen nach der Einigung Italiens und nach den beiden Weltkriegen. Im Unterschied zum früheren Werk wird das Dargebotene auf das äußerste verdichtet. Ereignisse, Entwicklung, Personen und Sachen sind angesichts der Fülle des Stoffes meist nur mit knappen Strichen angedeutet und nur noch so weit erwähnt, als darin in den Augen des Vf. Charakteristisches erkennbar wird. So fragt sich der Autor, die Bewohner der Stadt betreffend, halb im Ernst, ob nicht vielleicht im bekannten in Siena geborenen Karikaturisten Emilio Giannelli, der u. a. für den „Corriere della Sera" zeichnet, eine typische Sieneser-DNA am Wirken sei, wird doch schon gelegentlich der ältesten Erwähnung der Stadt berichtet, daß ein römischer Senator von den Einwohnern Sienas schwer verspottet wurde, indem sie für ihn eine fiktive Leichenfeier inszenierten (Tacitus, Hist. IV.45). Für die frühe Bedeutung der Stadt steht dann etwa die Tatsache der Erhebung des ersten Reformpapstes, Nikolaus II., der hier gewählt wurde (1058), für das frühe Aufblühen des Bankgewerbes die von Sieneser Geldverleihern 1198 in Rom dem Bischof von Utrecht vorgestreckte beachtliche Summe und für die frühe Bedeutung der Sieneser Universität, daß an ihr 1245–1250 der Arzt Pietro Ispano, der nachmalige Papst Johannes XXI. lehrte. Als Zeichen der wirtschaftlichen Bedeutung der Stadt in einer Zeit, als sie schon seit langem im Schatten von Florenz stand, wird berichtet, daß das Steueraufkommen Sienas um 1500 auf die Hälfte von demjenigen von Florenz geschätzt wurde, wo doch die Arnostadt vier- bis fünfmal so viele Einwohner zählte, und weiter, daß wenige Jahre später der Sieneser Bankier Agostino Chigi in Rom für sich die Farnesina erbauen ließ. Mehr Raum wird dann den größeren Zusammenhängen gewährt, wobei unterschwellig immer die Frage mitschwingt, was haben sie für Siena eigentlich bedeutet. So weist der Vf. bei der Behandlung der Regierung der *Nove* auf die merkwürdige Tatsache hin, daß diese zwar 70 Jahre lang, von 1287 bis 1355, die Geschicke der Stadt leiteten und ihr bauliches Erscheinungsbild nachdrücklich prägten, doch aus dem Kreis der etwa 2000 Personen, aus dem sie sich rekrutierten, keine Person mit historisch greifbaren Relief hervorgetreten sei. Über die Eingliederung der Republik in das Großherzogtum der Toskana heißt es dann, daß der Mediceer Cosimo I. mit kluger Behutsamkeit den Sienesen ihre Institutionen belassen habe. Und hinsichtlich des Großherzogs Pietro Leopoldo (1765–1790), des nachmaligen Kaisers Joseph II., wird festgestellt, daß die von der Aufklärung getragenen Reformen in keinem anderen der habsburgischen Länder mit solcher Konsequenz durchgeführt wurden wie in der Toskana. In größerer Breite werden dann Ereignisse und Strukturen behandelt, die das Leben der Stadt bis heute bestimmen, so der 1260 über Florenz erfochtene Sieg in der Schlacht von Montaperti, deren Erinnerung in Siena immer noch gepflegt wird, oder die Contrade genannten Stadtteile und der von ihnen bestrittene Palio, die beide ein konstitutives Element für

das Bewußtsein der heutigen Bürgerschaft darstellen, und schließlich und vor allem der *Monte dei Paschi*. Diese 1472 gegründete älteste Bank Italiens, der ganze Stolz der Stadt und der Bürgerschaft, von den Mediceern 1625 auf eine neue Grundlage gestellt und 1936 in ein kommunales Institut umgewandelt, von dessen Geldsegen die Kommune für all ihre Planungen bis vor kurzem profitiert hatte, wurde 1990 vom Italienischen Staat, in Ausführung von EU-Beschlüssen, in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und geriet 2012 in Schieflage, mit bis heute nicht absehbaren Konsequenzen. Der konsternierte Vf. sucht seitenlang nach den Gründen dieser unvorhersehbaren Wendung – ohne sie, wie er bekennen muß, letztlich zu erschließen (vgl. S. XI: „Per intero quella storia non si conoscerà mai") – wonach ihm nur die Hoffnung bleibt, und damit endet das Buch, daß es vielleicht wieder so wird, wie es im 20. Jh. einmal war (S. 263). – Diese neueste Geschichte Sienas, die einer jüngst erschienenen anderen an die Seite tritt (vgl. QFIAB 90 [2010], S. 681f.), ist eine gut lesbare, anregende und an Details und Aspekten, die hier nur in Auswahl angedeutet wurden, überaus reiche Lektüre, der ein fester Platz unter den Senensia gebührt. Der Band ist allerdings ohne Anmerkungen geschrieben. Wer Genaueres wissen will, wird vom Vf. auf die Bibliographie in den beiden oben erwähnten Bänden verwiesen sowie auf 35 nach dem Jahr 2000 erschienenen Titel am Ende des vorliegenden Bandes. – Unter diesen wird übrigens ein Buch von M. Aurigi, Monte dei Paschi di Siena. Un amore lungo mezzo millennio finito in tragedia, 2013, erwähnt, der seit seinem 18. Lebensjahr Mitarbeiter der Bank war. Aurigi hat sein Buch auf Youtube vorgestellt: Dort kann man eine Ahnung davon bekommen, was die Bank an den Rand des Abgrunds trieb.

Thomas Szabó

Fabio Gabbrielli (a cura di), Il Pellegrinaio dell'ospedale di Santa Maria della Scala (Ricerche e Fonti 3), Arcidosso (Edizioni Effigi) 2014, 207 S., Abb., 16 Farbtaf., ISBN 978-88-6433-376-2, € 16.

Der Band enthält die Beiträge zu einer Tagung des Jahres 2010, die sich mit dem sogenannten *Pellegrinaio*, dem Pilgersaal des im Titel genannten Hospitals befaßte, das noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Krankenhaus fungierte. Erst in der Folgezeit wurde der weitläufige Komplex in ein Museum umgewandelt, wodurch die Fresken des Pilgersaals, der dem Krankenhaus bis dahin als Bettensaal diente, zum ersten Male öffentlich zugänglich wurden. – Fabio Gabbrielli, Introduzione (S. 9–14), weist darauf hin, daß der Pellegrinaio nur einer der mindestens vier für die Bedürftigen bestimmten Säle des Hospitals gewesen sei, das im 14. und 15. Jh. zu „gigantesche dimensioni" (S. 9) erweitert wurde. – Bernardina Sani, Il convegno sul Pellegrinaio nella tradizione degli studi interdisciplinari sul Santa Maria della Scala (S. 15–22). – Italo Moretti, I pellegrinai nell'architettura ospedaliera europea del Medioevo (S. 23–39), stellt fest, daß die Hospitäler architektonisch Kirchenräume imitieren, und läßt eine Reihe europäischer Beispiele Revue passieren. –

Beatrice Sordini, Il Pellegrinaio e i pellegrini di Santa Maria della Scala. Evoluzione dell'assistenza tra spazi e persone (metà XIII–metà XV secolo) (S. 41–57), schildert die Etappen der baulichen Erweiterung des Hospitals und die Nutzung seiner Räume. – Michele Pellegrini, Attorno alla leggenda di Sorore: invenzione della memoria e uso della storia nell'ospedale di Santa Maria della Scala (XIII–XV secolo) (S. 59–79), behandelt die Geschichte von Sorore, des legendären Gründers des Hospitals, dessen Name erstmals in den Rechnungsbüchern der Institution, im Fresken-Auftrag des Hospitals an Vecchietta (1441) belegt ist. – Petra Pertici, Gli affreschi del Pellegrinaio: un osservatorio d'eccezione per i grandi temi della storia italiana del Quattrocento (S. 97–126), deutet den Freskenzyklus als ‚Schrein der Erinnerung' der kommunalen Führungsschicht, die die großen Momente ihrer Zeit darstellen ließ, als die Stadt im Schnittpunkt der Politik der italienischen Staaten lag und von Kaiser Sigismund (1432–1433) und Papst Eugen IV. (1443) besucht wurde. Damit verbindet die Vf. eine Schilderung des Beziehungsgeflechts Sieneser Humanisten, zu denen der Heerführer und Literat Antonio Petrucci gehörte, der auch auf den Fresken dargestellt sein soll und dem sie die Autorschaft der 40 Novellen zuschreibt, die unter dem Namen Gentile Serminis bekannt sind. (Vgl. dazu auch ihre weiteren Beiträge: Lo Pseudo Gentile Sermini agli Intronati, in: Bullettino senese di storia patria 118–119 (2011–2012) und Novelle senesi in cerca d'autore, in: Archivio storico italiano 169 [2011]) – Bernardina Sani, Testimonianze sugli affreschi del Pellegrinaio dell'ospedale di Santa Maria della Scala. Dalla lettura umanistica di Giorgio Vasari alla filologia di Giovanni Battista Cavalcaselle (S. 127–147), weist darauf hin, daß der Freskenzyklus von der Kunstgeschichte bis in jüngere Zeit kritisch beurteilt wurde und zitiert Stimmen des 18.–19. Jh. über den Erhaltungszustand der Fresken. – Gabriele Fattorini, Domenico di Bartolo: pittura di luce e pittura fiamminga (per una definitiva rivalutazione del ciclo del Pellegrinaio (S. 149–169), unterstreicht den überraschend frühen Einfluß der flämischen Malerei auf Siena. – Raffaele Argenziano, La santità della malattia, la malattia della santità: le raffigurazioni dei malati e delle loro infermità nell'iconografia senese tra la fine del XII e la seconda metà del XV secolo (S. 171–196), gibt einen Überblick über Darstellungen von Aussätzigen, Blinden, Besessenen und Kranken in der Sieneser Kunst. – Massimo Gavazzi, Nadia Montevecchi, Andrea Sbardellati, Indagini sull'architettura e sulle decorazioni della Cappella del Manto. Lo sviluppo costruttivo dalla fase originaria all'assetto documentato da Domenico di Bartolo (S. 197–207). – Der Band unterstreicht die große Bedeutung des Freskenzyklusses in der Sieneser Malerei. Thomas Szabó

Maria Assunta Ceppari Ridolfi/Patrizia Turrini, Montaperti. Storia, iconografia, memoria. Saggio introduttivo di Mario Ascheri, Siena (Edizioni il Leccio) 2013, 108 S., 26 Abb., 10 Farbtaf., ISBN 9788898217069, € 12.

Die beiden Mitarbeiterinnen des Staatsarchivs Siena geben in dem nützlichen, knappen Band einen Überblick über die Geschichte der Schlacht von Montaperti. Darin besiegte das ghibellinische, von König Manfred unterstützte Siena die mächtige, guelfische Rivalin Florenz. M. A. Ceppari Ridolfi schildert, gestützt auf ihre 2009 vorgelegte Sammlung zeitgenösischer Quellen (Battaglia di Montaperti – Repertorio delle fonti più antiche e meno note, in: E. Pellegrini [Hg.], Alla ricerca di Montaperti, Siena 2008, S. 71–117) und weitere Archivnachrichten, die Vorgeschichte und den Verlauf der Schlacht. P. Turrini, die im erwähnten Band von 2009 einen Überblick über die Forschung und einen Katalog der in Siena und in anderen Archiven aufbewahrten Archivalien zu Montaperti bot (Le fonti a stampa. Excursus bibliografico mirato, in: ebd., S. 15–69), verfolgt nun den weiten Nachhall des Waffengangs in Malerei, Literatur und Forschung bis in die letzten Jahre unseres Jahrhunderts.

Thomas Szabó

Giuliano Pinto, Ascoli Piceno, Spoleto (Fondazione Centro italiano di Studi sull'alto medioevo) 2013 (Il Medioevo nelle città italiane 4), 28 Abb., 3 Ktn., 203 S., ISBN, 978-88-6809-002-9, € 15.

Die in den Marken auf einem Geländesporn am Zusammenfluß von Tronto und Castellano gelegene Stadt Ascoli besticht den Besucher durch die Schönheit ihrer beiden Plätze, der Piazza del Popolo und der Piazza Arringo, durch ihre aus weißem Travertin gebauten Monumente: die romanischen Kirchen des 12.–13. Jh., die im 15. Jh. im neuem Stil erweiterte Kathedrale, den zu Beginn des 16. Jh. gestalteten Palazzo del Popolo und nicht zuletzt durch zwei römische Brücken und ein doppelbogiges, ebenfalls römisches Stadttor – um nur diese Sehenswürdigkeiten zu nennen. Doch steht dieser eindrucksvollen Architektur keine entsprechend bedeutende Quellenüberlieferung oder auch nur Beachtung in der Forschung gegenüber. Denn das Archiv der Kommune im Palazzo del Popolo wurde bei einem Aufstand des Jahres 1535 Opfer der Flammen, so daß dem Historiker heute nur die Bestände geblieben sind, die man damals an anderen Plätzen verwahrte. – Diese magere Überlieferung bringt der Florentiner Mediävist G. P., der bei seinen Arbeiten sonst aus den reichen Beständen toskanischer Archive schöpft, auf seine bald fünfzigjährige Forschererfahrung gestützt, zum Sprechen und ordnet die Geschichte der Stadt in die allgemeine historische Entwicklung Italiens ein. Dabei folgt der Aufbau des Bandes dem vorgegebenen dreiteiligen Schema der Reihe, das P. Cammarosano in seinem Band über Siena erprobt hatte (vgl. QFIAB 90 [2010], 681f.), mit den Hauptteilen „Profilo generale" (S. 1–107), „Le fonti scritte" (S. 109–130) und „Il paesaggio urbano e le opere d'arte"

(S. 131–164). Der erste Teil schildert die Expansion der in einem wenig fruchtbaren Gebiet gelegenen Stadt über ihren *districtus* hinaus auf Kosten der lokalen Herrschaften, der Abtei Farfa und der Kommune Teramo. Ökonomisch stützte sich die Stadt auf den von Venedig über Apulien bis nach Sizilien reichenden Handel seiner Kaufleute und eine bedeutende, vom Wasserreichtum ihrer Lage profitierende Barchent- und Wolltuchproduktion, in der nach Ausweis der Quellen zwei Drittel der Bewohner beschäftigt waren und die am Ende des 15. Jh. 100 000 Dukaten im Jahr einbrachte (S. 95). Für die Bereitstellung der für die Wirtschaft notwendigen Kapitalien war laut der Statuten von 1377 die Anwerbung toskanischer Geldleiher vorgesehen, die jedoch nicht mehr als 20 % Zinsen nehmen sollten. Der Kapitalbedarf des Handwerks und der einfachen Bürger führte 1458 zur Gründung des wohl ältesten *Monte di Pietà* Italiens, der Geldleihe gegen Pfand und niedrige Zinsen betrieb. Die nur in groben Zügen bekannte kommunale Entwicklung der Stadt vollzog sich bis ins 13. Jh. hinein im Schatten der bischöflichen Herrschaft. Die meist kaiserlich gesinnte Kommune wurde nach dem Untergang der Staufer zunehmend in den Kirchenstaat eingebunden, in dem sie schließlich nur noch eine administrative Einheit bildete. Im übrigen stammte aus dem 6 km von Ascoli entfernt gelegenen Lisciano Nikolaus IV. (1288–1292), der erste Franziskaner auf der Cathedra Petri. Der zweite Hauptteil des Buches schildert eingehend die noch erhaltenen Quellen und weist u. a. darauf hin, daß der *Monte di Pietà* kein Archiv hinterlassen hat, daß aber die Kataster von 1381 und jene des 15. Jh. zwar verschiedentlich von der Forschung behandelt worden seien, jedoch weiterhin einer systematischen Auswertung harrten (S. 126). Im dritten Hauptteil behandelt P. schließlich eingehend die wichtigsten Monumente der Stadt und deren Geschichte. Sehr nützlich ist die den Unterabschnitten der drei Teile jeweils nachgestellte, nach den behandelten Problemen geordnete erläuternde Bibliographie. Alles in allem liegt mit diesem Band eine runde und die wesentlichen Züge der Geschichte Ascolis beschreibende Darstellung vor, die auch von einem ausführlichen Index (S. 187–203) erschlossen wird. Thomas Szabó

Da santa Chiara a suor Francesca Farnese. Il francescanesimo femminile e il monastero di Fara in Sabina, a cura di Sofia Boesch Gajano e Tersilio Leggio, Roma (Viella) 2013 (sacro/santo 21), 286 S., ISBN 978-88-6728-185-5, € 27.

Clara von Assisi (1193/4–1253) floh in der Nacht zum Palmsonntag 1211 aus dem Elternhaus und fand Zuflucht bei Franziskus in der kleinen Kirche der Portiuncula. In der Klausur des Klosters von San Damiano beschloß sie 1253 ihre Tage, den hl. Franziskus um 33 Jahre überlebend. Der Band ist um vier Themenkomplexe angeordnet. Teil I – mit Beiträgen von Felice Accrocca, Marco Guida, Alessandra Bartolomei Romagnoli und Pietro Messa – ist vor allem im Lichte hagiographischer und legislativer Quellen sowie päpstlicher Verlautbarungen der Biographie, der Spiritualität und dem Kult der Heiligen sowie Charakteristika der von ihr inspirierten

Gemeinschaft gewidmet. Teil II beschäftigt sich mit der Präsenz des Franziskanerordens in der nord-östlich von Rom gelegenen Region Sabina, wobei die Autoren – Tersilio Leggio, Roberto Lorenzetti und Domenico Scacchi – den zeitlichen Bogen vom 13. Jh. bis ins 19. Jh. spannen, als zuletzt die Einziehung des Kirchenbesitzes durch den neuen italienischen Staat auch die Frauenklöster in der Sabina in die Krise stürzte. Der von Stefano Andretta, Elena Onori und Alessandra Agneni bestrittene Teil III konzentriert sich auf die Reform von Suor Francesca Farnese (1593–1651). Der Teil IV ist Zeugnissen der materiellen Kultur im Klarissenkonvent von Fara Sabina gewidmet, wobei die Autorinnen verschiedenen Disziplinen verpflichtet sind: Francesca Sbardella (Anthropologie), Cristina Fabriani (Kunstgeschichte), Lia Barelli (Architektur), Sveva Di Martino (Ausstellungsdidaktik). Aus den biographisch angelegten Studien geht eine Clara hervor, die auch unorthodoxe Züge aufwies. Wenig bekannt dürfte nämlich ihre Freundschaft mit dem später abgesetzten Generalminister der Franziskaner Elias von Cortona sein. Daß Clara am Tag vor ihrem Tod von Papst Innocenz IV. die Anerkennung ihrer Regel erhielt, blieb schon den Zeitgenossen verborgen, zumal 1263 Urban IV. den Klarissen eine eigene Regel mit strenger Klausur vorschrieb. Was die ersten weiblichen franziskanischen Niederlassungen in der Sabina betrifft, sind die Quellen schütter. Daß in dieser Gegend Gründungen zunächst ausblieben, wird überzeugend mit dem Umstand erklärt, daß die kargen demographischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen dieser Agrarlandschaft ohne größere Städte sowie die Präsenz der auch politisch dominierenden Benediktinerabtei Farfa und das Fehlen potenter Adelsfamilien als Protektoren eine Niederlassung von Frauenklöstern erschwerten. Die Beiträge der zweiten Sektion beziehen sich denn auch stark auf besser erforschte Gegenden wie den Raum Rieti und die Abruzzen. Das Wirken von Suor Francesca Farnese, die dem Klarissentum in Rom und Latium neue Impulse gab, wird eingebettet in die wohlbekannte Verschärfung der kirchlichen Maßgaben für die Nonnengemeinschaften in der nachtridentinischen Epoche. Suor Francesca entstammte der Seitenlinie Latera des mächtigen Fürstenhauses der Farnese. Inspiriert durch die Schriften der hl. Theresa von Avila propagierte sie einen Rigorismus, der sie in Konflikt nicht nur mit der eigenen Familie, sondern auch mit kirchlichen Stellen brachte. Am Schluß obsiegten allerdings ihre guten Kontakte zur römischen Aristokratie (Barberini, Aldobrandini, Orsini usw.), die ihr die Gründung von vier Konventen in Latium und Rom erlaubten. Erst nach ihrem Tod im Jahre 1651 gelang es ihrem Protektor, Kardinal Francesco Barberini (1597–1679), als Kommendatarabt von Farfa im Sinne von Suor Francesca in Fara Sabina als fünften Konvent das Kloster *della Solitudine di Santa Maria della Provvidenza Soccorrente* der *Solitarie Scalze di Santa Chiara* einzurichten. Spiritus rector des Konvents wurde der Franziskaner-Barfüßer Giovanni di Santa Maria, ein Spanier adeliger Herkunft. Über die Baumaßnahmen und Ausstattung mit Kunstwerken auf Kosten des Barberini ist man – trotz der Bombardierungsschäden von 1944 – auch aufgrund von Inventaren gut unterrichtet. Mit der spirituellen Gründerin verbundene Objekte und Reliquien aus dem Umfeld der reformierten Franziskaner-Barfüßer (Discalceaten) (hll. Pedro

von Alcàntara, Pasquale Bailón) geben zusammen mit den Konstitutionen Suor Francescas (1640) Zeugnis einer eigenen spirituellen Identität der Gemeinschaft. Diese den heutigen Besuchern Faras zu verdeutlichen, ist das Anliegen eines jüngst im Konvent eingerichteten *Museo del Silenzio*, des „Museums des Schweigens" (http://www.museodelsilenzio.it/). Andreas Rehberg

Chris Wickham, Roma medievale. Crisi e stabilità di una città, 900–1150, Roma (Viella) 2013 (La storia. Saggi 4), 575 S., Abb., ISBN 978-88-6728-059-9, € 48.

Der britische Historiker Chris Wickham hat sich seit geraumer Zeit zu wichtigen Entwicklungen des hochmittelalterlichen Roms geäußert. Das neue Buch „Roma medievale" gibt nun einen Gesamtüberblick über die Stadtgeschichte von 900 bis 1150, die schon seit einigen Jahrzehnten einer grundlegenden Revision unterzogen wird. Roms Position wird erstmals im großen urbanistischen Geflecht Italiens neu bestimmt. Wickham ist sich der enormen Schwierigkeiten dieses Unterfangens bewußt, sind doch die vielen Überlieferungslücken bekannt, mit denen sich jeder konfrontiert sieht, der sich mit Rom in diesen Jahrhunderten beschäftigt. Wickham betont wiederholt, daß die Ewige Stadt im Vergleich zu anderen italienischen Stadtregionen auf mehreren Gebieten Vorreiterin gewesen sei (selbst in „kleinen" Dingen wie bei der erstaunlichen Vielfalt der Berufsbezeichnungen in den Quellen, S. 178). Dabei sei der Umstand, daß Rom von seinem Ortsbischof regiert wurde, nicht entscheidend gewesen. Man müsse die von vielen Historikern als Ausweis von Instabilität gewerteten aufständischen Kräfte des 11. und 12. Jh. in Rom – wie auch die analogen im Mailand des 11. Jh. – als positiv auf dem Weg zur Kommune-Bildung beurteilen (S. 26 f.). Der Autor geht mehrgleisig vor, wobei die unterschiedliche Gewichtung der einzelnen Faktoren sich schon im Aufbau des Bandes widerspiegelt: Das erste Kapitel widmet sich dem Verhältnis von Stadt und Umland (im römischen Kontext spricht man eher von Distrikt als von dem in anderen italienischen Zonen üblichen Begriff des *Contado*); die Kapitel 3–5 gehen der Stadtwirtschaft und seiner sozialen Basis nach, während das Kapitel 6 und Teile von Kapitel 7 einige kulturelle Aspekte (von der Ritualgeographie bis zur Bedeutung des römischen Rechts) untersuchen. Die Kapitel sind aber auch stark miteinander verzahnt. So beeinflußte natürlich auch der stete Geldzufluß nach Rom vermittels der Kurie (S. 201 ff.) auch das Ausgreifen in das Umland, wo selbst die Erzrivalin Viterbo zurückstand (S. 63, 65). Wickham sammelt eine beeindruckende Reihe von Indizien für eine eigenständige wirtschaftliche Größe Roms, das Ende des 12. Jh. mit 40 000 Einwohnern für damalige Verhältnisse zu den größten Städten Europas überhaupt gehörte (S. 146). Man weiß von Handelsbeziehungen nach Algerien und in den ganzen Mittelmeerraum sowie England (S. 203 f.). Wohl auch dank der nahen Salinen war die Bischofstadt Porto noch kein archäologisches Relikt wie heute, sondern noch eine Stadt mit acht Kirchen (S. 83). Dagegen fehlte dem Umland Roms fast jegliche Dorfstruktur (S. 91). Wickham bewertet die Zeit von

906 bis 963 (mit gewissen Ausnahmen) als „la più lunga fase di stabilità nella storia romana" (S. 48). Einem von ihm schon für die Toskana erprobten Ansatz folgend sieht Wickham in den Emphytheuse-Verträgen der römischen Klöster ein Mittel zum Aufbau einer Klientel (S. 108; zum Konzept der Klientel insgesamt 367 ff.). Schon einer auch aufgrund jüngerer Grabungskampagnen konsolidierten Forschungsmeinung entspricht die Feststellung, daß im hochmittelalterlichen Rom im Vergleich zu Handel und Kreditwesen das produzierende Gewerbe „più modesto" blieb (S. 183). Als Grund hierfür erscheint einleuchtend die Feststellung, daß es Rom an kommerziell aktiven Partnerstädten im weiteren Umland gefehlt habe (S. 218) und daß die Urbs seit den 80er Jahren des 11. Jh. einer Rezession ausgesetzt gewesen sei (S. 217–219, 515). Dank einer kapillaren Auswertung der so schütter wie ungleichgewichtig erhaltenen Quellen gelangt Wickham zu einer oft mit neuen Einsichten aufwartenden Sozialtopographie: Das Viertel Ripa am Tiber wird zu einem veritablen Adelsquartier (S. 163); in Campo Marzio residierte kein Adel (S. 167). Das Papsttum tritt als Protagonist in der Entwicklung Roms in mehrerer Hinsicht in Erscheinung. Wickham konstatiert dabei als sein effizientestes Herrschaftsmittel weniger die Vergabe von Land als vielmehr direkte Geldgeschenke an die jeweils dominanten Eliten (S. 212; so hatte das Lehenswesen in Rom vor 1150 keine Bedeutung, S. 304), wobei allerdings die eigentlichen Hintergründe dieser Transfers im Dunkeln bleiben. Die Zeitgenossen und Chronisten witterten indes Korruption (404, vgl. 211–213, 477–479). Was die Gesellschaftsstruktur angeht, unterscheidet Wickham eine „vecchia aristocrazia" (die palatinischen Richter, der Präfekt von Rom, die Priester an den Hauptkirchen, die Sippen des Theophylakts, der Tuskulaner, Ottaviani und Stefaniani) von der „nuova aristocrazia" (Pierleoni, Frangipane, Sant'Eustachio, Boboni usw.) sowie die „media *élite*", wobei die Grenzen durchlässig waren (S. 222 ff.). Merkwürdigerweise werden die militärischen, juristischen und kirchlichen Hierarchien als drei getrennte Größen behandelt (S. 227), obwohl Wickham um die verwandtschaftlichen und ämterübergreifenden Schnittstellen weiß (S. 229 f.). Die „nuova aristocrazia" nutzte die Möglichkeiten des Aufstiegs über die Kurie und die neue Institution des Kardinalats; hinderlich wirkte sich allerdings aus, daß mit der Durchsetzung des Reformpapsttums (mitunter als „papato tedesco" etikettiert, vgl. S. 298!) die kirchlichen Schlüsselstellungen meist von Auswärtigen kontrolliert wurden, die nicht nepotistisch handelten (S. 294, 296). Die schon zahlenmäßig breiter aufgestellte „media *élite*" umfaßte rund 10–20 Familien in jeder der 12 *regiones* der Stadt (S. 358). In Dissens zu einer bekannten These Jean-Claude Maire Vigueurs meint Wickham, daß sich *nobiles* und „media élite" nicht in einer gemeinsamen *militia* verbündet hätten (S. 314 f.; vgl. 355). Dank ihrer dominanten Rolle in der *militia* sollte die „media *élite*" zum vorrangigen Träger der Senatsgründung 1143/44 werden, die mit der Konsularverfassung in anderen Städten verglichen wird (S. 225, 496 ff., 501 f.). Das Volk sei dabei möglicherweise „modelli del Centro-nord" gefolgt; Arnaldo da Brescias Auftreten blieb ohne Nachhall (S. 504; 506 f.). Rom hatte schon immer auch ein Image-Problem gehabt; deshalb aber schon von vorneherein bewußt die narrativen Quellen weitgehend unberücksichtigt zu

lassen, erscheint nicht unproblematisch (S. 29, 507 f.). Was nun die identitätsstiftenden rituellen Faktoren betrifft, stehen die kirchlichen Prozessionen im Mittelpunkt (S. 375 ff.). Auch die antike und frühchristliche Vergangenheit wurde von den Kaisern, Päpsten und „cittadini" für jeweils eigene Ziele benutzt (S. 406). Die Interpretation der raren Schriftzeugnisse – allen voran des kurz nach 970 verfaßten konfusen Chronicon des Mönches Benedetto vom Monte Soratte (S. 431–433) – als Ausdruck einer laikalen Geschichtserzählung (S. 433) bleibt problematisch. Das insgesamt beeindruckende Fresko, das Wickham zeichnet, wird die Forschung zu diesen entscheidenden Jahrhunderten beleben. Unter den (Flüchtigkeits-)Fehlern – die man bei einem dem Werk zu wünschenden Neudruck beheben kann – sei auf die zweimalige Verwechslung des Namens „Bonifacio VIII" mit „Benedetto VIII" (S. 76, 241) hingewiesen.

Andreas Rehberg

Brigide Schwarz, Kurienuniversität und stadtrömische Universität von ca. 1300 bis 1471, Leiden-Boston (Brill) 2013 (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 46), 923 S., ISBN 978-90-04-23589-2, € 226.

Vi sono temi che per la loro vastità e per la dispersione o rarità della documentazione richiedono un'intera vita di ricerca e una dedizione costante. Tanta fatica è però premiata da prodotti solidi e duraturi nel tempo. È questo il caso dell'importante grosso volume che racchiude i risultati delle indagini condotte per circa mezzo secolo, prima casualmente e poi in modo sempre più mirato, dall'Autrice. Il volume è dedicato a Hermann Diener, sotto la cui direzione negli anni Sessanta la studiosa aveva iniziato a collaborare al Repertorium Germanicum, esperienza che si era conclusa portando a termine, dopo la scomparsa del maestro, la pubblicazione del volume V (relativo a papa Eugenio IV). Lo spoglio dei registri vaticani aveva provocato una serie di domande e di curiosità che, di ricerca in ricerca, hanno costituito la spinta e la base per questa grande impresa: ricostruire la storia dei due *Studia*, quello della curia pontificia e quello del comune di Roma, delineandone la formazione e lo sviluppo, chiarendo i vicendevoli rapporti, comprendendone i meccanismi e identificando i personaggi che ne avevano fatto parte. Tutto ciò per un periodo di circa due secoli, relativamente circoscritto ma di notevole difficoltà, sia perché caratterizato dallo spostamento ad Avignone e poi dal grande Scisma e dai concili e dunque con una curia estremamente mobile e itinerante (e doppia), tanto che è stato necessario anche interessarsi alle università delle città che ospitavano la curia; sia perché legato alla storia degli *Studia* degli ordini religiosi. Per cui possiamo dire che tramite la storia delle due università „romane" molta luce viene fatta anche su altre università. Strutturalmente il volume appare organizzato, anche se non in modo esplicito, in tre immense e ricche sezioni, una introduttiva sulla storia (comprendente le parti A, B e C), una documentale/biografica ed una strumentale/bibliografica (ambedue incluse sotto la parte E). Nel mezzo è inserito un ampio riassunto del contenuto, fornito in lingua inglese (parte

D; pp. 421–450). Nella prima parte (A: pp. 31–183) vengono delineate le vicende delle due università nel contesto storico, articolate in due grandi periodi, il primo che giunge alla fine dello Scisma (1417) e il secondo che prosegue fino alla morte di papa Paolo II (1471). Nella seconda parte (B: pp. 187–287) sono approfonditi gli aspetti istituzionali dello *Studium* cittadino e di quello curiale: i privilegi, le sedi, le cariche, gli insegnamenti, i professori, i collegi, gli esami, gli apporti finanziari e via dicendo. Ad alcuni particolari aspetti vengono dedicate disamine specifiche in otto excursus (C: pp. 291–417) riguardanti: il progetto di Bonifacio VIII di fondare uno *Studium Urbis*, compresa una dettagliata analisi di quella che è erroneamente considerata la bolla di fondazione; un rotolo di suppliche di professori e studenti dello *Studium Urbis* rivolte a Clemente VII nel 1379; costituzioni e altri provvedimenti di papa Eugenio IV per lo *Studium Urbis*; alcuni problemi legati alla facoltà di teologia, vagliati esaminando sia gli „studi generali" degli ordini religiosi (agostiniani, carmelitani, domenicani, francescani e serviti) presenti nello *Studium curiae* e nelle relative sedi itineranti, sia le promozioni in teologia, sia la figura del „magister sacri palatii"; la concessione del privilegio di studiare il diritto civile a coloro che vestivano l'abito ecclesiastico; la storia dell'università del concilio di Basilea; gli statuti degli avvocati concistoriali; le cosiddette promozioni „per bullam". L'appendice documentaria (pp. 453–480) presenta, integralmente o in estratto, diciotto fra i più importanti documenti, alcuni già conosciuti, altri proposti all'attenzione degli studiosi per la prima volta (questi ultimi tutti della prima metà del Quattrocento). Quanto alle ricche liste prosopografiche con centinaia di nomi (pp. 481–762), troppo umile e dimessa è la definizione di appendice. Articolate in tre serie, rispettivamente per i personaggi dello *Studium Urbis*, per quelli dello *Studium curiae* e per quelli provenienti dal territori tedeschi e dalla Polonia (lista, quest'ultima, curata da Christiane Schuchard), esse costituiscono per molti versi la porta di accesso ai tesori offerti dal nostro volumone. Nelle prime due liste i nomi si succedono in un ordine misto, articolato secondo le funzioni, le fonti che ne danno testimonianza e il periodo di riferimento; mentre nella terza lista i nomi sono ordinati cronologicamente. Ogni personaggio è accompagnato da una scheda, ove si espongono sinteticamente informazioni sul tipo di relazione con uno o ambedue gli *Studia*, sulle cariche ricoperte, sui benefici e altre notizie utili, completate da indicazioni documentali e bibliografiche. Infine costituiscono un utile strumento di per sé la bibliografia (pp. 769–821, preceduta da un elenco delle abbreviazioni, pp. 763–767), articolata in fonti, strumenti e letteratura con varie sottosezioni e comprendente le centinaia di titoli consultati (ad eccezione di quelli citati una sola volta, anche questi numerosissimi ma non indicizzati), e gli indici (pp. 825–923) dei nomi di persona, elencati separatamente per nome di battesimo e per „cognome", dei luoghi e delle cose notevoli; arricchiscono il volume tre tavole e quattro piantine distribuite nel testo (elenco a p. 823). La descrizione esterna del contenuto non rende giustizia all'importanza delle acquisizioni scientifiche, alla molteplicità delle informazioni, alle nuove prospettive di riflessione, alla ricchezza di suggestioni. Pur non potendo soffermarmi in questa sede sui numerosi spunti per ulteriori indagini, desi-

dero sottolineare come, anche solo scorrendo il volume, l'attenzione venga catturata da una grande varietà di temi e da una folla di personaggi. Il lavoro certosino svolto dall'autrice è immediatamente evidente già solo consultando le schede prosopografiche, succinte e compatte. È utile segnalare, prestando particolare attenzione ai giuristi, che in mezzo ad una fiumana di nomi (finora) poco noti, operosi per lo più fra le gerarchie ecclesiastiche, si stagliano, per lo *Studium Urbis*, alcuni grandissimi come Angelo degli Ubaldi, Antonio Roselli (che compare anche come professore nello *Studium curiae*), Ludovico Pontano, Niccolò de' Tedeschi, e altri comunque importanti come Matteo Cenci Romano, Sallustio Buonguglielmi e Niccolò degli Ubaldi; mentre per lo *Studium curiae* incontriamo Dino del Mugello, Gilles Bellemère, Geoffroy de Salagny (la cui scheda bio-bibliografica può essere integrata con due studi di Robert Feenstra che ne precisa il cognome e la supposta data di morte, 3 giugno 1374, ma non registra il professorato allo *Studium Curiae*: Geoffroy de Salagny, 1316–1374, et son commentaire sur l'Infortiat: un chapitre peu connu de l'histoire de l'École de droit d'Orléans, in A Ennio Cortese, Roma 2001, vol. 2, pp. 27–57, rist. come num. IX nel suo Histoire du droit savant, 13e-18e siècle, Aldershot 2005, e Varia saligniaciana, in Tijdschrift voor rechtsgeschiedenis 73, 2005 pp. 391–397), Simone da Borsano, Domenico da San Gimignano, e inoltre dubitativamente Guido da Baisio, Oldrado da Ponte (sul quale si veda anche Mario Conetti, Il testamento di Oldrado da Ponte, Avignone, 1334, Quaderni di studi storici – Cahiers Adriana Petracchi 1, 2010, pp. 103–128), Bonifacio Ammannati. Dominare l'immenso materiale raccolto, organizzare in modo chiaro le proprie riflessioni, rendere evidenti le nuove conoscenze raggiunte e dar conto delle diverse valutazioni di fatti e documenti già noti, tutto ciò non è stata sicuramente impresa facile per l'autrice; ed anche il lettore si muove con una certa fatica. Ma non possiamo che ringraziarla per il risultato conseguito con tenacia e costanza. Il frutto della sua ricerca meticolosa e appassionata è uno strumento che, nella migliore tradizione della storiografia tedesca, sarà d'ora in poi imprescindibile per la conoscenza non solo dello *Studium curiae* e dello *Studium Urbis*, ma anche di tutto il mondo che attorno ad essi si muoveva. Paola Maffei

Barbara Wisch/Nerida Newbigin (ed.), Acting on faith. The Confraternity of the Gonfalone in Renaissance Rome, Philadelphia, PA (Saint Joseph's University Press) 2013 (Early modern catholicism and the visual art series 7), XXII, 512 S., Abb., ISBN 978-0-916101-74-9, U$ 100.

Die Kunsthistorikerin Barbara Wisch (New York) und die Italienistin Nerida Newbigin (Sydney) bilden ein Team, um die visuellen und literarischen Aspekte im Wirken einer der bedeutendsten Bruderschaften Roms, der des Gonfalone, vom Spätmittelalter bis in die frühe Neuzeit aufzuarbeiten. Die Anfänge der Kommunität im 13. Jh. liegen ziemlich im Dunkeln, und die Autorinnen stützen sich auf die nicht immer quellenkritisch ausgerichtete ältere Literatur wie Camillo Fanuccis *Trat-*

tato di tutte l'opere pie dell'alma citta di Roma (1607). Festeren Boden betritt man am Beginn des letzten Viertels des 15. Jh., als die sog. *Raccomandati* der Muttergottes ihren angestammten Sitz in S. Maria Maggiore verließen und sich mit der Bruderschaft von S. Lucia Vecchia vereinten. 1486 wurde die neue Gemeinschaft als Confraternita del Gonfalone von Innocenz VIII. anerkannt. Ihr schlossen sich auch weitere Laiengemeinschaften wie die Bruderschaft, die über die *Avvocata*-Marienikone in Aracoeli wachte (S. 191 ff.), an. Als Sitz erhielt sie bald die Kirche S. Lucia Nuova in Via dei Banchi Vecchi sowie das Oratorium, das zwischen 1544 und 1551 in der Nähe auf dem Baugrund der Kirche S. Lucia Vecchia mit dem Patrozinium der hll. Petrus und Paulus errichtet wurde (S. 398 ff.), deren prächtige Ausmalung mit Szenen der Passion (S. 415 ff.) noch heute von der einstigen Bedeutung der Bruderschaft kündet. Die Statuten von 1495 und 1584 definieren die Strukturen der Bruderschaft und ihre spirituellen und karitativen Aufgaben (S. 31–47). Unter diesen ragt als Besonderheit der Einsatz für das geistliche Schauspiel hervor (Kap. 10/11). Kein geringerer als der bekannte, aus der Nähe von Köln stammende Reisechronist Arnold von Harff war 1496 Zeuge des Spektakels, das im Kolosseum stattfand. Die Leidensgeschichte wurde möglichst lebensecht nachgespielt. An der Formulierung der Texte von 1511 und 1524 waren die drei damaligen Guardiane des Gonfalone beteiligt, unter denen der gebürtige Florentiner Giuliano Dati (ca. 1445–1523) bekannter ist. Plakativ heißt es: Die Gonfalone-Bruderschaft „financed its devotion and philanthropy with indulgences" (S. 297); und in der Tat sind die von den Päpsten gewährten Ablaßprivilegien im vorliegenden Band allgegenwärtig. Nach 1539 wurden die Passionsspiele abgebrochen, nachdem es zu Ausschreitungen gegen die Juden gekommen war (S. 361 ff.). Gregor XIII. erhob die Gemeinschaft 1579 zur Erzbruderschaft, der sich auch Sodalizien über ganz Italien anschlossen, um deren geistliche Privilegien, der reichen Ablässe, teilhaftig zu werden. 1888 (kurz vor der Auflösung der Bruderschaft), zählte man mehr als 2000 aggregierte Sodalizien (S. 42 f., 397). Ausführlich wird auch die Rolle der Kultbilder für das Selbstverständnis der Bruderschaft erörtert. So scheute sie sich nicht, mit den Kanonikern von S. Maria Maggiore um die Kustodie der Marienikone *Salus Populi Romani* zu streiten (S. 157 ff. Kap. 6). Aber auch ein Blick über die Stadtmauern Roms lohnt sich: Die Kirche S. Maria Annunziata (auch Annunziatella genannt) kam in den Besitz der Bruderschaft. Sie liegt an der Straße zwischen S. Sebastiano fuori le mura und Tre Fontane und galt ab dem 16. Jh. als die neunte der verehrtesten Pilgerkirchen Roms. Sie war die einzige Bruderschaftskirche in diesem exklusiven Kreis (Kap. 8). Der Band ist dank seiner reichen Bebilderung auch ein Augenschmauß. Dank der vorzüglichen Fotos, der zahlreichen Transkriptionen (oft mit englischer Übersetzung) und den Quellenanhängen wird er die Forschungen verschiedener Disziplinen (von der Sozial- bis hin zur Theatergeschichte Roms) fördern. Andreas Rehberg

Michael Thimann, Friedrich Overbeck und die Bildkonzepte des 19. Jahrhunderts, Regensburg (Schnell & Steiner) 2014 (Studien zur christlichen Kunst 8), 488 S., Abb., ISBN 978-3-7954-2728-3, € 86.

Friedrich Overbeck, der gemeinhin als der intellektuelle Kopf der Nazarener gilt, kam 1810 nach Rom und blieb in der Stadt am Tiber bis zu seinem Tod 1869. Die Auseinandersetzung zunächst mit dem antiken und dann mit dem christlichen Erbe stand für den jungen Maler, der 1810 aufgrund der Opposition gegen das Ausbildungsprogramm die Wiener Akademie hatte verlassen müssen, wie für viele andere junge Künstler zunächst im Mittelpunkt. Overbeck verstand sich selbst zumindest in späten Jahren sehr bewusst als christlicher Maler, und zwar durchaus in Abgrenzung zu einer Charakterisierung als romantisch; seine Berufung erkannte er in der religiösen Malerei. Eine im Alter dogmatisch durchaus strenger werdende katholische Orientierung spiegelt sich in gewisser Weise auch darin (S. 25), dass er Mitglied des Vorstands und zeitweise Camerlengo der Erzbruderschaft zur Schmerzhaften Muttergottes am Campo Santo Teutonico gewesen ist. Michael Thimann erarbeitet in seiner profunden Monographie sensibel zunächst eine intellektuelle Biographie Friedrich Overbecks (S. 16). Dazu gehört zum einen, dass er den breiten humanistischen Bildungshorizont des Malers skizziert und Overbeck anhand seines Ausbildungsgangs und seines sozialen Umfelds im protestantischen Lübecker Umfeld verortet. Dann nimmt Thimann die religiöse Orientierung des Malers in den Blick. Es gelingt ihm, die nach jahrelanger theologischer Auseinandersetzung erfolgte Konversion 1813 im Kontext der drei vom Künstler selbst benannten Motive der „Sichtbarkeit der Kirche", der „Teilhabe an den Sakramenten" und dem „Alter" und der „Einheit der katholischen Kirche bis auf die apostolische Zeit" zu beleuchten. Ähnlich wie dies auch schon für andere Konversionen festgestellt wurde (z. B. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg), sind letztlich eben nicht „ästhetische" Gründe wie katholischer Kultus, Bilder, Heiligenkult etc. für die konfessionelle Entscheidung maßgeblich gewesen (S. 20 ff.). Bemerkenswert ist auch die von Thimann charakterisierte theologische Auseinandersetzung Overbecks (S. 22 ff.). So habe er beispielsweise die „Nachfolge Christi in der Auseinandersetzung mit dem Christusbild" als eine tiefgehende Bestimmung seines Lebens verstanden (S. 366). Auf dieser Grundlage erfolgt dann die breit angelegte systematische Analyse von Overbecks gesamtem malerischem und graphischem Werk an jeweiligen „Schlüsselwerken aller Schaffensphasen" (S. 25). Dabei wählt Thimann den Ansatz, die Werke gemäß ihrer Gattungszugehörigkeit zu diskutieren; der Aufbau der Monographie folgt in seinem Hauptteil konsequent diesem Zugriff. Thimann beschreibt ebenso aufmerksam wie er entschlossen deutet. Er hält fest, dass in Overbecks Oeuvre die Kontinuität auffallend ist. Die Bildgedanken wertet er in diesem Zusammenhang als in sich konsistent, wobei er einen sanften stilistischen Wandel hin zu „Entdramatisierung, Geometrisierung der Bildform und wachsende[r] Abstraktion" bemerkt (S. 19). In einem vorausgeschobenen theoretischen Kapitel geht der Autor der Frage nach, nach welcher „Wahrheit" (ästhetische, historische, religiöse,

philosophische etc.) Overbeck und die Nazarener suchten. Er kommt dabei zu sehr differenzierten Ergebnissen für die Portrait- und Historienmalerei, die Bibelillustrationen und die Bildallegorien (S. 64 f.). Besonderen Gewinn zieht der Leser auch aus einem die Analyse des Werks abschließenden Kapitel, in dem sich der Verfasser mit dem Einfluss der zeitgenössischen kirchenpolitischen Situation unter Pius IX. auf das Werk und auf die Bildgegenstände Overbecks auseinandersetzt, wie dieser sich beispielhaft in dem Deckengemälde „Christus entzieht sich seinen Verfolgern" für den Palast auf dem Quirinal zeigt (339–363). Der Benutzer wünscht sich während der Lektüre immer wieder, zur Erschließung des Bandes nicht nur ein Namensregister zur Verfügung zu haben; das sei allerdings nur am Rande angemerkt. Thimann gelingt es mit seiner grundlegenden Monographie, in Overbeck, dem theologisch sicher am besten ausgebildeten Mitglied der ersten Generation des Lukasbundes jenes Schaffen zu zeigen, zu analysieren und zu kontextualisieren, das für die nazarenische Kunst wesensbestimmend war und sich auf die Restitution der christlichen Ikonographie in der Kunst hin orientierte. Hannelore Putz

Richard Hodges/Sarah Leppard/John Mitchell, San Vincenzo Maggiore and its Workshops, London (The British School at Rome) 2011 (Archaelogical Monographs of the British School at Rome 17), XXVIII, 500 pp., ill., ISBN 978-0-904152-58-6, £ 80.

È questo il quinto libro in cui vengono pubblicati i risultati delle campagne di scavi su San Vincenzo al Volturno dirette da Richard Hodges tra il 1980 e il 1998. Se con il precedente volume era stato fornito un quadro di insieme dei risultati raggiunti non solo su un ampio arco diacronico ma anche sulle diverse articolazioni territoriali dell'abbazia vulturnense [la recensione in QFIAB 88 (2008), pp. 836–838], questo in analisi fornisce le conclusioni cui si è pervenuti riflettendo sulle campagne di scavo condotte propriamente sull'insediamento della fondazione molisana. È il monastero del secolo IX ad occupare la maggior parte del libro – anche se non la totalità: vi sono pagine dedicate a reperti di altre fasi, risalendo fino alla preistoria – quella fase, cioè, che aveva conosciuto una incredibile ricchezza di officine di lavorazione di smalti, vetri, metalli e altri oggetti di valore. Il volume restituisce un'interpretazione su questi luoghi di produzione di una notevole varietà di manufatti così come su altre aree scavate, ad esempio quella meridionale, con l'individuazione di vari reperti e resti di mammiferi. Dai piccoli frammenti ai grandi ambienti di varia destinazione d'uso, tutto è segno di una dinamicità, di una pluralità e di una consistenza della dimensione produttiva, oltre che di quella insediativa, di San Vincenzo che potrebbero risultare sorprendenti, se commisurati alla collocazione del sito, marginale per i criteri odierni. Ma è appunto a partire da una riflessione conclusiva dei suoi pluridecennali scavi che Hodges, invece, costruisce la propria tesi per spiegare come sia stata possibile una vicenda senz'altro eccezionale ma della quale, come di tutti i fatti storici, si possono fornire delle documentate interpretazioni. Hodges conduce,

così, una riconsiderazione, collocando le indagini archeologiche su San Vincenzo al Volturno nel quadro dei siti di scavo alto medievali euro-mediterranei e monastici. Giunge, così, a leggere le peculiarità delle diverse fasi di vita della fondazione, in un quadro ampio di vicende, mettendo in piena luce la fortunata scelta del sito, peraltro in continuità con strutture precedenti, sia nella dimensione propriamente ambientale sia in quella topografica e negli equilibri dei rapporti tra longobardi e franchi, tra ducato di Benevento e Roma. Stratificando con attenzione i risultati delle indagini e giocando di sponda con il *Chronicon Vulturnense*, senza cadere in vizi combinatori delle due tipologie di fonti e di metodologia, Hodges raggiunge i migliori risultati che una collaborazione interdisciplinare profonda può sortire. Ad esempio, dalla fonte scritta emerge per la fase carolingia un momento importante della fondazione, con la spinta delle riforme di Benedetto di Aniane ma anche con il ruolo delle donazioni regia beneventane: tutto ciò trova punutali conferme anche nelle fonti materiali, così come nel costante parallelo, a tratti competitivo, con Montecassino. Nel corso del secolo IX viene dunque a collocarsi quello che Hodges definisce lo zenith di San Vincenzo, quanto meno come struttura monumentale, più precisamente tra gli anni Trenta e Quaranta: tale primato è osservato rivolgendo lo sguardo ad altri importanti indizi che l'indagine archeologica mostra sul ruolo economico-sociale della fondazione, nel contesto locale e nelle relazioni con la corte beneventana e con Napoli, che inserivano San Vincenzo in una dimensione ampia, tratteggiata anche tramite comparazioni con casi di altre importanti fondazioni europee. In conclusione, il libro offre tanto interpretazioni puntuali sui molteplici cantieri di scavo quanto una lettura di insieme. Le divergenze, quando non i contrasti, col gruppo di ricerca che attualmente lavora sul monastero e sui siti ad esso legati, coordinato da Federico Marazzi, (si veda in questo stesso numero della rivista la seguente recensione a un suo recente volume) sono un ulteriore segno della eccezionale opportunità che San Vincenzo può rappresentare, nei tanti ambiti ancora da indagare, per dare nuovi stimoli di riflessione sulla società, l'economia e le istituzioni altomedievali.

Mario Marrocchi

Federico Marazzi, San Vincenzo al Volturno. L'abbazia e il suo territorium fra VIII e XII secolo. Note per la storia insediativa dell'Alta Valle del Volturno, presentazione di Faustino Avagliano, Montecassino (Pubblicazioni Cassinesi) 2012 (Archivio storico di Montecassino. Studi e documenti sul Lazio meridionale 15), 147 pp., ill., ISBN 978-88-8256-315-8, € 50.

In apertura del libro, una breve presentazione di Faustino Avagliano ripercorre le tappe della fortunata stagione storiografica di San Vincenzo degli ultimi trent'anni e precede l'introduzione dell'Autore con riferimenti bibliografici al monumentale lavoro intorno al *Chronicon Vulturnense* che Vincenzo Federici non poté compiutamente condurre, ma anche ai basilari contributi di Mario Del Treppo, prima, e di

Chris Wickham, poi. Pur avvalendosi dei fondamentali apporti che l'archeologia ha offerto per la conoscenza di San Vincenzo, ai quali lo stesso Marazzi ha contribuito, questo libro è primariamente costruito su un'attentissima analisi delle fonti scritte, sostanzialmente la famosa cronaca-cartulario e i materiali ruotanti attorno ad essa (per considerazioni maggiormente legate agli aspetti archeologici si veda, in questo stesso numero della rivista, la recensione a un volume di Richard Hodges, Sarah Leppard e John Mitchell alle pp. 572sg.). Il primo capitolo ripercorre le vicende relative alla formazione della Terra Sancti Vincentii, cioè l'amplissimo blocco fondiario che si estende nell'Alta Valle del Volturno, propagandosi verso la Media Valle del Sangro e giungendo in prossimità della città di Venafro: un'analisi non semplice, per il necessario confronto con il problema delle possibili interpolazioni operate sulla documentazione. Marazzi perviene a una proposta di ricostruzione secondo la quale il monastero dovette avere a disposizione le terre fiscali contermini fin dalla fondazione da parte del duca di Benevento Gisulfo I, sebbene conoscendo, poi, successivi ampliamenti fin dal ducato di Arechi II, nell'ambito della politica di Desiderio, ma con ulteriori estensioni per opera di successivi sovrani, fino ad arrivare a quel privilegio ottoninano del dicembre 981 che servì a confermare una situazione stratificatasi nel tempo. In un secondo capitolo vengono affrontate le successive tappe che portarono ad ampliamenti e a riorganizzazioni del territorio e a nuove fondazioni, in una lettura non limitata alle vicende meramente patrimoniali e, invece, nella costante dialettica che San Vincenzo tenne con i diversi poteri comitali, principeschi, regi e papali tra il secolo X e il XII, resa più complessa dallo spostamento della comunità a Capua, successivamente al sacco saraceno dell'881. Sembrano di particolare interesse, in tale parte del volume, i capitoli II.1.3 e II.1.4 che mostrano come scelte che superficialmente potrebbero apparire frutto di meri riassetti insediativi siano invece sempre da leggere con attenzione alle dinamiche più generali entro le quali anche un potente monastero come San Vincenzo si trovava ad operare, tra i poteri locali e quelli dell'Impero e del Papato. Un'appendice su popolazione, economia e morfologia insediativa dei villaggi dell'Alta Valle del Volturno chiude il volume, auspicando un'attività di scavo archeologico che vada oltre il grande cantiere riguardante il complesso abbaziale e che investa le diverse località verso cui la documentazione scritta orienta l'indagine. Se ciò è senz'altro da augurarsi, non meno importante pare la prosecuzione del lavoro sulle fonti scritte, proprio alla luce dei risultati che il libro offre, poiché lo studio di Marazzi conferma che l'indagine storica, distinta da quella diplomatistica sebbene non meno bisognosa di un'attenta verifica della genesi delle scritture, può recuperare informazioni preziose anche da documentazione „formalmente eccepibile" (pp. 45sg.). Il tema della correttezza del dialogo tra archeologia e storia, senz'altro sempre interessante, trova nel caso di San Vincenzo un caso di notevole importanza, per la complessità delle fonti scritte e per l'abbondante varietà di siti, scavati e ancora da esplorare.

Mario Marrocchi

Barbara Visentin, La nuova Capua longobarda. Identità etnica e coscienza civica nel Mezzogiorno altomedievale, premessa di Francesco Panarelli, Manduria-Bari-Roma (Piero Lacaita Editore) 2012 (Europa mediterranea 13), 285 S., Abb., ISBN 9-788865-820155, € 15.

Kompakt und klar gegliedert, zeichnet die Vf. die Herausbildung der urbanen Strukturen Capuas im Frühmittelalter nach, wobei sie die Analyse des Wandels der *forma urbis* mit der Frage der Entstehung kollektiver Identitäten verbindet. Unter Einbeziehung schriftlicher Quellen, archäologischer Befunde, der Toponomastik und historischen Kartografie werden bis zum Beginn der Normannenzeit verschiedene Phasen der Stadtentwicklung rekonstruiert und in den jeweiligen historischen Kontext eingebettet. In zwei großen Kapiteln geht das Buch auf „die Transformation des städtischen Raums" (spätantikes Capua, langobardische Eroberung, Sicopolis, Gründung von Neu-Capua) und „die Konfiguration der mittelalterlichen Räume" in Neu-Capua (Befestigungsanlagen, profane und sakrale Bauten, Teilung des Erzbistums Capua, Tochterklöster von San Vincenzo al Volturno und Montecassino) ein. Die städtische Topographie Capuas war durch mehrfache Verschiebungen des Siedlungsraums gekennzeichnet. Zunächst wurde die antike *urbs* (heute: Santa Maria Capua Vetere) infolge der Christianisierung und kriegerischer Ereignisse von tiefgreifenden Veränderungen erfasst, die mit einer Verlagerung des Stadtzentrums, signifikanten neuen Bauten (bes. Kirchen), aber auch mit Bevölkerungsrückgang und einer fortschreitenden Ruralisierung einhergingen. Die langobardische Eroberung habe dann durch die Integration in den Dukat von Benevent und die neue Rolle als Sitz eines Gastalden-Grafen ab dem späten 6. Jh. den Grundstein für eine wachsende Autonomie gelegt. Eine Erbdynastie wurde in Capua zwar erst Anfang des 10. Jh. etabliert, doch bereits zuvor habe sich bei den Gastalden-Grafen ein starkes Eigenbewusstsein etabliert durch die Ausübung weitgehend herzoggleicher Rechte und eine ethnische Identität, die in Capua nach der Teilung des Herzogtums Benevent (848/49) weitere Eigendynamiken entwickelte. Im Zuge interner Auseinandersetzungen zwischen der capuanischen Adelsfamilie der Sadutti und der *gens* des Gastalden-Grafen Landulf war Anfang des 9. Jh. mit Sicopolis auf dem Triflisco-Hügel ein neuer städtischer Raum außerhalb der antiken Stadtanlage entstanden. Dorthin scheint sich spätestens nach den muslimischen Angriffen, welche die Vf. in herkömmlicher Weise ca. sieben Jahre zu früh ins Jahr 841 datiert, der Siedlungsschwerpunkt einschließlich Verwaltungsstrukturen, Bischofs- und Grafensitz verschoben zu haben. Das Zentrum dieser heute nicht mehr existenten Stadt bildete ein *castrum munitissimum*, womit Sicopolis ein vergleichsweise frühes, aber im 9. Jh. längst nicht das einzige Beispiel für den Bau befestigter Stadtanlagen darstellt. Einen weiteren tiefen Einschnitt in der Geschichte Capuas markierte die Zerstörung von Sicopolis (856). Sie führte dazu, dass auf den Fundamenten des antiken *Casilinum* eine neue befestigte Stadt entstand, die in bewusstem Rückgriff auf die Vergangenheit den Namen *Capua* erhielt und strategisch günstig gelegen war. Orts- und Namenwahl hatten nicht nur praktische, wirtschaft-

liche und strategische Gründe, sondern waren nach B. Visentin ebenso „il segno evidente della ricercata continuità simbolica con il mondo preesistente" (S. 110 f.). Hinsichtlich der städtischen – und bis zur Gründung von Neu-Capua nicht ortsgebundenen – Kontinuität unterstreicht die Vf. die Wichtigkeit des Status als Bischofssitz. In erster Linie seien es jedoch die Gastalden-Grafen gewesen, die durch eine gezielte Identitätspolitik das äußere Erscheinungsbild Sicopolis und Neu-Capuas geprägt und ein ethnisches wie städtisches Bewusstseins gefördert hätten. Überzeugend bettet die Vf. diesen Prozess in den Kontext regionaler Identitätsbildungen im langobardischen Süden nach 774 ein und arbeitet heraus, dass sich diese „longobardizzazione dell'auto-percezione" (S. 115) vor allem in Bezug auf die *gens* der Gastalden-Grafen von Capua greifen lässt. Erst mit dem Bau von Neu-Capua habe schließlich eine am *ethnos* orientierte städtische Identität entstehen können, die auch in normannischer Zeit in veränderter Form fortdauerte. Stärker zu differenzieren gewesen wäre, ob sich in jener Zeit tatsächlich von einer kollektiven Identität im umfassenden, über elitäre Schichten hinausgehenden Sinne sprechen lässt. Zudem ist fraglich, ob die erhaltenen, teils nur schwer datierbaren bildhauerischen Werke als Vermittlungsmedium ethnischer Identität (S. 119) gedeutet werden können, waren diese doch zuallererst Ausdruck politischer Repräsentation, materiellen Reichtums oder ästhetischer Präferenzen. Hinsichtlich der Bibliographie (S. 255–267) bleibt anzumerken, dass es sich um eine ohne klar nachvollziehbare Kriterien erstellte Auswahlbibliographie handelt, in der z. B. der mehrfach zitierte Titel *La cronaca dei Conti di Capua* nicht erscheint oder die von J.-M. Martin besorgte Neuedition der *Divisio principatus* fehlt. Eine vollständige Literaturliste aller zitierten Titel oder Querverweise in den Fußnoten hätten sicherlich das bisweilen mühsame Suchen nach vollständigen bibliographischen Angaben erspart. Dessen ungeachtet ist es B. Visentins Verdienst, das Verhältnis von Politik, kollektiven Identitäten und Bautätigkeiten erstmals differenziert und umfassend für die frühmittelalterliche Geschichte Capuas analysiert zu haben, wodurch sie nicht zuletzt auch zum erneuten Nachdenken über die Anfänge des *Incastellamento*-Prozesses anregt.

Kordula Wolf

Antonella Ambrosio, Le pergamene di S. Maria della Grotta di Vitulano (BN) (secc. XI–XII), Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2013 (Fonti per la storia del Mezzogiorno medievale 21), XXXI, 168 S., ill., ISBN 978-88-86854-69-6, € 25.

Seit 1981 hat es sich die von Carlo Carlone und Francesco Mottola gegründete Reihe „Fonti per la storia del Mezzogiorno medievale" zur Aufgabe gemacht, die – trotz hoher Verlustraten – ungewöhnlich reiche kommunale und klösterliche Urkundenüberlieferung Süditaliens, insbesondere der *Campania* mit Volltextedition oder Regesten zu dokumentieren. Diese Quellen liefern über die lokalhistorischen Erkenntnisse hinaus entscheidende Einblicke in die oftmals sehr komplexe Bestandsgeschichte und Archivsituation, aber auch in das bereits im 11. und 12. Jh.

erstaunlich hohe Maß an Verschriftlichung privater Rechtsgeschäfte, in die Adaption und Überformung langobardischer Rechtstraditionen in normannischer, staufischer und angiovinischer Zeit und in die paläographischen und diplomatischen Entwicklungen der Privaturkunden (insbesondere im 12. und im beginnenden 13. Jh.). Die 2013 von Antonella Ambrosio vorgelegte Edition von 92 Urkunden aus dem Klosterarchiv von S. Maria della Grotta ist diesen Zielen voll verpflichtet. Die Autorin will das zerstreute Klosterarchiv rekonstruieren und die paläographisch-diplomatische Entwicklung der Urkundenform am Urkundenbestand exemplarisch aufzeigen. Die Geschichte der nordwestlich von Benevent in der Grafschaft Alife gelegenen Abtei lässt sich aufgrund der sehr spärlichen Papst- und Herrscherurkunden und nur vereinzelten bischöflichen Rechtsakten nur lückenhaft nachzeichnen, entspricht aber, soweit erkennbar, den üblichen Entwicklungsphasen süditalienischer Klöster. Vor diesem Hintergrund überrascht die Dichte der überlieferten Privaturkunden (allein 63 Urkunden aus dem Zeitraum von 1180 bis 1199), deren Überlieferung weitgehend der antiquarischen Sammlertätigkeit von Salvatore Fusco im 19. Jh. und der folgenden Schenkung an die „Società Napoletana di Storia Patria" zu verdanken ist. Der Vf. ist es gelungen, den nach mehreren Archivumordnungen zerstreuten Bestand virtuell zusammenzuführen. Sie behandelt dabei sowohl die Urkunden, bei deren Ausstellung das Kloster direkt als Rechtspartei betroffen war, als auch die sogenannten *munimina*, Rechtsakte ohne Beteiligung des Klosters, die zu einem späteren Zeitpunkt beim Erwerb von Besitz oder Rechten zur Absicherung der Rechtslage ins klösterliche Archiv inseriert wurden. Alle Urkunden wurden nach den bewährten Editionskriterien von Alessandro Pratesi im Volltext ediert und sind durch Regesten erschlossen. Der Edition sind mehrere Listen vorgeschaltet, die die Zuordnung der Urkunden in der aktuellen Archivtektonik (S. XXIII–XXV), die in den Rechtsakten betroffenen geographischen Räume (S. XXVII–XXIX) und die ausstellenden Notare (S. XXX) dokumentieren. Eine ausführliche Bibliographie (S. 149–154) und ein Personen- und Ortsregister (S. 155–168) runden das Werk ab. Der Wert dieser Edition liegt neben den Erkenntnissen zu den lokalen Besitz- und Rechtsverhältnissen und zur Adaption langobardischen Rechts im normannischen Herrschaftsbereich vor allem in der Dokumentation des Wandels der Urkunden- und Schriftform im 12. Jh.: Die Ausgangsform der *charta* der langobardischen Prinzipate wird grundsätzlich beibehalten, aber sukzessive modifiziert. Die Urkunden werden nicht mehr durch die Unterschrift der Rechtspartei(en) und Zeugen authentiziert, sondern durch die Unterschrift des *iudex*, vor dem der Rechtsakt abgeschlossen wurde. Der Rechtsakt wird zunehmend normiert und veramtlicht, der Weg zum staufischen *instrumentum* ist vorgezeichnet. Die Übergangsphase zeigt sich in ähnlicher Form im paläographischen Befund. Während in den Dokumenten zu Beginn des 12. Jh. Elemente der *Benevantana* noch gehäuft auftreten, finden sich zum Ende des Jh. Mischformen einer karolingischen Urkundenschrift mit gotischen Buchstabenformen und einzelnen Elementen der *Beneventana* und der diplomatischen Minuskel. Diese Entwicklungen werden von der Autorin überzeugend dargestellt und vergleichend in den süditalienischen

Rahmen eingeordnet. Um die diplomatisch-paläographischen Merkmale nachvollziehen zu können, ist der Leser allerdings auf die Digitalisate angewiesen. Dank der Bemühungen der Autorin ist der gesamte Bestand *open access* und in guter Qualität auf der Plattform „monasterium.net" zugänglich: http://www.mom-ca.uni-koeln.de/mom/SMG/collection. Da bisher (letzter Zugriff am 1. 8. 2014) das Bildmaterial noch nicht mit Regesten oder dem Editionstext verknüpft werden konnte, ist man auf die parallele Konsultation von Druckausgabe und Digitalisaten angewiesen. Unabhängig davon ist aber die Lektüre über die Edition hinaus wegen des fundierten Einleitungsteils für diplomatisch und paläographisch Interessierte auf jeden Fall anzuraten. Thomas Hofmann

Repertorio delle pergamene dell'Archivio Cavense. Periodo angioino: 1266–1442, a cura di Carmine Carleo, Cava de' Tirreni (Badia di Cava) 2013, 2 Bde., 383, 258 S., außerhalb des Buchhandels erschienen.

Der Klosterverband der SS. Trinità di Cava stellte im 11. und 12. Jh. einen wichtigen Machtfaktor auf der politischen Bühne Süditaliens dar und konnte diese Rolle bis zu Beginn der anjovinischen Zeit behaupten. Der Urkundenbestand der Abtei, der bis heute *in situ* verblieben ist, bietet aufgrund seines außerordentlichen Umfangs der Forschung fast unvergleichliche Möglichkeiten, zugleich allerdings auch die Schwierigkeit, die Menge des Urkundenmaterials für die eigenen Projekte auszuwerten. Seit 1873 wurde mit dem *Codex diplomaticus Cavensis* begonnen, den reichen Archivbestand zu edieren. Das Projekt, das 1893 ins Stocken geriet, konnte zwar 1984 durch Simeone Leone und Giovanni Vitolo wiederaufgenommen werden, geht aber bis heute über Band 10 (1990), der die Urkunden bis 1080 ediert, nicht hinaus. Laut Mitteilung des Archivs ist zeitnah mit einer Fortsetzung zu rechnen; allerdings werden diese Bände sicher nur Urkunden des 11. Jahrhunderts umfassen. Zur Orientierung über die Bestände war man bis vor Kurzem ausschließlich auf die Findbücher vor Ort angewiesen, die Pergamenturkunden sind in einem handschriftlichen „catalogo cronologico" in insgesamt acht Bänden (ein Band für die Papst-, Herrscher- und Bischofsurkunden, sieben Bände für die Privaturkunden) nachgewiesen. Dank des Einsatzes der Abtei und des Archivars Carmine Carleo konnten diese Inventare seit 2004 in relativ rascher Folge publiziert werden, so dass nun ortsunabhängig eine effiziente Vorbereitung des Archivbesuchs möglich ist. Nachdem das „Repertorio dei diplomi dell'Archivio Cavense" (2004) den *Index Chronologicus Diplomatum*, also das Verzeichnis der 729 Papst-, Herrscher- und Bischofsurkunden für den Zeitraum von 840 bis 1771, erschlossen hat, wurde 2007 mit der Veröffentlichung des *Index Chronologicus Chartarum*, des Verzeichnisses der ca. 15000 Privaturkunden des Archivs begonnen. Nach den Repertoria für die ca. 6200 Urkunden der normannischen Zeit (2004) und die ca. 1500 Dokumente der staufischen Herrschaft (2010) sowie dem 2011 erschienenen „Repertorio delle pergamene greche dell'Archivio Cavense", das 110 Einträge umfasst,

konnte 2013 das vorliegende Nachweisinstrument für die anjovinische Periode publiziert werden. In bewährter Tradition und in Anlehnung an den *Index Chronologicus* werden ca. 3200 Regesten in chronologischer Ordnung und in lateinischer Sprache aufgeführt, ein zweiter Band liefert die in der Praxis sehr nützlichen Register der Personen- und Ortsnamen mit einigen zusätzlichen Einträgen für wichtige Sachbetreffe (in einem Alphabet), der behandelten Kirchen und Klöster sowie der ausstellenden Notare. Zur Veranschaulichung sind Abb. einzelner Urkunden sowie der *signa* der Notare beigefügt. In der Regel wurden die Regesten der Vorlage übernommen, wobei allerdings die Datierungen sowie die Personen- und Ortsnamen nochmals verifiziert wurden. Mit dem Berichtsende der vorliegenden Bände ist in der Geschichte der Abtei eine wichtige Zäsur erreicht, das Ende der anjovinischen Herrschaft fällt mit dem Übergang des Klosters in kommendatarische Verwaltung zusammen. Die Zielsetzung des Vorhabens, den Forscherinnen und Forschern ein Repertorium für die erste Überprüfung des Urkundenbestands ortsunabhängig anzubieten, ist in bester Weise erfüllt. Die Wahl von Regesten in lateinischer Sprache ist zweifelsohne gerechtfertigt, auch wenn diese Praxis inzwischen nicht mehr sonderlich verbreitet ist. Abgesehen von der Schwierigkeit adäquater Übersetzungen nicht immer eindeutiger Rechtsakte gewährt die sprachliche Nähe eine bessere Vorstellung vom Original. Ein Repertorium kann und will die Arbeit am Original, eine wissenschaftliche Edition oder die Behandlung diplomatischer und paläographischer Fragen nicht ersetzen. Damit werden auch die Fortführung des *Codex Diplomaticus Cavensis* bzw. die mögliche Digitalisierung der Urkunden in keiner Weise überflüssig. Angesichts der Menge der Urkunden sind freilich sowohl an einem Abschluss der wissenschaftlichen Edition (zumindest für den Urkundenbestand in nachnormannischer Zeit) als auch an einer umfassenden Erschließung in digitaler Form gewisse Zweifel anzumelden. Unter diesen Umständen ist der Abtei, der Bibliothek des *Monumento Statale* und besonders dem Herausgeber zu danken, dass sie der Forschung dieses unverzichtbare Arbeitsinstrument zur Verfügung gestellt haben. Ob dieser Zweck durch das Erscheinen der Publikation außerhalb des Buchhandels in idealer Form erreicht wurde, bleibt allerdings – zumindest im Hinblick auf die Verbreitung außerhalb Italiens – fraglich.

Thomas Hofmann

Patricia Skinner, Medieval Amalfi and its Diaspora, 800–1250, Oxford (Oxford University Press) 2013, XIX + 280 S., ISBN 978-0-19-964627-2, £ 65.

Il volume affronta il tema storiograficamente intrigante della fortuna medievale di Amalfi e della diffusione degli amalfitani al di fuori della città di origine, fenomeno che – con prestito dalla storiografia sugli ebrei – viene da alcuni anni definito „diaspora". In realtà già l'utilizzo di questo termine forte ed evocativo, per i secoli interessati, lascia intendere una dimensione eccezionale e almeno in parte causata dall'esterno del fenomeno dello spostamento degli amalfitani, a partire già dal X secolo, a

cui si dovrebbe associare un desiderio di ritorno nella terra di origine: caratteri non sempre dimostrabili nella vicenda amalfitana. L'ambizione dell'a. è comunque quella di ottenere „a holistic, people-centred study, encompassing everything from local families and their status" (p. XI), con un disegno quasi enciclopedico nei confronti della società amalfitana. Bisogna comunque precisare che, a dispetto del titolo, la sostanza dell'analisi verte cronologicamente sui secoli X e XI, con una più sommaria trattazione del XII secolo e qualche riferimento – soprattutto in relazione alla „diaspora" – per il XIII secolo. Ma veniamo alla struttura del volume. Una prima parte (Amalfi, pp. 1–146) è dedicata ad una minuziosa analisi della situazione all'interno della città di Amalfi e del suo Ducato; si apre con una rassegna delle fonti disponibili (The Problem of Information, pp. 3–19), seguita da una descrizione del contesto geografico-territoriale (Setting the Scene, pp. 19–31); si giunge quindi alla più complessa operazione di descrivere la società amalfitana (Inhabiting Amalfi: the Structures of Society, pp. 32–57) per passare poi all'analisi della produzione economica (Exploiting Amalfi: Land, Production and Enterprise, pp. 58–80), della vita religiosa (Religious Life: Church and Community, pp. 80–111) e chiudere con i quadri politici e dirigenti (Ruling Amalfi: The Components of power, pp. 112–147). La seconda parte (Amalfitans, pp. 151–253) si cimenta più direttamente con la „diaspora", analizzando prima le strutture relazionali delle famiglie (Families and the Ties of Kinship, pp. 151–178), e passare quindi per cerchi concentrici sempre più ampi a valutare le presenze amalfitane nella penisola italiana (Leaving the City: The Amalfitan Diaspora in Italy, pp. 179–211), nel Mediterraneo orientale (Leaving Italy: Amalfitans in the Eastern Mediterranean, pp. 212–233) e in quello occidentale (Expanding Horizons: Amalfitans in the Western Mediterranean, pp. 234–248). Nelle pagine finali (Challenging the Dicotomy, 249–253) l'a. mira a ricomporre i due tronconi analizzati della storia amalfitana, con il risultato di ridimensionare la portata della rete commericale enfatizzata da A. Citarella e C. Cahen, e mettere quantomeno in dubbio la presenza amalfitana a Cordoba e in Provenza; anche l'insistenza delle coeve fonti narrative sulla ricchezza della città sembrerebbe essere il frutto di amplificazioni retoriche e talora forse di citazioni reciproche. La stessa conversione degli Amalfitani in senso lato nel gruppo di funzionari più attivo e presente nel territorio del Regno a partire dal XIII secolo sarebbe connesso più alla „diaspora" già in atto nel territori del Regno di Sicilia, e non ad una riconosciuta capacità imprenditoriale del gruppo. Si tratta di ipotesi legittime e argomentate, ma che non spiegano le ragioni del profilo comunque speciale che gli Amalfitani acquisiscono presso i contemporanei e per le quali non si può neppure prescindere da un confronto con le vicende del più ampio gruppo di „Amalfitani", cioè abitanti dell'intera costiera a cominciare dagli Atranenses e dai Ravellesi. Il volume, oltre ad alcune carte, tabelle e genealogie è completato da una vasta ed aggiornata bibliografia (pp. 257–274) e da un indice dei nomi, luoghi e cose notevoli.

Francesco Panarelli

Benjamin Scheller, Die Stadt der Neuchristen. Konvertierte Juden und ihre Nachkommen im Trani des Spätmittelalters zwischen Inklusion und Exklusion, Berlin (Akademie Verlag) 2013 (Europa im Mittelalter 22), 509 S., Abb., ISBN 978-3-05-005977-8, € 99,80.

In seiner Berliner Habilitationsschrift untersucht Benjamin Scheller die Folgen der Massenkonversion von Juden im Königreich Neapel. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie die „Jewishness" (S. 15) der Konvertiten und ihrer Nachkommen im Zeitraum von 1292 bis 1514 in verschiedenen politisch-sozialen Kontexten konstruiert, transformiert oder auch getilgt wurde, um den Grad an Inklusion bzw. Exklusion dieser Personengruppe in die christliche Gesellschaft Süditaliens zu ermessen. Dabei verfolgt Scheller sowohl einen mikro- als auch einen makrohistorischen Ansatz, wenn er die Stadt Trani als exemplarischen Untersuchungsraum auswählt, zugleich aber auch Vergleiche aus anderen Regionen des Königreichs mit einbezieht. Ausgehend von der Massenkonversion 1292, die Scheller als „Resultat einer inquisitorischen Judenverfolgung" wertet, „die sich kumulativ radikalisiert hatte" (S. 39), wird gezeigt, dass es dem Königtum nicht gelang, die konvertierten Juden in den herrscherlichen Untertanenverband einzugliedern. Erst im 15. Jh. erfolgten eine Emanzipation der Neuchristen vom Einflussbereich der Kirche und eine zunehmende Inklusion in die städtische Gemeinschaft Tranis. Durch die Stadtverfassung von 1413 wurden Vertreter der Neuchristen gewissermaßen als Sondergemeinde neben Adel und Volk in den Stadtrat aufgenommen. Nach einer Phase städtischer Konflikte, die Scheller auch mit dem zeitweiligen Versuch einer politischen Exklusion der Neuchristen in Verbindung bringt, wurde die politisch-soziale Integration der Neuchristen seit den 1460er Jahren auf ein neues Fundament gestellt: Als Kaufleute gehörten sie nunmehr einem eigenen Stand innerhalb der Stadt an, der ihre vorherige „Jewishness" überschrieb und ihnen den Aufstieg bis in den Adel ermöglichte. Diesen Befund kann Scheller durch seine umfangreichen netzwerkanalytischen Ausführungen zu den Geschäftsbeziehungen der Neuchristen, zu ihrer Rolle innerhalb der Gesellschaft der Stadt Trani, zu ihren neuen Karrieremöglichkeiten im Bereich von Handel, Verwaltung und Recht sowie zu urbanen Veränderungen durch Aufhebung festumrissener, religiös-sozial determinierter Wohn- und Handlungsbereiche stärken. Von langer Dauer war die Inklusion der Neuchristen jedoch nicht, da es zu Beginn des 16. Jh. erneut zu Vertreibungen und schließlich zu ihrer städtischen Exklusion kam. Als einen Grund führt Scheller Veränderungen im Sprachgebrauch gegenüber den Neuchristen an, die nicht mehr als „andere Christen" (S. 325), sondern durch Import pejorativer Bezeichnungen aus Spanien nunmehr als falsche und defizitäre Christen verstanden wurden, gegen die vorgegangen werden musste. Weshalb diese „neue exkludierende Differenzsemantik" (S. 374) als Ursache und nicht als Symptom für einen sich verändernden Umgang mit den Neuchristen verstanden wird, wird nicht thematisiert, ebenso wenig die Frage, inwieweit die bis dahin vorherrschenden Quellenbegriffe für Neuchristen – *neofiti* und *christiani novi* – in ihren unterschiedlichen Anwendungskontexten zwin-

gend als Synonyme zu verstehen sind. Bevor Scheller sein Buch mit einer konzisen Zusammenfassung, einem umfangreichen prosopographischen Anhang und der Transkription wichtiger Quellen abschließt, gibt er mit drei neuzeitlichen Episoden – u. a. seinen eigenen Erfahrungen in Trani – einen assoziativ-persönlichen Einblick in „all das, worum es in diesem Buch geht" (S. 368). Insgesamt zeichnet sich die Arbeit durch eine multiperspektivische Sicht auf die Fragestellung, eine starke methodische Fundierung, einen differenzierten und reflektierten Umgang mit den Begriffen Inklusion und Exklusion und eine starke Quellennähe aus. Manche inhaltlichen und sprachlichen Wiederholungen hätten vermieden werden können, sind aber wohl der zugleich chronologischen und thematischen Anlage des Buchs geschuldet.

Lioba Geis

Die Urkunden Manfreds, bearb. von Christian Friedl unter Verwendung von Vorarbeiten von Markus Brantl, Wiesbaden (Harrassowitz) 2013 (Monumenta Germaniae Historica: Diplomata Regum et Imperatorum Germaniae 17), XLII, 804 S., ISBN 978-3-447-06995-3, € 140.

In der zu besprechenden Edition sind 168 Urkunden König Manfreds von Sizilien einschließlich seiner Briefe sowie sechs neuzeitliche Fälschungen und 131 Deperdita berücksichtigt worden. Die Urkunden Manfreds umfassen den gesamten Zeitraum seiner Regierungszeit vom Jahr 1250 bis ins Jahr 1266. Der Staufer Manfred, ein Sohn Friedrichs II. und seit 1258 König von Sizilien, versuchte an die imperiale Herrschaftskonzeption seines Vaters anzuknüpfen, scheiterte aber grandios an den inzwischen veränderten Machtverhältnissen im Königreich und fand 1266 in der Schlacht von Benevent den Tod. Aufgenommen wurden in die vorliegende kritische Edition nicht nur Urkunden im engeren Sinne, also Privilegien und Mandate Manfreds, sondern alle Schriftstücke, die in seinem Namen verfasst wurden. Acht Texte sind in diesem Rahmen das erste Mal abgedruckt. Insgesamt kann der Bearb., ein Schüler Walter Kochs, 42 Urkunden in Originalüberlieferung verzeichnen, bei drei Vierteln des gesamten Urkundenbestandes ist der Editor auf die kopiale Überlieferung angewiesen, die auf Texten vom 13. bis zum 20. Jh. basiert, wobei vor allem Notariatsinstrumente aus der zweiten Hälfte des 13. Jh. überwiegen. Acht Urkunden Manfreds sind außerdem als photographische Reproduktion aufgenommen. Eine wesentliche Grundlage für die vorliegende Edition stellten für den Bearbeiter Christian Friedl die Vorarbeiten dar, die Markus Brantl zum Teil als Mitarbeiter an der Edition der Urkunden Friedrichs II. und zum Teil im Rahmen seiner Dissertation „Studien zum Kanzlei- und Urkundenwesen König Manfreds von Sizilien (1250) 1258–1266" in den 80er und 90er Jahren des 20. Jh. geleistet hatte. Da Brantl das der Edition zugrundeliegende Material fast vollständig gesammelt, digitalisiert und bereits erste Texte angefertigt hatte, konnte Friedl das für fünf Jahre von der DFG geförderte Projekt so zügig bearbeiten und äußerst erfolgreich zum Abschluss bringen. In gewohnter

MGH-Manier bietet die Edition zunächst eine Einleitung, in der Urkundenbestand, Überlieferungs- und Kanzleisituation sowie die wichtigsten inneren und äußeren Merkmale der Urkunden Manfreds besprochen werden. Danach sind die einzelnen Urkunden in chronologischer Reihenfolge mit einem kritischen Anmerkungsapparat abgedruckt. In einem ersten Anhang folgen die 131 Deperdita Manfreds und in einem zweiten noch sechs neuzeitliche Urkundenfälschungen. Voraus gehen den einzelnen Urkunden ein ausführliches Regest, Ausstellungsort und -datum, Angaben zur handschriftlichen Überlieferung, zu Editionen und Regesten sowie Bemerkungen mit überlieferungs- und kanzleigeschichtlichen, diplomatischen und inhaltlichen Kommentaren. Abgeschlossen wird die Edition durch ein Namenregister, in dem Orts- und Personennamen eingeschlossen sind, ein ausführliches Wort- und Sachregister, ein Empfängerverzeichnis, ein Verzeichnis der Überlieferung nach Lagerstätten sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Die nach MGH-Kriterien mit akribischer Sorgfalt ausgeführte kritische Edition wird in Zukunft für alle Studien über das nachfridericianische Sizilien und den Stauferkönig Manfred wegweisend sein. Julia Becker

Annliese Nef (ed.), A companion to medieval Palermo. The history of a Mediterranean city from 600 to 1500, Leiden etc. (Brill) 2013 (Brill's companion to European history 5), XVIII, 542 pp., ill., ISBN 978-90-04-22392-9, € 167.

Il volume raccoglie sedici contributi tradotti in inglese e scritti per questa occasione per mano di 14 autori, tutti italiani o francesi, su un tema che ha visto cimentarsi negli ultimi decenni anche una discreta pattuglia inglese (ad es. J. Johns, A. Metcalfe, S. Epstein). La curatrice ha volutamente e giustamente mirato a riconoscere uno spazio adeguato anche all'età altomedievale, che per quanto ricca di suggestioni, si presenta sempre avara di fonti scritte e materiali. Un punto di forza del volume è rappresentato dalla interdisciplinarità, che si traduce nella collaborazione di storici dell'arte, della lingua e della letteratura, e di archeologi. La scelta si rivela felice soprattutto per l'alto medioevo e quasi inevitabile per onorare l'impegno di considerare „the medieval history of Palermo in a new light". Il volume è organizzato in quattro sezioni distinte: le prime tre sono segnate da una scansione cronologica e la quarta da una impostazione tematica. La prima sezione (From an Empire to another Empire [VIth–XIth], pp. 11–129), con contributi di Vivien Prigent (Palermo in the Eastern Roman Empire, pp. 11–38), Annliese Nef (Islamic Palermo and the *dar-al-islam*, pp. 39–59), Alessandra Bagnera (From a small town to a capital, pp. 61–88), Mirella Cassarino (Palermo experienced, Palermo imagined, pp. 89–129) ripercorre l'alto medioevo palermitano, con un esame delle poche e frammentate fonti disponibili (scritte e materiali), non senza però rilevare, come avviene nel contributo della Cassarino, la necessità di pubblicare ancora fonti superstiti relative alla cultura araba siciliana e magrebina, che possono contribuire a riformulare l'immagine, in gran parte amariana, della Sicilia musulmana. La seconda sezione (The Hauteville's experiment

[XIth–XIIth], pp. 131–232) oltre la breve introduzione di A. Nef, contiene i contributi a carattere più schiettamente architettonico e urbanistico di Rosi Di Liberto (Norman Palermo: Architecture between the 11th and 12th century, pp. 139–194) e Elena Pezzini (Palermo in the 12th century: transformations in *forma urbis*, pp. 195–232). Il contributo della Di Liberto insiste sulla creazione di uno stile arabo-normanno originale della Sicilia, nel quale si fondono e confondono influenze che provengono dal mondo romano, nordeuropeo, islamico, bizantino (cf. p. 174), così come nel contributo della Pezzini si lascia intendere che vi fosse un mescolamento culturale (p. 227), in cui anche i latini cristiani dominanti comunque assorbirono parte del gusto e della cultura dei sottomessi musulmani: si tratta di sfumature di valutazione sul problema nodale della sorte della componente arabo-guidaica nel mondo normanno-svevo, riprese e variate anche dagli altri autori. La terza sezione (Palermo and the Mediterranean at the end of the Middle Ages, pp. 233–296) contiene interventi di Henri Bresc (Palermo in the 14th–15th century: urban economy and trade, pp. 235–268) e Ennio Igor Mineo (Palermo in the 14th–15th century: the urban society, pp. 269–296), nei quali prevale di gran lunga l'analisi economico sociale su quella urbanistico-topografica, che quasi scompare. Il contributo di Bresc verte sulla storia economica e insiste sulla capacità di Palermo di creare un mercato per l'esportazione di materie prime, cui non corrispose un adeguato sviluppo di attività artigianali locali (quelli specializzati vengono chiamati dall'esterno), anche se nel complesso il giudizio dell'a., da un punto di vista strettamente economico, è positivo. La quarta sezione (Transversal approaches, pp. 297–485), contiene interventi di Laura Sciascia (Palermo as a stage for, and a mirror of, politcal development, pp. 299–323), Gian Luca Borghese (The city of foreigners, pp. 325–334), Henri Bresc (Religious Palermo: a panorama, pp. 349–382), Sulamith Brodbeck (Monreale from its origin to the end of the Middle Ages, pp. 383–412), Benoit Grévin (Linguistic cultures and textual production in Palermo, pp. 413–436), Giuseppe Mandalà (The Jews of Palermo from late antiquity to the expulsion, pp. 437–485), che affrontano temi trasversali, come la presenza giudaica (Mandalà) o le finalità della decorazione della cattedrale di Monreale (Brodbeck); ottimamente calibrati rispetto alla finalità del volume sono i contributi di Bresc sugli insediamenti religiosi e di Grévin sulla cultura letteraria. Il volume si chiude con le Conclusive perspectives affidate a Francesco Titone (Citizens and freedom in medieval Sicily, pp. 489–523), un contributo che in realtà affronta il problema storiografico del ruolo delle comunità urbane siciliane senza alcuno specifico riferimento a Palermo: il tema è certo di rilievo e anche ben sviluppato, ma, francamente, non si amalgama con la specifica finalità del volume. Quantomeno il tema andava declinato con maggiore riferimento alla situazione e alle interpretazioni relative alla città di Palermo. Chiudono il volume, altrimenti ben strutturato, una Bibliografia essenziale (525–528) e l'Indice dei nomi e dei luoghi (pp. 529–542).

Francesco Panarelli

Verzeichnis der Rezensenten

Andreea Badea
Martin Bauch
Julia Becker
Wolfram Benziger
Martin Bertram
Tobias Daniels
Fulvio Delle Donne
Christof Dipper
Thomas Ertl
Arnold Esch
Irene Fosi
Lioba Geis
Silvano Giordano
Dieter Girgensohn
Rubén González Cuerva
Giuseppe Antonio Guazzelli
Stefan Hanß
Florian Hartmann
Martina Hartmann
Ingo Herklotz
Matthias Herrn
Kerstin Hitzbleck
Ivan Hlaváček
Thomas Hofmann
Rudolf Hüls
Ursula Jaitner-Hahner
Árpád von Klimó
Alexander Koller
Franz-Josef Kos
Dietrich Lohrmann
Rüdiger Lorenz
Ralf Lützelschwab
Paola Maffei
Sven Mahmens
Mario Marrocchi
Elena Mazzini
Andreas Meyer
Wolfgang P. Müller
Amedeo Osti Guerrazzi
Roberto Paciocco
Francesco Panarelli
Hannelore Putz
Andreas Rehberg
Wolfgang Reinhard
Eugenio Riversi
Josef Riedmann
Ludwig Schmugge
Christiane Schuchard
Petra Schulte
Birigide Schwarz
Jens Späth
Thomas Szabó
Michael Thöndl
Jasper Trautsch
Moritz Trebeljahr
François-Charles Uginet
Gerd Vesper
Maria Antonietta Visceglia
Jörg Voigt
Klaus Voigt
Kordula Wolf
Jörg Zedler

Register der in den Anzeigen und Besprechungen genannten Autoren

Abenstein, C. 429
Accrocca, F. 563
Agarossi, E. 534
Agneni, A. 564
Althoff, G. 462
Álvarez-Ossorio Rivas, A. 419
Ambrosio, A. 576
Andermann, K. 426
Andretta, S. 564
Annas, G. 491
Antenhofer, C. 492
Argenziano, R. 561
Ascheri, M. 558, 562
Auge, O. 426
Avagliano, F. 573

Babuin, A. 423
Bagnera, A. 583
Barbagli, A. 550
Barbero, A. 409
Barbierato, P. 539
Barelli, L. 564
Barlucchi, A. 411
Baroffio, G. 445
Barone, F. 412
Bartolomei Romagnoli, A. 406, 563
Basso, E. 419
Battioni, G. 490
Battista, G. 554
Bauer, D. R. 433
Becker, R. 438
Bellavitis, A. 546
Benedetti, M. 497 f.
Bernardi, C. 546
Bernhard, E. 533
Bernstorff, M. von 436, 441
Bertelè, G. 544
Bertelè, T. 544
Bertram, M. 412
Bianca, C. 428
Bierlaire, F. 503
Bireley, R. 438
Birocchi, I. 449
Boesch Gajano, S. 563
Bolzonella, M. 539
Bono, S. 419
Bonomi, S. 538
Borghese, G. L. 584
Bortolami, S. 538
Boschi, E. 404
Brantl, M. 582
Braun, G. 407, 438 f.
Braun, K.-H. 484
Bresc, H. 584
Bridgeman, J. 495
Brodbeck, S. 584
Broers, M. 439
Broggio, P. 430
Brogi, A. 535
Brunius, J. 445
Brunner, M.-E. 408
Bünz, E. 420, 504
Burkardt, A. 433
Burlamacchi, M. 467

Caciorgna, M. T. 409
Caldelli, E. 445
Camboni, M. 440
Cammarosano, P. 454, 562
Campbell, B. 426
Canetti, L. 406
Cantú, F. 431
Caravale, G. 512
Carleo, C. 578
Carlone, C. 576
Carocci, S. 409
Carosso, A. 440
Casini, T. 411
Cassarino, M. 583
Cattaneo, M. 439
Cavaciocchi, S. 426
Cavarzere, M. 510
Ceppari Ridolfi, M. A. 562
Černá, D. 403
Cervelli, M. 552
Christides, V. 419
Cifres, A. 510
Cipriano, S. 538
Clarke, P. D. 493
Clemens, G. B. 439
Cohn, S. 427
Conetti, M. 569
Corsi, E. 431
Cortese, E. 449
Cortese, M. E. 410
Cresci Marrone, G. 538
Cristellon, C. 435
Crouzet-Pavan, É. 409
Cupperi, W. 436
Curti, F. 442

D'Angelo, E. 407
D'Imperio, F. S. 448
Dalarun, J. 463
Daniels, T. 436, 556
Dartmann, C. 425
Davide, M. 454
Davis, J. A. 439
De Robertis, T. 443
De Venuto, C. 552
Delpiano, P. 509
Delzant, J.-B. 411
Demontis, L. 549
Dendorfer, J. 425
Deutinger, R. 425
Di Liberto, R. 584
Di Loreto, S. 440
Di Martino, S. 564
Diacciati, S. 409
Dilcher, G. 425
Dobler, R.-M. 442
Dorini, U. 544
Duchhardt, H. 407
Dunnage, J. 530
Dürr, B. 524

Ebert-Schifferer, S. 441
Edbury, P. W. 422
Egel, N. 428
Emler, D. 403

Erba-Tissot, H. 534
Esch, A. 421

Fabbri, A. 479
Fabriani, C. 564
Faini, E. 410
Falkenhausen, V. von 424
Fattorini, G. 561
Fenlon, I. 546
Fernández Terricabras, I. 432
Fernández-Santos Ortiz-Iribas, J. 437
Ferrari, D. 492
Ferrario, V. 540
Filipová, L. 403
Forclaz, B. 430
Fosi, I. 430, 437
Fraedrich-Nowag, S. 513
Frajese, V. 509
Frame, R. 422
Francesconi, G. 410
Frank, C. 442
Frauenknecht, E. 457
Freddi, S. 460
Friedl, C. 582
Fubini, R. 556
Fuess, A. 419

Gabbrielli, F. 560
Gabrielsen, V. 420
Gaier, M. 442, 546
García Cueto, D. 437
García López, D. 436
Gavazzi, M. 561
Geczer, O. 472
Gérard-Marchant, L. 553
Giannini, M. C. 431
Gilan, A. 419
Gioanni, S. 454
Giordano, S. 430, 438
Gipper, A. 434
Girard, A. 430, 432
Girgensohn, D. 449
Gledhill, J. 422
Gobbi, A. 423
Goetze, D. 408
Goldenberg Stoppato, L. 436
Grabs, A. 439
Grant, A. 422
Grévin, B. 584
Griffiths, A. 495
Grillo, P. 410
Gui, F. 430
Guida, M. 563
Guidoboni, E. 404
Gullino, G. 544

Hartmann, F. 465
Hartmann, M. 466
Hartmann, W. 458
Haug-Moritz, G. 407
Haupt, H.-G. 439
Heil, D. 408
Helm, J. 510
Helmrath, J. 491
Helmstutler Di Dio, K. 436
Henderson, D. 428
Herweg, M. 484
Heuser, P. A. 408
Heygate, C. 422
Hicks, L. V. 422
Hledíková, Z. 474
Hocquet, J.-C. 542
Hodges, R. 572, 574
Hoffmann, R. 427
Hoven, R. 503
Howard, D. 546
Hruboň, P. 478
Hubert, H. W. 484
Huschner, W. 420

Janowski, F. 492
Jaspert, N. 418
Jeanne, B. 431
Jiménez Pablo, E. 432
Jotischky, A. 421

Kaiser, C. 427
Kampmann, C. 408
Kappel, K. 443
Kasten, B. 425
Keller, K. 437
Kempe, M. 420
Kern, E. 451
Kertzer, D. I. 528
Kieven, E. 441
Kinney, D. 443
Kjaergaards, T. 427
Klein, F. 413
Klein, H. A. 428
Kliemann, J. 442
Klinkhammer, L. 439
Knorrig, M. von 408
Kohler, A. 408
Kölbl, B. 428
Kolditz, S. 418, 428
Koller, A. 421, 437, 439
Kourniakos, P. 429
Kranz, H. 486
Kubersky-Piredda, S. 436, 442
Kühne, H. 504
Kunštát, M. 403

Landau, P. 415
Lane, F. C. 544
Larson, A. A. 450
Lazzarini, I. 409
Leeb, J. 408
Leggio, T. 563
Lentz, T. 439
Leone, S. 578
Leppard, S. 572, 574
Lepsius, S. 449
Linke, B. 419
Lohmann, N. 403
Lorenzetti, R. 564
Lübke, C. 420
Lück, H. 426
Lukenda, R. 519
Lüneburg, M. von 435
Lupprian, K.-E. 451

Mager, M. 506
Maggioni, G. P. 471
Mandalà, G. 584
Mantovani, D. 536
Marazzi, M. 573
Marchionibus, M. R. 423
Marcon, S. 424
Mariangeli, L. 533
Mariani, M. 440
Mariev, S. 429
Martellozzo, V. 540
Martelozzo Florin, E. 539
Märtl, C. 427
Mascilli Migliorini, L. 440
Matheus, M. 442

Matheus, R. 635
Mattone, A. 449
Meli, P. 411
Menant, F. 409
Menegon, E. 431
Mengotti, C. 538
Menniti Ippolito, A. 515
Menzinger, S. 411
Messa, P. 563
Miegel, A. 492
Miethke, J. 486
Milani, G. 410, 550
Miletti, M. N. 449
Mineo, E. I. 584
Miriello, R. 443
Mitchell, J. 572, 574
Mlsna, P. 403
Molho, A. 554
Molnár, A. 430, 433
Mondrain, B. 428
Monfasani, J. 429
Montemezzo, S. 543
Montevecchi, N. 561
Moretti, I.
Mottola, F. 576
Muir, E. 546
Müller, T. 482
Müller, T. T. 504

Navarra, A. 404
Nef, A. 583
Nesselrath, A. 442
Neuhaus, H. 408
Newbigin, N. 569
Ni Cléirigh, L. 422
Nocentini, S. 407

Oexle, O. G. 452
Oldfield, P. 422
Onori, E. 564
Origone, S. 423
Ortalli, G. 480

Pace, V. 443
Paciocco, R. 476
Palazzolo, M. I. 509
Panarelli, F. 575
Panzac, D. 419
Paoli, U. 406
Paravicini Bagliani, A. 406, 443, 448, 499
Parma, T. 433
Patschovsky, A. 469
Patzold, S. 426, 455, 457
Paul, B. 545 f.
Pellegrini, E. 562
Pellegrini, Marco 430
Pellgrini, Michele561
Pérez de Tudela, A. 436
Pertici, P. 561
Pešek, J. 403
Pezzini, E. 584
Piatti, P. 406
Pierre, B. 432
Pinto, G. 562
Pirani, F. 411
Pisani, M. 519
Pistellato, A. 538
Pizzorusso, G. 430
Platania, G. 433
Ploni, A. 410
Pombeni, P. 524
Ponziani, D. 510
Prigent, V. 583
Pringle, D. 422
Psík, R. 478
Pullan, B. S. 546

Raines, D. 546
Rauchensteiner, M. 526
Rauscher, P. 408
Rebellato, E. 509
Reichardt, R. 440
Repgen, K. 408
Reuter, T. 466
Revest, C. 411
Reynold, S. 425
Ricci, G. 430
Ricci, S. 510
Ricklin, T. 427
Riehle, A. 428
Rigo, A. 423
Rischbieter, J. L. 442
Rivero Rodríguez, M. 430
Rizzi, A. 481
Rodriquez, M. T. 424
Rognoni, C. 424
Rohrschneider, M. 408
Röll, J. 442
Ronchey, S. 417, 424
Ronchi De Michelis, L. 430
Roovers, R. de 557
Rosa, M. 430
Rosand, D. 546
Röttgen, H. 443
Rozzo, U. 510
Rückert, P. 492
Rusconi, R. 510

Šafařík, P. 403
Salort Pons, S. 436
Sani, B. 560
Sartori, M. 543
Satzinger, G. 443
Sbardella, F. 564
Sbardellati, A. 561
Scacchi, D. 564
Schallert, R. 443
Scharff, T. 434
Scheller, B. 581
Scherbaum, B. 437
Scherer, C. 456
Schieder, W. 442
Schieffer, R. 425
Schilling, H. 430, 437
Schleissner-Beer, M. 547
Schlimme, H. 442
Schmitz, G. 457 f.
Schmitz, M. 443
Schmugge, L. 493
Scholl, C. 477
Schreiner, P. 417
Schröder, I. 458
Schuchard, C. 568
Schütze, S. 443
Schwarz, B. 567
Schwedt, H. H. 507
Sciascia, L. 584
Seidel Menchi, S. 503
Sellin, V. 439
Sickel, L. 442
Siemann, W. 439
Signorotto, G. 430
Skinner, P. 579
Slavin, P. 427
Somigli, E. 447
Sordini, B. 561

Soriani Innocenti, M. 407
Spagnoletti, A. 430
Spieß, K.-H. 425
Sschwerhoff, G. 433
Stabenow, J. 441
Stenzig, P. 502
Stringer, K. J. 421
Strohmeyer, A. 407

Taddei, I. 411
Tagliaferro, G. 547
Tallon, A. 430
Tambrun-Krasker, B. 428
Tanzini, L. 409
Tedeschi, C. 476
Tewes, G.-R. 557
Thielemann, A. 443
Thiessen, H. von 436
Thimann, M. 442, 571
Titone, F. 584
Tjarks, S. U. 540
Tocci, R. 417
Trizio, M. 423
Troadec, C. 411
Turrini, P. 562

Ullmann, H.-P. 439

Valente, M. 510
Vallerani, M. 411
Vann, T. 419
Vanni, A. 511
Varanini, G. M. 411
Varotto, M. 539
Vian, G. 521
Vigato, M. 539
Vignodelli, G. 461
Villani, S. 430
Visceglia, M. A. 429, 501
Visentin, B. 575
Vitolo, G. 578
Vogt, A. 443
Vykoukal, J. 404

Walberg, D. 547
Weileder, M. 451
Weinfurter, S. 425
Wejwoda, M. 487
Wickham, C. 565
Windler, C. 431
Wisch, B. 569
Wittneben, E. L. 449
Wolf, S. 451
Woolf, S. 439
Worthen, T 547

Zanke, S. 475
Zaslavsky, V. 534
Zatschek, H. 466
Zechiel-Eckes, K. 457
Zedler, J. 523
Zimmermann, K. 436
Zimmermann, V. 403
Zorzi, A. 409
Zunckel, J. 435
Zutshi, P. N. R. 493

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 23474 4776

Die historische Fachzeitschrift »Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken« (QFIAB) erscheint seit 1898 und wird vom Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom herausgegeben. Die Beiträge (mit Zusammenfassungen auf Deutsch bzw. Italienisch und Englisch) behandeln Themen zu den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien und zur italienischen Geschichte vom Frühmittelalter bis zur Zeitgeschichte in ihren europäischen und globalen Bezügen. Darüber hinaus enthalten die Bände den Jahresbericht des Direktors, Berichte über Veranstaltungen und einen Rezensionsteil mit folgenden Unterteilungen: Allgemeines; Festschriften, Aufsatzsammlungen, Kongressakten; Historische Hilfswissenschaften; Rechtsgeschichte; Mittelalter; Frühe Neuzeit; 19. Jahrhundert; Zeitgeschichte; Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel- und Süditalien).

www.degruyter.com
ISSN 0079-9068